

Schriften des Historischen Kollegs

Kolloquien

56

Utopie und politische Herrschaft
im Europa der Zwischenkriegszeit

R. Oldenbourg Verlag München 2003

Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit

Herausgegeben von
Wolfgang Hardtwig
unter Mitarbeit von
Philip Cassier

R. Oldenbourg Verlag München 2003

Schriften des Historischen Kollegs
herausgegeben von

Lothar Gall

in Verbindung mit

Etienne François, Johannes Fried, Klaus Hildebrand, Manfred Hildermeier, Claudia Märkl,
Jochen Martin, Heinrich Nöth, Ursula Peters, Wolfgang Quint und Dietmar Willoweit

Geschäftsführung: Georg Kalmer

Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und ein Förderstipendium sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Wolfgang Hardtwig (Berlin) war – zusammen mit Dr. Peter Burschel (Freiburg i. Br.), Professor Dr. Diethelm Klippel (Bayreuth) und Prof. Dr. Jürgen Reulecke (Siegen) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2000/2001. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Wolfgang Hardtwig aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit“ vom 2. bis 5. Mai 2001 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg, früher vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen, wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 in seiner Grundausstattung vom Freistaat Bayern finanziert; seine Stipendien werden aus Mitteln des DaimlerChrysler-Fonds, der Fritz Thyssen Stiftung, des Stifterverbandes und eines ihm verbundenen Förderunternehmens dotiert. Träger des Kollegs ist nunmehr die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© 2003 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Str. 145, D-81671 München
Internet: <http://www.oldenbourg-verlag.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht)
Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe Druckerei GmbH, München
ISBN 3-486-56642-3

Inhalt

<i>Wolfgang Hardtwig</i> Vorwort	VII
Verzeichnis der Tagungsteilnehmer	IX
<i>Wolfgang Hardtwig</i> Einleitung: Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit	1
<i>Dietrich Beyrau</i> Das bolschewistische Projekt als Entwurf und als soziale Praxis	13
<i>Dietmar Neutatz</i> „Schmiede des neuen Menschen“ und Kostprobe des Sozialismus: Utopien des Moskauer Metrobaus	41
<i>Helmut Altrichter</i> „Living the Revolution“. Stadt und Stadtplanung in Stalins Rußland	57
<i>Karl Schlögel</i> Utopie als Notstandsdenken – einige Überlegungen zur Diskussion über Utopie und Sowjetkommunismus	77
<i>Gustavo Corni</i> Die Utopien des Faschismus: Ruralisierung und „neue Städte“	97
<i>Michael Brenner</i> Die zionistische Utopie begegnet der Realität: Palästina in der deutsch- jüdischen Literatur	119
<i>Ian Kershaw</i> Adolf Hitler und die Realisierung der nationalsozialistischen Rassenutopie	133
<i>Rüdiger Graf</i> Die Mentalisierung des Nirgendwo und die Transformation der Gesell- schaft. Der theoretische Utopiediskurs in Deutschland 1900–1933	145

<i>Heinz-Elmar Tenorth</i>	
Erziehungsutopien zwischen Weimarer Republik und Drittem Reich . . .	175
<i>Jürgen Reulecke</i>	
Utopische Erwartungen an die Jugendbewegung 1900–1933	199
<i>Lucian Hölscher</i>	
Die verschobene Revolution. Zur Generierung historischer Zeit in der deutschen Sozialdemokratie vor 1933	219
<i>Paul Nolte</i>	
Ständische Ordnung im Mitteleuropa der Zwischenkriegszeit. Zur Ideengeschichte einer sozialen Utopie	233
<i>Frank-Lothar Kroll</i>	
Nationalsozialistische Rassenutopien in der Deutungskultur der Zwischenkriegszeit	257
<i>Winfried Nerdinger</i>	
Architekturutopie und Realität des Bauens zwischen Weimarer Republik und Drittem Reich	269
<i>Thomas Rohkrämer</i>	
Die Vision einer deutschen Technik. Ingenieure und das „Dritte Reich“	287
<i>Doris Kaufmann</i>	
Eugenische Utopie und wissenschaftliche Praxis im Nationalsozialismus. Zur Wissenschaftsgeschichte der Schizophrenieforschung	309
<i>Lutz Raphael</i>	
Sozialexperten in Deutschland zwischen konservativem Ordnungs- denken und rassistischer Utopie (1918–1945)	327
Personenregister	347
Sachregister	353

Vorwort

Der vorliegende Band versammelt die Beiträge zu dem Kolloquium, das im Rahmen meines Forschungsvorhabens zur „Politischen Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit“ vom 5. bis 8. Mai 2001 im Historischen Kolleg in München stattfand. Dem Historischen Kolleg und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern möchte ich für die überaus freundliche und förderliche Unterstützung bei der Vorbereitung und Durchführung der Tagung herzlich danken.

Namentlich Frau Dr. Müller-Luckner hat mit vielen Anregungen und wertvollen Hilfen zum Gelingen der Tagung wesentlich beigetragen und die Drucklegung des Bandes gefördert.

Zu danken habe ich schließlich Herrn Philip Cassier M.A., der die manchmal nicht ganz leichte Aufgabe übernommen hat, die Manuskripte zu redigieren und zum Druck vorzubereiten.

Berlin, August 2002

Wolfgang Hardtwig

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Prof. Dr. Helmut Altrichter, Erlangen
Prof. Dr. Dietrich Beyrau, Tübingen
Prof. Dr. Michael Brenner, München
Prof. Dr. Gustavo Corni, Trient
Prof. Dr. Martin H. Geyer, München
Rüdiger Graf M. A., Berlin
Prof. Dr. Wolfgang Hardtwig, Berlin (Stipendiat des Historischen Kollegs 2000/01)
Prof. Dr. Lucian Hölscher, Bochum
Prof. Dr. Doris Kaufmann, Bremen
Prof. Dr. Ian Kershaw, Sheffield
PD Dr. Frank-Lothar Kroll, Chemnitz
Prof. Dr. Hans Mommsen, Feldafing
Prof. Dr. Winfried Nerdinger, München
PD Dr. Dietmar Neutatz, Göttingen
PD Dr. Paul Nolte, Bielefeld
Prof. Dr. Lutz Raphael, Trier
Prof. Dr. Jürgen Reulecke, Siegen (Stipendiat des Historischen Kollegs 2000/01)
Dr. Thomas Rohkrämer, Lancaster
Prof. Dr. Karl Schlögel, Frankfurt/O.
Prof. Dr. Heinz-Elmar Tenorth, Berlin

Wolfgang Hardtwig

Einleitung: Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit

Die Frage nach der Utopie zur Leitfrage einer Tagung über das Verhältnis von Deutungskultur und politischer Herrschaft in der Zwischenkriegszeit zu erheben, ist weniger selbstverständlich, als es zunächst erscheinen mag. Zwar ist man beim Blick auf die Geschichte der Sowjetunion in den 20er und 30er Jahren gewöhnt, daß reflexartig das Stichwort „Utopismus“ fällt, und auch in der Geschichte des Zionismus ist die Formulierung von der „zionistischen Utopie“ gang und gäbe. Deutlich anders verhält es sich bei der Geschichte des italienischen Faschismus und selbst des Nationalsozialismus. Zudem weckt der Begriff der „Utopie“ derzeit in der gesellschaftlich-politischen Diskussion höchst kontroverse Assoziationen, die auf den wissenschaftlichen Sprachgebrauch zurückwirken. So erscheint es manchem Sozialwissenschaftler ganz unzulässig, den Utopiebegriff auf den Nationalsozialismus anzuwenden. Richard Saage etwa polemisiert in seiner im übrigen sehr nützlichen Bilanz zur Utopieforschung gegen jene Utopiekritik, die nach dem Ende des realexistierenden Sozialismus um 1990 verschiedentlich zu hören war. Saage nimmt Anstoß an der These Joachim Fests, daß „jede Gegenutopie“ (gemeint ist der Nationalsozialismus, W. H.) immer auch Utopie sei und damit die äußeren und inneren Merkmale des Begriffs erfülle. Fest beschreibt sie als „Anwendung eines Heilsvokabulars“ und als „Gegenbild von einer gereinigten Welt“, als „Vorstellung vom neuen Menschen sowie ein trotz aller Lücken und Ungeheimtheiten weitgehend geschlossenes System zur Verwirklichung der idealen Ordnung“¹. (Wie offen oder geschlossen dieses System war, sei zunächst dahingestellt.) Saage jedenfalls sieht in dieser Redeweise eine „uferlose Ausweitung“ des Utopiebegriffs, die letztlich, „bewußt oder unbewußt, das konservative Lager der Weimarer Republik und des Dritten Reichs exkulpieren und die letzte Verantwortung für das nationalsozialistische Herrschaftssystem auf den klassischen Utopiediskurs abwälzen“ wolle².

¹ Joachim Fest, *Der zerstörte Traum. Vom Ende des utopischen Zeitalters* (Berlin 1991) 42f.

² Richard Saage, *Utopie-Forschung. Eine Bilanz* (Darmstadt 1997) 26; im folgenden zitiert: Saage, *Utopie-Forschung*. Vgl. auch *ders.*, War Hitler ein „Utopist“?, in: *ders.*, *Vermessungen des Nirgendwo. Begriffe, Wirkungsgeschichte und Lernprozesse der neuzeitlichen Utopien* (Darmstadt 1995) 131–149.

Abgesehen von der wissenschaftlichen Fragwürdigkeit eines solchen „linken“ Exklusivitätsanspruchs auf „Utopie“ kommt damit eine Unterscheidung ins Spiel, die für die Diagnose des geschichtswissenschaftlichen Forschungsstandes durchaus relevant ist: die von klassischer und moderner Utopie. Es fällt auf, daß in der internationalen ebenso wie in der deutschsprachigen *historischen Literatur* seit den 60er Jahren eine intensive Auseinandersetzung mit dem utopischen Denken von Platon bis in die Vorgeschichte der Französischen Revolution stattfindet³, und daß auf der anderen Seite in der zeitgeschichtlichen Forschung die Rede von utopischen Dimensionen des Nationalsozialismus üblich ist, daß aber das Frage- und Erklärungspotential des Utopiebegriffs und der sozial- und geschichtswissenschaftlichen Utopiediskussion von der Zeitgeschichtsforschung kaum genutzt wurde.

Es scheint sich nun aber in den letzten Jahren doch ein gewisser Wandel abzuzeichnen. Systematisierend kann man mehrere Möglichkeiten der Annäherung an das Thema „Utopische Dimensionen des Nationalsozialismus“ unterscheiden, von denen jede für sich ergiebig und legitim ist, die aber sicher jeweils noch weiterführen könnten, wenn sie stärker als bisher geschehen zueinander in Beziehung gesetzt und durch eine theoretische Reflexion auf die wesentlichen Begriffe unterbaut werden würden. Da wäre *erstens* zu nennen ein wissenschaftlich-umgangssprachlicher Gebrauch der Termini Utopie, Chiliasmus, Apokalypse, Eschatologie. Dieser Sprachgebrauch übergreift die Differenzen von *intentionalistischer* und *nicht-intentionalistischer* Deutung des Nationalsozialismus, bei allen sonstigen großen Unterschieden. So spricht etwa Klaus Hildebrand von der Verwirklichung der nationalsozialistischen Utopie⁴, Hans Mommsen hat einen folgenreichen Aufsatz über die „Realisierung des Utopischen“ geschrieben⁵, und um das Verhältnis von – wie vage auch immer formulierter – utopischer Zielsetzung, innerer Dynamik des Regimes und Vernichtungspolitik geht es auch in dem Beitrag von Ian Kershaw in diesem Band⁶. Ohne weitere begriffliche Klärungen werden hier jene Faktoren rekonstruiert, die zur Radikalisierung des Regimes und fortschreitenden Ausgrenzung und schließlich massenhaften Ermordung sogenannter rassefeindlicher Elemente führten. Ein *zweiter* Zugang ergibt sich von der Frage nach der Modernität des Nationalsozialismus her. Die Diskussion um eine

³ Zusammenfassungen des Forschungsstandes *Wilhelm Vosskamp*, Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie, 3 Bde. (Frankfurt a.M. 1982); *Richard Saage*, Zum Stand der sozialwissenschaftlichen Utopieforschung in der Bundesrepublik, in: *Neue Politische Literatur* 38 (1993) 221–238, u. 39 (1994) 55–97.

⁴ *Klaus Hildebrand*, Das Dritte Reich (Grundriß der Geschichte 17, München 1995) 106.

⁵ *Hans Mommsen*, Die Realisierung des Utopischen: Die „Endlösung der Judenfrage“ im Dritten Reich, in: *Geschichte und Gesellschaft* 9 (1983) 381–420.

⁶ Vgl. auch *Ian Kershaw*, Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick, erw. u. bearb. Neuausgabe (Reinbek 1999); zuletzt zur Entstehung utopischer Dispositionen, auch bei zentralen Repräsentanten der alten Eliten: *Moritz Föllmer*, Machtverlust und utopische Kompensation. Hohe Beamte und Nationalismus im Ersten Weltkrieg, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 49 (2001) 581–598.

„absichtsvoll herbeigeführte Modernität“, wie sie etwa Norbert Frei⁷ und zuletzt Paul Nolte bilanziert haben, hat eher auf die alte Dahrendorf-These von der „Modernisierung wider Willen“ verwiesen, wobei aber das Besondere des NS gerade in der „Amalgamierung“ reaktionärer Ideologien wie des Blut- und Boden-Ideals „mit der Faszination durch einen Fortschritt“ bestand, der sich vor allem als Zerstörer bestehender Strukturen und Institutionen verstand⁸.

Eine *dritte* Zugangsmöglichkeit ist die vom Geschichts- und Zukunftsdenken her – natürlich wiederum mit zahlreichen Überschneidungen zu den anderen Ansätzen. Frank-Lothar Kroll hat das Geschichtsbild führender Protagonisten des Nationalsozialismus genauer analysiert und seine Struktur als wesentlich „eschatologisch“ bestimmt – „Eschatologie“ ist einer der wesentlichen Referenzbegriffe zu „Utopie“, die in der Literatur immer wieder begegnen. Auf diesem Wege soll nicht nur die Ideologie, sondern auch die politische Wirklichkeit des Dritten Reiches besser erfaßt werden⁹. Lucian Hölscher dagegen hat, von der Geschichte des utopischen Denkens herkommend, die außerordentliche Konjunktur des Zukunftsdenkens seit etwa 1890 thematisiert und die „Zukunftsvorstellungen“ führender Nationalsozialisten in diesen Zusammenhang eingeordnet. Er sieht in ihnen vorrangig „mythologische Visionen“, die allerdings mit den „Visionen einer künftigen germanischen Herrenrasse“ und ihrer weitreichenden Macht zusammengeführt wurden. Der Utopiegehalt selbst ist dabei eher gering angesetzt und dem Verweis auf die Zukunft im Nationalsozialismus weniger prognostische als propagandistische Bedeutung zugewiesen¹⁰.

Wenn es um die Neubewertung von Zukunft und ihrem Verhältnis zu Gegenwart und Vergangenheit geht, kommen dem Bedeutungsverlust und den Neukonzeptualisierungen von Geschichte im Kontext der Krise des Historismus als generellem Phänomen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert eine zentrale Rolle zu – gleichsam die Kehrseite der Aufwertung der Zukunft¹¹. Die Konzepte *für* oder die Vorstellung *von* einer politisch-gesellschaftlichen und kulturellen Neuordnung lösen sich zunehmend von einem aus historistischen Kontinuitätsvorstellungen entwickelten historisch-politischen Orientierungsrahmen – wobei selbstverständlich die Wechselwirkung zwischen der Dynamisierung des gesellschaftlich-kulturellen Wandels und sowohl dem Geschichtsdenken als den jeweiligen

⁷ Norbert Frei, Wie modern war der Nationalsozialismus?, in: Geschichte und Gesellschaft 19 (1993) 367–387.

⁸ Paul Nolte, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert (München 2000) 191. Der Beitrag von Paul Nolte in diesem Band spitzt die Vereinbarkeit von Vergangenheitsbezug und bewußtem, teilweise radikalem Änderungswillen an zeitgenössischen Ständekonzepten zu.

⁹ Frank-Lothar Kroll, Utopie als Ideologie – Geschichtsdenken und politisches Handeln im Dritten Reich (Paderborn 1998).

¹⁰ Lucian Hölscher, Die Entdeckung der Zukunft (Frankfurt a. M. 1999) 215.

¹¹ Vgl. Wolfgang Hardtwig, Die Krise des Geschichtsbewußtseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus, in: Jahrbuch des Historischen Kollegs 2001 (München 2002) 47–76.

konkreten Handlungs- und Planungskonzepten zu berücksichtigen ist¹². Zur Neuorientierung – oder besser Desorientierung – in der Zeit tragen zudem der Aufstieg des rassistischen Geschichtsparadigmas seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und seine Virulenz seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wesentlich bei¹³. Verstärkt bewußt gemacht wird die Bedeutung des Zeithorizonts und eine betonte zeitliche Raffung der Handlungsperspektiven durch die Konjunktur von Jugend und Jugendlichkeit seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und die Aufwertung des Denkens in generationellen Zusammenhängen¹⁴.

Ein *vierter* Weg, wiederum nicht streng zu trennen vom dritten, führt von der Wissenschaftsgeschichte bzw. einer Diskursgeschichte im engeren Sinn her zum Thema. Es ist bekannt, daß das sozialwissenschaftliche Utopiedenken mit Ernst Bloch, Hans Freyer und Karl Mannheim in den 20er Jahren eine neue Qualität gewann. Der Utopiediskurs übergriff dabei die Links-Rechts-Polarisierung. Er setzte freilich nicht erst nach 1918 ein, sondern trieb einen Diskussionsstrang weiter, der seit Andreas Voigt und Gustav Landauer in neuer Gestalt faßbar ist und nicht nur eine geschichtsphilosophische, sondern eine „mentalistische“ Wende nimmt¹⁵. Ein *fünfter* Weg verweist ausgehend vom neuerdings wieder viel diskutierten Konzept der „politischen Religion“ auf die Frage nach dem Utopiegehalt der Diktaturen der Zwischenkriegszeit. Diese Fragerichtung steht seit Eric Voegelin's Schrift von 1938 unter dem Vorzeichen der Totalitarismustheorie, doch ist diese Art der Systematisierung keineswegs fragenotwendig. Hier werden, wie es immer heißt, „quasi-religiöse“ oder „religionsähnliche“ Elemente totalitärer Systeme herausgearbeitet, mit einer Fülle von Analogien sowohl kirchensoziologischer wie ideologischer Art¹⁶. Die entscheidende Frage ist dabei die nach einem trennscharfen Religionsbegriff¹⁷. Weiter führt zweifellos die Unterscheidung einer spezifisch „säkularen Religionsgeschichte der Moderne“. Diesem Deutungs-

¹² Vgl. die Beiträge von Karl Schlögel, Gustavo Corni und Lutz Raphael in diesem Band.

¹³ Vgl. den Beitrag von Frank-Lothar Kroll in diesem Band.

¹⁴ Vgl. die Beiträge von Jürgen Reulecke und Dietmar Neutatz in diesem Band.

¹⁵ Zur Geschichte des Utopiebegriffs: *Lucian Hölscher*, „Utopie“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. v. *Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck*, Bd. 6 (Stuttgart 1996) 733–788; *Bernhard Braun*, *Die Utopie des Geistes. Zur Funktion der Utopie in der politischen Theorie Gustav Landauers* (Idstein 1991). Sowie zuletzt: *Rüdiger Graf*, *Die Entstehung des sozialwissenschaftlichen Utopiediskurses in Deutschland von Ende des 19. Jahrhunderts bis 1933* (Magisterarbeit Humboldt-Universität zu Berlin 2000); vgl. auch den Beitrag von Rüdiger Graf in diesem Band.

¹⁶ Breiter Überblick zum Diskussionsstand: *Hans Maier, Michael Schäfer* (Hrsg.), *Totalitarismus und politische Religionen. Konzepte des Diktaturvergleichs*, 2. Bd. (Paderborn, München, Wien, Zürich 1996/97); im folgenden zitiert: *Maier, Schäfer*, *Totalitarismus. Für Deutschland mit dem Anspruch einer Gesamterklärung des Dritten Reiches: Claus-Ekkehard Bärtsch*, *Die Politische Religion des Nationalsozialismus. Die religiöse Dimension der NS-Ideologie in den Schriften von Dietrich Eckart, Joseph Goebbels, Alfred Rosenberg und Adolf Hitler* (München 1998); sowie *Michael Burleigh*, *Die Zeit des Nationalsozialismus* (Frankfurt a.M. 2000).

¹⁷ Vgl. *Wolfgang Hardtwig*, *Political Religion in Modern Germany, Reflections on Nationalism, Socialism and National Socialism*, in: *Bulletin of the German Historical Institute* (Washington 2001) 3–27; im folgenden zitiert: *Hardtwig*, *Political Religion*.

ansatz zufolge kann man die Genese und Verlaufsgeschichte der Moderne nur verstehen, wenn man auch den säkularen Glaubensannahmen nachspürt¹⁸.

Eine *sechste* Möglichkeit schließlich ergibt sich über das Konzept des „social engineering“. Dessen Ausprägungen behandeln in diesem Band Dietrich Beyrau, Lutz Raphael, Doris Kaufmann und Elmar Tenorth im Anschluß an eigene, bereits vorliegende Arbeiten¹⁹. Es geht dabei um ein Modell angewandter, praxisorientierter Wissenschaft, in dem die wissenschaftliche Erkenntnisarbeit in den Dienst utopischer Zielsetzungen gestellt wird – oder zumindest einen utopischen „Überschuß“ in sich aufnimmt, dessen Energiezufuhr und Einfluß auf die Zielrichtung der Forschung nicht unterschätzt werden dürfen. Hans Freyer wies den deutschen Soziologen die Aufgabe zu, die der Gegenwart innewohnende Zukunft theoretisch zu begreifen, um so eine gestaltende Sozialpolitik auf die Idee des Volkes hin orientieren zu können²⁰. Diese Fragestellung nimmt Aspekte sowohl einer Geschichte der Intellektuellen im engeren Sinn als auch der Sozialgeschichte der „Gebildeten“ wie schließlich der Wissenschaftsgeschichte auf und diskutiert die Bedeutung eines utopischen Sinngebungsüberschusses und, eingeschränkter, von Zukunftsvorstellungen unterschiedlicher zeitlicher und qualitativer Reichweite, für die weltanschauliche Selbstverortung, das professionelle Selbstverständnis und die – unterschiedlich situationsabhängigen – konkreten Forschungsziele und Vorschläge sowohl der technischen wie der human- und sozialwissenschaftlichen Experten²¹. Damit ist auch die Frage nach den Zielsetzungen, der Reichweite, der Situationsabhängigkeit und dem Gewicht von Planung aufgeworfen. Eine grundsätzliche Gegenüberstellung von „Utopie“ und „Planung“ etwa in dem Sinne, daß Planung den Zielen indifferent gegenüberstehe und als Maßstab nur den effizienten Mitteleinsatz kenne, daß also Planung von „Prognose“ und Utopie von „Antizipation“ ausgehe, erweist sich für den Untersuchungszeitraum als wenig sinnvoll. Denn mit der Verzeitlichung utopischer Denkmotive rücken auch ihre Realisierungsmöglichkeiten und die entsprechenden Planungshorizonte ins Blickfeld. Die Übergänge von Planung und Utopie sind gleitend, besonders unter extremen Umständen, in denen die Routinen von Verwaltungs- und Expertenarbeit in Frage

¹⁸ *Gottfried Küenzlen*, *Der Neue Mensch. Eine Untersuchung zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne* (München 1994). Küenzlen analysiert unter dem Stichwort „Neuer Mensch“ allerdings nur die russische Intelligenz und den „Neuen Menschen“ der deutschen Studentenbewegung von 1968, nicht den „jungen deutschen neuen Menschen“.

¹⁹ *Dietrich Beyrau* (Hrsg.), *Im Dschungel der Macht. Intellektuelle Professionen unter Stalin und Hitler* (Göttingen 2000); *Lutz Raphael, Doris Kaufmann* (Hrsg.), *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus: Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung*, Bd. 1 (Göttingen 2000); *Lutz Raphael*, *Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001) 5–40; im folgenden zitiert: *Raphael*, *Radikales Ordnungsdenken*.

²⁰ Vgl. *Hans Freyer*, *Gegenwartsaufgaben der deutschen Soziologie*, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 95 (1934) 116–144, bes. 140–144.

²¹ Vgl. die Beiträge von Gustavo Corni, Thomas Rohkrämer, Winfried Nerdinger, Helmut Altrichter, Dietmar Neutatz und Michael Brenner in diesem Band.

gestellt oder außer Kraft gesetzt und Denk- und Handlungsmöglichkeiten von bis dahin unvorstellbarer Neuheit und Dimension generiert werden²².

Die Voraussetzung für eine sinnvolle Diskussion und Vernetzung dieser verschiedenen, natürlich keineswegs vollständig referierten, Deutungsansätze ist eine zumindest minimale Vorverständigung darüber, was man unter Utopie verstehen will. Die immer wieder begegnende Unterscheidung von „klassischer“ Raumutopie und moderner Zeitutopie liegt jeder Anwendung des Utopiebegriffs auf Phänomene des 20. Jahrhunderts zugrunde, doch sollte sie nicht absolut gesetzt werden. Denn jede Autarkievorstellung speist sich auch aus der Vorstellung, einen gegen die Außenwelt abgegrenzten Raum innerer Wohlfahrt und Harmonie und – idealiter – Konfliktfreiheit schaffen zu können. Auch der Sonderfall der liberal-sozialistischen zionistischen Zukunftsvision weist Elemente einer Raumutopie auf²³. Das Spezifikum der modernen Utopie aber ist die Verzeitlichung der Idealvorstellungen und die mehr oder weniger radikale Verkürzung des Zeithorizonts, in dem diese als realisierbar gedacht werden.

Eine operationable Grundlage für weitere Überlegungen bietet Karl Mannheims Theorie des utopischen Bewußtseins. Sie ist Quelle und auch heute noch hilfreiches analytisches Instrumentarium zugleich. „Utopisch“ – so Mannheim – „ist ein Bewußtsein, das sich mit dem es umgebenden ‚Sein‘ nicht in Deckung befindet. Diese Inkongruenz erweist sich stets darin, daß ein solches Bewußtsein im Erleben, Denken und Handeln sich an Faktoren orientiert, die dieses ‚Sein‘ als verwirklicht nicht enthält. Aber nicht jede inkongruente, das jeweilige ‚Sein‘ transzendierende und in diesem Sinne wirklichkeitsfremde Orientierung wird uns als eine utopische gelten.“ Für Mannheim ist nur diejenige Orientierung utopisch, die „in das Handeln übergehend die jeweils bestehende Seinsordnung zugleich teilweise oder ganz sprengt“. Entscheidend ist also nicht nur die Distanz, sondern der Gegensatz zur bestehenden Wirklichkeit, er konstituiert den Unterschied der Utopie zur Ideologie als der „Verwirklichung oder steten Reproduktion der bestehenden Lebensordnung“²⁴ – wobei die Übergänge zwischen Ideologie und Utopie für Mannheim immer fließend und im einzelnen schwer zu bestimmen sind. Entscheidend ist zum anderen das Postulat des Handelns und der Verwirklichung. Mannheim eliminiert damit explizit das, was er den „heute dominierenden Nebensinn“ der Vorstellung von Utopie nennt, die Vorstellung von etwas prinzipiell Unverwirklichtbarem. Nicht zufällig gewählt ist der Terminus „utopisches Bewußtsein“. Mannheim meint damit, daß die Vorstellungswelt „zumindest der Tendenz nach“ in ihrer „ganzen Breite“ von dem utopischen Gehalt und der utopischen Intention erfaßt sein muß. Utopisches Bewußtsein existiert dann, wenn sich „Erlebnisform, Aktionsform, Betrachtungsweise von hier aus organisie-

²² Vgl. bes. die Beiträge von Dietmar Neutatz, Dietrich Beyrau, Karl Schlögel und Lutz Raphael in diesem Band.

²³ Vgl. den Beitrag von Michael Brenner in diesem Band.

²⁴ Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie* (Frankfurt a.M. 81995) 169; im folgenden zitiert: *Mannheim, Ideologie und Utopie*.

ren“²⁵. Mannheim denkt damit das Konzept der „utopischen Intention“ weiter, das Gustav Landauer 1907 in seinem Buch über die Revolution entwickelt hatte und das ihm erlaubte, einerseits aus der Tradition des utopischen Denkens die sozialkritische – oder, wie man heute allgemeiner sagen müßte – radikal gegenwarts-kritische Stoßrichtung beizubehalten, andererseits aber den Charakter der Utopie als einer idealen Gesellschaft zu historisieren, zu partialisieren und damit zu dynamisieren²⁶.

Qualitativ und zeitlich am Anfang der neuzeitlichen Dynamisierung des utopischen Bewußtseins steht für Mannheim der „orgiastische Chiliasmus“ als die „extremste Gestalt utopischen Bewußtseins“²⁷. Mannheim sieht sie in ihrer ursprünglichen außerordentlichen Vitalität als vergangen an, hebt aber andererseits hervor, daß das Chiliastische die verschiedensten Legierungen eingeht mit den anderen, historisch späteren Stufen des utopischen Bewußtseins, der liberal-humanitären, der konservativen und der sozialistisch-kommunistischen Idee. Die prinzipielle – begriffliche und historische – Differenzierung von Chiliasmus und Utopie ist für die Klärung des theoretischen Konzepts ebenso wichtig wie der Hinweis auf die latente Präsenz chiliastischer Elemente auch in den anderen und späteren Bewußtseinslagen – schon deshalb, weil Utopie, Chiliasmus, Eschatologie, Apokalypse in der Literatur vielfach wenig reflektiert nebeneinander gebraucht werden. Zu Mannheims Theorie des Chiliasmus hier nur einige Stichworte: daß der Chiliasmus nicht von Ideen getrieben werde, sondern von „ekstatisch-orgiastischen Energien“, daß er „derbmateriell und höchst spirituell zugleich“ sei, daß er sich realisiere in der „absoluten Präsenz“, dem völligen Primat der Gegenwart, daß er daher die Revolution in ihrer Selbstwertigkeit, nicht in ihren langfristigen Zielen wolle, daß zur chiliastischen Energie notwendigerweise das „Abebben“ gehöre und daß sie dann „nackte Massenwut“ und „entgeistertes Toben“ zurücklasse²⁸.

Alle diese Gesichtspunkte bedürften im Blick auf die politisch-sozialen Revolutionen in Europa 1917 bis 1920 und die „nationale Revolution“ des Nationalsozialismus einer genaueren Prüfung, doch liegt der Schwerpunkt der Beiträge in diesem Band mehr auf den intellektuellen Ausprägungen utopischen Bewußtseins. Immerhin ist festzuhalten, daß die Wunschvorstellung einer radikal anderen, kontingenzfreien gesellschaftlichen Ordnung sofort oder in überschaubarem Zeitrahmen sowohl für den Chiliasmus wie für die anderen Formen des utopischen Bewußtseins ausschlaggebende Bedeutung hat.

Der Zeitbezug des utopischen Bewußtseins ist ein doppelter: Zum einen stellt er eine Reaktion auf gesellschaftliche und kulturelle Fehlentwicklungen dar, man kann dieses Bewußtsein also interpretieren als eine spezifische Art der Antwort

²⁵ Ebd. 182.

²⁶ Vgl. den Beitrag von Rüdiger Graf in diesem Band, sowie Saage, Utopie-Forschung 10.

²⁷ Mannheim, Ideologie und Utopie 186; wesentliche Merkmale eines so verstandenen Chiliasmus finden sich in der Reformulierung des Utopiekonzepts durch Karl Schlögel für die Geschichte der Sowjetunion in diesem Band.

²⁸ Mannheim, Ideologie und Utopie 186, 188 f.

auf zugespitzte Krisendiagnosen zur jeweiligen Gegenwart. Zum anderen aber ist die treibende Kraft der utopischen Intention das Bewußtsein eines historischen, in unseren Fällen eines welthistorischen Epochenbruchs oder einer fundamentalen Zeitenwende, in der alles darauf ankommt, jetzt, in diesem Augenblick, den Durchbruch zu schaffen und die Zukunft in einer ganz neuen Weise zu gestalten. Vor dem Hintergrund der in Deutschland in den 20er Jahren weithin noch christlich geprägten, aber stark nationalisierten geschichtlichen Deutungsmuster wird dieser Durchbruch vielfach in die Kategorien der Apokalypse gepreßt. Diese gehen von einem bedrängenden, existenzbedrohenden Dualismus von Gut und Böse, Wahrheit und Lüge, Licht und Finsternis aus, transformieren diese Symbolstruktur aber in einen Dualismus von Vorher und Nachher, von katastrophaler Gegenwart und versöhnter oder erlöster Zukunft. Gegenwart und unmittelbare Zukunft gelten in diesem Geschichtsbild als „Stunde der Entscheidung“, in der alle Kräfte aufs Äußerste anzuspannen sind²⁹. Die Erfahrung des gegenwärtigen Zusammenbruchs aller Ordnung, der staatlichen, gesellschaftlichen, intellektuellen oder religiösen Ordnung, gewinnt ungeachtet aller Leiden den unüberbietbar positiven Sinn, die Kraftressourcen für den Aufbruch in einen Zustand jenseits aller Leiden bereitzustellen. Diese Denkfigur rekurriert auf Elemente christlicher wie jüdischer Geschichtsdeutung. Sie dürfte im Italien der Nachkriegsjahre ebenso zu beobachten sein wie im Kontext der russischen Oktoberrevolution und der frühen Sowjetunion – darauf deutet zumindest die sogenannte „Renegaten“-Literatur hin, Arthur Koestler etwa oder Manés Sperber, die den Marxismus-Leninismus als innerweltliches Glaubenssyndrom interpretieren³⁰. Sie findet sich massiv im politischen Bewußtsein des deutschen Bürgertums der 20er und frühen 30er Jahre, aber auch in den religiösen Aspekten der jüdischen Erneuerungsbewegung mit ihren Übergängen zum Zionismus. Von diesem Befund aus führt ein direkter Weg zu dem Frageansatz, der in den Themen von Karl Schlögel, Dietrich Beyrau und Dietmar Neutatz zur Geschichte der Sowjetunion signalisiert ist: der Zuspitzung der revolutionären Zeitperspektive auf die Naherwartung, unter der alle Kräfte angespannt und die Legitimität der gewählten Mittel angesichts der Größe des Ziels entweder nicht weiter hinterfragt oder ausdrücklich gerechtfertigt wird. Was dann im einzelnen intellektuell begründete Zukunftsperspektive ist, was „Verstärkung, Steigerung, Übersteigerung eines vorhandenen Interesses oder Impulses“ (Karl Schlögel), was Rationalisierung und Sanktionierung einer neuen Wirklichkeit ist oder Notstandsdenken unter dem Druck fataler Konstellationen, was schließlich Panikhandeln und seine Rechtfertigung, das sollte nach Möglichkeit im einzelnen analysiert und unterschieden werden.

Der prekäre Zusammenhang zwischen utopischer Zielsetzung bzw. Planung auf der einen, zugespitzten realgeschichtlichen Krisensituationen und ihren tat-

²⁹ Vgl. Hardtwig, *Political Religion*.

³⁰ Vgl. Michael Rohrwasser, *Religions- und kirchenähnliche Strukturen im Kommunismus und Nationalsozialismus und die Rolle des Schriftstellers*, in: Maier, Schäfer, *Totalitarismus*, Bd. 1, 383–400.

sächlichen oder vermeintlichen Zwängen auf der anderen Seite besteht im liberal-sozialistischen Sonderfall der zionistischen Utopie – die freilich die auch hier unvermeidlich auftauchende Gewalt im Verhältnis zu den Arabern entweder ausklammern oder beschönigen mußte³¹. Er besteht in der Sowjetunion im Gefolge von Revolution und Bürgerkrieg sowie dann vor allem in den frühen 30er Jahren, er besteht aber natürlich auch im Faschismus und im Nationalsozialismus. „Neubau und Vernichtung“ sind „... die zwei Seiten der NS-Bevölkerungspolitik“. Vor allem im Krieg tendierten „Konzeption, Umfang und sprachliche Präsentation der wissenschaftlichen Planungen“ immer mehr dazu, „umfassende und dauerhafte Lösungen vorzuschlagen“. Sicherlich brachte der Krieg vor allem unter dem Vorzeichen der militärischen Erfolge des Regimes eine in jeder Hinsicht „unheimliche ... Planungseuphorie“ unter den deutschen Humanwissenschaftlern hervor³², doch stellt sich die Frage nach Krisendiagnose, Aufbruchstimmung, Zeitperspektiven der Planung und deren inneren Zusammenhängen auch für die Zeit davor, etwa bei der Rassenforschung unter dem Dach der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.

Überhaupt ist es eine relevante Frage, ob es neben und verknüpft mit dem Wandel von Strukturen und dem Geschehen auf der Ereignisebene so etwas wie eine Chronologie von utopischer Intention mit ihren Entwürfen und Realisierungsversuchen gibt, etwa vom Aufschwung des Zukunftsdenkens seit den 1890er Jahren über den Beginn der Jugendbewegung und die Phasen des An- und Abschwelens utopischer Erwartungen an die Jugend durch die Erwachsenen sowie von der Entwicklung des sozialwissenschaftlichen Utopiediskurses über die Radikalisierungen utopischen Bewußtseins im Gefolge des Ersten Weltkrieges bis zu den Folgen der Weltwirtschaftskrise und dann der sogenannten „Nationalen Revolution“³³. Diese Chronologie ist an der deutschen Geschichte orientiert, doch schließt das eine vergleichende Perspektive sowohl auf den Zionismus wie auf Marxismus-Leninismus und italienischen Faschismus keineswegs aus. Denn der Bewußtseinswandel um 1900, das Erlebnis von Weltkrieg und revolutionären Bewegungen sowie eine zugespitzte Krisenerfahrung seit Ende der 20er Jahre ist allen hier thematisierten Ländern und Gruppen gemeinsam.

Mit solchen Periodisierungsüberlegungen ist auch schon angedeutet, daß es weder möglich noch wünschenswert ist, den im Titel des Bandes angegebenen Zeitrahmen, die Zwischenkriegszeit, schematisch einzuhalten. Das, was in Europa zwischen 1939 und 1945 geschah, ist notwendigerweise der Fluchtpunkt für jede Untersuchung zum Stellenwert des Utopischen in der Zwischenkriegszeit, wenn der Schwerpunkt auf Deutschland liegt. Auf der anderen Seite wurden wesentliche Weichen in Richtung auf die gewünschte Zukunft schon seit dem späten 19. Jahrhundert gestellt. Die Erziehungsutopien der 20er und 30er Jahre sind ohne die Anfänge der Reformpädagogik seit der Jahrhundertwende nicht zu begreifen.

³¹ Vgl. den Beitrag von Michael Brenner in diesem Band.

³² Raphael, *Radikales Ordnungsdenken* 27.

³³ Vgl. die Beiträge von Elmar Tenorth und Jürgen Reulecke in diesem Band; zu dem im Wechsel der Ereignisse auftretenden Wandel der Zeithorizonte den Beitrag von Lucian Hölscher in diesem Band.

Architekturutopien, Stadtplanung, Stadtgestaltung und „neues Bauen“ der 20er und, transformiert, der 30er Jahre in Deutschland, der Sowjetunion und im faschistischen Italien setzen die neue Thematisierung des Stadt-Land-Verhältnisses und – zumindest in Deutschland – die Gartenstadtbewegung seit den 1890er Jahren zwingend voraus³⁴. Der zu analysierende Zeitraum muß also über die Zwischenkriegszeit hinaus erweitert werden auf die Epoche zwischen der Jahrhundertwende und dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Das kann nun aber nicht bedeuten, daß, etwa im Sinne eines naiven Intentionalismus, von kohärenten utopischen Entwürfen auszugehen ist, die irgendwann am Anfang dieses Zeitraumes konzipiert worden wären und die dann mehr oder weniger intensiv, aber unbeirrbar folgerichtig im Laufe der Jahre bis 1945 realisiert worden wären. Vielmehr zielt das Konzept dieses Bandes gerade darauf, die komplizierte Wechselbeziehung zwischen den Ideen, Deutungsparadigmen, Handlungskonstellationen und Ereignissen möglichst genau zu durchleuchten. Es geht dabei *erstens* darum, intellektuelle Traditionen und intellektuelle Milieus zu erfassen, in denen Theorien der Utopie, vor allem aber utopische Vorstellungen unterschiedlicher Provenienz, Zielsetzung und intellektueller Dignität, hervorgebracht werden. *Zweitens* geht es darum, die sozialen, kulturellen, mentalitären Voraussetzungen für die utopischen Vorstellungen und ihren generationell, kultur- und herrschaftsgeschichtlich bedingten Wandel ebenso zu berücksichtigen wie ihre Rückwirkungen auf das Handeln auf den verschiedensten Ebenen. *Drittens* sind die Zeitperspektiven, in denen die Akteure (Intellektuelle, Experten, Politiker) dachten und handelten, einzubeziehen. *Viertens* muß die Logik oder Rationalität der Institutionen, die mit den Ideen in der einen oder anderen Weise befaßt sind, berücksichtigt werden. *Fünftens* sind die Handlungsspielräume von Personen und Institutionen in den bestehenden, sich aber auch wandelnden Herrschaftsstrukturen zu berücksichtigen – wobei dieser Katalog von Vermittlungsformen zwischen „Idee“ und „Aktion“ mühelos erweitert werden könnte.

Wenn es bei den genannten Gesichtspunkten um Realisierungsfragen geht, so heißt das nicht, daß Bestimmungsmerkmale der „klassischen“ frühneuzeitlichen Utopie für unser Thema obsolet wären. Wesentliche Eigenschaften der klassischen Raumutopien spielen auch in den verzeitlichten Utopien des 20. Jahrhunderts, die den Anschluß an den – freilich jeweils ganz unterschiedlich gedachten – realen Geschichtsprozeß suchen, eine erhebliche Rolle: so etwa die Tendenz zur Zentralisierung, die Vorstellung einer gläsernen, durchsichtigen Gesellschaft, die Ausgrenzung oder Absenz der „Menschen der Unordnung“, die Vorstellung, eine soziale Ordnung vollständig durchplanen zu können, der hohe Stellenwert von Wissenschaft zumindest in bestimmten Phasen, die Betonung von Körperlichkeit und Gesundheit, schließlich – zusammenfassend – der Grundgedanke, Kontingenz eliminieren zu können³⁵. Neu gegenüber den klassischen literarischen Fik-

³⁴ Vgl. die Beiträge von Elmar Tenorth, Winfried Nerdinger, Helmut Altrichter und Gustavo Corni in diesem Band.

³⁵ Vgl. *Raphael*, Radikales Ordnungsdenken 18–20.

tionen ist dagegen die Verknüpfung utopischen Bewußtseins mit einer aktiven Politik von – wie es bei Mannheim heißt – „unterdrückten Schichten“. Es ist ein entscheidender Faktor für die Dynamisierung der Utopie, daß sich eine der gegenwärtigen Ordnung konträre Zukunftsvision mit einem „sozial lokalisierbaren Aktivismus“ verbindet³⁶. Wenn man neben den Änderungswillen unterdrückter Schichten den Aktionismus von Nationen oder „Rassen“ setzt, die sich für unterdrückt halten, dann ist man nicht weit entfernt vom völkisch-nationalsozialistischen Geschichtsverständnis.

Wenn schließlich „Massen“ ins Spiel kommen, die unter außergewöhnlichem sozialen und Neuorientierungsdruck stehen und sich verstärkt als unterdrückt empfinden, so wirft das die Frage nach dem Verhältnis von „Massen“ und „Eliten“ auf. Dem Egalisierungsversprechen, das jedem utopischen Konzept zugrunde liegt, auch und gerade dann, wenn es mit neuen Ausgrenzungszwängen im Inneren oder an den Außengrenzen der jeweiligen Gesellschaft erkaufte ist, steht notwendigerweise ein besonderer Kompetenzanspruch derjenigen intellektuellen und/oder politisch-sozialen Eliten gegenüber, die sich zum Vorkämpfer der neuen Ordnung erklären. Im sozialwissenschaftlichen Utopiediskurs bedeutet dies, daß im Nachdenken über die neue Ordnung den Sozialwissenschaftlern bzw. – allgemeiner – den Intellektuellen und ihrer Rolle besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird³⁷. In den Prozessen eines mehr oder weniger radikalen Umbaus der Gesellschaft selbst stellt sich zudem in der Realität des Kampfes um Einfluß und Ressourcen die Frage nach der Interessenbedingtheit von Utopie und Planungsperspektiven und – sofern die Utopie nicht nur eine „schwarze“ ist, also auch humane Ziele verfolgt – der „Vernichtung der Ziele durch die Mittel“ (Manés Sperber)³⁸.

Bestimmten Inhalten schon der klassischen Utopie kommt auch im modernen utopischen Bewußtsein eine hohe sozialordnende und damit verbundene symbolische Funktion zu, so Stadtplanung und Städtebau. Linke und rechte Utopie teilen die Leidenschaft für Architektur und Städtebau. Jenseits dieser Gemeinsamkeit aber könnte der Vergleich von städtebaulichen Vorgängen in der Sowjetunion und in Italien mit den Architekturutopien in Deutschland und der Bewertung der Stellung der Techniker im Nationalsozialismus dabei helfen, das Verhältnis von „modernism“ und „reactionary modernism“ in den unterschiedlichen Weltanschauungen genauer zu bestimmen³⁹. Darüber hinaus sollen die Beiträge zur Geschichte der Sowjetunion, des faschistischen Italien und des Zionismus weitere Voraussetzungen für die vergleichenden Bezüge schaffen. Die Geschichte des Zionismus in diesen Kontext einzubeziehen, ist sicher ungewöhnlich, kann aber – unter anderem – deutlich machen, daß die Faszination der Utopie in der ersten

³⁶ Mannheim, *Ideologie und Utopie* 184; vgl. auch den Beitrag von Lucian Hölscher in diesem Band.

³⁷ Vgl. den Beitrag von Rüdiger Graf in diesem Band.

³⁸ Vgl. die Beiträge von Dietrich Beyrau, Karl Schlögel, Lutz Raphael in diesem Band.

³⁹ Vgl. die Beiträge von Helmut Altrichter, Winfried Nerdinger, Gustavo Corni und Thomas Rohkrämer sowie, mit Blick auf die Stände-Ideen, Paul Nolte in diesem Band.

Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht auf totalitäre oder autoritäre Ordnungsmodelle begrenzt war.

Keine Beschäftigung mit dem Stellenwert utopischen Bewußtseins in Deutschland im frühen 20. Jahrhundert kann sich der Perspektive auf das Geschehen der Jahre 1939–45 entziehen. Damit ist auch klar, daß Verantwortlichkeiten nicht zureichend reflektiert würden, wenn die Funktion einer Person, Adolf Hitlers, im nationalsozialistischen Herrschaftssystem und bei der Verwirklichung der „schwarzen Utopie“ der Rassereinheit nicht bedacht wird⁴⁰. Das Tagungskonzept zielte auf die Zwischen-, nicht auf die Kriegszeit; letztere angemessen zu berücksichtigen hätte eine andere Tagung erfordert.

⁴⁰ Vgl. den Beitrag von Ian Kershaw in diesem Band.

Dietrich Beyrau

Das bolschewistische Projekt als Entwurf und als soziale Praxis

Einführung

Die utopischen Aspekte im sowjetischen Sozialismus sind seit langem ein prominenter Gegenstand der historischen Forschung. Titel wie „Utopie an der Macht“ oder „Vollstreckter Wahn“ verweisen hierauf¹. Diese Studien beziehen sich auf die „Ideologie“ als Politik und Gesellschaft gestaltende Kraft. Sie wollten damit auch die totalitären Ambitionen der politischen Führung und manchmal ihre Brechung an einer widerständigen Realität beschreiben.

Die sozialhistorische Forschung seit den siebziger Jahren hat mit ihrer Wendung gegen das Totalitarismusmodell die politischen und utopischen Elemente aus der Analyse der Geschichte der Sowjetunion weitgehend ausgeblendet, auch wenn Elemente und Instrumente der gewalttätigen Transformation zum Thema gemacht wurden; genannt seien die Kulturrevolution um 1928, die Säuberungen oder der Terror². Seit etwa einem Jahrzehnt tauchen die utopischen und religiösen Ingredienzen des bolschewistischen Projektes mit Rückgriff auf Eric Voegelin, Jacob Talmon, Nikolaj Berdjaev und Karl Löwith wieder auf, nun allerdings mit kulturhistorischen Methoden angereichert³. Man könnte von einer kulturhistorischen Aufladung der Totalitarismustheorie sprechen. Am weitesten gehen jene Konzepte, die von der alternativlosen Formierung eines stalinistischen Subjekts ausgehen, gefangen in den Dogmen und in der Sprache offizieller Rede⁴. Im Vor-

¹ *Michael Heller*, Alexander Nekritsch, *L'utopie au pouvoir. Histoire de l'U.R.S.S. de 1917 à nos jours* (Paris 1981). Deutsch: *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. 1–2 (Königstein Ts. 1981); *Martin Malia*, *Vollstreckter Wahn. Rußland 1917–1991* (Stuttgart 1994).

² Vom sozialhistorischen Zugang geprägt (und dortiger Literaturnachweis): *Manfred Hildermeier*, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates* (München 1998); *Ronald G. Suny*, *The Soviet Experiment. Russia, the USSR, and the Successor States* (New York 1998); kulturhistorische Ansätze nutzend: *Dietrich Beyrau*, *Petrograd, 25. Oktober 1917. Die russische Revolution und der Aufstieg des Kommunismus* (München 2001); im folgenden zitiert: *Beyrau*, *Petrograd*.

³ Exemplarisch vgl. *Igal Halpin*, *From Darkness to Light. Class, Consciousness and Salvation in Revolutionary Russia* (Pittsburgh 2000).

⁴ So schon *Czesław Miłosz*, *Verführtes Denken* (Frankfurt a.M. 1974); *Leszek Kołakowski*,

dergrund steht dabei nicht mehr die Ideologie als ein mehr oder minder kohärentes System von Doktrinen, sondern eine Vielzahl von utopischen und visionären Zielvorstellungen, die zur Umgestaltung der Gesellschaft und ihrer Individuen antrieben. Je nach Standpunkt konnte dies als Lust am Experiment oder als Vorwegnahme einer totalitären Praxis gedeutet werden⁵.

Die bolschewistischen Zukunftsvorstellungen sollten eine ungeheure Dynamik entfalten. Mit Bezug auf ihre destruktiven Dimensionen hat Gerd Koenen sie als „Utopie der Säuberung“ beschrieben⁶. In Gestalt ökonomischer Planungen, den Fünfjahrplänen, realisierten sie die „Rekonstruktion“ von Gesellschaft, Raum und Natur. Die russischen Revolutionäre verlegten ihre Zukunftsvisionen nicht auf einen „roten Stern“ – wie in der klassischen Utopie –, dies taten sie bestenfalls als Literaten⁷. Als Anhänger eines „wissenschaftlichen Sozialismus“, die sich vom „utopischen“ Sozialismus abgrenzten, stützten sich die Bolschewiki auf Analysen von Entwicklung, Fortschritt und von anhaltenden Transformationsprozessen. Dies geschah mit dem Anspruch, soziale Realität und ihre „Gesetzmäßigkeiten“ in der Tradition von Marx und Engels wissenschaftlich zu erklären. Damit glaubten sie, auch über die richtigen Zielvorstellungen zu verfügen. Den objektiven ökonomischen Entwicklungsgesetzen stand das subjektive Element des Klassenkampfes als dynamisches, bewußtseinformendes Medium zur Seite, das den historisch-politischen Prozeß vorantrieb. Eine ganz auf Polarisierung und Kampf setzende Strategie, die von der fundamentalen Ablehnung der bestehenden Zustände ausging, schien das geeignete Mittel zu sein, um die von der Bourgeoisie angestößene Entwicklung ihrem harmonischen Ende zuzuführen. Das Proletariat würde die Bourgeoisie beerben und galt als das zukünftige Subjekt der neuen Gesellschaft.

An den Schriften Lenins und Stalins fällt auf, daß Kontingenz, Subjektivität und Freiheit und damit die Möglichkeit des nicht nur taktischen Irrtums geleugnet werden. In den obsessiven Vorstellungen vom Feind schlägt sich die Gewißheit nieder „zu wissen“. Der wissenschaftliche Sozialismus als ein „kugelsicheres“ System von Erkenntnissen und Erkenntnisinstrumenten erschloß ihnen die Gesetzmäßigkeiten historischer Entwicklung. Träger dieses Wissens waren die intellektuellen Berufsrevolutionäre, später das Abstraktum „die Partei“.

In der bolschewistischen Analyse von Vergangenheit und Gegenwart läßt sich von einem offenen und von einem eher verborgenen oder einem Nebentext ausgehen: Auf der einen Seite steht eine positivistisch-materialistischen Kriterien verpflichtete Deutung – etwa Lenins Analyse der „Entwicklung des Kapitalismus in

Der Mensch ohne Alternative (München 1969); zuletzt Jochen Hellbeck (Hrsg.), Tagebuch aus Moskau 1931–1939 (München 1996).

⁵ Richard Stites, *Revolutionary Dreams. Utopian Vision and Experimental Life in the Russian Revolution* (Oxford 1989); Stefan Plaggenborg, *Revolutionskultur. Menschenbilder und kulturelle Praxis in Sowjetrußland zwischen Oktoberrevolution und Stalinismus* (Köln 1996).

⁶ Gerd Koenen, *Utopie der Säuberung. Was war der Kommunismus?* (Berlin 1998).

⁷ Alexander Bogdanov, *Roter Stern. Ein utopischer Roman* (Darmstadt 1982).

Rußland“ mit dem Nachweis von Klassenbildung selbst auf dem Dorf –, auf der anderen Seite finden sich heilsgeschichtlich aufgeladene Schriften, wie Lenins „Staat und Revolution“ (1917) oder der Stalinsche „Kurze Lehrgang“, die amtliche „Geschichte der KPdSU(B)“ von 1938. Aus der Lektüre der „heiligen“ Schriften haben sich in der Historiographie ganz unterschiedliche Lesarten der bolschewistischen Ideen und ihrer Folgen ergeben. Suchten die einen nach den soziologisch-rationalen Elementen im Bolschewismus und nach den Gründen seiner heillosen Verstrickung in die Widersprüche sozialer Realitäten in Rußland⁸, so suchten die anderen nach Neben- oder gar Subtexten, um daraus seine irrationalen Elemente zu erklären⁹. Denn auch in der bolschewistischen Bewegung existierten Neben- und Unterströmungen, die sich unter dem Einfluß und in der gleichzeitigen Abwehr von Nietzsche, des Neukantianismus und „Idealismus“ – so die russische Terminologie – um eine religiöse Aufladung und Überhöhung der revolutionären Bewegung bemühten. Obwohl von Lenin heftig bekämpft, sollten sie später in gebrochener Weise Eingang in die Proletkultbewegung, in die Semantik des Bürgerkrieges und nicht zuletzt in den Lenin- und Stalinkult finden¹⁰.

Die Katastrophe des Ersten Weltkrieges als Beleg für die Verworfenheit von Kapitalismus und Imperialismus hat den heilsgeschichtlich unterfütterten Glauben an den Fortschritt bestätigt. Dabei mag der Widerspruch zwischen den Visionen und einer erbärmlichen Realität die ohnehin im Bolschewismus angelegten polarisierenden und manichäischen Deutungen intensiviert haben.

Bezogen auf die kultischen Elemente, die sich zunächst in der Partei und dann auch in der Gesellschaft mit dem Lenin- und dem Stalinkult etablierten, mag es berechtigt sein, vom Bolschewismus als politischer Religion zu sprechen¹¹. Die kultischen und manchmal offenen, manchmal eher verborgenen heilsgeschichtlichen Elemente scheinen mir aber nicht zentral genug zu sein, um die Herrschaft Lenins und Stalins darauf zu reduzieren. Auch der Utopiebegriff verfehlt insofern zentrale Elemente der sowjetischen Geschichte, als „Utopie“ im herkömmlichen Sinn den Entwurf einer perfekten Ordnung jenseits von Zeit und Raum, also seine Irrealität meint. Dem Marxismus sowjetischer Prägung aber lag eine Deutung historisch zielgerichteter Entwicklung zugrunde, in deren Kontinuum er sich einordnete.

⁸ Vgl. exemplarisch: Werner Hofmann, *Stalinismus und Antikommunismus. Zur Soziologie des Ost-West-Konflikts* (Frankfurt a.M. 1970).

⁹ Alain Besançon, *The Intellectual Origins of Leninism* (aus dem Französischen, Oxford 1981); im folgenden zitiert: Besançon, *Intellectual Origins*.

¹⁰ Zusammenfassend vgl. Leszek Kołakowski, *Die Hauptströmungen des Marxismus*, Bd. 2 (München 1977); im folgenden zitiert: Kołakowski, *Hauptströmungen*. Bernice Glatzer Rosenthal (Hrsg.), *Nietzsche and Soviet Culture. Ally and Adversary* (Cambridge 1994).

¹¹ Benno Ennker, *Die Anfänge des Leninkults in der Sowjetunion* (Köln 1997); im folgenden zitiert: Ennker, *Anfänge des Leninkults*. Ders., *Politische Herrschaft und Stalinkult 1929–1939*, in: Stefan Plaggenborg (Hrsg.), *Stalinismus. Neue Forschungen und Konzepte* (Berlin 1998); Victoria Bonnell, *Iconography of Power. Soviet Political Posters under Lenin and Stalin* (Berkeley 1997); Jan Plamper, *The Stalin Cult in the Visual Arts, 1929–1953* (Ph.D. diss. Berkeley 2001).

Deshalb soll hier nicht von Utopie und nicht von politischer Religion, sondern vom Bolschewismus als Projekt die Rede sein. „Projekt“ hebt ab auf die Verzeitlichung und den Prozeß der Realisierung des Visionären und Utopischen im Raum. Dieser Begriff betont die mobilisierenden, menschliches Denken und Handeln strukturierenden Funktionen der Deutung von Gegenwart und Zukunft. „Projekt“ ist kein eingeführter soziologischer Begriff. Er meint im engeren Sinn den Entwurf auf dem Reißbrett, im eher metaphorischen Sinn den Entwurf in den Köpfen und seinen Niederschlag in den Schriften und Handlungen von Akteuren, die sich das Projekt zueigen machen und es zu verwirklichen suchen. Unter diesem Aspekt sollen hier jene Elemente hervorgehoben werden, die maßgeblich politische Entscheidungen und vor allem die politische Praxis auch jenseits des engeren Zirkels der bolschewistischen Führung bestimmt haben.

Zunächst seien einige methodische Vorbemerkungen erlaubt. Im vorliegenden Text figuriert Lenin als ein zentraler Bezugspunkt des bolschewistischen Projekts. Er lieferte nicht nur wichtige Stichworte für den revolutionären Prozess und konkretisierte sie in programmatischen Erklärungen. Er blieb für die folgenden Generationen sowjetischer Führer, aber auch des Fußvolks in der Partei und selbst in der Bevölkerung aktuell, er wurde immer wieder neu gelesen und aktualisiert. Daß sich der Lenin Stalins erheblich von dem Trockij's, Chrusčëvs, Brežnevs oder Gorbachevs unterschied, versteht sich von selbst. Lenin steht aber nur für eine ganze Generation revolutionärer Intellektueller und Aktivisten, die trotz permanenter Streitigkeiten untereinander das bolschewistische Projekt mitgestalteten, auch wenn sie seine Opfer wurden oder sich selbst eher als Mitläufer verstanden bzw. als solche eingeordnet wurden.

Als wichtigste Stichwortgeber seien hier neben Lenin Trockij, Stalin, Aleksandr Bogdanov, Emeljan Jaroslavskij, Anton S. Makarenko, Vladimir Majakovskij, Aleksej N. Tolstoj und Maksim Gor'kij, Aleksej Gastev und so „bürgerliche“ Wissenschaftler wie Ivan P. Pavlov genannt. Diese Namen sollen nur andeuten, welche Vielfalt von Visionen und Programmen zusammenflossen, aber auch welche Vielfalt von Lebenswelten durch das bolschewistische Projekt abgedeckt wurden. Lenin, Trockij und Stalin stehen jeder auf seine Weise für die sozialistische Transformation von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft. In Majakovskij verkörperte sich das Pathos der Revolution. Jaroslavskij steht für den anti-religiösen Kampf und die gleichzeitige Übertragung einer kämpferisch-heilsgeschichtlichen Deutung auf das bolschewistische Projekt, wie sie im „Kurzen Lehrgang der Geschichte der KPdSU(B)“ zerniert wurde. Bogdanov, Gor'kij und Gastev zelebrierten eine neue proletarisch-maschinelle, urbane und prometheisch-heroische Kultur des „neuen Menschen“, dessen Lebenssinn auf die Realisierung einer sozialistisch-industriellen Kultur hinauslaufen sollte. Gor'kij, Makarenko, Gastev und nicht zuletzt Pavlov stehen für den Entwurf des disziplinierten, eindimensionalen und funktionierenden Produzenten mit durchaus utopischen Elementen. Tolstoj und – unter anderem – auch Stalin betrieben neben vielen „umgeschmiedeten“ bürgerlichen Literaten und Historikern die Etablierung einer „vaterländischen“, sowjetpatriotisch konnotierten Dimension des Sozialismus. Mit seiner patrio-

tisch-sakralen Aufladung wurden neotraditionalistische Elemente in das bolschewistische Projekt integriert¹². Auch hierbei konnte man sich noch auf Lenin beziehen.

Die Vielfalt, die Abfolge, oft genug auch die Inkohärenz der Visionen, Zukunftsentwürfe und Programme erklären ihre Anziehungskraft auf ganz unterschiedliche Bevölkerungsgruppen und Milieus inner- wie außerhalb der Sowjetunion, aber auch ihre Konfliktrichtigkeit, weil sie immer „direktive“ Geltung beanspruchten. Diese Wechsel reagierten zwar auf innere und äußere Konstellationen, sie wurden aber in ein intellektuelles Repertoire eingefügt, das in vielen Varianten im bolschewistischen Projekt, nicht zuletzt bei Lenin, vorgegeben war.

Wenn vom Bolschewismus als „Utopie an der Macht“ oder als „vollstrecktem Wahn“ die Rede ist, so müßte in seine Darstellung und Analyse auch die soziale Diffusion und sein Durchgang durch soziale Filter in den verschiedenen Milieus thematisiert werden, d.h. seine Aneignung, Umformung, Instrumentalisierung oder auch die Verwerfung einzelner seiner Elemente durch die Akteure und Objekte der Transformation. Angesichts der Exekutivschwäche selbst des Stalinregimes und angesichts der strukturellen Resistenzen bleibt die Frage der Reichweite zentraler Normen und Vorgaben, bleiben auch die Spielräume der Akteure in den unterschiedlichen Handlungsfeldern weiterhin umstritten¹³. Dabei besteht keine Einigkeit darüber, was dem bolschewistischen Projekt, was systemneutraler oder transnationaler Modernisierung und was schließlich der Transformation spezifisch russischer Volks- und Staatstradition zuzuschreiben wäre¹⁴.

Aus Platzgründen kann im vorliegenden auf all diese Aspekte nur in Andeutungen eingegangen werden. Hier richtet sich die Aufmerksamkeit statt dessen vor allem auf die Verbindung des bolschewistischen Projekts mit sozialen Interessen. Erst diese Verbindung verlieh ihm Dauer und normative Kraft, wie sich noch in der evolutionären Phase nach 1956 zeigen sollte.

¹² *Katerina Clark*, *The Soviet Novel. History as Ritual* (Chicago 1985); *Hans Günther*, *Der sozialistische Übermensch. M. Gor'kij und der sowjetische Heldenmythos* (Stuttgart 1992).

¹³ *Stephen Kotkin*, *Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization* (Berkeley u.a. 1995); im folgenden zitiert: *Kotkin*, *Magnetic Mountain*. *Sarah Davies*, *Popular Opinion in Stalin's Russia. Terror, Propaganda and Dissent, 1934–1941* (Cambridge 1997); *Sheila Fitzpatrick*, *Everyday Stalinism. Ordinary Life in Extraordinary Times. Soviet Russia in the 1930s* (New York 1999). Siehe zum „Widerstand“ im Stalinismus die Beiträge in: *Kritika* 1 (2000).

¹⁴ Die Betonung spezifisch russischer Volks- und Herrschaftskultur betonen zuletzt: *Orlando Figes*, *A People's Tragedy. The Russian Revolution 1891–1924* (London 1996); s.a. *Edward L. Keenan*, *Muscovite Political Folkways*, in: *The Russian Review* 45 (1986) 115–181. Zu der Betonung des spezifisch „kommunistischen“ Aspektes s. die Beiträge „Unterdrückung, Gewalt und Terror im Sowjetsystem“. Diskussionsbeiträge zum „Schwarzbuch des Kommunismus“, in: *Osteuropa* 50 (6/2000). Zu transkulturellen Aspekten: *James C. Scott*, *Seeing like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Conditions Have Failed* (New Haven 1998); *David L. Hoffmann*, *Yanni Kotsonis* (Hrsg.), *Russian Modernity. Politics, Knowledge, Practices* (New York 2000); *Stephen Kotkin*, *Modern Times: The Soviet Union and the Interwar Conjecture*, in: *Kritika* 2 (2001) 111–164.

Folgende Aspekte dessen, was hier unter bolschewistischem Projekt gefaßt wird, sollen besonders hervorgehoben werden:

1. Die Volksrevolution und die Diktatur des Proletariats
2. Die Partei als Avantgarde und ihre Verbindung mit den Massen
3. Der Staat als Maschine und die Gesellschaft als Fabrik
4. Die permanente Feindmarkierung
5. Die Zivilisierungsdiktatur
6. Technikgläubigkeit und Standardisierung
7. Ausblick und Vergleich.

1. Die Volksrevolution und die Diktatur des Proletariats

Die Realisierung des bolschewistischen Projekts vollzog sich vor dem Hintergrund einer „plebejischen“ Revolution, die fast alle Elemente bürgerlicher Zukunftserwartungen zerstörte. Das alte Regime hatte bürgerliche Reformen in Gang gesetzt, allerdings nur in Ansätzen realisiert: Rechtsstaatlichkeit, Parlamentarisierung, Selbstverwaltung und Öffentlichkeit, Industrialisierung und Durchsetzung des Privatbesitzes auch auf dem Lande. Zentrale Impulse der Revolution waren – vor dem Hintergrund des Krieges und einer zusammenbrechenden Infrastruktur – „soziale Demokratie“ als direkte Volksherrschaft in Gestalt der Räte (Sowjets) und Versorgungs- und Verteilungsgerechtigkeit im Sinne einer „moralischen Ökonomie“ (E. P. Thompson). Die Herrenklasse, Kapitalismus und Imperialismus hingegen galten als Ursache allen Unglücks.

In dieser Revolution realisierte sich für Lenin die Spontaneität (*stichijnost*) der Arbeiterklasse und der armen Bauernschaft mit ihren Räten, Komitees und Versammlungen als „arbeitenden“ Körperschaften. Die Revolution hatte endgültig „die Massen“ zu Akteuren in der Politik gemacht, auch wenn dies weder zur Etablierung eines demokratischen Systems noch zu anderen Varianten von Volksherrschaft führen sollte. Aber auch unter den Bedingungen einer Parteiherrschaft blieben die Revolution und die politische Mobilisierung der Bevölkerung ein verpflichtendes Erbe. Es lebte weiter in der öffentlichen Rhetorik, in Appellen an die Bevölkerung, im Politikstil der Bolschewiki und nicht zuletzt in der Simulation von politischer Teilhabe an der Macht. So hielt man an den Sowjets – als mehr oder minder entleerten, rituelle Funktionen erfüllenden – Institutionen fest. Sie haben schließlich dem neuen Staat ihren Namen gegeben. Auch andere Institutionen und Ausprägungen sowjetischer Politik tradierten oder simulierten die Diktatur des Proletariats und Volksherrschaft. Kampagnen wurden zu einem spezifischen Merkmal sowjetischer Politik und Öffentlichkeit. Kampagnen galten als Ausdruck von Spontaneität und Partizipation der Parteimitglieder, der Werktätigen oder des Volkes¹⁵. Die Kampagnen sind zwar in der Regel aus den Milieus der

¹⁵ Siehe „Macht und öffentliche Räume im Sozialismus“. Beiträge von Jan C. Behrends, Sandra Dahlke, Lorenz Erren, Johannes Grützmaker, Malte Rolf, in: JGO 50 (2002) (H. 2).

Partei hervorgegangen, sie hatten aber immer Initiativen, Aktivitäten und auch Enthusiasmus von unten zu demonstrieren. Im Laufe der Jahrzehnte blieb fast kein Bereich öffentlichen und manchmal auch privaten Lebens davon unberührt. In der Form von Kampagnen vollzog sich die Institutionalisierung der *subbotniki*, der freiwilligen Arbeitseinsätze am Sonnabend, die Schließung von Kirchen und die Entlarvung von Feinden, der Eintritt in den Kolchos ebenso wie die Durchsetzung des Abtreibungsverbots 1936, aber auch so hochpolitische Themen wie die Diskussionen um die Stalin-Verfassung. Kampagnen hatten einerseits eine camouflierende Funktion, aber sie lieferten immer auch eine Plattform für Kritik. Sie boten zudem der Führung Einblicke in die Stimmungslagen der Bevölkerung, und sie etablierten Verhaltenscodes. Ein klassisches Beispiel für die Spontaneität der Arbeiterklasse waren die Stoßarbeiter- und dann die Stachanov-Bewegung. Sie belegten den ungebremsen Aktivismus der „befreiten Arbeit“. In der Stachanov-Bewegung verbanden sich alle Komponenten gelenkter Spontaneität, die in der Praxis ihre eigene Dynamik entfaltete: Sie mobilisierte den Klasseninstinkt und einen rüden Aufstiegswillen. Ein revolutionärer Habitus durfte sich im engeren Umfeld austoben. Denunziantentum wurde als Wachsamkeit gegen den Klassenfeind geadelt. Und zugleich sonderte man permanente Unterwerfungssignale an die Parteiführung bzw. an Stalin ab. Dies alles ließ sich als gelebte Spontaneität und Volksherrschaft, als Realisierung der Versprechen der Revolution und schließlich als Sozialismus ausgeben. Von den Profiteuren dieser Vorgänge wurde dies offensichtlich so verstanden¹⁶.

Ein weiteres Erbe der Revolution ebenso wie eine Obsession der Bolschewiki war die Essentialisierung der Klassenherkunft. Klasse war keine soziologische, sondern eine instabile sozial-moralische Kategorie. Entsprechend dem Kampagnen-Stil der Bolschewiki wurde sie zu unterschiedlichen Zeiten und in wechselnder Intensität strafend oder belohnend eingesetzt. Den positiven Pol bildeten die Arbeiter und die arme Bauernschaft, den negativen – zunächst – die Angehörigen der einst herrschenden Schichten (Adlige, gehobenes Beamtentum, Unternehmer, Kaufleute, Priester und Angehörige der kommerziellen Schichten). Aber schon 1918 verflüchtigte sich der Klassenfeind, da er in der Kategorie des Konterrevolutionärs nicht aufging; denn auch Arbeiter und arme Bauern konnten „objektiv“ Positionen des Klassenfeindes einnehmen, wie sich umgekehrt Studenten, Angestellte und Funktionäre aller Stufen, nicht zuletzt Intellektuelle, auf den Standpunkt des Proletariats oder – sicherer – auf den der Partei stellen konnten. Klassenherkunft und Klassenzuschreibung blieben bis weit in die Nachkriegszeit ein wichtiges Kriterium für die Karriere, allerdings ergänzt durch viele andere Merkmale. Zusammen blieben sie ein Denunziationen, Angst und Unsicherheit auslösender Faktor¹⁷.

¹⁶ Robert Maier, Die Stachanov-Bewegung 1935–1938 (Stuttgart 1990); Lewis H. Siegelbaum, Ronald G. Suny (Hrsg.), Making Workers Soviet. Power, Class and Identity (London 1994).

¹⁷ Alan M. Ball, Russia's Last Capitalists. The Nepmen, 1921–1929 (Berkeley 1987); Sheila Fitzpatrick, How the Mice Buried the Cat: Scenes from the Great Purges of 1937 in the Rus-

Wie die Sowjets so blieben auch die Arbeiterklasse und – später verwässert – die Werktätigen ein zentraler legitimierender Bezugspunkt des Regimes. Nicht nur in der Propaganda wurde damit ein Versprechen der Revolution eingelöst. Denn der Terror Stalins gegen die Eliten in Partei und Staat sowie die Expansion der Apparate seit Einführung der Planwirtschaft hatten zur Folge, daß sich Angehörigen der Unterschichten vielfältige Aufstiegsmöglichkeiten boten. Insbesondere die Parteiführung nach Stalins Tod sollte sich aus diesen Gruppen rekrutieren. Die Folge war eine unter Stalin sozialisierte „volksnahe Obrigkeit“, so ein späterer Spötter¹⁸.

Ein weiterer Faktor, der den revolutionären Prozeß bestimmte und auch dem bolschewistischen Projekt zu eigen war, läßt sich mit den Begriffen Egalitätsfuror, moralische Ökonomie und Verteilungsgerechtigkeit kennzeichnen. Teils aus der Not des Krieges und Bürgerkrieges hervorgegangen, teils aber auch als Projekt vorangetrieben, leiteten der Egalitätsfuror in der Arbeiterschaft wie unter den Bauern und der bolschewistische Kontrollwahn permanente Enteignungen und Umverteilungen ein. Der Übergang zur Planwirtschaft, so chaotisch er sich vollzog, fügte sich ein in die Vision einer konjunkturfreien, gesteuerten Distributionswirtschaft, einer von der „Diktatur der Arbeiterklasse“ bestimmten Wirtschaft, also einer Politökonomie im eigentlich Sinn des Wortes. Als Ausweg aus der von den Bolschewiki selbst produzierten und dann auch noch aufgebauchten Krise der NEP bot sich in der Wahrnehmung der Parteiführung unter Stalin nur der Übergang in die Planwirtschaft. Hier konnten die Ressourcen so verteilt werden, wie es der Führung angemessen schien. Zudem ließen sich (fast) alle „kapitalistischen“ Elemente im Handel und in der Landwirtschaft zusammen mit dem Klassenfeind – den NEP-Leuten und den Kulaken – „liquidieren“.

Die politisch gesteuerte Industrialisierung, die Urbanisierung, die Kontrolle über die Vermarktung insbesondere des Getreides und technischer Kulturen, die erst langsam sich vollziehende Technisierung der Arbeits- und Lebenswelten waren trotz des Hungers und des Konsumverzichts der Masse der Bevölkerung als Gegenentwurf zur krisengeschüttelten kapitalistischen Welt zu verstehen. Stalin und sein enger Kreis wollten Herren und nicht Objekte der Wirtschaft sein.

Das Egalitätsversprechen der Revolution wurde durch den sozialen Aufstieg aus den Unterschichten und durch eine statusfixierende Verteilungswirtschaft eingelöst. Aufbau des Sozialismus bedeutete langfristig die Homogenisierung der Gesellschaft und Standardisierung ihrer Lebenswelten. Kurzfristig wurde die Entstehung von Hierarchien mit noch bestehenden Knappheiten oder mit der Bedrohung von außen legitimiert. Aus der einst revolutionär gewendeten „moralischen Ökonomie“ war eine autoritär orientierte Tausch- und Fürsorgewirtschaft geworden, die ganz von den staatlich regulierten Wohltaten abhing. Das Verhält-

sian Provinces, in: *The Russian Review* 52 (1993) 299–320; Jörg Baberowski, „Die Verfasser von Erklärungen jagen den Parteiführern einen Schrecken ein“: Denunziation und Terror in der stalinistischen Sowjetunion 1928–1941, in: *Friso Ross, Achim Landwehr* (Hrsg.), *Denunziation und Justiz* (Tübingen 2000) 165–197.

¹⁸ Alexander Sinowjew, *Gähnende Höhen* (Zürich 1981) 536 f.

nis zwischen Bevölkerung und Staat konnte hierbei Elemente des Potlatsch, des symbolischen und praktischen Austauschs von Geschenken, annehmen¹⁹. Auffällig bleibt, welche Unzufriedenheit in der Gesellschaft – und hier besonders in der Klientel der Bolschewiki, der Arbeiterschaft – entstand, als die Parteiführung 1935 und 1947 von der rigiden Distributionswirtschaft abrückte²⁰.

2. Die Partei als Avantgarde und ihre Verbindung mit den Massen

Es war vor allem Lenin, der das Konzept der Partei als Avantgarde des Proletariats, als intellektueller und moralischer Speicher des richtigen Wissens und Verhaltens, als Motor und Katalysator des revolutionären Prozesses und der sozialen Transformation entwickelt hatte. Dieses Konzept befand sich in ständiger Spannung sowohl im Verhältnis zur Volksrevolution und ihrem Erbe als auch zur nachrevolutionären Realität. Das in der Theorie so klare, in der praktischen Umsetzung aber höchst umstrittene Prinzip grundierte die innerparteilichen Auseinandersetzungen seit 1917, den Übergang zur NEP und besonders die Diadochenkämpfe nach Lenins Tod. In den Auseinandersetzungen seit 1923 ging es darum, sich des Erbes Lenins zu bemächtigen. Damit konnte man in jene Position einrücken, von der aus die Avantgarderolle der Partei und damit das bolschewistische Projekt direktiv festgelegt würde. Die Sicherung der Führung und – ganz praktisch – die Auswahl und Kontrolle der Kader waren begleitet von der Aneignung einer ganz bestimmten camouflierenden Rhetorik. Mit ihren Formeln hatte das Parteivolk nicht nur die eigene Funktion als Vorhut des Proletariats und die daraus abgeleiteten Regeln zu verinnerlichen, sondern auch die visionären Aspekte des bolschewistischen Projekts. Denn sie allein rechtfertigten ihre herausgehobene Stellung gegenüber der Gesellschaft.

Schon Lenin wurde vor und nach 1917 von sozialistischen Zeitgenossen vorgeworfen, daß er Marxismus, Partei und klassenbewußtes Proletariat in eins setzte. Dem Marxismus fiel dabei fast die Rolle eines handelnden Subjektes zu: „Indem der Marxismus die Arbeiterpartei erzieht, erzieht er die Avantgarde des Proletariats und befähigt sie damit, die Macht zu übernehmen und das ganze Volk zum Sozialismus zu führen“²¹. Um die Reinheit der Lehre und die Geschlossenheit der Partei zu erhalten, hatte Lenin schon vor 1917 die Partei bzw. die Berufsrevolutionäre als eine verschworene Gemeinschaft charakterisiert: „Wir schreiten als eng

¹⁹ Dietrich Beyrau, Der organisierte Autor: Institutionen, Kontrolle, Fürsorge, in: Gabriele Gorzka (Hrsg.), Kultur im Stalinismus (Bremen 1994) 60–76; Jeffrey Brooks, Thank You, Comrade Stalin! Soviet Public Culture from Revolution to Cold War (Princeton, N.J. 2000).

²⁰ Elena Osokina, Ierarchija potreblenija. O zizni ljudej v uslovijach stalinskogo snabženija 1928–1935 (Moskau 1993); Elena Zubkova, Russia after the War. Hopes, Illusions, and Disappointments, 1945–1957 (London 1998).

²¹ Zitiert nach Michail Vajskopf, Pisatel' Stalin (Moskau 2001) 71; vgl. Kolakowski, Hauptströmungen, Bd. 2, 436 ff. Besancon, Intellectual Origins 233 ff.

geschlossenes Häuflein, uns fest an den Händen haltend, auf steilem und mühevollen Weg dahin. Wir sind von allen Seiten von Feinden umgeben und müssen stets unter ihrem Feuer marschieren.“²² So konnte es auch keine Freiheit der Kritik geben, da sie nur als Einfallstor für bürgerliche Ideologien und Opportunismus diente. Daher wurden nach der Revolution die Diktatur des Proletariats und die der Bolschewiki, welche das Proletariat verkörperten, aber nicht repräsentierten, auch sprachlich miteinander gleichgesetzt. Stalin entwickelte die Rhetorik der suggestiven Verwischung bis zur Perfektion. In seiner Semantik blieben das Subjekt, das handelt, und das Objekt, das „behandelt“ wird, immer im Unklaren. Denn es waren „eiserne Notwendigkeiten“ und abstrakte Grundsätze, welche wahlweise ihn selbst, die Partei, ihren Apparat, den Staat, das Proletariat oder das Volk zum Agieren veranlaßten. Auf diese Weise konnte auch die Parteidisziplin eine handlungsanleitende Funktion wie zuvor der Marxismus bei Lenin übernehmen: „Um die Partei vor fraktionellen Ausfällen der rechten Abweichler zu schützen, ist es notwendig, die Frage der eisernen Parteidisziplin und der unbedingten Unterordnung der Parteimitglieder unter diese Disziplin aufzuwerfen. Sonst wäre an einen ernsthaften Kampf gegen die Abweichung gar nicht zu denken.“²³ Diese Objektivierung politischen Handelns zeigt die Bolschewiki als Vollzieher eherner Gesetze. In der Praxis camouflierte sie persönliche Absichten und Meinungen, die als objektiv notwendig vorgestellt wurden. In der Entpersönlichung der Rede zeigt sich zugleich am deutlichsten der visionäre Aspekt bolschewistischer Politik. Sie konnte als unvermeidlich, verbindlich und „direktiv“ ausgegeben werden. Sie mußte auf reale und oft genug banale Interessen des Proletariats bzw. der Werktätigen keine Rücksicht nehmen.

Das taktische Verhältnis zur Arbeiterklasse, zu den Werktätigen und schließlich zu den Massen zeigte sich in dem Widerspruch, einerseits vorzugeben, die revolutionäre Energie des Proletariats in sich aufzusaugen, andererseits das Proletariat als Objekt zu sehen, das erzogen und geleitet werden müsse. Dabei wurde zu Lenins wie zu Stalins Zeiten immer wieder an die Funktionäre appelliert, „die Verbindung zu den Massen“ nicht zu verlieren²⁴. Wenn das Proletariat allerdings, wie während des Bürgerkrieges, sich der höheren Einsicht der Partei entzog, mangelte es nicht nur am richtigen Klassenbewußtsein, sondern das Proletariat oder die aufständischen Matrosen von Kronstadt erwiesen sich als Medien, durch die hindurch der Klassenfeind seine Machenschaften betrieb. In dieser Rhetorik erweist sich das Proletariat ebenso als Projektion wie sein unvermeidlicher Kampf für den Sozialismus. Die Parteiführung, Partei, Proletariat und Volk bilden in der bolschewistischen Semantik eine *unio mystica*, ein Vielheit in der Einheit, durch die reale Differenzen geleugnet oder dem üblen Willen von Widersachern angelastet werden konnten.

²² Wladimir I. Lenin, Was tun? (1902), in: *ders.*, Werke 5 (Berlin 1955) 364.

²³ Josef W. Stalin, Über die rechte Abweichung (1929), in: *ders.*, Fragen des Leninismus (Berlin 1951) 271.

²⁴ Wladimir I. Lenin, Über die Gewerkschaften (1920), in: *ders.*, Werke 32 (Berlin 1961) 4. Josef W. Stalin, Referat und Schlußwort... (1937), in: *ders.*, Werke 14 (Dortmund 1976) 156.

In der sozialen Praxis hatte diese Überhöhung der Partei die Entstehung eines charismatisch fixierten, autoritär-hierarchisch gegliederten Kampfverbandes mit rigiden Mechanismen der Inklusion und Exklusion zur Folge²⁵. Die schon früh einsetzende systematische Kaderrekrutierung, Kaderkontrolle und Säuberungen sorgten für eine scharfe Trennung zwischen Gesellschaft und Partei. Sie wurde immer wieder durchbrochen durch Rekrutierungskampagnen, denen auf dem Fuße Säuberungen folgten; denn das geworbene Personal entsprach offenbar nicht den Normen des inneren Parteilebens. Aufnahmebedingungen und Ausschlußkriterien orientierten sich an der Klassenherkunft wie an Gesinnungstüchtigkeit, die als konditionierendes Element über eine längere Verweildauer oder gar den Aufstieg in der Partei entschieden. Unter soziologischem Gesichtspunkt wurde der Parteiapparat mit seinen Nomenklaturpositionen, die sich auch auf Wahlämter erstreckten, schon früh zu einem Patronagesystem mit rotierenden und fluktuierenden Kadern. „Um zu regieren, braucht man eine Armee von gestählten Revolutionären, von Kommunisten. Diese Armee gibt es, ihr Name ist Partei“, hieß es bei Lenin²⁶. Stalin sollte diese Metapher später noch weiter ausschmücken, indem er von der Partei als einem militärischen Kampfverband mit Generälen, Offizieren, Unterführern und dem Fußvolk sprach²⁷. Über die Fixierung auf den Führer als Inkarnation des sozialistischen Projektes und über rigide, allerdings schnell wechselnde Verhaltensnormen wurde Inklusion hergestellt. Kritik und Selbstkritik, Säuberungen und eine gelegentliche Mobilisierung des Fußvolkes konnten die Illusion von „Demokratismus“ und von Offenheit gegenüber der Bevölkerung herstellen, die aber im wesentlichen dem zu akklamieren hatte, was anderswo entschieden worden war. Das Macht- wie das Deutungsmonopol der Parteiführung standen dabei nie in Frage.

Die Rolle der Partei als Avantgarde, als Kampfverband und als Motor der gesellschaftlichen Transformation produzierte bestimmte Verhaltensmuster, welche die Parteimitglieder und vor allem die Kader in ständiger Bereitschaft halten sollten. Dies war der eigentliche Inhalt der manchmal schon habituellen Verhaltensnormen: Kritik und Selbstkritik als säubernder und mobilisierender Faktor der Selbstkorrektur, Wachsamkeit nach innen und außen, die Kader als transparente Personen mit ständigem Bekenntniszwang und der revolutionären Pose als Unterwerfungsritual, habituelle Militanz und Enthusiasmus und die aus diesen Rollenzwängen folgende Semantik. Sie hat als „neues Sprechen“, als „hölzerne“ Rede, als „bolschewistisches Sprechen“, als Parteichinesisch oder Parteijargon immer schon Aufmerksamkeit erregt. Sie sollte Eindeutigkeit herstellen, stand aber auch unter dem Verdacht, als „Maske“ zu dienen und Subtexte zu transportieren. Dies gilt für den alles verdächtigenden Blick oder „Riecher“ der kommunistischen Zeitgenossen wie für den eher forschenden Blick des Historikers²⁸.

²⁵ Ennker, Anfänge des Leninkultes 27 ff.

²⁶ Wladimir I. Lenin, Referat ... (1920), in: *ders.*, Werke 34 (Berlin 1963) 48.

²⁷ Rede Stalins vom 3. März 1937, Materialy fevral'sko-martovskogo plenuma CK VKP(b) 1937 goda, in: *Voprosy istorii* 3 (1995) 14.

²⁸ Klaus-Georg Riegel, Konfessionsrituale im Marxismus-Leninismus (Köln 1985); Berthold

Die Stilisierung zum „neuen Menschen“ strahlte auf die Gesellschaft auch außerhalb der Partei aus, vor allem auf Angehörige nachwachsender Generationen, zumal wenn sie aus den Unterschichten aufstiegen und sich die neuen Codes aneigneten. Dies gilt aber auch für Gruppen, die aktiv in die „sozialistische Rekonstruktion“ einbezogen wurden oder sich einbeziehen ließen. „Klassenfremde“ Studenten erlernten die neuen Sprach- und Verhaltensstandards. Intellektuelle und Ingenieure entwarfen von sich noch im Nachhinein – je nach Situation und sprachlichen Kapazitäten – ein Bild vom kämpfenden Enthusiasten. Er wuchs mit den Aufgaben der Partei, oder er wurde durch die Partei oder gar Stalin „erzogen“. Er ging im Kollektiv auf und machte durch die Berührung mit dem Marxismus-Leninismus eine Art Erweckungserlebnis und Lernprozesse durch. Autobiographien wurden nach dem Muster eines Bildungsromans entworfen²⁹.

Der „sozialistische Held“, wie er im Kanon des Sozialistischen Realismus in Kunst und Belletristik entworfen wurde, galt vielfach als Maßstab der Selbstrepräsentation. Dabei war die Produktion des neuen Menschen das Ergebnis eines kollektiven Unterfangens, an dem das Publikum in vielfältiger Weise teilnahm. Die sowjetischen Klassiker – von Ostrovskijs „Wie der Stahl gehärtet wurde“ über Majakovskijs „Lenin“ bis hin zu Fadeevs „Junger Garde“ – lassen sich als Ergebnis kollektiven Schaffens beschreiben. Die Autoren lieferten das Rohmaterial, die unterschiedlichen Partei- und Zensurinstanzen, aber auch mehr oder minder gesteuerte Leserkampagnen gestalteten die Helden mit, bevor sie in den sowjetischen Kanon eingehen konnten. Hier realisierte sich kollektive Kreativität³⁰. Die Vorbildfunktion und Wirkungsmacht des sozialistischen Menschentypus zeigte sich noch in den jugendlichen Protestgruppen nach 1945. Sie nahmen Anstoß an dem Widerspruch zwischen dem sozialistischen Ideal und der Banalität einer ärmlichen Realität und organisierten sich nach dem Modell bolschewistisch-revolutionären Kampfes, wie sie es in den stalinistischen Lehrbüchern gelernt hatten³¹.

Unfried, *Rituale von Konfession und Selbstkritik. Bilder vom stalinistischen Kader*, in: *Jahrbuch für Kommunismusforschung* (1994) 148–164; *Jan Plamper*, *Abolishing Ambiguity: Soviet Censorship Practices in the 1930s*, in: *Russian Review* 60 (2000) 526–543.

²⁹ *Thomas Lahusen*, *How Life Writes the Book. Real Socialism and Socialist Realism* (London 1997); *Susanne Schattenberg*, *Stalins Ingenieure: Lebenswelten zwischen Technik und Terror* (München 2002).

³⁰ *Yuri Druzhnikov*, *Informer 001. The Myth of Pavlik Morozov* (New Brunswick 1997); *Dietrich Beyrau*, *Intelligenz und Dissens. Die russischen Bildungsschichten in der Sowjetunion* (Göttingen 1993) 87ff; im folgenden zitiert: *Beyrau*, *Intelligenz. Chans Gjunter* (*Hans Günther*), *Evgenij Dobrenko* (Hrsg.), *Socrealisticeskij kanon* (Sankt Petersburg 2000).

³¹ *Beyrau*, *Intelligenz* 171–175.

3. Der Staat als Maschine und die Gesellschaft als Fabrik

Der Mystifizierung der Partei als Verkörperung des Proletariats stand eine recht mechanistische Vorstellung vom Staat, von der Bürokratie, aber auch von der Gesellschaft gegenüber. Sie zeigt sich in Lenins Maschinenmetaphorik, bezogen auf den Staat und seine Bürokratien, und später in einer eher militaristischen Metaphorik bei Stalin. Trockij profilierte sich bereits während des Bürgerkrieges lautstark als Anhänger von Arbeitsarmeen.

In der Tradition von Marx erschien der Staat mit seiner Bürokratie und Armee lediglich als „Instrument“ der herrschenden Klasse, das es zu zerbrechen gelte. Lenins Vergleich des Staates mit der Post oder sein Glaube, daß der Staat auch von einer Köchin geleitet werden könne, zeugen von einem recht begrenzten Verständnis für die Funktionen des modernen Staates, die auch am Beispiel des vorrevolutionären Rußlands hätten studiert werden können. Verwaltung und Organisation wurden auf Rechnungsführung und Kontrolle reduziert. Ihre komplizierten Regeln von Arbeitsteiligkeit und Regelmäßigkeit, von Interessenformierung und Interessendurchsetzung wurden nicht zur Kenntnis genommen. Bürokratien blieben in der bolschewistischen Wahrnehmung „Apparate“, in die das Proletariat als herrschende Klasse nur seine Befehle einzugeben hatte, wie es zuvor „die Kapitalisten“ getan hatten³². Man könnte von einer Institutionenmechanik, kriegswirtschaftlichen Modellen entnommen, sprechen. In ihrer militaristischen Variante dominierten Vorstellungen von einem Stab-Linie-Organigramm.

Wie der Staat in Kategorien der Maschine verstanden, so wurden auf die Gesellschaft Kategorien der Fabrik angelegt: Die gesamte Gesellschaft werde „ein Büro und eine Fabrik mit gleicher Arbeit und gleichem Lohn sein“³³. Die Willensübertragung von der Partei auf das nicht hinreichend bewußte Proletariat sollte in Gestalt von Transmissionsriemen über die Gewerkschaften erfolgen. Sie sollten durch geeignete und kontrollierte Rekrutierung „als Schule des Kommunismus und der Leitungstätigkeit“ und als „Quell, dem unsere ganze Macht entspringt“ funktionieren³⁴. Auch die Partei und ihr Apparat konnten symbolisch als Räderwerk mit Keilriemen vorgestellt werden³⁵.

Als dieses Modell nicht oder nur sehr ungenügend funktionierte, sollte es durch Kampagnen, eine Flut von Vorschriften, durch Gewalteinsätze und schließlich durch Säuberung „auf Linie“ gebracht werden. Reflexartig wurden für das mangelhafte Funktionieren der Sowjet- (und Partei-)Apparate Sabotage der „kleinbürgerlichen Elemente“, der alten Bürokraten aus der Zarenzeit verantwortlich gemacht, die in der Tat die neuen Verwaltungen bevölkerten. Manchmal richtete sich die Kritik aber auch an Aufsteiger aus den Unterschichten, die sich die schlechten

³² Wladimir I. Lenin, Staat und Revolution (1917), in: *ders.*, Werke Bd. 25 (Berlin 1960) 393–507.

³³ Ebd. 488.

³⁴ Lenin, Referat über die Rolle und die Aufgaben der Gewerkschaften ... (1921), in: *ders.*, Werke Bd. 32 (Berlin 1961) 47.

³⁵ Anonymus, Der organisatorische Aufbau der Kommunistischen Partei (Hamburg 1925).

Sitten der alten Bürokraten angeeignet hätten und ihre Macht mißbrauchten. Unflexibles und herrisches Verhalten der Behörden, auch Korruption und Mißwirtschaft wurden als „Bürokratismus“ ständig kritisiert und beklagt. Er sollte durch Aktivierung der Massen und ihre Teilnahme an der Verwaltung, durch die Rekrutierung aus der Arbeiterklasse und, als auch das nichts half, durch die Rollkommandos der Arbeiter- und Bauerninspektion kontrolliert und zur Raison gebracht werden. Die grundsätzlichen Übel von Bürokratismus aber lagen ganz woanders: im Kampagnenstil und in der Gewalttätigkeit der Politik, im politischen Monopol und in der an keine Verfahrensregeln gebundenen Parteioligarchie wie im permanenten Wechsel der politischen Vorgaben, in der unzureichenden Delegation von Aufgaben und in der mangelhaften Aufteilung der Kompetenzen. Handlungs- und Verfahrensfreiheit der Parteiführung einerseits und die Tendenz der Behörden zu regelhaftem Handeln andererseits standen bis zum Ende der Sowjetunion in einem unaufhebbaarem Spannungsverhältnis, das sich im Laufe der Jahrzehnte allerdings sehr unterschiedlich gestaltete. Ein Grundzug sowjetischer Apparate insbesondere zur Zeit Stalins blieb allerdings ihre Anomie, eben Bürokratismus.

Die auf permanente Transformation angelegte Politik mit mangelhafter Funktions- und ohne Gewaltenteilung bedingte, daß auch jenes Maß an Professionalität im Verwaltungshandeln unterschritten wurde, das die zarische Bürokratie bereits erreicht hatte. Was die Revolution an Demokratisierung von Politik und an Massenmobilisierung erkämpft hatte, wurde durch die archaischen und zugleich machtbessenen Politikvorstellungen ihrer Aktivisten und Gewinner wieder verspielt.

Wegen des durch die Bolschewiki zusätzlich gesteigerten Chaos im Bürgerkrieg verfiel nicht nur Trockij auf die Idee der Arbeitsarmeen. Während des Bürgerkrieges wurde weit darüber hinaus für die Arbeit „mobilisiert“. Dies geschah aus Not oder als Strafe mit den entsprechenden Androhungen bei „Desertion“. Arbeitsmobilisierung, Arbeitspflicht, *orgnabor* (Rekrutierung aus den Kolchosen für die Industrie und Großbaustellen), Zwangsarbeit in unterschiedlicher Gestaltung und nicht zuletzt die Zusammenfassung der Arbeiter und Kolchosbauern in Brigaden – all dies deutet auf ein sehr spezifisches Verständnis von Arbeit und Organisation. Mit der viel beschworenen Kollektivität verband es Kontrolle mit einem Stab-Linie-Organigramm, das seine militärische Herkunft kaum verleugnen kann. Allerdings lagen obsessive Vorstellungen von Arbeitsorganisation und -kontrolle zumeist sehr weit entfernt von den realen Verhältnissen in der Arbeitswelt. Sie wurde geplagt von ungesteuerter Fluktuation und erheblicher Ineffizienz. Der Organisationsfetischismus, wie er sich besonders drastisch im Kolchos austobte, war nur die Kehrseite einer selten beherrschten Realität. Erst mit dem Übergang zur Kriegswirtschaft seit Ende der dreißiger Jahre wurde mit der Durchsetzung von Arbeitsbüchern, der Bindung auch der Arbeiter und Angestellten an ihre Unternehmen, der Wohnortkontrolle und den Inlandspässen so etwas wie eine regulierte Ordnung durchgesetzt. Dies geschah allerdings um den

Preis einer hohen Strafanfälligkeit der Bevölkerung, die millionenfach für die Verletzung oft kaum einzuhaltender Vorschriften kriminalisiert wurde³⁶.

4. Die permanente Feindmarkierung

Zu keiner Zeit war die Anzahl der Insassen in Arbeitsbesserungslagern und -kolonien, der Sträflinge in Arbeitsarmeen und Sonderkontingenten wie der Verbannten in Sondersiedlungsgebieten so hoch wie 1940 und dann wieder nach 1945³⁷. Diese Situation spiegeln die Statistiken für eine Zeit, als es kaum politische Gegner in der Sowjetunion gab, als der Klassenfeind im Innern und auch der äußere Feind (nach 1945) besiegt waren. Die permanente Produktion von Kriminellen und von Staatsfeinden („Konterrevolutionären“) hatte solche Formen und ein solches Ausmaß angenommen, daß von einer zur Routine gewordenen Strafpolitik ausgegangen werden muß. Gruppen und Individuen wurden im Fließbandverfahren entweder zu Kriminellen oder zu Feinden erklärt.

Die Sucht, Feinde zu markieren und zu „produzieren“, hatte sich sehr bald nach der Oktoberrevolution gezeigt. Schon Lenins Sprache ist durch ihre extreme Polarisierung gekennzeichnet. Feinde wurden bei Lenin nach „objektiven“ Kriterien geschaffen: entweder durch die Klassenlage oder durch falsche Ideen, die als Ausdruck feindlicher Klassen galten. So war der richtige revolutionäre Impuls der Volkstümpler (*narodniki*) falsch orientiert, weil ihre Ideen die unentschiedene Klassenlage der Bauern (zwischen Proletarisierung und Verbürgerlichung) widerspiegelten³⁸. Im Konfliktfall stand der Gegner „objektiv“ auf Positionen des Klassenfeindes, selbst wenn er Proletarier war, weil er z.B. kleinbürgerlichen Ideen huldigte oder „objektiv“ – ohne Ansehen seines realen Verhaltens – Positionen des Klassenfeindes repräsentierte. Aus dieser Sichtweise folgte konsequent eine summarische Strafpolitik: Geiselnahme, Sippenhaft, Diskriminierung oder Bestrafung nach kollektiven Merkmalen, die sich im Laufe der Jahrzehnte wandeln sollten. Der Bürgerkrieg und die innerparteilichen Auseinandersetzungen nach 1923/24 haben diese Auffassungen in der Partei zur Norm werden lassen. Alle Individuen oder Gruppen, die sich dem bolschewistischen Projekt entgegenstellten, ihm im Wege standen oder zu stehen schienen, wurden zum Objekt hemmungsloser verbaler oder auch tätlicher Aggression, der Verdächtigung und Stigmatisierung mit jeweils sehr unterschiedlichen Folgen. Die Feindmarkierung ging auch

³⁶ William G. Rosenberg, *The Social Background to Tseksan*, in: Diane P. Koenker u.a. (Hrsg.), *Party, State, and Society in the Russian Civil War* (Bloomington, N.D. 1989) 349–373; ders. u.a. (Hrsg.), *Social Dimensions of Soviet Industrialization* (Bloomington, Ind. 1993); Oleg W. Chlewnjuk, *Das Politbüro. Mechanismen der politischen Macht in der Sowjetunion der dreißiger Jahre* (Hamburg 1998). Auch: *Beyrau*, Petrograd.

³⁷ Stephan Merl, *Das System der Zwangsarbeit und die Opferzahl im Stalinismus*, in: GWU 46 (1995) 277–305, hier 303.

³⁸ Wladimir I. Lenin, *Der ökonomische Inhalt der Volkstümlerrichtung ...* (1895), in: ders., *Werke* Bd. 1 (Berlin 1963) 436ff.

dann nicht verloren, als der Klassenfeind im wörtlichen oder übertragenen Sinne „liquidiert“ war. Allerdings wandelten sich die Kriterien, nach denen man zum Feind werden konnte.

Zunächst standen der Klassenfeind und Konterrevolutionär im Vordergrund, dann schon sehr viel unschärfer der Schädling, Saboteur und Diversant, der, sofern er in der Partei agierte, bald als maskierter und als Volksfeind figurierte. Als wiederum „objektive“ Kategorie rückte unter quantitativen Gesichtspunkten seit den späten dreißiger Jahren der nationale Feind in den Vordergrund, also ethnische Gruppen, die deshalb unter Verdacht gerieten, weil sie potentiell in verschwörerischen Verbindungen mit dem konnationalen Ausland stehen könnten (Koreaner, Polen, Deutsche, Finnen und andere). Nach 1941 sollten ihnen weitere Völker in die Verbannung folgen.

Im Wechsel der Kriterien läßt sich zwar eine gleichbleibende pathologische Struktur erkennen, aber auch eine bemerkenswerte Verschiebung der zentralen Paradigmen des bolschewistischen Projekts. Unter politischen Aspekten wird sie seit langem als Übergang von weltrevolutionär-internationalistischen Maximen zu solchen der Machtstaatlichkeit mit unübersehbaren imperialen Attributen gekennzeichnet. Unter kulturellen Aspekten läßt sie sich als Übergang von der revolutionär-experimentellen zu einer Phase der Vorherrschaft eines roten *juste milieu* kennzeichnen, das eher konventionellen Sekundärtugenden (Familie, Fleiß, Bildung, Professionalität, Ordnung und Hygiene) einen hohen Stellenwert zumaß. Dabei mutierte das weltrevolutionäre zu einem Hierozentrum, mit seinen standardisierten Symbolen und Zeremonien: Moskau als rotes Mekka einer neuen Völkergemeinschaft, die sich durch „heilige“ Grenzen gegen eine finstere Umwelt mit ihren inneren Handlangern abgrenzte. Nicht zufällig gelangten in dieser Zeit zwei Begriffe zu besonderer Prominenz: die Maskierung und die Doppelzüngerei (*dvurušničestvo*). Auffällig ist die Gleichzeitigkeit von Sakralisierung der Binnenwelt und von Dämonisierung des inneren und äußeren Feindes.

Das von Beginn an im bolschewistischen „Text“ angelegte doppelbödige Repertoire von rationaler Argumentation und irrationaler, quasi religiöser Inbrunst und Gewißheit, kam in den dreißiger Jahren zu „voller Blüte“. Da Maskierung und Doppelzüngerei nicht einfach als Ausgeburt von Ängsten, Aggressivität und von Vorurteilen gelten konnten, bedurften sie der theoretischen Grundlegung im Konzept des verschärften Klassenkampfes beim Aufbau des Sozialismus. Dieses Konzept war jederzeit abrufbar. Nach Abschluß der Kollektivierung und während der Laufzeit des zweiten Planjahrfünfts (1932/33 bis 1937/38) schob sich diese Semantik deshalb so weit in den Vordergrund öffentlicher Rhetorik, weil das heroisch-prometheische Bild, das die Führung von sich selbst und vom Volk entwarf, mit der Realität nur schwer in Einklang zu bringen war. Maskierung und Doppelzüngerei, heute eher unter dem Begriff der habituellen Schizophrenie gefaßt, lassen sich als Folge der Kluft zwischen Selbstbild und Propaganda auf der einen und dem Alltag auf der anderen Seite interpretieren. Dieser Zustand produzierte immer neue Feinde. Denn die Vernichtung oder Unterwerfung der Klassenfeinde hatte die alten Probleme nicht beseitigen und neue nicht verhindern kön-

nen: Ineffizienz, Ressourcenverschwendung, Korruptionsketten und Seilschaften, *tufta* und *blat*, und die chamäleonartig immer wieder neu auftauchenden Defizite und Flaschenhälse in der Produktion und im Konsum. Maskierung, Doppelzüngel und Schädlingstätigkeit wurden öffentlich den jetzt als Volksfeinde klassifizierten Personen inner- und außerhalb der Partei angelastet.

In ganz anderer Weise, als es die Partei glaubhaft machen wollte, bildeten Maskieren, Verstellen, Lügen und Verbergen tatsächlich einen konstitutiven Teil der Lebenswelt eines großen Teils der Bevölkerung: Angefangen vom Verbergen der Herkunft über die immer am Rande der Legalität operierenden Wirtschaftsführer bis hin zum standardisierten öffentlichen Reden standen reales Verhalten und vielfach simulierendes Vorzeigen von Gesinnungstüchtigkeit und von Erfolgen jeder Art in einem manchmal lebensgefährlichen Widerspruch, der alltäglich auszuhalten war. Konstruktionsmängel bei einem Flugzeug, Unfälle in der Produktion, Nichterfüllung von Planvorgaben, Druckfehler in den Zeitungen, das Übersehen einer politischen Direktive – all dies konnte den Anlaß liefern für Sabotagevorwürfe und für Denunziationen. So hatten fast alle etwas zu verbergen, selbst wenn viele sich als loyale Bürger oder gar als glühende Anhänger des Systems sahen. Die Beglückung der Menschheit stand in einem bemerkenswerten Gegensatz zu einer wölfischen Realität, welche die Lebenswelt der *apparatchiki* ebenso erfaßt hatte wie die der Mitläufer und der Opfer in den Verbannungsgebieten wie in den Lagern.

5. Die Zivilisierungsdiktatur

Das bolschewistische Projekt stand insofern trotz seiner grobschlächtigen Politik in einer Kontinuität russischer Politik seit Peter I., als es sich unter dem Druck von Rückständigkeit und aufholender Modernisierung sah. Die Überwindung russischen „Asiatentums“ und das selbst gesteckte Ziel, in wenigen Jahren aufholen zu müssen, wofür die westlichen Länder Jahrhunderte benötigt hatten, lassen sich als seine zentralen Kernpunkte verstehen. Dieses Selbstverständnis der Bolschewiki hat über Jahrzehnte v.a. die wirtschafts- und sozialhistorische Forschung geleitet. Auf kulturellem Gebiet war von der „Erziehungsdiktatur“ die Rede. Die neuere kulturwissenschaftliche Diskussion arbeitet mit dem Begriff der Selbstzivilisierung (vor und nach 1917) und der Zivilisationsmission der wechselnden Eliten, bezogen vornehmlich auf die russischen Bauern und die nicht-europäischen Völker der Peripherie³⁹. Der Appell zur Kultivierung und die ihnen folgenden Maßnahmen richteten sich sowohl an die Masse der immer wieder neu rekrutier-

³⁹ Jörg Baberowski, Auf der Suche nach Eindeutigkeit. Kolonialismus und zivilisatorische Mission im Zarenreich und in der Sowjetunion, in: JGO 47 (1999) 482–503; ders., Auf der Suche nach Eindeutigkeit. Zivilisatorische Mission, Nationalismus und die Ursprünge des Stalinregimes in Azerbaidžan 1928–1941 (Habil. Tübingen 2000; Stuttgart 2003); Yanni Kotsonis, Making Peasants Backward. Agricultural Cooperatives and the Agrarian Question in Russia, 1861–1914 (New York 1999); Lynne Viola, The Best Sons of the Fatherland. Workers in the Vanguard of Soviet Collectivization (Oxford 1985).

ten Parteimitglieder wie an die Völker der Sowjetunion einschließlich der Russen. Denn die russischen Bauern galten als nicht viel weniger „rückständig“ als die Nomaden oder die Muslimvölker. Das Spektrum zivilisierender Maßnahmen umfaßte die „Liquidierung“ des Analphabetentums, massive Bildungsprogramme, verbunden mit Indoktrination, Ausbildung am Arbeitsplatz ebenso wie den Kampf gegen die Religion und Aufklärungsfeldzüge unter den „kulturell rückständigen“ Völkern, womit vor allem Nomaden und Muslimvölker gemeint waren. Auch die Industrialisierung und die Kollektivierung galten als Zivilisationsfortschritt durch die Aneignung einer neuen Arbeits-, Technik- und Organisationskultur.

Zivilisierung und Aufklärung wurden dabei immer mit Kampf und Klassenkampf verbunden. Die Feldzüge gegen alle Arten von Rückständigkeit machten sich vornehmlich an deren angeblichen Repräsentanten fest – in der Terminologie der Bolschewiki: an den Bourgeois und Feudalherren, an der bürgerlichen oder nationaldemokratischen Intelligenz, an Kulaken, Händlern, Clanchefs, Beys und allen Geistlichen. Diese Gruppen wurden stigmatisiert und im wörtlichen wie im übertragenen Sinne „liquidiert“. Dabei bildeten neben den Kulaken und analogen Gruppen bei den Nomaden und Muslimvölkern die Repräsentanten der Religionen zentrale Aggressionsobjekte.

Zunächst war vor allem die Orthodoxe Kirche an der Reihe, seit Ende der zwanziger Jahre aber auch die anderen christlichen Konfessionen, die jüdische Religion, der Islam, der Buddhismus. Selbst der Schamanismus blieb nicht vor „Aufklärung“ verschont. Die Gnadenlosigkeit, mit der die Partei, der Verband der (militanten) Gottlosen und schließlich auch das NKVD gegen Priester, Mullahs, Rabbiner und Schamanen vorgehen, hatte nicht nur mit der oft kompromittierten Stellung vor allem der Hierarchien der Orthodoxen Kirche vor 1917 zu tun, sondern auch damit, daß die Religionen und ihre lebensgestaltenden Sitten und Rituale, vor allem im Islam, als Inbegriff von Rückständigkeit ausgemacht wurden. In den Religionen kamen alternative Deutungssysteme zur Geltung, die dem totalitären Anspruch des Bolschewismus widersprachen. Der Kampf wurde insbesondere bei den „kulturell rückständigen“ Völkern mit der „Emanzipation“ der Frauen verbunden, mit Hygienefeldzügen, Alphabetisierungs- und Bildungsprogrammen – alles Kampagnen, die in den dreißiger Jahren viel Gewalt und Gegengewalt produzierten und nur wenige Erfolge zeigten. Diese stellten sich aus kommunistischer Sicht erst seit den fünfziger Jahren ein, als weniger gewalttätig, aber effektiver vorgegangen wurde⁴⁰.

Es war die russisch oder europäisch konnotierte Moderne, die den nicht-russischen Völkern des sowjetischen Ostens und Nordens zumeist durch einheimische, allerdings absolut moskauhörige Kader aufgedrängt wurde. Gleichzeitig bekämpfte man unter dem Schlagwort der „Nationaldemokratie“ oder ähnlichen

⁴⁰ Jörg Baberowski, *Stalinismus an der Peripherie. Das Beispiel Azerbaidzhan 1920–1941*, in: Manfred Hildermeier (Hrsg.), *Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg* (München 1998) 307–335.

Begriffen die als bürgerlich geltenden säkularisierten, zumeist sehr schmalen Bildungsschichten bei den nicht-russischen Völkern – dies in Analogie zu den bürgerlichen Spezialisten unter den Russen⁴¹.

Destruktion und Zivilisationsmission gingen hier eine eigenartige Verbindung ein. Programmatisch – durch Bildungsprogramme und sozialen Aufstieg unter stalinistischem Vorzeichen – hielt man an der Nationalisierung oder besser an der Indigenisierung des Bolschewismus trotz der faktischen russischen Dominanz in den modernen Sektoren (höhere Bildung, Technik und Industrie) fest. Gleichwohl konnte verkündet werden, daß erst der Bolschewismus die wirkliche Befreiung und Gleichberechtigung aller Völker und zugleich ihre Entwicklung auf eine neue Zivilisationsstufe verwirklicht habe.

Die Kultur wurde nach vielen Experimenten und Auseinandersetzungen einem sehr utilitaristisch verstandenen Erziehungsauftrag unterworfen. Primär diente sie spätestens seit Anfang der dreißiger Jahre der Selbstrepräsentation des sich formierenden „roten“ juste milieu, aber sie behielt gleichwohl den Auftrag, einen kultivierten Konsumenten zu erziehen. Der Gebrauch von Kunst, Theater, Film und Literatur sollte bilden, aber auch für die Arbeit motivieren. Unterhaltungskunst in ihren kommerziellen Varianten – so z. B. der Kriminalroman – wurde ganz bildungsbürgerlich bekämpft, auch wenn sie sich in Nischen etablierte oder sozialistisch vereinnahmt wurde. Der Shakespeare lesende *kolchoznik* blieb allerdings ein bildungsbürgerliches Phantasieprodukt. *Kulturnost* 'Kultiviertheit'⁴² wurde zu einem zentralen Schlagwort, das eine Brücke herstellte zum kulturträgerischen Ethos der vorrevolutionären Intelligenz. Soweit sie die Kampagnen und den Terror überstanden hatte, durfte sie nun auch konservativ-patriotische Werte in Umlauf bringen, wie es z. B. bürgerlichen Historikern erlaubt wurde. Auch andere Elemente „zivilisierender“ Art wurden unter Stalin wieder hoffähig. Dies galt nicht zuletzt für den bis Anfang der dreißiger Jahre ausschließlich negativ bewerteten russischen Kolonialismus.

Schon seit den zwanziger Jahren existierten in den verschiedensten Wissensfeldern mit je unterschiedlichem Gewicht Erziehungs- und Disziplinierungskurse, denen es um den funktionstüchtigen, ordentlichen und disziplinierten Bürger und Produzenten ging. In diesem Sinne ist die Rezeption und Propagierung von Taylorismus und Fordismus, von Makarenkos Abrichtungspädagogik, aber auch der außerwissenschaftliche Diskurs um Pavlovs Physiologie oder die aggressive Durchsetzung von Lysenkos neo-lamarckistischer Agrobiologie zu verstehen. Alle diese Konzepte gingen von der Erziehbarkeit und Abrichtung als leitendem Prinzip aus, das in dieser oder jener Form auf die Transformation von Natur, Mensch und Gesellschaft setzte⁴³.

⁴¹ Terry D. Martin, *The Affirmative Action Empire: Nations and Nationalism in the Soviet Union* (Ithaca, London 2001) 249 ff., 273 ff., 309 ff.

⁴² Vadim Volkov, 'The Concept of „kulturnost“: Notes on the Stalinist Civilizing Process, in: Sheila Fitzpatrick (Hrsg.), *Stalinism. New Directions* (London 2000) 210–230.

⁴³ Vgl. die Beiträge von Torsten Rütting, Kirill Rossijanow, Hans-Walter Schmuhl u. Eduard Koltchinski, in: Dietrich Beyrau (Hrsg.), *Im Dschungel der Macht. Intellektuelle Professio-*

Die „sozialistische Rekonstruktion“ wurde als prometheisches Unternehmen gesehen, das nur im Kampf gegen die Natur, gegen Rückständigkeit und die Böswilligkeit innerer und äußerer Feinde durchgesetzt werden konnte. Entsprechend diesem Auftrag mußten die Parteikader geschult, indoktriniert, manchmal geradezu konditioniert werden. Daraus ergaben sich Verhaltenszwänge, Rituale und Codes, die spätestens seit den zwanziger Jahren immer wieder in Versammlungen und durch das Vorbild der Publizistik eingeübt wurden. Der Kampf gegen alle Arten von „Abweichung“, der Kulturfeldzug, die Schauprozesse, die permanenten Säuberungen und Überprüfungen durch Kommissionen der Partei oder gelegentlich auch durch die Parteibasis, die akklamierenden Resolutionen in den Betrieben und nicht zuletzt die ständige Abfolge von Kampagnen inner- wie außerhalb der Partei schufen ein Konditionierungsfeld, in das weit über die Parteimitgliedschaft breite Kreise der Bevölkerung aktiv oder passiv einbezogen wurden. Vor dem Hintergrund bolschewistischer Wort- und Dogmengläubigkeit kam der öffentlichen Rede ein hoher Stellenwert zu. Schon die Revolution von 1917 war nicht zuletzt ein Kampf um Worte und Begriffe gewesen⁴⁴. Das Wort galt den Revolutionären als Waffe. Es mußte kontrolliert, bewacht und gesteuert werden. In der bolschewistischen Rede: „... wie die revolutionäre Macht nicht zulassen kann, daß jeder Hinz und Kunz im Besitz von Revolvern und Maschinengewehren ist, ... so darf der Staat auch nicht die Freiheit gedruckter Propaganda zulassen“, so 1921 der Volkskommissar für Kultur und Bildung A. V. Lunačarskij⁴⁵. Bezeichnend ist hier nicht nur das unbekümmerte Bekenntnis zur Zensur, sondern ebenso, daß jede Art des öffentlichen Textes – hier war von Belletristik die Rede – als Propaganda verstanden wurde. Daher müssen die Rhetoriken des permanenten Bekenntnisses, der ritualisierten Militanz, die Kritik und die Selbstkritik, die Schulbekenntnisse der Angeklagten, die Reueerklärungen „abweichlerischer“ Parteigenossen, die manchmal geradezu magische Umdeutung von Realität in Gestalt eines ganz herrschaftskonformen Monologs, der Dialog und Authentizität simulierte, als verbale Varianten von Selbstkonditionierung verstanden werden. Besonders exaltierte Ausmaße sollten diese rhetorischen Exzesse um 1930 erreichen, als die „Umschmiedung“ zu einem zentralen Begriff der Selbsttransformation von Aktivisten, Intellektuellen und Produzenten wurde.

In der Zeit des sog. „Großen Terrors“ seit etwa 1935 lassen die überlieferten Protokolle der Marathon-Versammlungen auf allen Ebenen der Partei, in Betrieben und gesellschaftlichen Organisationen den unausweichlichen Zwang einer Psychotechnik erkennen, die zugleich Unterwerfung einüben und für die Aufgaben der Partei konditionieren sollte. Diese Technik zielte darauf ab, immer wieder aufs neue das Über-Ich der Partei zu beschwören – „das Gesicht der Partei zu-

nen unter Stalin und Hitler (Göttingen 2000) 319–339, 340–359, 360–377, 84–105; im folgenden zitiert: *Beyrau*, Dschungel der Macht. *Torsten Rüting*, Pavlov und der Neue Mensch. Diskurse über Disziplinierung in der Sowjetunion (München 2002).

⁴⁴ *Roger Pethybridge*, *The Spread of the Russian Revolution. Essays on 1917* (London 1972).

⁴⁵ Zitiert nach *Karl Eimermacher* (Hrsg.), *Die sowjetische Literaturpolitik 1917–1932* (Bochum 1994) 192.

wenden“. Es mußten eigene Fehler öffentlich bekannt und Fehler der Genossen gnadenlos entlarvt und gezielt werden. Auf diese Weise wurde nicht nur die Autorität der Partei als oberste moralische Instanz verinnerlicht, sondern jeder Einzelne sollte sich auf diese Weise erziehen oder erziehen werden, um sich den Zielen der Partei und des bolschewistischen Projekts als würdig zu erweisen⁴⁶.

Neben die rhetorische Akrobatik trat bald – sehr viel massenwirksamer – die Arbeit als Medium der Umerziehung von Kriminellen, Prostituierten, Arbeitsscheuen und vor allem von klassenfremden und klassenfeindlichen Gruppen. Im Begriff der Arbeitsbesserungskolonien und Arbeitsbesserungslager kommt dieser Glaube an die Umerziehung durch Arbeit zum Ausdruck. Diese Bezeichnungen blieben auch dann noch bestehen, als seit Mitte der dreißiger Jahre die „Besserung“ der Sträflinge propagandistisch bestenfalls eine marginale Rolle spielte und die rhetorischen Exzesse zum „Zwischern“ (Solženicyn) verkamen⁴⁷.

6. Technikgläubigkeit und Standardisierung

„Sozialismus ist der organisierte Kampf der Menschheit mit der Natur für die vollkommene Unterwerfung unter die Vernunft“, hatte A. V. Lunačarskij schon vor der Revolution verkündet⁴⁸. Dem bolschewistischen Projekt unterlag als wichtige Unterströmung immer ein technokratisches Element. Dabei fürchtete man zugleich jene Gruppen bürgerlicher Ingenieure und Techniker, die sich zu den eigentlichen Fürsprechern einer Technokratie aufgeworfen und damit durchaus politische Ansprüche verbunden hatten⁴⁹. Es war nicht nur Propaganda, wenn die bolschewistische Führung angesichts einer von irrationalen kapitalistischen Interessen befreiten Gesellschaft glaubte, den Naturwissenschaften und der Technik besonders gute Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten. Kommunismus als Sowjetmacht plus Elektrifizierung enthielt im metaphorischen wie im wörtlichen Sinn den Appell an sich selbst wie an die technische Intelligenz, das rückständige Rußland, seine Menschen und die Gesellschaft wie auch die Landschaften und die Natur nach Gesichtspunkten technischer Rationalität umzugestalten. Nicht zuletzt in das besiegte Dorf sollte „Licht“ getragen werden. Neben einer sozialrevolutionären enthielt das bolschewistische Projekt somit auch von Anfang an Kom-

⁴⁶ Siehe die Materialien des Februar-März-Plenums des ZK von 1937, in: Voprosy istorii (1992–95); zu den deutschsprachigen Literaten vgl. Reinhard Müller (Hrsg.), Die Säuberung. Moskau 1936. Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung (Reinbek 1991).

⁴⁷ Joachim Klein, Belomorkanal. Literatur und Propaganda in der Stalinzeit, in: Zeitschrift für Slavische Philologie 55 (1995/96) 53–98; Alla Ju. Gorčeva, Pressa GULAGA (1918–1955) (Moskau 1996). Dietrich Beyrau, Einführung in „Im Dschungel der Macht“, in: ders., Dschungel der Macht 9–44, hier 29f.

⁴⁸ Zitiert nach James McClelland, Utopianism versus Revolutionary Heroism in Bolshevik Policy: The Proletarian Culture Debate, in: Slavic Review 39 (1980) 403–25, hier 414.

⁴⁹ Kendall E. Bailes, Technology and Society under Lenin and Stalin (Princeton, N.J. 1978).

ponenten einer Sozial- und Technikplanung, deren rigoroser Disziplin sich das Individuum unterzuordnen hatte.

Im Vergleich zur Zivilisationskritik vor allem in Deutschland fällt der ungebremste Fortschrittsoptimismus im sowjetischen Rußland auf. Er war keineswegs beschränkt auf die bolschewistischen Zirkel. Den Hintergrund für die breite Akzeptanz bildeten eine dominante positivistisch-materialistische Wissenschaftstradition und eine schon vor 1914 in der populären Literatur verbreitete Wissenschafts- und Aufklärungsgläubigkeit⁵⁰. Sie hatte offenbar jenen Platz besetzt, den die Religion nicht mehr ausfüllen konnte. In den zwanziger Jahren wurden Taylorismus und Fordismus enthusiastisch rezipiert, kamen sie doch dem eindimensionalen Menschenbild vom neuen Arbeiter entgegen. Es war die Beschränkung auf seine Funktionen als „Schräubchen“ im Betrieb und in der Gesellschaft, die den ersten anti-utopischen Roman Evgenij Zamjatsins provozierte⁵¹.

In der Stalinzeit wurde Literatur über Technik und Wissenschaften – neben dem „Kurzen Lehrgang der KPdSU“ – in Massenaufgaben verbreitet. Man kann hier durchaus Komponenten eines Technik- und Wissenschaftskultes erkennen. In der metaphorischen Sprache der Zeit verband er sich mit dem Kampf gegen die Natur, gegen das Dunkle und Naturhafte im Menschen, vor allem bei den Bauern und „kulturell rückständigen“ Völkern, und gegen alle Spielarten von Religion. Die Aneignung der Technik galt als prometheischer Kampf. Der proletarische Sturm auf die bürgerliche Festung Wissenschaft war verbunden mit der Unterwerfung – „Liquidierung“, Neutralisierung, Umerziehung – der bürgerlichen Ingenieure und Wissenschaftler und der Massenrekrutierung für die gigantischen Baustellen und Industrieprojekte. Hier verschmolzen Klassenkampf und der Aufbruch zu neuen Ufern durch Umgestaltung der Gesellschaft und ihrer Menschen. Diese „Rekonstruktion“ war verkörpert in den im ersten Fünfjahrplan in Angriff genommenen großen Industrie- und Erschließungsprojekten. Sie kombinierten mit je unterschiedlichen Anteilen Zwangsarbeit unter primitivsten technischen (und häufig mörderischen) Bedingungen und den Einsatz amerikanischer Blaupausen und Großtechnik, die oft mit Hilfe amerikanischer und deutscher Ingenieure, Techniker und Facharbeiter in Rußland implantiert wurden und von den sowjetischen Fachleuten adaptiert werden mußten⁵².

⁵⁰ Alexander Vucinich, *Social Thought in Tsarist Russia. The Quest for a General Science of Society, 1861–1917* (Chicago 1976); Jeffrey Brooks, *When Russia Learned to Read. Literacy and Popular Literature, 1861–1917* (Princeton, N.J. 1985).

⁵¹ Melanie Tatur, *Taylorismus in der Sowjetunion* (Frankfurt a.M. 1983); Walter Süss, *Die Arbeiterklasse als Maschine. Ein industriesoziologischer Beitrag zur Sozialgeschichte des Stalinismus* (Berlin 1985); Kendall E. Bailes, *Alexei Gastev and the Controversy over Taylorism, 1918–1924*, in: *Soviet Studies* 29 (1977) 373–394; Jewgenij Samjatin, *Wir. Roman* (Köln 1958).

⁵² Antony C. Sutton, *Western Technology and Soviet Economic Development*, Bd. 1–2 (Stanford 1968–71); Stephen Kotkin, *Magnetic Mountain*; Paul R. Josephson, „Projects of the Century“ in *Soviet History: Large Scale Technologies from Lenin to Stalin*, in: *Technology and Culture* 3 (1995) 519–559.

Hier schien sich zu verwirklichen, was Lenin in seinem Plan zur Elektrifizierung (GOELRO) erst als Vision ausgemalt hatte. Schon hierbei ging es um mehr als nur um eine technische Modernisierung. Auch bei Lenin stand der erzieherische und sozialtechnische Aspekt durchaus im Vordergrund: die Nutzung, Umgestaltung und Unterwerfung der Natur sowie die Aneignung technischer und organisatorischer Verfahren als Instrumente *nun sozialistischer Zivilisierung*⁵³. In den dreißiger Jahren waren es die „alten“ Menschen, die an den Aufgaben wuchsen, sich „umschmiedeten“ und sich zumindest perspektivisch in „neue Menschen“ verwandelten.

Die Attraktivität von Technik – weniger von Naturwissenschaften – zeigte sich auch darin, daß dem Ingenieur als Gestalter der neuen Welt ein besonderes Prestige zufiel. Er besetzte in der Wirtschaft – aber auch in der Partei – jene ubiquitäre Rolle, die in den Marktgesellschaften von Juristen eingenommen wurde. Die Partielite unter Stalin rekrutierte sich daher zum größten Teil aus Aufsteigern, die – wenigstens nominell – technische Ausbildung mit Parteischulung verbanden. Die Wahrnehmung sozialer Probleme als solche technischer und sozialer Planung – einschließlich der Feindbekämpfung als „soziale Prophylaxe“ – bildete einen zentralen Bestandteil des bolschewistischen Projekts. Nach dem Ende der revolutionären Sturm- und Drang-Periode und nach dem Tode Stalins transformierte es sich zu evolutionärer Entwicklungs- und Erschließungspolitik mit einem hohen Maß an gewollter Standardisierung und Nivellierung der Lebensverhältnisse⁵⁴.

Das technokratische Ethos, das keineswegs mit der Herrschaft einer Expertokratie verwechselt werden darf, zeigte sich auch in der neuen Epochenteilung nach Fünfjahrplänen. In Jahrespläne oder gar in noch kürzere Vorgaben umgesetzt, stellten sie in der Propaganda, aber auch in dem ständigen Kampf um Planerfüllung eine scheinbar nach ehernen Gesetzen funktionierende Rationalität dar. Die Erfüllung oder Nichterfüllung von zumeist quantitativen Planvorgaben wurde zum Gradmesser für Belohnung, Maßregelung oder gar Bestrafung (unter Stalin).

Die Planwirtschaft war in erster Linie eine Geschichte von Großprojekten, der „Projekte des Kommunismus“. Sie reicht von Lenins Plan zur Elektrifizierung als erstem Versuch, Planmethoden auszuprobieren, über die immer als Medien der Mobilisierung gedachten Großprojekte der Stalinzeit bis hin zu „Stalins Plan zur Umgestaltung der Natur“ nach dem Krieg⁵⁵. Weniger in den Vordergrund gerückt wurden die militärischen Anstrengungen, hier vor allem der Panzer- und der Flugzeugbau, die schon vor dem Krieg erhebliche Anteile an den Investitionen,

⁵³ Heiko Haumann, *Beginn der Planwirtschaft. Elektrifizierung, Wirtschaftsplanung und gesellschaftliche Entwicklung Sowjetrußlands 1917–1921* (Düsseldorf 1974); Karl Schlögel, *Jenseits des Großen Oktobers* (Berlin 1988) 277 ff.

⁵⁴ Beyrau, *Intelligenz* 145 ff.; Wolfgang Teckenberg, *Gegenwartsgesellschaften: UdSSR* (Stuttgart 1983) 279 ff.

⁵⁵ Klaus Gestwa, *Herrschaft und Technik in der spät- und nachstalinischen Sowjetunion*, in: *Osteuropa* 51 (2001) 171–193.

wissenschaftlichen Kapazitäten und Arbeitskräften banden und entstehen ließen, was später als „militarisierter Sozialismus“ bezeichnet werden sollte⁵⁶.

7. Ausblick und Vergleich

Es liegen bereits mehrere Versuche vor, unter verschiedenen Gesichtspunkten das NS-Regime und das Stalinsystem zu vergleichen⁵⁷. Die Gewaltpolitik und exzessive Feindmarkierung stehen hierbei oft im Vordergrund. Für beide Systeme in ihrer Bewegungs- wie in der Phase ihrer Institutionalisierung gilt, daß sie radikale Gesellschaftsentwürfe unter Zeitdruck verwirklichen wollten. Die Gesellschaft wurde auf diese Weise zum Experimentierfeld. In einem Fall waren es rassistisch-biologistische Kriterien, in dem anderen Kriterien der sozialistischen Tradition, welche die Vorstellungen und die Handlungen leiteten: hier die Schaffung eines „gesunden“ Volkskörpers und die Herrschaft der germanischen Rasse, dort die Etablierung einer von Ausbeutung und Klassenantagonismen befreiten kommunistischen Gesellschaft. Alle Versuche, die Umsetzung dieser Visionen auf einen Begriff – politische Religion, Ideologie, Utopie – zu bringen, scheitern am Widerspruch zwischen der Enge dieser Begriffe und der Vieldeutigkeit und Vielschichtigkeit von Realitäten, die sie einfangen wollen. Politische Religion ist vornehmlich auf die kultischen Elemente fixiert, die nicht notwendigerweise religiöse Inhalte transportieren. Ideologie erfaßt lediglich die im Bolschewismus vergleichsweise kohärente intellektuelle Dogmatik, in der sich das bolschewistische Vorhaben aber nicht erschöpft. Utopie meint die zeit- und raumentrückte Vision ohne Handlungsrelevanz. Deshalb bevorzuge ich den offeneren Begriff des Projektes.

Er akzeptiert die Bedeutung von Ideen als Weichenstellern und betont ihre Wirkungsmacht sowohl in Gestalt von Realitätsdeutung als auch in der Struktur von Entscheidungen und Handlungen. Das Ensemble bolschewistischer Ideen wurde zu physischer und psychischer Gewalt, die den Alltag und die Lebensweise der Bevölkerung maßgeblich formte. Zugespitzt läßt sich im sowjetischen Fall von einem „Vollzug“ von Vorstellungen und Entwürfen einer ganz neuen Gesellschaft sprechen. Die Ergebnisse waren unvermeidlich andere, als die Initiatoren erwartet hatten. Dies gilt selbst für die Markierung der Feinde, die – jenseits ihrer subjek-

⁵⁶ Lennart Samuelson, *Soviet Defense Industry: Tukhachevskii and Military Industrial Mobilization* (Stockholm 1996); Sally Stoecker, *Forging Stalin's Army: Marshall Tukhachevskii and the Politics of Military Innovation* (Boulder, Colorado 1998). Siehe auch die Beiträge unter „Militarisierter Sozialismus“, in: *Initial* 8 (6/1997).

⁵⁷ Zygmunt Bauman, *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust* (Hamburg 1994); Matthias Vetter (Hrsg.), *Terroristische Diktaturen im 20. Jahrhundert* (Opladen 1996); Ian Kershaw, Moshe Lewin (Hrsg.), *Stalinism and Nazism: Dictatorship in Comparison* (Cambridge 1997); Dietrich Beyrau, *Nationalsozialistisches Regime und Stalin-System. Ein riskanter Vergleich*, in: *Osteuropa* 50 (2000) 709–720; ders., Einführung in „Im Dschungel der Macht“ 9–44; Leonid Luks (Hrsg.), *Rußland und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert* (Köln 2001).

tiven Einstellungen – dem Zukunftsprojekt aus der Sicht der „Gärtner“ (Z. Bau-
man) entgegenstanden: auf der einen Seite rassisch und biologisch „minderwer-
tige“ Gruppen und Völker, auf der anderen Seite Klassen- und Volksfeinde sowie
feindliche Ethnien. Beide Fälle kannten zudem ein hohes Maß an zufälligen Op-
fern, eine Folge der Dynamik enthemmter Gewaltpolitik.

In welchem Maße läßt sich von der Realisierung des Utopischen sprechen? Vor
und während des Ersten Weltkrieges grassierten mit jeweils unterschiedlicher
Breitenwirkung Kulturpessimismus und Zivilisationskritik, die sich in Rußland
an apokalyptischen Visionen festmachten. Vor allem literarische und philosophi-
sche Zirkel deuteten den Zusammenbruch Rußlands nach diesen Kategorien – als
Herrschaft des Antichrist, als Sieg satanischer Triebe in der Bevölkerung, meta-
phorisch als Sieg der Barbaren oder als Rückkehr der Skythen⁵⁸. Untergangssze-
narien einschließlich von Verschwörungstheorien nach dem Muster der „Proto-
kolle der Weisen von Zion“⁵⁹ blieben mit oder ohne Erlösungshoffnungen den
Gegnern der Bolschewiki im Lande oder in der Emigration vorbehalten. Kata-
strophenerlebnis und Erweckung gelten auch als typische Erfahrungsmuster füh-
render Nationalsozialisten. In Deutschland blieb diese Deutung eingebettet in ein
breites Spektrum von Zivilisationskritik und Kulturpessimismus, das nach 1918
unter dem Sammelbegriff der „Konservativen Revolution“ figurierte.

Auf bolschewistischer Seite hingegen wurde die Krise der Moderne primär als
Krise von Kapitalismus und Imperialismus gedeutet. Es gab keine Zweifel an der
Zukunftsträchtigkeit der industriellen Zivilisation und am Fortschritt. Der Welt-
krieg bestärkte eher die revolutionäre Inbrunst und die Bereitschaft zur Gewalt-
anwendung. Dem Disaster-Syndrom und eventuellen Erweckungserlebnissen der
Gegner stand auf bolschewistischer Seite die „sichere Erkenntnis“ gegenüber⁶⁰.
Sie teilte die Welt in Verworfene, zu Rettende und Retter ein. Dabei kam auch der
Klassenkampf nicht ohne religiöse und heilsgeschichtliche Aufladung aus – häufig
unter Verwendung christlicher Metaphorik⁶¹, weil es im bolschewistischen Pro-
jekt um mehr ging als um ökonomische Interessen und eine Neuverteilung der
politischen Macht.

⁵⁸ Iz glubiny. Sbornik statej (1919) (Paris 1967). Dimitri Mereschkowski u.a., Das Reich des
Antichrist. Rußland und der Bolschewismus (München 1921); Nikolai Berdjaew, Wahrheit
und Lüge des Kommunismus (Baden-Baden 1953); Michael Agursky, The Third Rome:
National Bolshevism in the USSR (Boulder, Colorado 1987); Igor Narskij, Volksfrömmig-
keit und Kriegserfahrung im Ural 1917–1922, in: Dietrich Beyrau (Hrsg.), Der Krieg in reli-
giösen und nationalen Deutungen der Neuzeit (Tübingen 2001) 165–188.

⁵⁹ Michael Hagemeister, Sergej Nilus und die „Protokolle der Weisen von Zion“, in: Jahr-
buch für Antisemitismusforschung 5 (1996) 127–147.

⁶⁰ James M. Rhodes, The Hitler Movement. A Modern Millenarian Revolution (Stanford
1980) 29 f.

⁶¹ Mark D. Steinberg, Workers on the Cross: Religious Imagination in the Writings of Rus-
sian Workers, 1910–1914, in: The Russian Review 53 (1994) 213–239. Vgl. die verbreiteten
und kanonisierten Gedichte von Demjan Bednyj und V. Majakovskij, hier bes. „Lenin“.
Auch: Beyrau, Petrograd.

Die Systemkrise und der Erste Weltkrieg konnten mithin von den radikalisierten Gegeneliten und ihrem Massenanhang ganz unterschiedlich gedeutet werden – als Chance oder als Katastrophe. Beide Bewegungen waren in ihren negativen eindeutiger als in ihren positiven Zielbestimmungen. Dabei ist innerhalb der Bewegungen von einer Pluralität der Ziele und Projektionen auszugehen. Im Vergleich zum bolschewistischen konnte sich das NS-Regime auf einen breiten Konsens stützen, sichtbar am viel geringeren Ausmaß an Gewalt gegen die eigene Gesellschaft als dies bei den Bolschewiki und unter Stalin der Fall war. Polarisierung bei den letzteren und Selbstgleichschaltung in Deutschland waren zentrale Merkmale; dies nicht zuletzt deshalb, weil die Ziele der Nationalsozialisten zunächst viel unbestimmter und – bezogen auf die deutsche Bevölkerung – insgesamt integrativer waren als im sowjetischen Fall. Wenn vom Krieg der Bolschewiki und Stalins gegen die eigene Gesellschaft die Rede ist⁶², so läßt sich trotz aller Gewalt gegen Minderheiten in Deutschland vom Bestreben nach innerer Pazifizierung selbst noch im Krieg ausgehen. Die Gewalt tobte sich ungehemmt erst während des Krieges im besetzten Europa gegen alle Juden, Sinti und Roma sowie gegen andere stigmatisierte Gruppen und Völker aus. Das rassistische Experiment mündete in den Krieg und in die Etablierung unterschiedlich organisierter Apartheid in Deutschland und im besetzten Europa.

In der Sowjetunion hingegen entstand eine statusfixierte, unter Stalin extrem hierarchisierte, aber durch die Terrorwellen (und den Krieg) gleichwohl in Bewegung gehaltene Industriegesellschaft. Ihre integrativen Mechanismen ergaben sich durch den Aufstieg zahlreicher Gruppen. Aufstieg konnte hier sowohl die Abwanderung in die Städte, die Nutzung von Bildungsprogrammen, die Einrichtung in privilegierten Feldern der Großstädte, der Groß-, Schwer- und Rüstungsindustrie, in der Wissenschaft und in den Apparaten bedeuten als auch den sozialen Aufstieg in Führungspositionen in Partei, Verwaltung und Wirtschaft. Dabei waren auch die Erfolgreichen durch Terror und Säuberungen gefährdet.

Der Bolschewismus stellte an seine Anhänger, hier besonders an die Parteikader, ungleich höhere intellektuelle und moralische Anforderungen. Daraus ergaben sich Programme und Praktiken der Indoktrination, der Selbstkonditionierung und von Psychotechniken mit weitreichenden Folgen für die Sprache und die Verhaltenscodes. Sie wirkten – jenseits der Einübung von Gewalt – viel einschneidender als bei den Parteimitgliedern der NSDAP. Aus dem überdimensionierten, prometheischen Programm der Bolschewiki ergaben sich die vielfältigen Formen von Denkverboten und der Furcht vor Maskeraden, „Doppelzüngerei“, und der Zwang zu habitueller Schizophrenie und zeitweise zu einer geradezu magischen Umdeutung von Realität, Verhaltensweisen, die an die von Geiseln erinnern.

Dabei bleibt bis heute in der Forschung die Geltung und die Reichweite des bolschewistischen Projektes in den verschiedenen Segmenten der Bevölkerung

⁶² Nicolas Werth, Ein Staat gegen sein Volk, in: Stéphane Courtois u. a. (Hrsg.), Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror (München 1998) 51–295.

umstritten oder ist noch nicht ausreichend untersucht, wie z.B. die Reaktionen der nicht unmittelbar Betroffenen auf den Terror und die exzessive Strafpolitik des Regimes. Der Verteidigungskrieg gegen NS-Deutschland scheint eher zu belegen, daß das bolschewistische Projekt, insofern es eine forcierte Modernisierungspolitik betrieb – also nicht spezifisch bolschewistisch war –, zunehmend akzeptiert wurde. Als diese Erwartungen nicht mehr erfüllt werden konnten und das Sowjetsystem auf einem neuen Niveau nur noch den Rückstand zum Westen zu perpetuieren schien, brach es in sich zusammen. Das Projekt mit seinen utopischen Beimischungen hatte sich in seiner militanten Variante seit dem „Großen Vaterländischen Krieg“, aber schließlich auch in seiner evolutionären Variante seit den sechziger Jahren verbraucht.

Dietmar Neutatz

„Schmiede des neuen Menschen“ und Kostprobe des Sozialismus: Utopien des Moskauer Metrobaus

Die Moskauer Metro, am 15. Mai 1935 feierlich eröffnet, ist in ihrer Hauptfunktion – wie die Untergrundbahnen anderer Städte auch – ein Verkehrsmittel, geplant und gebaut zur Behebung der schwerwiegenden Verkehrsprobleme, die mit dem rasanten Wachstum Moskaus seit dem Ende des 19. Jahrhunderts einhergingen. Sie ist darüber hinaus aber von Anfang an noch sehr viel mehr: nämlich das in Beton, Stahl und Marmor gemauerte Denkmal einer visionären Idee, der Idee von der sozialistischen Umgestaltung der Welt und der Schaffung eines „neuen Menschen“, der sich diese Welt erbaut und würdig ist, in ihr zu leben. Bis heute haftet den architektonisch eindrucksvollen Stationen etwas Besonderes an, lebt der in den dreißiger Jahren von der Propaganda geschaffene Mythos des Metrobaus fort, sieht und spürt man immer noch beim Betreten und Verlassen des Bauwerks den Gegensatz zwischen der grauen oberirdischen Welt und ihrem unterirdischen Gegenentwurf.

Postuliert man als Kennzeichen einer Utopie die Flucht aus der krisenhaften Realität in eine visionäre Gegenwelt, verbunden mit Zeitverdichtung und der Verheißung von Fortschritt und gesellschaftlicher Harmonie und einem Partizipations- und Integrationsversprechen für die Massen¹ – und das alles nicht erst für künftige Generationen, sondern sofort, als Belohnung für eine entbehrungsreiche Anstrengung –, dann tragen sowohl das Bauwerk selbst als auch der Bau der ersten beiden Linien (1931–1935) utopische Züge.

Im folgenden sollen diese utopischen Züge des Metrobaus und seines Ergebnisses beleuchtet und in Bezug zur gesellschaftlichen und alltäglichen Realität gesetzt werden². Es geht hier zum einen um die Vorstellung vom Metrobau als „Schmiede des neuen Menschen“, zum anderen um die Antizipation des „Sozialismus“ in einer ersten – unterirdischen – Kostprobe. Beides waren zeitgenössische Wahr-

¹ Vgl. Wolfgang Hardtwigs Einleitung zu diesem Band.

² Für eine umfassende Geschichte des Metrobaus siehe *Dietmar Neutatz, Die Moskauer Metro. Von den ersten Plänen bis zur Großbaustelle des Stalinismus* (Beiträge zur Geschichte Osteuropas 33, Köln, Weimar, Wien 2001); im folgenden zitiert: *Neutatz, Moskauer Metro*.

nehmungen mit großer Ausstrahlungskraft, die bis heute im kollektiven Gedächtnis der inzwischen *post-sowjetischen* Gesellschaft nachwirken.

1. Der Diskurs der Transformation

„Während ich bei der Metro arbeitete, vergaß ich nicht eine Minute mein kulturelles Wachstum. Die Schicht arbeitete ich im Schacht, dann ging ich in die Arbeiterfakultät studieren. ... Die Arbeiterfakultät habe ich noch nicht abgeschlossen, aber dafür habe ich die große Universität Metrostroj durchlaufen, die mich viel gelehrt hat. Ich kann jetzt unter beliebigen Bedingungen arbeiten.“³

So schrieb der Arbeiter Pavel Sizikov am 1. Mai 1935 unter der Überschrift „Bei der Metro bin ich gewachsen“ in der Betriebszeitung seiner Baustelle. Derartige Aussagen waren typisch für die Charakterisierung der gesellschaftlichen Rolle, die man den Baustellen der Moskauer Untergrundbahn zuschrieb. Rund um diesen Bau entfaltete sich ein aus heutiger Sicht eigentümlicher Diskurs mit gesellschafts-utopischen Inhalten.

Daß der Metrobau, bei dem am Höhepunkt der Arbeiten rund 76000 Menschen im Einsatz waren, von der Propaganda zu einem Großereignis inszeniert wurde, verwundert nicht. Schließlich handelte es sich um eine Pionierleistung. Die Moskauer Untergrundbahn entsprach in technischer Hinsicht den westlichen Vorbildern und stellte diese mit ihrer künstlerisch-architektonischen Ausgestaltung sogar in den Schatten. Die Propaganda beschränkte sich jedoch nicht darauf, das Werk an sich zu preisen, sondern sie schrieb der Arbeit an diesem Werk besondere gesellschaftliche Transformationskräfte zu. Die Großbaustellen galten generell als Durchlaufstationen für ehemalige Landbewohner, die sich hier an die neuen Produktionsverhältnisse gewöhnen sollten, bevor sie Industriearbeiter wurden. Der Metrobau sollte jedoch mehr sein, nämlich eine „Schule“, eine „Universität“ oder eine „Schmiede des neuen Menschen“⁴. Hier ging es explizit um die Schaffung des „neuen Menschen“, wie ihn die Propaganda schon in den zwanziger Jahren entworfen hatte als einen Typus, der aus eigenem Antrieb für die Erfüllung des Plans und für eine höhere Produktivität kämpfte, sich aktiv am Gemeinschaftsleben beteiligte, in den gesellschaftlichen Organisationen engagierte, sorgfältig mit gemeinschaftlichen Gütern umging und gleichzeitig ständig „an sich arbeitete“, um sich auf ein höheres kulturelles und politisches Niveau zu heben – eben zu „wachsen“⁵.

³ Pavel Sizikov, Na metro ja vyros (Bei der Metro bin ich gewachsen), in: Ventiljator 11 (1. 5. 1935) 2.

⁴ Vgl. die Überschriften in dem anlässlich der Eröffnung der Metro herausgegebenen Sammelband „Erzählungen der Metrobauer“: Rasskazy stroitelej metro (Moskau 1935).

⁵ Vgl. Gábor Tamás Rittersporn, From Working Class to Urban Laboring Mass: On Politics and Social Categories in the Formative Years of the Soviet System, in: Making Workers Soviet. Power, Class and Identity, hrsg. v. Lewis H. Siegelbaum, Ronald Grigor Suny (Ithaca

Dieser Diskurs vom Metrobau als „Schmiede des neuen Menschen“ beschränkte sich nicht auf die Propagandaebene, sondern wurde von vielen am Bau beteiligten Funktionären und Arbeitern übernommen. Besonders deutlich kommt er in den Texten zum Ausdruck, die im Rahmen des Projekts „Geschichte der Metro“ entstanden. Der Bau der Metro wurde – so wie zahlreiche andere Unternehmen der ersten Fünfjahrespläne – im Rahmen des von Maksim Gor’kij initiierten Projekts „Geschichte der Fabriken und Werke“ von einer eigens gebildeten Redaktion begleitend dokumentiert. Diese Redaktion führte unter anderem einige hundert Interviews mit am Bau Beteiligten durch. Die Akten der Redaktion und die stenographisch festgehaltenen Interviews sind in auffälliger Weise von dem beschriebenen Diskurs durchdrungen. „Bei uns wuchsen neue Menschen heran, Menschen der Arbeit, für die die Arbeit eine Frage der Ehre, des Ruhmes, der Tapferkeit und des Heldentums wurde“, schwärmte ein Parteisekretär⁶. In einem Sitzungsprotokoll der Redaktion vom März 1934 hieß es:

„Es ist daher ganz natürlich, daß der Bau der Untergrundbahn nicht bloß eine technische Errungenschaft unseres Landes darstellt, sondern eine gigantische menschliche Maschine, die neben materiellen Werten auch einen Wert erzeugt, der in der Umformung der Menschen besteht. Ein vierzigtausendköpfiges Kollektiv, das sich in einem lebendigen Produktionsstrudel befindet und als eine Schmiede dient, die neue Menschen herstellt. Diese Baustelle hebt unsere Technik auf ein ungeahntes Niveau und hebt andererseits auch die menschliche Aktivität auf ein ungeahntes Niveau.“⁷

Verfolgt man diesen Diskurs, so tritt darin der Metrobau als „Schmiede“ oder „Schule“ in vielerlei Gestalt auf: Ungelernte Arbeiter erhielten nicht nur eine Berufsausbildung, sondern sie entwickelten eine von Grund auf andere Einstellung zur Arbeit. Aus ehemaligen Straßenkindern, Alkoholikern, Hooligans und „rückständigen“ Dörflern wurden vorbildliche Stoßarbeiter, die in ihrer Freizeit politische Abhandlungen lasen oder gar Gedichte schrieben.

Zum Selbstverständnis der interviewten Metrobauer gehörte der Verweis darauf, daß sie nicht bloß eine Ausbildung zum Bauarbeiter erhalten, sondern innerhalb kürzester Zeit gleich mehrere Berufe erlernt hatten, zwischen denen sie flexibel hin und her wechseln konnten. Der Personalchef betonte ausdrücklich die Formbarkeit und Flexibilität der Arbeiter, die sie fast beliebig einsetzbar machten:

„Wie wir die Arbeiter umformen. Alle unsere Arbeiter haben durch die Tunnelarbeit einige Berufe, einige Qualifikationen. Heute ist er Vortriebsbauer, morgen Zimmerbauer, dann Betonierer, Stukkateur, schließlich Marmorsteinmetz – alles, was du willst. Manche Arbeiter haben zehn und mehr Berufe. Und das alles haben

London 1994) 267; vgl. Anne D. Rassweiler, *The Generation of Power: The History of Dneproproj* (New York u. a. 1988) 171.

⁶ Stenogramm des Gesprächs mit dem Parteisekretär Kopejkin, Caissongruppe, 28. 3. 1935. Gosudarstvennyj archiv Rossijskoj Federacii (Staatsarchiv der Russischen Föderation, im folgenden zitiert: GARF) f. R-7952, op. 7, d. 303, Bl. 31, 36.

⁷ Redaktion „Geschichte der Metro“. Äußerung des Vorsitzenden Kulagin bei der Erörterung eines Manuskripts, 8. 3. 1934. GARF f. R-7952, op. 7, d. 269, Bl. 1.

sie ausschließlich bei *Metrostroj* erworben. In ihrer Mehrheit schreitet hier die Jugend voran, sie qualifiziert sich schnell um. Hierfür haben wir ein großes Netz von Kursen – für Isolation, Beton usw.⁸

Wichtiger noch als die Berufsausbildung und die Flexibilität waren für die Schaffung des „neuen Menschen“ die Veränderung seines Bewußtseins und die Hebung seines kulturellen Niveaus. Nicht nur in den Interviews mit den Metrobauern, auch in Stenogrammen von Parteiversammlungen und in den Betriebszeitungen stößt man häufig auf Wendungen wie „er arbeitete an sich“, oder „ich arbeite an mir“ oder „ich bin gewachsen“.

Die Frage, ob solche Aussagen lediglich getroffen wurden, um gesellschaftlich erwünschtes Verhalten zur Schau zu stellen und den Erwartungen der Gesprächspartner zu entsprechen, oder ob sie ernst gemeint und verinnerlicht waren, muß differenziert beantwortet werden: Die in den Interviews zu Wort kamen, waren nicht die durchschnittlichen Arbeiter, sondern eine Auswahl von Stoßarbeitern und von Jungkommunisten (Komsomolzen). Man hatte sie aus Moskauer Fabriken auf die Baustellen abkommandiert (nach damaligem Sprachgebrauch: „mobilisiert“), um das Tempo zu forcieren, die Planerfüllung zu verbessern und das Gros der Arbeiter zu kontrollieren. Die „Mobilisierung“ war stockend verlaufen, viele Komsomolzen hatten sich dem Aufruf verweigert oder waren kurz nach ihrer Ankunft wieder von den Baustellen „desertiert“. Diejenigen, die auf ihren zugewiesenen Posten blieben, bildeten somit eine Auswahl, einen harten Kern. Von ihnen entwickelten viele tatsächlich den Ehrgeiz, Vorbilder zu sein und sich auf das Niveau des „sozialistischen Menschen“ zu heben. Sie arbeiteten nicht selten bis zur Erschöpfung und bemühten sich, die übrigen Arbeiter mitzureißen und einzuspannen. Was diese Leute über ihre Arbeit und ihr eigenes Verhalten berichteten, ist durchaus glaubwürdig, zumal es auch von anderen Quellen bestätigt wird⁹. Was sie über den Erfolg ihrer Maßnahmen bei den übrigen Arbeitern, über deren „Wachstum“ und häufig spektakuläre Verhaltensveränderungen erzählten, erweckt jedoch einen stark stereotypen Eindruck. Man sagte offenbar das, was der Interviewer hören wollte – und das waren eindrucksvolle Erfolgsgeschichten von der Transformationskraft der „Universität unter der Erde“. Ein Parteisekretär sprach vom „kolossalen Über-Sich-Hinauswachsen“ der Arbeiter:

„Die Leute transformieren sich buchstäblich und wachsen mit der Arbeit. ... Leute, die vor einem Jahr praktisch nichts wußten, sind jetzt nicht nur qualifizierte Arbeiter, sondern haben ihrerseits schon wieder viele andere erzogen oder sind Helden der Baustelle. Wenn wir so einen Genossen wie Cholod nehmen, was stellte er früher dar? Er war ein abgestumpfter, rückständiger Bursche. ... Heute ist Genosse Cholod ... einer der besten Stoßarbeiter der ganzen Baustelle. ... Da haben Sie den Typus des neuen Menschen. Gleichzeitig wuchs Cholod auch in kultureller und politischer Hinsicht. Genosse Cholod ist Parteimitglied, Grup-

⁸ Stenogramm des Gesprächs mit dem Beauftragten für Kaderangelegenheiten, Kuznecov, 20. 11. 1934. GARF f. R-7952, op. 7, d. 302, Bl. 49.

⁹ Vgl. Neutatz, Moskauer Metro 249–273.

penorganisator, Parteiorganisator. Genosse Cholod ist Mitglied des Büros unserer Parteizelle, er ist Mitglied des Parteikomitees von Metrostroj. ... Genosse Cholod geißelt überall die Mängel, mobilisiert überall, ruft die Arbeiter zum Kampf gegen die Mißstände und für die Erfüllung des Plans auf. Genosse Cholod ist Mitglied des Redaktionskollegiums des Udarnik Metrostroja, er ist aktiver Arbeiterkorrespondent; er ist Stoß-Hörer des Politzirkels. Dieser Genosse wurde in diesem Jahr neu geboren, er ist nicht wiederzuerkennen.“¹⁰

2. Die Versuche der Umsetzung

Fragt man nach der hinter diesem Diskurs stehenden Praxis, so stellt man fest, daß es nicht nur ein Reden von Transformation war, sondern daß tatsächlich auf verschiedene Weise versucht wurde, das Programm „Metrobau als Schule“ in die Realität umzusetzen. Die wichtigsten Ansätze in dieser Richtung und ihre tatsächliche Effektivität sollen im folgenden kurz erörtert werden.

Hinsichtlich der Berufsausbildung klafften Diskurs und Realität weit auseinander. Die mangelnde Qualifikation des Personals war eines der Hauptprobleme beim Bau der Untergrundbahn. Erst im Laufe der Arbeit konnten Facharbeiter und technische Spezialisten ausgebildet bzw. umgeschult werden¹¹. Nur ein kleiner Bruchteil der Arbeiter erhielt eine reguläre Berufsausbildung. Die große Mehrheit wurde entweder gar nicht ausgebildet oder in Schnelkkursen während der Arbeit angelernt und verfügte über keine adäquaten Kenntnisse. Das, was als flexibles Wechseln zwischen bis zu zehn verschiedenen Berufen gepriesen wurde, war ein ständiges Improvisieren, aber keine wirkliche Berufsausbildung¹².

Für die Formung des „neuen Menschen“ stand ohnehin weniger die fachliche Ausbildung als die Umerziehung und Verhaltensmodifikation im Vordergrund. Eine wichtige Methode zur Umerziehung der Arbeiter war der sogenannte „sozialistische Wettbewerb“. Dieser sollte nicht nur die Produktivität der Arbeit steigern und aus den Arbeitern mehr Leistung herausholen, sondern auch ihre Einstellung zur Arbeit verändern.

Der sozialistische Wettbewerb, während des Bürgerkriegs entstanden und seit 1929 eine Massenerscheinung, fand auf unterschiedliche Weise statt: Einzelne Arbeiter, Brigaden oder die Belegschaften ganzer Fabriken forderten andere zu einem Wettbewerb auf, der meistens sogar in einem schriftlichen Vertrag fixiert und publiziert wurde. Eine weitere Variante war das Erstellen von „Gegenplänen“: Arbeiter erhöhten am Monatsanfang den vorgegebenen Plan und verpflichteten

¹⁰ Stenogramm des Erinnerungsabends beim Schacht 7–8, 19. 2. 1934. GARF f. R-7952, op. 7, d. 265, Bl. 89–90.

¹¹ Vgl. z. B. die Stellungnahme der Leitung von Metrostroj o.D. (Juni 1934). Central'nyj municipal'nyj archiv Moskvy (Zentrales Municipalarchiv der Stadt Moskau, im folgenden zitiert: CMAM) f. 665, op. 1, d. 125, Bl. 8.

¹² Zu den Ausbildungsmaßnahmen im einzelnen siehe Neutatz, Moskauer Metro 341–344.

sich, „verborgene Ressourcen“ besser auszuschöpfen. Eine der verbreitetsten Formen war die „Stoßarbeit“: Einzelne Stoßarbeiter oder ganze Stoßbrigaden verpflichteten sich, besonders hohe Arbeitsleistungen zu erbringen, wobei es oft schwierig festzustellen ist, ob sie den Anspruch auch wirklich einlösten, da die Arbeitsnormen in vielen Bereichen recht willkürlich festgelegt waren. Häufig wurden Stoßbrigaden proklamiert, ohne daß sich an der Arbeit der Mitglieder etwas änderte¹³.

Der sozialistische Wettbewerb wurde bald zu einer Massenroutine. Man konnte schnell Stoßarbeiter werden, den Titel aber auch wieder schnell verlieren. Eine Brigade brauchte nur einen Vertrag aufzusetzen, den Plan überzuerfüllen und war damit Stoßbrigade, bis irgendwann festgestellt wurde, daß sie gar nicht überdurchschnittlich arbeitete. Frisch vom Land gekommene Arbeiter konnten auf diese Weise schnell zu besserem Verdienst und Ansehen gelangen. An die Stelle der starren Gliederung der Belegschaften in „alte“ und „neue“ Arbeiter, in „Proletarier“ und „Rückständige“ trat in der Betriebspraxis immer mehr die kurzfristig und von den Betroffenen durch ihr eigenes Verhalten veränderbare Gliederung in Stoßarbeiter und Nicht-Stoßarbeiter, was die Integration der neuen Arbeiter förderte¹⁴.

Bei *Metrostroj* entwickelte sich der sozialistische Wettbewerb parallel zur allmählichen Durchdringung der Baustelle durch die Partei und den Komsomol. Nach bescheidenen Anfängen erlebte er erst 1933 nach der Ankunft der Komso-molzen einen Aufschwung. Am Ende des Jahres 1934 war rund die Hälfte der Belegschaft in Stoßbrigaden organisiert¹⁵. Über die Effektivität des sozialistischen Wettbewerbs liegen nur wenige Quellen vor. Sie deuten darauf hin, daß nur etwa die Hälfte der Beteiligten ihre Verpflichtungen erfüllte¹⁶.

Der sozialistische Wettbewerb veränderte zweifellos die Arbeitsorganisation und das Verhalten vieler Arbeiter. Eine wirklich neue Einstellung zur Arbeit zu erzeugen und damit einen Beitrag zur Schaffung des „neuen Menschen“ zu leisten, war er jedoch nur bedingt geeignet. Er beruhte zum einen schlichtweg auf materiellen Anreizen, wie Akkordlohn, der bevorzugten Zuteilung von Wohnraum, Konsumgütern und Lebensmitteln sowie verschiedenen Privilegien¹⁷. Zum anderen war er mit massiven moralischen Zwängen und einem hemmungslosen Bloßstellen leistungsschwacher oder unwilliger Arbeiter verbunden. Bildliche

¹³ Vgl. *Kenneth M. Straus*, *The Transformation of the Soviet Working Class, 1929–1935. The Regime in Search of a New Social Stability* (Ann Arbor, Mich. 1991) 333.

¹⁴ Ebd. 339–348.

¹⁵ Berichte der Kaderabteilungen der Schächte und Distanzen über die Arbeit im Jahre 1934. CMAM f. 665, op. 1, d. 225, Bl. 1–80, und f. 665, op. 1, d. 226, Bl. 1–90.

¹⁶ Moskauer Gebietskomitee der Gewerkschaft der Eisenbahn- und Straßenbauarbeiter. Statistische Übersicht über die sozialistischen Arbeitsformen bei den Unternehmen im Gebiet Moskau. Central'nyj gosudarstvennyj archiv Moskovskoj oblasti (Zentrales staatliches Archiv des Moskauer Gebietes, im folgenden zitiert: CGAMO) f. 4237, op. 1, d. 2, Bl. 27, 37.

¹⁷ *Hans-Henning Schröder*, *Industrialisierung und Parteibürokratie in der Sowjetunion. Ein sozialgeschichtlicher Versuch über die Anfangsphase des „Stalinismus“ 1928–1934* (Berlin 1988) 114–115.

Symbole wie Flugzeug, Lokomotive, Automobil, Fußgänger, Krüppel oder Schnecke kennzeichneten auf Anschlagtafeln das Arbeitstempo der einzelnen Arbeiter und Brigaden. Namen und Fotos der besten und schlechtesten Arbeiter wurden auf Plakaten und in den Zeitungen veröffentlicht¹⁸.

Der sozialistische Wettbewerb umfaßte allerdings auch Elemente der Stimulation intrinsischer Motivationen, zum Beispiel durch die Inszenierung der Arbeit als gesellschaftliches Ereignis. Ständig fanden Versammlungen statt, auf denen die Leistung einer Brigade oder eines besonders exponierten Brigadiers verherrlicht wurde, um ihre Erfolgsrezepte in einer kollektiven Feierstunde für die Allgemeinheit nutzbar zu machen¹⁹. Inwieweit solche Inszenierungen den Beteiligten das Gefühl gaben, nicht einfach dumpf Erde zu schaufeln, sondern „Helden“ zu sein, im Einsatz für den Aufbau einer neuen Arbeitskultur und des Sozialismus zu stehen, läßt sich nicht messen.

Der Utopiegehalt des „sozialistischen Wettbewerbs“ war demnach ein zweifacher: Einerseits war der Arbeitswettstreit zugleich Weg zur Erreichung als auch Bestandteil der Utopie vom „neuen Menschen“. Andererseits entpuppt er sich selbst als etwas in Wahrheit Utopisches: Er war ein Partizipationsangebot für die Massen, er beruhte im wahrsten Sinne des Wortes auf dem Prinzip der Zeitverdichtung und der Beschleunigung – und erweist sich bei näherem Hinsehen häufig als eine Flucht aus der Realität. Nicht selten ging es bei Wettbewerbskampagnen gar nicht um die Übererfüllung des Plans, sondern bloß um das Abstellen von Mißständen: Von den Teilnehmern wurde im Grunde Selbstverständliches gefordert, nämlich den Produktionsplan zu erfüllen, die Abwesenheiten, Verspätungen und das Blaumachen der Arbeiter zu verringern, die Arbeiter besser auszubilden, die Kurse über das „technische Minimum“ zu absolvieren, die Arbeit nicht mehr so häufig zu unterbrechen, bessere Arbeitsdisziplin zu halten, sorgfältiger mit dem Werkzeug umzugehen²⁰. Das bei solchen Kampagnen Erreichte wurde zudem mit einem Verschleiß an Ressourcen und menschlicher Arbeitskraft erkauft, der insgesamt und langfristig gesehen mehr Schaden als Nutzen anrichtete und das zu erreichende Endziel in Frage stellte.

Ein weiterer zentraler Ansatzpunkt bei der Formung des „neuen Menschen“ war die sog. „politische Massenarbeit“. Die Basisorganisationen der Partei, der Gewerkschaft und des Komsomol hatten die Aufgabe, die Arbeiter nicht nur am Arbeitsplatz zu kontrollieren, sondern sich auch um ihre Freizeitgestaltung zu kümmern und sie durch geeignete Aktivitäten in ihrer Persönlichkeit zu verän-

¹⁸ Rudolf Saliger, *Das Gesicht des neuen Rußland. Reiseeindrücke* (Wien 1932) 12; vgl. Stenogramm des Gesprächs mit dem Brigadier Katamadze, 1. Distanz. GARF f. R-7952, op. 7, d. 302, Bl. 2.

¹⁹ Vgl. z. B. Stenogramm des Treffens der Brigade Jaremčuk mit Stoßarbeitern des Schachtes 9, 4. 9. 1934. GARF f. R-7952, op. 7, d. 243, Bl. 25–77.

²⁰ Organisationsbüro des Parteikomitees von Metrostroj. Resolution, 23. 5. 1933. GARF f. R-7952, op. 7, d. 140, Bl. 16.

dern²¹. Die „politische Massenarbeit“ umfaßte die Erziehung der Arbeiter zu „kultiviertem“ Leben, Maßnahmen zur Alphabetisierung sowie zur allgemeinen und politischen Bildung. Hinzu kamen im Kollektiv wahrzunehmende kulturelle und sportliche Freizeitangebote. Bei Metrostroj wie bei anderen Großbaustellen wurde der Zugriff auf die Leute dadurch erleichtert, daß die meisten Arbeiter in Barackensiedlungen wohnten. Die Idealvorstellung war, niemanden sich selbst zu überlassen, sondern die persönliche Entwicklung jedes einzelnen zu beeinflussen.

Der „neue Mensch“ hatte *kul'turno* zu leben. *Kul'turno*, also „kultiviert“, war in erster Linie als Gegenbegriff zur traditionellen bäuerlichen Lebensart definiert. Auch beim Metrobau war man mit der Tatsache konfrontiert, daß die vom Land zugewanderten Arbeiter alle möglichen als „rückständig“ geltenden Verhaltensweisen an den Tag legten. Bis Mitte 1933 war die Parteiorganisation bei den Metrobaustellen zu schwach, als daß sie sich um das Treiben in den Barackensiedlungen hätte kümmern können. Im Sommer 1933 änderte sich das im Zusammenhang mit der Mobilisierung der Komsomolzen und Kommunisten. Obwohl diese in Moskau über Wohnraum verfügten, wurden sie den Baracken zugeteilt, um dort Gespräche zu führen, Vorträge zu halten und den Arbeitern zu zeigen, wie man *kul'turno* lebt²². Da die Kultiviertheit nicht nur von den Bewohnern, sondern auch vom baulichen Zustand und der Ausstattung der Baracken abhing, kümmerte man sich in dieser Hinsicht um Verbesserungen, veranlaßte die Renovierung und bessere Ausstattung der Baracken sowie die Einrichtung von Sportplätzen und sog. „Roten Ecken“ mit Zeitungen, Schach- und Damespielen, Lesestoff und Musikinstrumenten²³.

Im Mittelpunkt der „Kulturmassenarbeit“ stand aber die Einwirkung auf das Alltagsverhalten der Arbeiter. Die Komsomolzen und Kommunisten führten einen Kampf gegen die bis dahin in den Baracken blühenden Trinkgelage, Raufereien und das Kartenspiel. Sie brachten den Arbeitern bei, sich zu waschen, Unterwäsche zu tragen, die Stiefel beim Schlafengehen auszuziehen und nicht auf den Boden zu spucken. Sie führten mit den Sorgenkindern persönliche Gespräche, stellten sie vor anderen zur Rede oder leiteten Disziplinarmaßnahmen in die Wege²⁴.

Häufig bedurften allerdings die Erzieher selbst noch der Erziehung und Disziplinierung. Die Kampagne gegen das ordinäre Fluchen zum Beispiel wurde auch

²¹ Vgl. Gewerkschaftskomitee von Metrostroj. Bericht über die Kulturmassenarbeit im Jahre 1933. GARF f. R-7952, op. 7, d. 174, Bl. 18.

²² Stenogramm des Gesprächs mit dem Parteisekretär Vlasov, Schacht 15, 10. 4. 1934. GARF f. R-7952, op. 7, d. 242, Bl. 89; desgl. mit dem Parteiorganisator Ermolaev, Schacht 7-8, 24. 3. 1935. GARF f. R-7952, op. 7, d. 301, Bl. 61; desgl. mit dem Parteisekretär Udalych, Caissonkontor, 26. 8. 1934. GARF f. R-7952, op. 7, l. 243, Bl. 10-11.

²³ Desgl. mit dem Parteisekretär Udalych, Caissonkontor, 26. 8. 1934. GARF f. R-7952, op. 7, d. 243, Bl. 10-11.

²⁴ Desgl. mit dem Komsomolzen Kolodolov, Schacht 8, o. D. (November 1934). GARF f. R-7952, op. 7, d. 303, Bl. 84.

innerhalb des Komsomol als dringend notwendig befunden²⁵. Im Rahmen von sozialistischen Wettbewerben verpflichteten sich Arbeiter und Brigaden, das Fluchen aufzugeben²⁶. Hartnäckigen Fluchern wurden Kommunisten zugeteilt, die sie während der Arbeit beobachteten und zurechtwiesen²⁷. „Die Jungs führen sich schrecklich auf, spucken herum, werfen ihre Zigarettenstummel auf den Boden“, klagte im Oktober 1934 eine Komsomolzin über das Verhalten ihrer männlichen Kollegen während eines Kulturabends im Gewerkschaftshaus²⁸.

Kul'turno zu leben bedeutete unter anderem auch, Lesen und Schreiben zu können. Die Gewerkschaft organisierte sogenannte „Zirkel zur Liquidierung des Analphabetentums“, die aber nur einen Teil der Leseunkundigen und Leseschwachen erfassen konnten²⁹. Diese machten 1934 ein Viertel bis ein Drittel der Belegschaft aus³⁰. Der Gewerkschaft oblag auch die übrige Bildungsarbeit. Man entsandte „Kulturbrigaden“ in die Barackensiedlungen, richtete Leseecken und Büchereien ein, abonnierte Zeitungen und Zeitschriften, installierte Radiolautsprecher und organisierte Arbeiterklubs³¹.

Diese Aufzählung darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die praktische Umsetzung in den ersten Jahren eher kläglich war. Erst seit dem Winter 1933/34 belebte sich die Kultur- und Bildungsarbeit. Auch auf diesem Gebiet machte sich die Ankunft der Komsomolzen bemerkbar. Partei, Komsomol und Gewerkschaft organisierten 1934 Zirkel für Allgemeinbildung und einzelne Fächer sowie Abendschulen und Exkursionen³².

Der eigentliche Kern der Bildungsarbeit, der politische Unterricht, war auch die größte Schwachstelle. 1932/33 beschränkte er sich im wesentlichen auf politische Gespräche, die aber nur wenige Arbeiter erfaßten³³. Außerdem erwiesen sich

²⁵ Desgl. mit der Komsomolzin Šachova, Schacht 13, 1. 11. 1934. GARF f. R-7952, op. 7, d. 309, Bl. 138.

²⁶ Stenogramm der Beratung beim Komsomolsekretär von Metrostroj, Šaširin, 28. 2. 1935. Wortmeldung des Gewerkschaftsorganisators Fedorov, 4. Distanz. GARF f. R-7952, op. 7, d. 344, Bl. 84.

²⁷ Stenogramm des Gesprächs mit dem Kommunisten Titov, Schacht 18, o. D. (Februar 1935). GARF f. R-7952, op. 7, d. 321, Bl. 24–25.

²⁸ Desgl. mit der Komsomolzin Suchanova, Schacht 10–11, 25. 10. 1934. f. GARF R-7952, op. 7, d. 308, Bl. 125.

²⁹ Abteilung für Kaderausbildung von Metrostroj. Aktennotiz über die Liquidierung des Analphabetentums o.D. (Mai 1935). CMAM f. 665, op. 1, d. 302, Bl. 1.

³⁰ Udarnik Metrostroja („Stoßarbeiter des Metrobaus“, die Betriebszeitung von Metrostroj) 29 (4. 2. 1934) 4.

³¹ Zentralkomitee der Gewerkschaft der Eisenbahn- und Straßenbauarbeiter. Material über den Zustand der Kulturarbeit auf den Baustellen, 1932. GARF f. R-5475, op. 18, d. 139, Bl. 12–43; Bericht an das Präsidium des Zentralkomitees der Gewerkschaft, o.D. Ebd. Bl. 54–56; Udarnik Metrostroja 111 (27. 6. 1933) 2.

³² Für eine detaillierte Beschreibung der Aktivitäten siehe Neutatz, Moskauer Metro 362–364.

³³ Agitationsabteilung des Moskauer Stadtparteikomitees. Aktennotiz, 16. 9. 1932. GARF f. R-7952, op. 7, d. 164, Bl. 1; Sekretariat des Moskauer Stadtparteikomitees. Protokoll 72, 17. 7. 1933. Central'nyj archiv obščestvennyh dvizenij Moskvy (Zentrales Archiv der gesell-

die eingeteilten Gesprächsführer häufig als zu schwach und ließen sich von bauernschlauem Arbeitern in die Enge treiben³⁴. Politische Zirkel und Lektionen wurden selbst von den Parteimitgliedern und Komsomolzen nur schlecht besucht, weil sie als langweilig galten³⁵. Einen Aufschwung erlebte der politische Unterricht erst im Frühjahr 1934. Die meisten Teilnehmer der politischen Zirkel und Kurse waren Partei- und Komsomolmitglieder. Die parteilosen Arbeiter zeigten wenig Interesse. Um auch sie zu erreichen, verordnete man ihnen die Teilnahme am kollektiven Zeitungsvorlesen und Radiohören³⁶.

Von den Partei- und Komsomolmitgliedern erwartete man politisches und kulturelles Interesse, regelmäßige Lektüre von Zeitungen und Büchern und aktive Teilnahme an Veranstaltungen³⁷. Bei einer im Juli 1934 von der Betriebszeitung durchgeführten Umfrage unter Parteifunktionären gaben allerdings die meisten an, daß sie keine Zeit zum Lesen hätten³⁸. Das schlechte Gewissen, aus Zeitmangel zu wenig für ihr „kulturelles Wachstum“ zu tun, war ein immer wiederkehrendes Thema in den Interviews mit den Metrobauern und in der Betriebszeitung³⁹.

Großen Zuspruch erfuhren dagegen Laienkunst- und Literaturzirkel⁴⁰. Im Frühjahr 1935 waren bis zu 2000 Metrobauer in solchen Zirkeln tätig, diskutierten dort über literarische Werke, schrieben Gedichte, spielten Theater, machten Musik, tanzten, malten oder spielten Schach. Metrostroj hatte ein eigenes Symphonieorchester, mehrere „Jazzbands“, zahlreiche Instrumentalensembles, ein Puppentheater, ein dramatisches Theater, Chöre und ein Ballettensemble⁴¹. Allerdings wurden die meisten dieser Zirkel erst relativ spät, besonders im Winter 1934/35, ins Leben gerufen, also zu einem Zeitpunkt, als die Hauptbauarbeiten schon abgeschlossen waren. Die Partei kümmerte sich nie sonderlich um diese Bewegung

schaftlichen Bewegungen Moskaus, im folgenden zitiert: CAODM) f. 4, op. 3, d. 32, Bl. 58–59, 72–73.

³⁴ K. F. Starostin u. a., Bol'sheviki na metrostroje (Bolschewiki beim Metrobau), in: Kak my stroili metro (Wie wir die Metro bauten) (Moskau 1935) 38.

³⁵ Udarnik Metrostroja 36 (26. 3. 1933) 3.

³⁶ Vgl. Stenogramm des Gesprächs mit dem Parteisekretär Rybakov, Schacht 31–32, o. D. (Oktober 1934). GARF f. R-7952, op. 7, d. 307, Bl. 69–70; desgl. mit dem Parteiorganisator Lipman, 8. Distanz, 7. 4. 1935. GARF f. R-7952, op. 7, d. 315, Bl. 80.

³⁷ Desgl. mit dem Parteiorganisator Lipman, 8. Distanz, 7. 4. 1935. GARF f. R-7952, op. 7, d. 315, Bl. 26–27.

³⁸ Udarnik Metrostroja 172 (26. 7. 1934) 3.

³⁹ Vgl. z. B. Stenogramm des Gesprächs mit dem Parteiorganisator Lipman, 3. Distanz, 19. 11. 1934. GARF f. R-7952, op. 7, d. 304, Bl. 20; desgl. GARF f. R-7952, op. 7, d. 315, Bl. 131.

⁴⁰ Zentralkomitee des Komsomol. Rechenschaftsbericht des Komsomolkomitees des Schachtes 21, 11. 12. 1934. Rossijskij gosudarstvennyj archiv social'no-političeskoj istorii (Russisches Staatsarchiv der sozial-politischen Geschichte, im folgenden zitiert: RGASPI) f. 1m, op. 3, d. 129, Bl. 199.

⁴¹ Stenogramm des Gesprächs mit dem Vorsitzenden des Gewerkschaftskomitees von Metrostroj, Osipov. GARF f. R-7952, op. 7, d. 306, Bl. 22–23; A. V. Osipov u. a., Sorevnovanie tysjač (Wettbewerb der Tausenden), in: Kak my stroili metro (Moskau 1935) 130; im folgenden zitiert: Osipov, Sorevnovanie. Udarnik Metrostroja 263 (12. 11. 1934) 4.

und auch von der Gewerkschaft wurde sie anfangs vernachlässigt⁴². Am erfolgreichsten waren die Literaturzirkel, die seit dem Sommer 1933 entstanden, und an denen prominente Schriftsteller mitwirkten. Regelmäßig druckten die Betriebszeitungen Gedichte von Arbeitern ab; 1935 erschienen zwei Sammelbände mit literarischen Erzeugnissen von Metrobauern⁴³.

Wenn man von den Besuchern der Aufführungen absieht, betrafen die Laienkunstaktivitäten, auch wenn sie an sich durchaus beeindruckend waren, nur eine kleine Minderheit der Metrobauer. Quantitativ bedeutender war das kulturelle Angebot in Form von Theater-, Konzert-, Kino- und Museumsbesuchen. Obwohl das Baustellenkomitee der Gewerkschaft schon im Jahre 1933 für die Metrobauer 22000 Eintrittskarten für verschiedene Veranstaltungen verteilte, 450 Exkursionen in Museen mit zusammen 6000 Teilnehmern veranstaltete und 1934 die kulturelle Betreuung noch intensivierte, konnte die Nachfrage zu keinem Zeitpunkt befriedigt werden⁴⁴.

Bis zum Ende des Jahres 1934 verfügten alle großen Arbeitersiedlungen von Metrostroj über ein eigenes Kino⁴⁵. Die Gewerkschaft hatte darüber hinaus mit den Moskauer Theatern und Kulturparks Abkommen über Freikarten für die Arbeiter getroffen. Trotzdem klagte die Betriebszeitung Ende Mai 1934, die meisten Arbeiter seien an ihrem freien Tag sich selbst überlassen, in den Baracken fänden weiterhin Trinkgelage statt⁴⁶. Das lag aber nicht am mangelnden Interesse der Arbeiter, sondern am immer noch zu geringen Angebot.

Auch die sportlichen Aktivitäten entwickelten sich nach schwachen Anfängen erst im Laufe des Jahres 1934 in größerem Maßstab. Der Sport war – ähnlich wie im nationalsozialistischen Deutschland – nicht Selbstzweck, sondern hatte die Arbeitsproduktivität und die Verteidigungsbereitschaft zu fördern. Darüber hinaus wollte man über den Sport die Bevölkerung zu mehr Hygiene und Körperpflege erziehen und die Massen um die Partei-, Sowjet- und Gewerkschaftsorganisationen scharen⁴⁷. Daher wurde der Sport nicht in eigenen Sportverbänden, sondern im Rahmen der bestehenden Massenorganisationen betrieben⁴⁸.

⁴² Udarnik Metrostroja 135 (26. 7. 1933) 2.

⁴³ Literaturnoe tvorčestvo rabočich avtorov Sojuza rabočich železnodorožnogo stroitel'stva i metropolitena SSSR (Literarisches Schaffen von Arbeiter-Autoren der Gewerkschaft der Eisenbahn-, Straßen- und Metrobauarbeiter der UdSSR) 2 Bde. (Moskau 1935); Sbornik literaturnykh proizvedenij Metrostroja (Sammelband der Teilnehmer der Literaturzirkel von Metrostroj), hrsg. v. V. Kazin (Moskau 1935).

⁴⁴ Gewerkschaftskomitee von Metrostroj. Bericht über die Kulturmassenarbeit bei Metrostroj im Jahre 1933. GARF f. R-7952, op. 7, d. 174, Bl. 22–23; vgl. Zentralkomitee des Komsomol. Bericht über die Arbeit der Komsomolorganisation des Schachtes 18, 7. 12. 1934. RGASPI f. 1m, op. 3, d. 129, Bl. 186.

⁴⁵ Osipov, Sorevnovanie 131.

⁴⁶ Udarnik Metrostroja 121 (27. 5. 1934) 4.

⁴⁷ Resolution des Zentralen Exekutivkomitees der UdSSR, 13. 7. 1925. Zitiert in: Udarnik stancii biblioteka Lenina 58 (22. 10. 1934) 2.

⁴⁸ Klaus Mehnert, Der Sport in der Sowjetunion, in: Osteuropa 9 (1933/34) 361–363.

Im Vordergrund stand dabei der Erwerb des Abzeichens „Bereit zur Arbeit und Verteidigung“⁴⁹. Die Anforderungen für das Abzeichen waren stark *militärisch* ausgerichtet. Daneben wurden aber auch die Bedürfnisse der Arbeiter nach Mannschaftsspielen berücksichtigt. 1933 begann man mit der Einrichtung von eigenen Sportplätzen und gründete Sektionen mit Instruktoren für einzelne Sportarten⁵⁰.

Im Winter 1933/34 verlegte das Sportbüro sein Schwergewicht auf die Förderung von Hygiene und Sauberkeit. Die Sportaktivisten inspizierten die Baracken, klärten die Bewohner über den Nutzen täglicher Körperpflege, kalter Abreibungen und Morgengymnastik auf, kümmerten sich um rechtzeitigen Wäschewechsel sowie das Vorhandensein von heißem Wasser und Heizung⁵¹.

Im Frühjahr 1934 wurde der Sportbetrieb in größerem Maßstab aufgenommen. Nun beteiligte sich Metrostroj auch mit einer Mannschaft an der Moskauer Fußballmeisterschaft. Metrostroj hatte inzwischen vier Volleyballplätze, zwei Basketballplätze und einen Fußballplatz eingerichtet, und zusätzlich zwei Stadien sowie die Ruderstation des Moskauer Gewerkschaftsrates angemietet⁵². Im Herbst 1934 wurden Schulen für eine ganze Reihe von Sportarten errichtet⁵³. Der Stolz der Metrobauer war der im Sommer 1934 gegründete Aëroklub. Er hatte im Mai 1935 600 Mitglieder und stellte sich die Aufgabe, im Laufe des Jahres 90 Piloten, 1000 Segelflieger und 700 Fallschirmspringer auszubilden⁵⁴.

Schlagen wir den Bogen zurück zum Ausgangspunkt, so läßt sich festhalten, daß eine deutliche Diskrepanz zwischen dem Diskurs von der Metro als „Schmiede des neuen Menschen“ und der Realität bestand. Zwar versuchte die Partei, den Metrobau für eine grundsätzliche Umformung „des Menschen“ zu instrumentalisieren, doch standen ihre Ergebnisse in keinem Verhältnis zu den selbst gestellten Ansprüchen, auch wenn in Teilbereichen durchaus *Erstaunliches* geleistet wurde. Die massenpolitischen Maßnahmen, die kulturellen und sportlichen Aktivitäten erreichten Tausende Metroarbeiter und wurden – mit Ausnahme des politischen Unterrichts – als Freizeitangebote gerne angenommen. Gemessen am Anspruch des Systems auf eine totale Kontrolle der Menschen und die weitestgehende Eliminierung der Privatsphäre zugunsten der Öffentlichkeit und des Kollektivismus gelang die Umsetzung des Konzepts jedoch sowohl qualitativ als auch quantitativ nur mit Abstrichen. Das Umerziehungsprogramm erfaßte auch auf dem Höhepunkt seiner Entfaltung nur einen Teil der Belegschaft und die Belege über seine Wirksamkeit sind jenseits der Selbstzeugnisse von Komsomolzen

⁴⁹ Vgl. z. B. Udarnik Metrostroja 10 (3. 9. 1932) 3; 26 (11. 3. 1933) 4; 44 (23. 2. 1935) 3.

⁵⁰ Ebd. 82 (23. 5. 1933) 3.

⁵¹ Vorsitzender des Sportbüros beim Baustellenkomitee, Drjachlov, an die Gewerkschaftskomitees von Metrostroj, 23. 12. 1933. GARF f. R-7952, op. 7, d. 215, Bl. 21; Sportbüro und Komsomolkomitee von Metrostroj. Aktennotiz, o.D. (Dezember 1933). Ebd. Bl. 22.

⁵² Udarnik Metrostroja 114 (18. 5. 1934) 2.

⁵³ Rabočaja Moskva 244 (18. 10. 1934) 4; 252 (28. 10. 1934) 4; 268 (18. 11. 1934) 4; Udarnik Metrostroja 264 (14. 11. 1934) 4; 267 (17. 11. 1934) 4.

⁵⁴ Udarnik Metrostroja 105 (10. 5. 1935) 3.

und Kommunisten nicht überzeugend. Selbst wer nun tatsächlich Zeitung las, Museen besuchte und Fußball spielte, war dadurch noch lange nicht zum „neuen Menschen“ geworden.

Die eingangs zitierten Aussagen waren nicht die Beschreibung der Realität, sondern die Projektion stereotyper Idealvorstellungen. Die Quellen belegen recht eindeutig, daß sich die Masse der Metrobauer nicht so verhielt, wie es in diesem Diskurs beschrieben wurde⁵⁵. Es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß sie den Diskurs übernahm. Sie praktizierte vielmehr das, was man als Eigensinn beschreiben kann. Die angeblich so gewaltigen Transformationskräfte des Metrobaus entpuppten sich bei näherem Hinsehen als Wunschvorstellungen und Wahrnehmungsfehler: Die Fälle, in denen sich normale Arbeiter tatsächlich dramatisch wandelten, können nicht als typisch bezeichnet werden. Diejenigen, die das erwünschte Verhalten an den Tag legten, gehörten in der Regel dem harten Kern der aus den Fabriken auf die Baustelle abkommandierten Komsomolzen an.

Was der Metrobau dagegen tatsächlich bewirken konnte, war eine besondere Motivation. Nach übereinstimmender Aussage der Quellen nahmen viele Arbeiter beim Bau der Metro Bedingungen in Kauf, die sie anderswo nicht akzeptiert hätten. Das taten sie aber nicht, weil sie inzwischen zu „neuen Menschen“ umgeformt worden wären, sondern weil sie sich mit diesem speziellen Bauvorhaben, das im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand und eine gewisse Gruppendynamik erzeugte, identifizierten⁵⁶. Im übrigen läßt sich zeigen, daß die Mobilisierung aller Kräfte selbst unter diesen Bedingungen für einen Teil der Arbeiter nur für wenige Monate gelang und daß im selben Zeitraum Tausende anderer Arbeiter davonliefen⁵⁷.

Der Diskurs von der Transformation erweckt den Eindruck, daß man eine nicht vorhandene Realität herbeizureden versuchte. Während man vom „neuen Menschen“ sprach, war der Großteil der Bevölkerung in Wirklichkeit durch die Kollektivierung und die Industrialisierung entwurzelt und desorientiert. Die Utopie des „neuen Menschen“ erscheint vor diesem Hintergrund weniger als Vision denn als Instrument der Krisenbewältigung.

3. Die Kostprobe des Sozialismus

Bezogen auf die übergeordnete Utopie des Lebens im Sozialismus wurde die Metro schon während des Baus, besonders aber nach der erfolgreichen Fertigstellung der ersten Linien im Frühjahr 1935 massenwirksam instrumentalisiert. Sie verkörperte in der Propaganda ein Symbol der neuen, im Aufbau begriffenen Gesell-

⁵⁵ Für eine Beschreibung der Verhaltensweisen und des Eigensinns der Arbeiter siehe *Neutatz*, Moskauer Metro 291–304.

⁵⁶ Über die Motivationskraft des Metrobaus und die Herausbildung eines Gruppenbewußtseins ebd. 311–312.

⁵⁷ Ebd. 499–505.

schaft, eine exemplarische Antizipation des Sozialismus: die erste reale Kostprobe dessen, was bald im ganzen Land entstanden sein werde: ein wohlgeordnetes Gemeinwesen, auf dem neuesten Stand der Technik, sauber und dabei gleichzeitig ein ästhetischer Genuß.

Die Propaganda inszenierte das Unternehmen Metrostroj als einen Aufbruch des ganzen Landes in eine bessere, schönere Zukunft. Mit Losungen wie „Das ganze Land baut die Metro“, „Wir bauen die beste Metro der Welt“, „Die beste Metro für die Rote Hauptstadt“ suggerierte man der Bevölkerung, hier entstünde als gemeinsames Werk aller Sowjetbürger etwas Einzigartiges, etwas, auf das man stolz sein könne und auf das die Welt blicke. Man baute nicht einfach eine Untergrundbahn, sondern man baute die schönste und beste Untergrundbahn der Welt für die Hauptstadt des Weltproletariats, die in wenigen Jahren die schönste und menschengerechteste Stadt der Welt zu werden versprach.

Im alltäglichen Leben waren die Friktionen des Wirtschaftsaufbaus nicht zu übersehen. Um die mit dem Anlaufen des ersten Fünfjahresplans entfachte Aufbruchsstimmung nicht abreißen zu lassen, feierte die Propaganda einzelne herausragende Großprojekte als Flaggschiffe des Fortschritts in groß aufgemachten Kampagnen. Die propagandistische Hervorhebung einiger weniger Unternehmen, die jedes auf seine Weise einen Weltrekord darstellte, sollte für das Publikum eine Scheinwelt erzeugen, vor deren Hintergrund die vielen alltäglichen Mißerfolge wie vernachlässigbare Schönheitsfehler aussahen⁵⁸.

Die Moskauer Metro übernahm in dieser Kampagne die Rolle des Prestigeprojekts der dreißiger Jahre schlechthin. Die Propaganda sorgte dafür, daß das Unternehmen einige Jahre hindurch fast allgegenwärtig war: Täglich berichteten die Zeitungen über den Baufortschritt, auf den großen Plätzen Moskaus kündeten Plakate, Spruchbänder und Modelle von dem Vorhaben. Man zeigte Ausstellungen, schrieb Theaterstücke, malte Bilder und drehte Filme über die Untergrundbahn. Abordnungen der Metrobauer wurden bei politischen Großveranstaltungen empfangen, ausländische Besucher auf die Baustellen und in die fertiggestellten Stationen geführt. Bekannte Schriftsteller erwiesen den Metrobauern ihre Aufwartung oder arbeiteten selbst eine Zeitlang auf der Baustelle und verfaßten pathetische Gedichte⁵⁹.

Die Untergrundbahn bot sich aus mehreren Gründen als Objekt für die Projektion der sozialistischen Utopie an: (1) Die Bewältigung eines technisch derart komplexen Bauwerks unter extremen Arbeitsbedingungen und gleichzeitig mit einem im internationalen Vergleich damals einzigartigen architektonisch-künstlerischen Anspruch eignete sich hervorragend, um der eigenen Bevölkerung und dem Ausland den inzwischen erreichten Entwicklungsgrad bei der Industrialisierung eindrucksvoll zu demonstrieren. (2) In ihrer Eigenschaft als schnelles und modernes Fortbewegungsmittel war die Untergrundbahn ein Symbol für das

⁵⁸ Vgl. *Manfred Hildermeier*, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates* (München 1998) 376–377.

⁵⁹ Vgl. im einzelnen *Neutatz*, *Moskauer Metro* 513–533.

Sich-Fortbewegen des Landes in Richtung auf den Sozialismus. Die Parallele zum nationalsozialistischen Deutschland drängt sich geradezu auf: Auch dort war es nicht zufällig ein Projekt der Mobilität, nämlich die Reichsautobahn, das in durchaus vergleichbarer Weise von der Propaganda inszeniert wurde. (3) Als unterirdisches Bauwerk, mit seinen als unterirdische Paläste konzipierten Stationen gleichsam eine eigene Stadt unter der Erde, war sie von der übrigen Welt in räumlicher Hinsicht deutlich getrennt⁶⁰, ein Mikrokosmos, der durch Ein- und Ausgänge abgegrenzt war und nach eigenen Gesetzen funktionierte. Dadurch, daß sich der Passagier unter der Erde befand und von allen anderen Sinneseindrücken abgeschnitten war, konnten ihm die hellen und schönen Metrostationen die Illusion einer völlig anderen Welt vermitteln. Das Betreten dieser Welt und die Fahrt mit der Metro kamen einer Zeitreise in die bevorstehende Epoche des Sozialismus gleich. Die Untergrundbahn verkörperte buchstäblich eine „U-Topie“, wie es schon Boris Groys treffend formuliert hat:

„Der Topos der U-Bahn ist auf jeden Fall ein U-Topos. ... Der Lebensraum unter der Erde muß erst erschlossen, geschaffen werden. In diesem Raum kann es nichts Vererbtes, Traditionelles, Selbstverständliches, Undurchdachtes geben. Man ist in diesem Raum völlig abhängig von dem Willen derer, die ihn geschaffen haben. Das gibt dem U-Bahn-Planer die Chance, das ganze Leben eines Menschen zu gestalten, sobald dieser die U-Bahn betritt. Besonders wichtig ist, daß die Eingänge und Ausgänge, die den unterirdischen Raum der U-Bahn mit dem gewöhnlichen menschlichen Lebensraum verbinden, leicht kontrollierbar sind: Es gibt keine andere Möglichkeit, in die U-Bahn zu gelangen, als durch diese vorbestimmten Übergänge. Ein normaler Stadtbewohner kann sich gar nicht vorstellen, wie die Tunnels der U-Bahn unter der Erdoberfläche verlaufen. Der U-Topos der U-Bahn bleibt für ihn verborgen; der Weg zur Utopie kann jederzeit abgeschnitten werden ...“⁶¹.

Bestandteil dieser von der Untergrundbahn verkörperten Utopie war ein hoher Anspruch an Präzision und Perfektion. Ganz im Gegensatz zu der Realität des Alltags in der Sowjetunion und zu den hastig in Betrieb genommenen Produktionsanlagen der ersten Fünfjahrespläne ließ man sich nach der Fertigstellung mit der Inbetriebnahme Zeit, um alles genau vorzubereiten, Baumängel nachzubessern, die technischen Einrichtungen zu erproben und alle Abläufe einzuüben. Das Betriebspersonal wurde sorgfältig ausgewählt, monatelang ausgebildet und hatte am Eröffnungstag in gebügelten Uniformen, glatt rasiert, ordentlich gekämmt und natürlich nüchtern anzutreten⁶².

In den ersten Tagen und Wochen nach der Eröffnung priesen Zeitungsberichte die Einzigartigkeit des neuen Verkehrsmittels. Reportagen suggerierten dem Leser, daß in diesem Mikrokosmos „Metro“ nun das sozialistische Zeitalter begon-

⁶⁰ Vgl. Boris Groys, U-Bahn als U-Topie, in: ders. (Hrsg.), Die Erfindung Rußlands (München, Wien 1995) 156; im folgenden zitiert: Groys, U-Bahn als U-Topie.

⁶¹ Ebd. 159–160.

⁶² Komsomol'skaja Pravda 110 (15. 5. 1935) 4.

nen habe. Enthusiastische Berichterstatter wollten sogar im Verhalten der Passanten Veränderungen beobachtet haben. Mit dem Betreten des Mikrokosmos benahmen sie sich angeblich so *kul'turno*, wie man es vom „neuen Menschen“ erwartete: Sie waren plötzlich höflich und zuvorkommend, drängelten nicht und strahlten gleichzeitig Fröhlichkeit und Optimismus aus. „Hier zeigen sich schon solche Ordnung und kristallisieren sich solche Verhaltensnormen heraus, die völlig frei sind von groben Sitten, die in unserem oberirdischen Leben noch lange nicht abgelegt sind“, konnte man in der Zeitung „Rabočaja Moskva“ lesen⁶³, und die „Komsomol'skaja Pravda“ zitierte einen Passagier mit den Worten: „Hier rauchst du dir keine an, hier spuckst du nicht aus.“⁶⁴

Vielleicht ist es nur die Auswirkung langjähriger Suggestion durch die Propaganda oder eine durch eigene Projektionen verzerrte Wahrnehmung, vielleicht aber auch eine Rückwirkung der Utopie auf die Wirklichkeit – jedenfalls gelangte ein westlicher Beobachter Jahrzehnte später zu einem ganz ähnlichen Urteil. Aus seinem Blickwinkel ist die Metro allerdings von der sozialistischen zu einer Art Orwellschen Utopie mutiert: zu einem Ort, an dem sich alle – umringt von Mosaiken, Reliefs und Skulpturen – beobachtet fühlen und daher zwanghaft handeln:

„Stalin und andere auf diesen Bildern dargestellte Verwalter dieser utopischen Hölle beobachten und beurteilen ständig das Benehmen der an ihnen vorbeiziehenden Menschen. Und die Menschen in der Metro spüren ständig diesen sie beobachtenden und beurteilenden Blick. Heute sind alle Götter gestürzt, aber früher – noch bis vor kurzem – konnte man bemerken, wie die Moskower sich völlig anders verhielten, sobald sie die heiligen Stätten der Metro betraten. Alle Gespräche wurden plötzlich sehr leise geführt, man spuckte nicht mehr auf den Boden, ließ keinen Abfall fallen: man ‚benahm sich kulturell‘, wie es damals hieß. Man wurde ja beobachtet. Man war in der Utopie und konnte keinen Platz mehr finden, wo man sich ‚natürlich‘ und nicht ‚kulturell‘ hätte benehmen können.“⁶⁵

Heute, nach dem endgültigen Scheitern des sowjetischen Experiments, hat die Moskauer Untergrundbahn zwar durchaus noch einen Teil dieser Atmosphäre bewahrt. Das Denkmal der Utopie vom Sozialismus und vom „neuen Menschen“ hat aber inzwischen nicht nur äußerlich zu bröckeln begonnen, sondern ist vom Kommerz und von der Kriminalität eingeholt worden, die das ganze Land überschwemmt haben. In den Vestibülen tummeln sich heute statt „neuer Menschen“ mafiose Gestalten und unzählige Kleinhändler, die ihre Waren feilbieten. Der Kapitalismus hat auch hier die sozialistische Utopie besiegt.

⁶³ Rabočaja Moskva 113 (18. 5. 1935) 1.

⁶⁴ Komsomol'skaja Pravda 111 (16. 5. 1935) 1.

⁶⁵ Groys, U-Bahn als U-Topie 164.

Helmut Altrichter

„Living the Revolution“ Stadt und Stadtplanung in Stalins Rußland

Die Bourgeoisie reißt

*durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente,
durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle,
auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation ...*

*Sie hat enorme Städte geschaffen, sie hat die Zahl der städtischen Bevölkerung
gegenüber der ländlichen in hohem Grade vermehrt und so einen bedeutenden Teil
der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entzissen ...*

Marx/Engels (1848), Kommunistisches Manifest

*Die Aufhebung der Scheidung von Stadt und Land ist also keine Utopie,
auch nach der Seite hin, nach der sie die möglichst gleichmäßige
Verteilung der großen Industrie über das ganze Land zur Bedingung hat.*

*Die Zivilisation hat uns freilich in den großen Städten eine Erbschaft hinterlassen,
die zu beseitigen viel Zeit und Mühe kosten wird. Aber sie müssen und werden
beseitigt werden, mag es auch ein langwieriger Prozeß sein. Welche Geschehnisse auch dem
Deutschen Reich preussischer Nation vorbehalten sein mögen, Bismarck kann mit dem stolzen
Bewußtsein in die Grube fahren, daß sein Lieblingswunsch sicher erfüllt wird:
der Untergang der großen Städte ...*

Engels (1877/78), Anti-Dühring

*Aber die ausdrückliche Anerkennung der fortschrittlichen Bedeutung
der Großstädte in der kapitalistischen Gesellschaft hindert uns durchaus nicht,
in unser Ideal ... die Aufhebung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land einzuschließen. Es
ist nicht wahr, daß dies einem Verzicht auf die Schätze der Wissenschaft und Kunst gleich-
kommt. Ganz im Gegenteil: Das ist notwendig, um diese Schätze dem ganzen Volke zugäng-
lich zu machen, um die Entfernung der Millionenmassen der Landbevölkerung von der Kul-
tur aufzuheben, die Marx so treffend als „Idiotismus des Landlebens“ bezeichnet hat. Und
heute, da die Übertragung elektrischer Energie auf große Entfernungen möglich ist und die
Verkehrstechnik einen solchen Entwicklungsgrad erreicht hat ... gibt es gar keine technischen
Hindernisse mehr dafür, daß die gesamte, mehr oder minder gleichmäßig über das Land ver-
teilte Bevölkerung in den Genuß der Schätze von Wissenschaft und Kunst gelangt, die Jahr-
hunderte hindurch in einigen wenigen Zentren angehäuft wurden ...*

Lenin (1901), Die Agrarfrage und die „Marxkritiker“

*Es ist bekannt, daß die Städte ... die Zentren des wirtschaftlichen, politischen
und geistigen Lebens des Volkes darstellen und die Haupttriebkraft des Fortschrittes sind*
Lenin (1913), Die neuesten Angaben über die Parteien in Deutschland

*Die wahre Befreiung der Frau, der wahre Kommunismus wird erst dort
und dann beginnen, wo und wann der Massenkampf (unter Führung des am Staatsruder ste-
henden Proletariats) gegen diese Kleinarbeit der Hauswirtschaft oder, richtiger, ihre massen-*

hafte Umgestaltung zur sozialistischen Großwirtschaft beginnt ... Öffentliche Speiseanstalten, Krippen, Kindergärten – das sind Musterbeispiele derartiger Keime
 Lenin (1919), Die große Initiative

Wir werden beschrieben als Leute, die blitzschnell die Paläste der Bankiers, Gutsbesitzer und Zaren vom Angesicht der Erde getilgt haben. Das ist wahr. Laßt uns jetzt neue Paläste der Arbeiter und werktätigen Bauern an ihre Stelle setzen
 Kirov (Dezember 1922), Rede vor dem 1. Sowjetkongreß der UdSSR

Die moderne Architektur muß die neue sozialistische Lebensweise herauskristallisieren
 Lösung der Zeitschrift „Sovremennaja architektura“ (Moderne Architektur) (1926)
 für die Ausrufung eines genossenschaftlichen Wettbewerbs
 zum Entwurf eines Musterwohnhauses für Arbeiter

Die sowjetische Regierung, die in ihrer Tätigkeit besonders auf die planerische Regulierung setzt, soll auch die Architektur als machtvolles Mittel zur Organisation der Psyche der Massen nutzen
 Erklärung des neugegründeten ARU (1928), der Vereinigung der Architekten-Urbanisten

„Schluß mit dem Krieg“, „Alle Macht den Räten“, „Den Bauern das Land der Gutsbesitzer“ und „Den Arbeitern die Kontrolle über die Betriebe“ – das waren die Parolen, mit denen die Bolschewiki im Herbst 1917 die bürgerliche Provisorische Regierung stürzten. Doch die Einlösung der revolutionären Versprechungen war, wie sich schnell herausstellte, schwierig, und die Diskussion, wie den Problemen begegnet werden sollte, zeigte, daß die bolschewistische Partei selbst über kein einheitliches Konzept für den künftigen Staatsaufbau verfügte. Die Lösungen „Rätestaat“, „Nationalisierung des Bodens“, „Arbeiterkontrolle“ erwiesen sich als Worthülsen, hinter denen radikaldemokratische, anarchistische oder syndikalistische Ideen ebenso stecken konnten wie die Vorstellung eines straff zentralisierten Wohlfahrtsstaates¹. Was für Staat und Partei, Verwaltung und Wirtschaftsordnung, Justiz und Armee, Musik, Literatur und bildende Kunst galt, galt auch für Architektur und Stadtplanung: Alle redeten von „Sozialismus“, aber niemand wußte so genau, wie das geht. Die Konzepte gingen entsprechend weit auseinander. Bei Architektur und Stadtplanung waren die Schlagworte folgende: „Angleichung der Lebensweise von Stadt und Land“, die die städtische Kultur ins Dorf brachte und die „Idiotie des Landlebens“ zu überwinden half; „Neuordnung des Alltags auf sozialistischer Grundlage“, nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik, die das Gemeinschaftsgefühl stärkte, die Vereinzelung unterband, die Frau aus der Sklaverei der Hausarbeit befreite und sie zum gleichberechtigten Mitglied der Gesellschaft machte; die Hoffnung auf die Elektrizität, die Licht und Musik in jeden Kuhstall brachte, spielte dabei eine wichtige Rolle; zugleich blieb man skeptisch gegenüber dem Wildwuchs der Riesenstädte, sah in ihnen eine problematische Hinterlassenschaft des Kapitalismus, die zu beseitigen gehörige Zeit kosten werde. Damit sind wichtige, wohl die wichtigsten gesellschaftspolitischen Ziele benannt, die – über den Zwischenschritt der „sozialisti-

¹ Zum Gesamtzusammenhang Helmut Altrichter, Staat und Revolution in Sowjetrußland 1917–1922/23 (Erträge der Forschung 148, Darmstadt 1996).

schen Stadt“ – zum „neuen Menschen“, zum kommunistischen Endziel führen sollten, wie immer dieses auch aussehen mochte².

Diese Schlagworte bestimmten den Diskurs zu Architektur und Stadtplanung in den 20er und 30er Jahren, in den Werkstätten und künstlerischen Vereinigungen der Architekten, und deren gab es viele. 1918/19 entstanden die ersten Staatlichen Architekturwerkstätten, in Moskau unter der Leitung von I. Žoltovskij, in Petrograd unter I. Fomin, beide Anhänger der „Klassik“, die im Stil der Neorenaissance oder „roten Dorik“ nun Pläne für Sowjetpaläste, Krematorien, Wohnhäuser oder Ausstellungspavillons entwarfen. Vergleichbar „traditionell“ eingestellt waren auch die „Moskauer Architekturgesellschaft“ (MAO) unter dem Vorsitz von A. Ščusev, die „Petrograder Gesellschaft der Architekten“ (POA) unter V. Eval'd und die Gesellschaft der Architekten-Künstler (OACH) unter dem Vorsitz von Benois, die Anfang der 20er Jahre ihre Tätigkeit wieder aufnahmen. Darüber hinaus hatte das Volkskommissariat für Bildungswesen schon 1918 den Versuch unternommen, ein eigenes Zentrum für Kunst und Architektur zu schaffen, wovon sich im Folgejahr eine „Kommission zur Erarbeitung einer Synthese zwischen Plastik und Architektur“ (Sinskul'ptarch) absetzte; ihren Kern bildete eine Gruppe von Architekten, denen die bisherigen Planspiele des Volkskommissariats im Bereich der Architektur allzu konservativ erschienen. Eine vergleichbare Zielsetzung verfolgten die „Verfechter einer neuen Kunst“ (UNOVIS), die aus der Vitebsker Kunstschule hervorgingen und sich 1919 zusammenschlossen, um mit K. Malevič und L. Lisickij als Ziehv Vätern den Brückenschlag von der suprematistischen Malerei zur Architektur zu suchen. Im gleichen Atemzug wäre das

² Versuch einer Herleitung bei *Derek Müller*, *Der Topos des Neuen Menschen in der russischen und sowjetrussischen Geistesgeschichte* (Geist und Werk der Zeiten 90, Bern 1996). Vgl. dazu die eingangs zitierten Textstellen. Nachweise: Textstelle des Kommunistischen Manifestes, in: *Karl Marx, Friedrich Engels*, Werke 4 (Berlin 1959) 465; im folgenden zitiert: *Marx, Engels*, Werke. *Friedrich Engels*, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, in: *Marx, Engels*, Werke 20 (Berlin 1962) 276; *W. (Vladimir) I. Lenin*, Die Agrarfrage und die „Marxkritiker“, in: *ders.*, Werke 5 (Berlin 1955) 149; im folgenden zitiert: *Lenin*, Werke. *W. (Vladimir) I. Lenin*, Die neuesten Angaben über die Parteien in Deutschland (1913), in: *ders.*, Werke 19 (Berlin 1973) 260; *W. (Vladimir) I. Lenin*, Die große Initiative, in: *ders.*, Werke 29 (Berlin 1961) 419f.; Kirovs Rede vom 30. Dezember 1922 vor dem I. Sowjetkongreß der UdSSR, in: *S. (Sergej Mironovič) Kirov*, Stat'i i reči (Moskau 1957) 151; Losung der I. Nummer der „Sovetskaja architektura“ (1926) nach *Selim O. (Omarovič) Chan-Magomedov*, *Architektura sovetskogo avangarda*. Kniga pervaja: Problemy formoobrazovanija. Mastera i tečenija. Kniga vtoraja: Social'nye problemy, 2 Bde. (Moskau 1996, 2001) hier: Bd. 1 405; im folgenden zitiert: *Chan-Magomedov*, *Architektura sovetskogo avangarda*. Text der Erklärung der ARU (November 1928, veröffentlicht 1929) bei *Chan-Magomedov*, *Architektura sovetskogo avangarda* Bd. 2, 239f. Für den Gesamtzusammenhang vgl. *Hanno-Walter Kruft*, *Städte in Utopia. Die Idealstadt vom 15. bis zum 18. Jahrhundert zwischen Staatsutopie und Wirklichkeit* (München 1989); *Hermann Bauer*, *Kunst und Utopie. Studien über das Kunst- und Staatsdenken in der Renaissance* (Berlin 1965); *Helen Rosenau*, *The Ideal City. Its Architectural Evolution in Europe* (London, New York 1983); *Franziska Bollerey*, *Architekturkonzeptionen der utopischen Sozialisten. Alternative Planung und Architektur für den gesellschaftlichen Prozeß* (Berlin 1991); *James H. Batey*, *The Soviet City. Ideal and Reality* (Beverly Hills 1980).

Moskauer „Institut für künstlerische Kultur“ (INChUK) zu nennen, das – 1920 ins Leben gerufen und nacheinander von V. Kandinskij, A. Rodčenko und O. Brik geleitet – seinen statutarischen Zweck in der Schaffung einer „Kunstwissenschaft“ sah, die „Grundelemente einzelner Kunstzweige wie der Kunst als ganzer“ erforschte, was, wie sich leicht denken läßt, das Institut schnell zum Forum erbitterter Auseinandersetzungen über theoretische und praktische Probleme der neuen Kunst machte. Schon wegen der personellen Überschneidungen fand vieles von dem, worüber man hier stritt und debattierte, seinen Widerhall in den etwa gleichzeitig entstehenden Moskauer „Höheren Künstlerisch-Technischen Werkstätten“ (WChUTEMAS), einer Hochschule, die mehrere Kunstschulen (frühere Staatliche Freie Künstlerische Werkstätten) zu einer einzigen Lehranstalt (mit unterschiedlichen Fakultäten) zusammenfaßte.

Von einer gemeinsamen Linie war man jedenfalls weit entfernt, und die Versuche, sich mit Gleichgesinnten zusammenzuschließen, um Einfluß auf die Gesamtentwicklung zu gewinnen, gingen in den zwanziger Jahren weiter. Hingewiesen sei hier nur auf die „Assoziation Neuer Architekten“ (ASNOVA), die als Vereinigung aller „rationalistischen Architekten“ 1923 (von N. Ladovskij, N. Dokučajev, V. Krinskij u. a.) gegründet wurde; den konstruktivistischen „Verband Moderner Architekten“ (OSA), der Ende 1925 „die Architekten und die mit ihnen verbundenen Kräfte aus der Produktion an der linken Architekturfront vereinigen“ wollte und in dessen Vorstand die Brüder Aleksandr und Viktor Vesnin und Moisej Ginzburg saßen; dazu gehörte auch die „Moderne Architektur“ (Sovremennaja Arhitektura), ihr militant antitraditionalistisches Journal; die „Assoziation der Architekten-Urbanisten“ (ARU), die der Stadtentwicklung ihr besonderes Augenmerk widmen wollte und unter Ladovskijs Vorsitz den Sowjetstaat (Ende 1928) aufforderte, die Architektur „als machtvolleres Mittel zur Organisation der Psyche der Massen [zu] nutzen“; und die „Allunionsvereinigung proletarischer Architekten“ (VOPRA), die sich – 1929 organisiert – zum „Klassenstandpunkt“ bekannte und den „dominierenden Strömungen“ (Konstruktivismus, Formalismus und besonders Eklektizismus) vorwarf, mit den entsprechenden Strömungen im kapitalistischen Westen identisch und der sowjetischen Wirklichkeit „im Wesen fremd“ geblieben zu sein (bevor sie selbst mit ihren Opponenten 1932 aufgelöst wurde)³.

³ Kurze Porträts der einzelnen Vereinigungen finden sich in *Chan-Magomedov, Architektur sovet'skogo avantgarda* Bd. 1, 63 ff., 126 ff., 282 ff., 398 ff.; Bd. 2, 46 ff. (z.T. mit Auszügen aus Statuten). In Teilen anders gegliedert und gekürzt in: *ders.*, *Pioniere der sowjetischen Architektur. Der Weg zur neuen sowjetischen Architektur in den zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre* (Dresden 1989); auch *ders.*, *INChUK i rannij konstruktivizm* (Moskau 1994); *ders.*, *Vhutemas: Moskou 1920–1930* (Paris 1990); *ders.*, *Rodchenko. The complete work* (London 1986); *ders.*, *Alexander Vesnin und der Konstruktivismus* (Stuttgart 1987); *ders.*, *Ilija Golosov* (Moskau 1988); *ders.*, *Konstantin Melnikov* (Moskau 1990); *S. Frederick Starr, Melnikov. Solo Architect in a Mass Society* (Princeton 1978); *ders.*, *Visionary Town Planning during the Cultural Revolution*, in: *Sheila Fitzpatrick* (Hrsg.), *Cultural Revolution in Russia 1928–1931* (Bloomington 1978) 207 ff.; zum Gesamtzusammenhang und zur Einordnung dieser Diskussionen höchst anregend *Richard Stites, Revolutionary Dreams. Utopian Vision and Experimental Life in the Russian Revolution* (New York u. a. 1989); im folgenden zitiert *Stites, Revolutionary Dreams*.

Für zahllose Wettbewerbe lieferten in den 20er Jahren Architekten Modellentwürfe zu einem Musterhaus für Werktätige. Sie belegen, was anfangs ausgeführt wurde: das breite Spektrum der Vorstellungen, wie künftig – für die Arbeiter – gebaut werden sollte. Die Spannweite reichte von Ein- und Mehrfamilienhäusern im Stile der Gartenstadtbewegung, moderner Reihenhäuser oder englischer Cottages (unter anderem entworfen von A. Belograd, N. Markovnikov, K. Melnikov, S. Lisagor, V. Trocenko) bis zu riesigen experimentellen Kommunehäusern und Wohnkombinaten für bis zu 2000 Personen, die nicht mehr von der Familie als Grundeinheit ausgingen, mit Wohnzellen, mitunter getrennten Schlaftrakten für Erwachsene, Klein- und Schulkinder sowie Gemeinschaftseinrichtungen, wozu die Küche, Speiseeinrichtungen, Kindergarten und -krippe, Wäscherei, Leseräume, Rote Ecken und anderes mehr gehören konnten (wofür unter anderem N. Ladovskij und seine Schule, D. Buryškin und L. Tverskoj, A. Ol', M. Turkus, I. Sobolev, N. Kuz'min Modellentwürfe lieferten). Die nachfolgenden Beispiele (Abb. 1–6) mögen die Breite des Spektrums illustrieren.

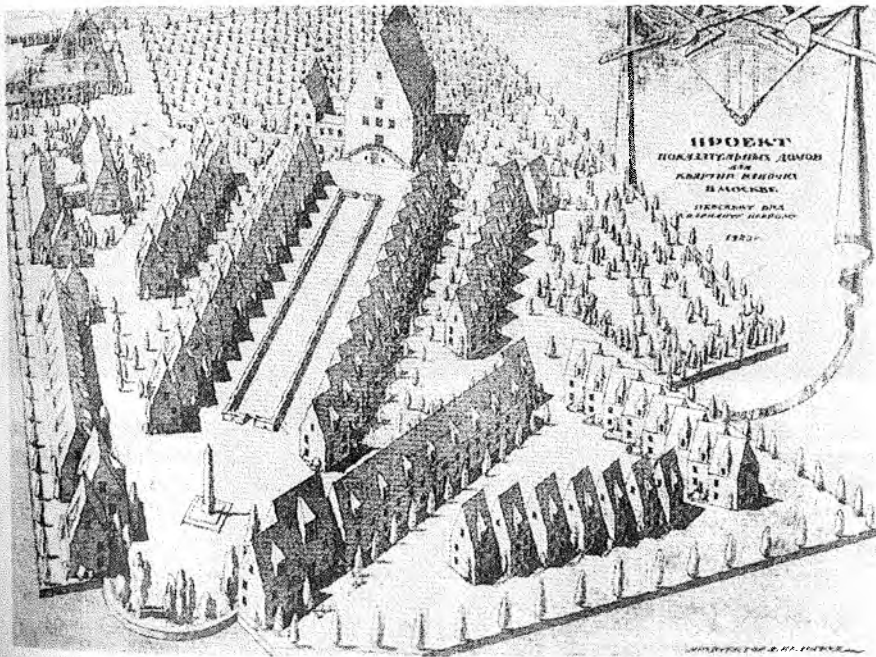


Abb. 1: Wettbewerbsentwurf des Architekten Andrej Belograd für eine Moskauer Arbeiter-siedlung 1922/23; man mag sich an die Augsburger Fuggerei erinnern fühlen; aus Chan-Magomedow, Pioniere, 354.



Abb. 2: Wohnhaus der Genossenschaftssiedlung „Sokol“, 1923 nach den Plänen des Architekten Nikolaj Markovnikov in Moskau errichtet; die Nähe zur Gartenstadtidee ist unübersehbar; aus Chan-Magomedow, Pioniere, 354.

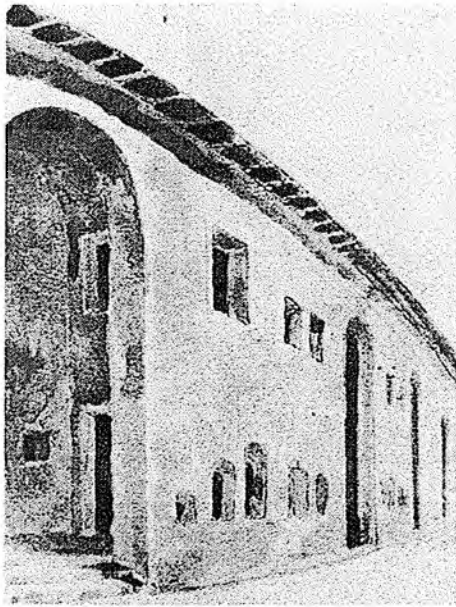
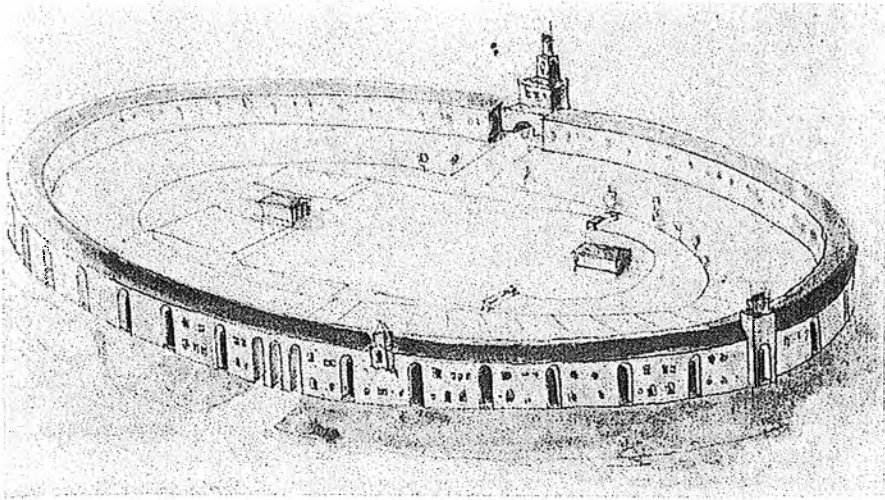


Abb. 3 a und b: Konstantin Melnikovs Skizze für eine Arbeiteransiedlung aus dem Jahr 1919; sie bietet allen Bewohnern gleichen Zugang zu den Gemeinschaftseinrichtungen (Park, Spielplätzen) im Inneren des Rings. Mit mittelalterlich-klosterlich anmutenden Stilelementen erinnert sie in ihrer Monumentalität an die Entwürfe (Phalanstères) der „utopischen Sozialisten“; aus Starr, Melnikow, 46.

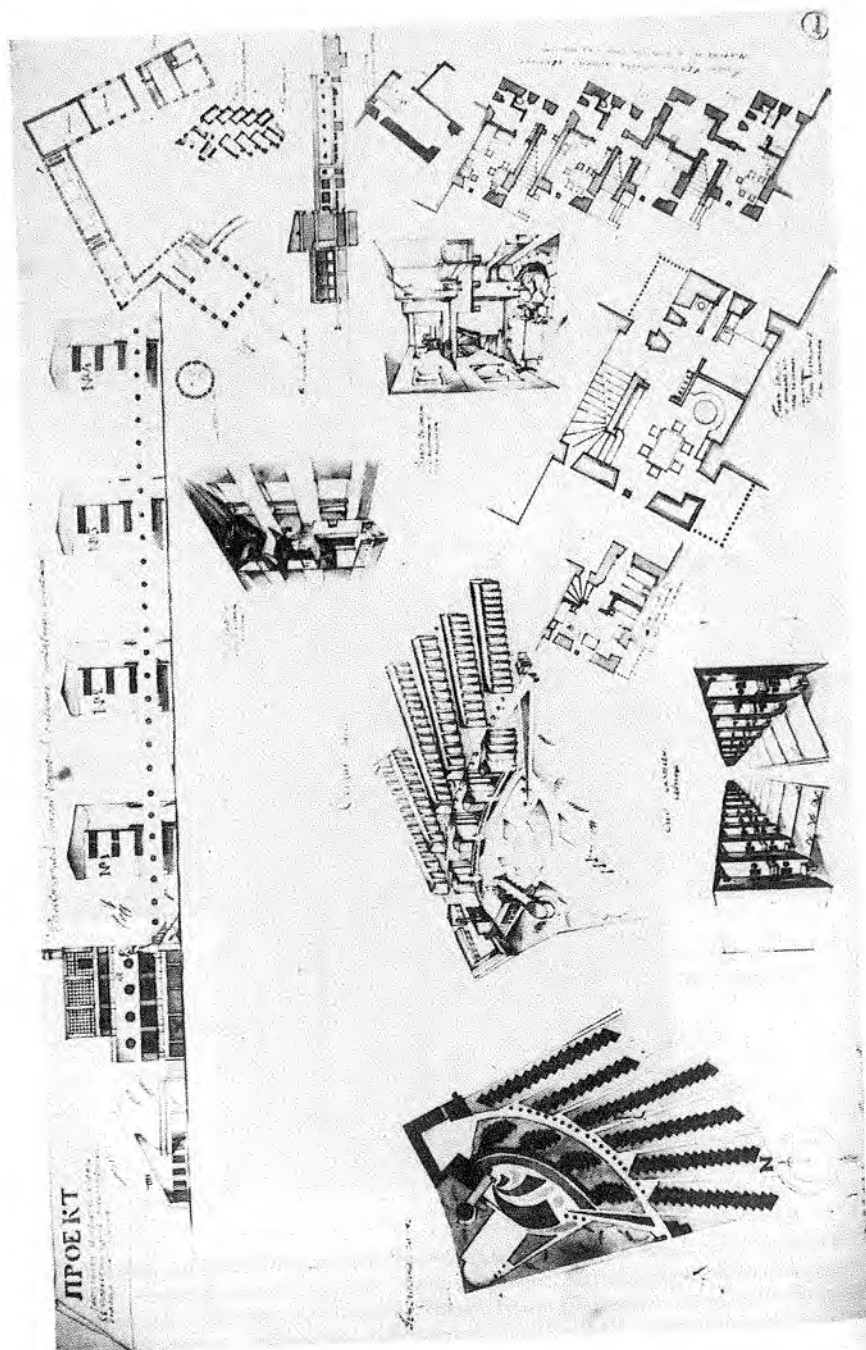


Abb. 4a

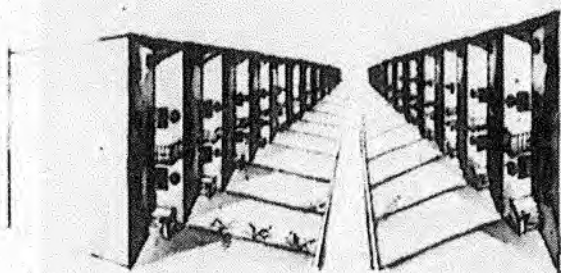


Abb. 4 a und b: Wettbewerbsentwurf vom gleichen Architekten (K. Melnikov) für ein Kommunehaus an der Serpuchovstraße in Moskau aus dem Jahre 1922/23, mit Reihenhäusern für Familien, Apartmenthäusern für Unverheiratete und Gemeinschaftseinrichtungen. Die Einfamilienhäuserzeilen und die vierstöckigen Apartmenthäuser sind auf einen zentralen Park und ein Gemeinschaftsbaus (mit Versammlungsräumen, Restaurant, Kindergarten) ausgerichtet (Gesamtansicht); die Reihenhäuser haben jeweils ihren eigenen Vorgarten und Eingang (Detail); aus Starr, Melnikow, 47f.

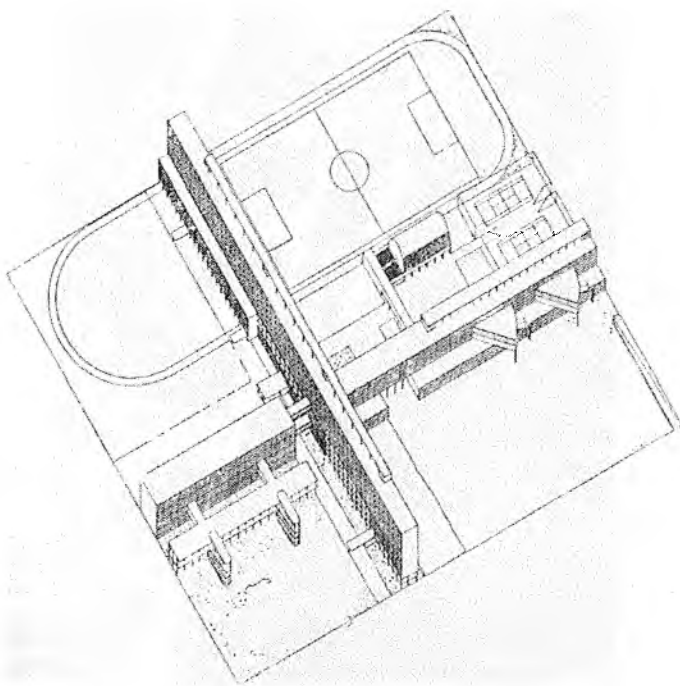
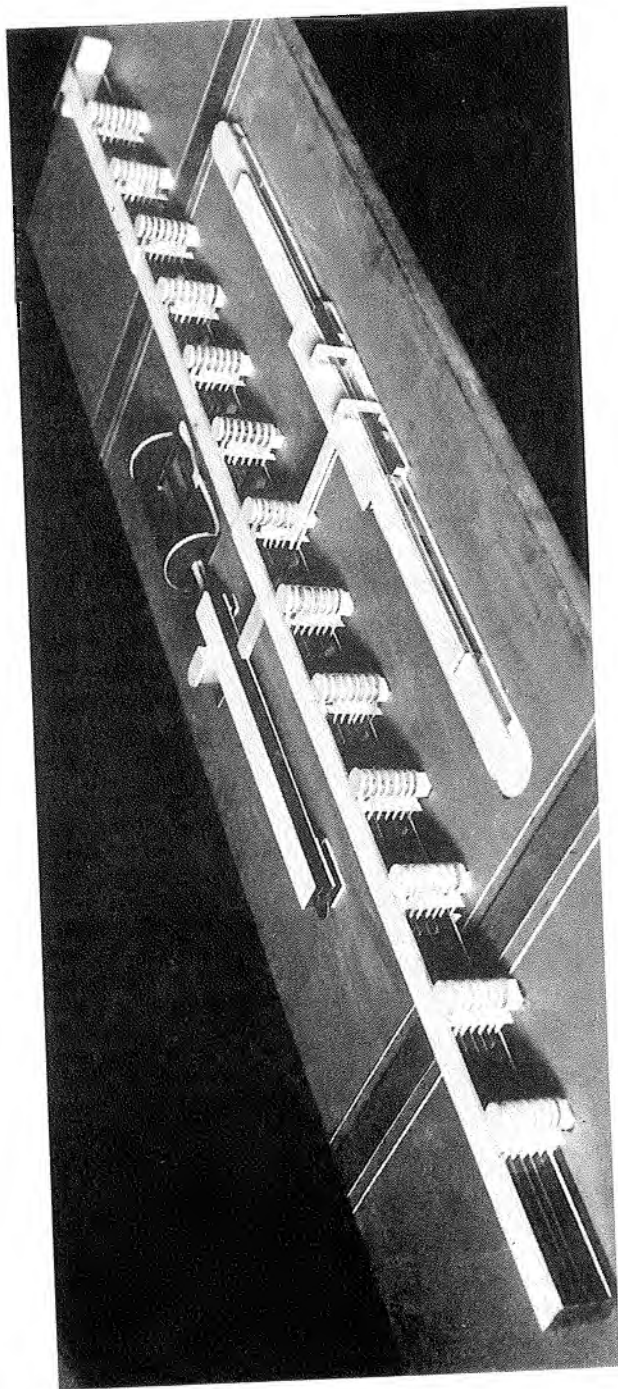


Abb. 5: Studie von Michail Baršč und Vjačeslav Vladimirov für ein Kommunehaus (1929) aus drei zusammenhängenden Gebäuden, von denen ein sechsgeschossiges für 360 Vorschulkinder, ein fünfgeschossiges für 320 Schulkinder und ein zehngeschossiges für 1000 Erwachsene vorgesehen war; aus Chan-Magomedow, Pioniere, 364.

*Abb. 6a*

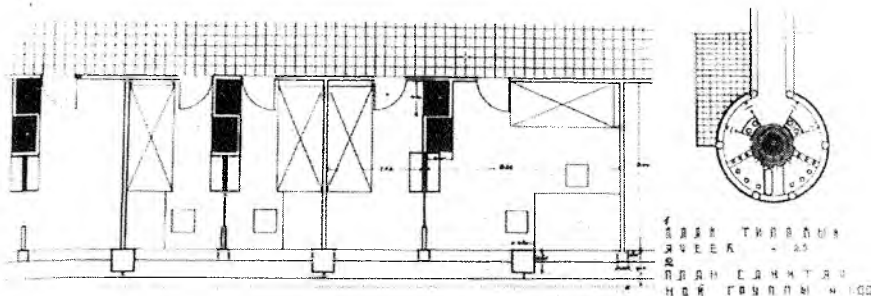


Abb. 6 a und b: Wettbewerbsentwurf von Ilja Golosov für ein Wohnkombinat in Stalingrad (1930), wobei das 540 Meter lange Wohngebäude von zwei parallelen Baukörpern flankiert wurde, die kommunale Einrichtungen enthielten; aus Chan-Magomedow, Pioniere, 313.

Bilanziert man die Breite des Spektrums⁴, so wären den Entwürfen unschwer unterschiedliche Vorstellungen von „Sozialismus“ zuzuordnen, die von der „Freisetzung der Persönlichkeit“, die dem Proletarier erlaubte, wie sein (klein-)bürgerlicher Zeitgenosse mit seiner Familie zu leben, bis zu einem „Von-oben-alles-vernünftig-regulieren-Wollen“ reichen, wozu der Architekt Nikolaj Kuz'min mit seinem „Tagesplan für einen erwachsenen Kommunarden“ (Abb. 7) in der Sovetskaja architektura (1930) ein treffliches Beispiel lieferte.

In den Konzepten zur Stadtplanung war der Vorbehalt gegenüber den Riesenstädten als kapitalistisches Erbe deutlich spürbar. Er gab in der zweiten Hälfte der 20er Jahre einer ganzen Gruppe von Stadtplanern ihren Namen („Desurbanisten“), und selbst ihre Gegner („Urbanisten“) waren davon keineswegs frei. Die darin enthaltene Kritik durfte mit breiterer Zustimmung rechnen, traf sich mit Vorstellungen der Volkstümpler, Tolstojaner, religiöser Sekten und hatte bereits vor dem Krieg den „Grün“- und „Gartenstadt“-Konzepten (eines Ebenezer Howard)⁵ in

⁴ Auszüge aus der Diskussion (mit Beiträgen von Kirov, Malevič, M. Ginzburg, Dokučajev, Lisickij, N. Miljutin, Il'in) im Kapitel „Architecture and City Planning. Constructing the New Socialist Collective“, in: William G. Rosenberg (Hrsg.), *Bolshevik Visions. First Phase of the Cultural Revolution in Soviet Russia 2* (Ann Arbor 1990) 151 ff.

⁵ Aleksandr I. Klibanov, *Istorija religioznogo sektanstva v Rossii (60-e gody XIX v.-1917 g.)* (Moskau 1965, auch engl. Oxford 1982); ders., *Narodnaja social'naja utopia v Rossii. XIX vek* (Moskau 1978); Christel Lane, *The Christian Religion in the Soviet Union* (Albany 1970); Robert G. Wesson, *Soviet Communes* (New Brunswick 1963); Richard Wortman, *The Crisis of Russian Populism* (Cambridge, Mass. 1967). Stellvertretend für die umfangreiche Literatur zu Howard und zur Gartenstadtbewegung sei nur verwiesen auf: Robert Beevers, *The Garden City Utopia. A Critical Biography of Ebenezer Howard* (New York 1988); Robert Fishman, *Urban Utopias in the Twentieth Century. Ebenezer Howard, Frank Lloyd Wright, and Le Corbusier* (New York 1977); Dugald MacFadyen, *Sir Ebenezer Howard and the Town Planning Movement* (Cambridge, Mass. 1970); sowie Franziska Bollerey (Hrsg.), *Im Grünen wohnen – im Blauen planen. Ein Lesebuch zur Gartenstadt mit Beiträgen und Zeitdokumenten. Ergebnisse des Forschungskolloquiums „Die Gartenstadt. Neubewertung ihrer historischen Entwicklung und Überprüfung ihrer aktuellen Bedeutung“* (Hamburg 1990); Peter Geoffrey Hall, Colin Ward, *Sociable Cities. The Legacy of Ebenezer Howard* (Chichester 1998).

Tagesplan für einen erwachsenen Kommunarden

1)	Schlafen legen	Um	22	Uhr
2)	8 Stunden Schlaf. Aufstehen	"	6	"
3)	Gymnastik 5 min.	"	6.05	"
4)	Waschen 10 min.	"	6.15	"
5)	Duschen (fakultativ 5 min.)	"	6.20	"
6)	Anziehen 5 min.	"	6.25	"
7)	Weg zur Kantine 3 min.	"	6.28	"
8)	Frühstück 15 min.	"	6.43	"
9)	Weg zur Garderobe 2 min.	"	6.45	"
10)	Umkleiden 5 min.	"	6.50	"
11)	Weg zur Schachtanlage 10 min.	"	7	"
12)	Ausgabe des Arbeitsplans, Vorbereitung auf die Einfahrt. Arbeiten im Schacht. Auffahrt. Banja. Anziehen. 8 St.	"	15	"
13)	Weg zum Zimmer 10 min.	"	15.10	"
14)	Ausziehen 7 min.	"	15.17	"
15)	Händewaschen 8 min.	"	15.25	"
16)	Mittagessen 30 min.	"	15.55	"
17)	Weg zum Erholungsraum für die Mittagsruhe 3 min.	"	15.58	"
18)	Einstündige Mittagsruhe. Auf Wunsch etwas länger. In dem Fall gehen sie in die Schlafräume.	"	16.58	"
19)	Waschen (Kleider umziehen) 10 min.	"	17.08	"
20)	Weg zur Kantine 2 min.	"	17.10	"
21)	Tee 15 min.	"	17.25	"
22)	Weg in den Klub. Kulturelle Freizeitveranstaltungen. Kulturelle Bildung. Körperkultur. Eventuell danach Banja, Schwimmbad. Das Leben selbst macht hier den Plan. Es werden 4 Stunden anberaunt.	"	21.25	"
23)	Weg zur Kantine, Abendessen und Weg zum Schlafzimmer 25 min.	"	21.50	"
24)	Vorbereitung zum Schlaf (eventuell kann man duschen) 10 min.	"	22	"

Abb. 7: N. Kuz'min, *Problemy naučnoj organizacii byta*, in: *Sovremennaja arhitektura* 3 (1930) 16f., hier nach Chan-Magomedov, *Arhitektura sovetskogo avangarda* Bd. 2, 136f.; auf die vergleichbaren Versuche, auch jeden Arbeitsschritt zu normieren, kann hier nur verwiesen werden⁶.

⁶ Vgl. dazu die Bemühungen von Aleksej Gastev und seinem „Zentralinstitut für wissenschaftliche Arbeitsorganisation“, bei: Kendall E. Bailes, Alexei Gastev and the Controversy of Taylorism, 1918–1924, in: *Soviet Studies* 29 (1977) 373 ff.; Franziska Baumgarten, Arbeitswissenschaft und Psychotechnik in Rußland (München, Berlin 1924); dies., Arbeitswissenschaftliches in Rußland, in: *Archive der Fortschritte betriebswirtschaftlicher Forschung und*

Rußland lebhaftes Interesse beschert. Die Massenflucht aus Moskau und Petrograd während des Bürgerkrieges schien die Überzeugung zu bestätigen, daß diesen Metropolen nicht die Zukunft gehörte; Moskaus Einwohnerschaft war bis Anfang der 20er Jahre auf weniger als die Hälfte, Petrograd auf fast ein Viertel seiner ehemaligen Größe zusammengeschrumpft. Auch Čajanovs utopischer Roman („Reise meines Bruders Alexej ins Land der bäuerlichen Utopie“ aus dem Jahr 1920), der Moskaus Bevölkerung auf 30000 Einwohner zurückgehen sah, ist vor dem Hintergrund dieser Erfahrung zu lesen und Ausdruck einer ruralen Skepsis⁷. Wenn der Held Aleksej Kremnev nach einem 60-jährigen Schlaf in Moskau 1984 wieder aufwacht, sieht er „die ganze Umgebung in Gärten“ versunken: „Die gesamte Fläche bis dicht an den Kreml füllten weit ausladende Baumgruppen, in denen einsame Inseln architektonischer Einheiten zurückblieben. Alleen kreuzten das grüne, sich bereits gelb färbende Meer. Auf ihnen bewegten sich lebhaft Ströme von Fußgängern, Autos und Equipagen. All dies atmete den Hauch klarer Frische, zuversichtlicher Lebensfreude. Zweifellos, dies war Moskau, aber ein neues Moskau, ein verwandeltes, lichter.“ Und bei einer Stadtrundfahrt mußte er sich belehren lassen: „Heute, wenn Sie so wollen, gibt es überhaupt keine Städte im eigentlichen Sinne mehr, sondern nur noch Orte, die als Knotenpunkte sozialer Verbindungen dienen. Jede unserer Städte ist nichts anderes als ein Versammlungsort, ein zentraler Platz des Verwaltungskreises. Es ist kein Ort, an dem man lebt, sondern ein Ort für Feierlichkeiten, Versammlungen und einige andere Anliegen. Ein Punkt, aber kein soziales Wesen ... Die Verkehrswege sind so ausgebaut, daß jeder Bauer seine Stadt innerhalb einer oder anderthalb Stunden erreichen kann, und er hält sich oft in ihr auf“⁸. Die geschilderte Erfahrung und die rurale Skepsis spiegeln sich auch in den Plänen zu einer Neuordnung Moskaus aus der ersten Hälfte der 20er Jahre wider, die Elemente des „Gartenstadt-Konzepts“ für die Umgestaltung des historischen Kerns wie der Randbezirke einbrachten (vgl. Abb. 8 a und b).

Die Berufung auf die neuen „Klassiker“, auf Engels und Lenin, lieferte ein zusätzliches Argument für städtebauliche Großkonzepte. Wie diese neuen „Klassiker“ stellten sich die Desurbanisten (in der sog. „zweiten Städtebaudiskussion“ seit Ende der 20er Jahre, etwa M. Ochitovič, M. Baršč, M. Ginzburg) vor, daß sich

Lehre 1 (1924) 286 ff.; dies., Die „Wissenschaftliche Arbeitsorganisation“ in Rußland, in: ebd. 2 (1925) 218 ff.; Angelika Ebbinghaus, Arbeiter und Arbeitswissenschaft. Zur Entstehung der „Wissenschaftlichen Betriebsführung“ (Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung 47, Opladen 1984); Zenovia A. Sochor, Soviet Taylorism Revisited, in: Soviet Studies 33 (1981) 246 ff.; Richard Stites, Revolutionary Dreams. Utopian Vision and Experimental Life in the Russian Revolution (New York, Oxford 1989) bes. 146 ff.; ders., Utopias in the Air and on the Ground. Futuristic Dreams in the Russian Revolution, in: Russian History 11 (1984) 236 ff.; Melanie Tatur, „Wissenschaftliche Arbeitsorganisation“. Zur Rezeption des Taylorismus in der Sowjetunion, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 25 (1977) 34 ff.

⁷ A. (Aleksandr V.) Tschajanow (Čajanov), Reise meines Bruders Alexej ins Land der bäuerlichen Utopie. Hrsg. v. K. Mánicke-Gyöngyösi (Frankfurt a.M. 1981).

⁸ Ebd. 36.

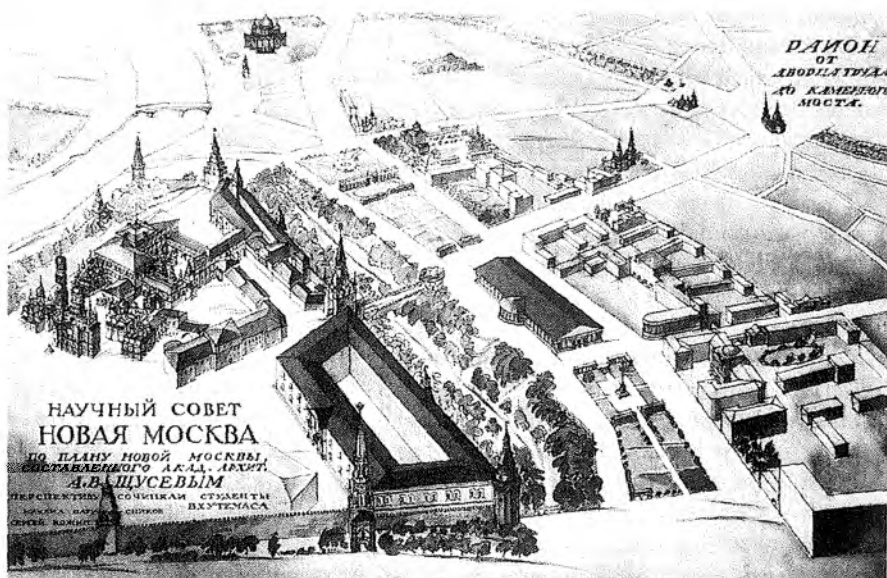


Abb. 8 a und b: Projektentwurf von A. V. Ščusev für ein „Neues Moskau“, mit Freistellung der historischen Gebäude im Stadtkern, der durch einen Gartenstadtring umgeben werden sollte (a); das Projekt „Groß-Moskau“ von S. S. Sestakov, der dem erweiterten Stadtkern zwei Industriezonen und vier Gartenstädte zuordnete, die wiederum durch Grünzonen von einander getrennt sein sollten (b); aus Chan-Magomedow, Pioniere, 285, 287.

die Industrie künftig (entlang der Verkehrswege) über das ganze Land verteilte, parallel dazu die Wohnungen verliefen, inmitten von Feldern und Wäldern, was die Wege zwischen Wohnung und Arbeitsplatz kurz, und die Gesellschaft autonom und obendrein mobil machte. Wo Gegenentwürfe (wie die Socgorodkonzeption bei L. Sabsovič) an der Stadt nominell festhielten, darunter aber kompakte, systematische Ansiedlungen von 40000 bis 60000 Menschen bei großen Industrieunternehmen oder Sowchosen (unter Wegfall der früheren Dörfer) verstanden, oder wieder andere (wie N. Miljutin) das (in den 1880er Jahren in Spanien entwickelte) Konzept einer Linearstadt als Muster für die neue sozialistische Planstadt in Vorschlag brachte (in der die Produktionszone von der Wohnzone durch einen Grün- und Parkstreifen getrennt war), waren die Unterschiede zum desurbanistischen Konzept allenfalls gradueller, nicht prinzipieller Natur (Beispiel: Miljutins Konzept Stalingrad, vgl. Abb. 9).

Es besteht kein Zweifel, daß die Architekten und Stadtplaner das gesetzte Ziel, die „Angleichung des Alltags“, der Produktions-, Wohn- und Lebensverhältnisse „in Stadt und Land“ und ihre vollständige „Umgestaltung auf sozialistischer Grundlage“, nicht erreichten. Schon deshalb nicht, weil das meiste von dem, was sie konzeptionell zu Papier brachten, nie realisiert wurde. Als die Partei (1930)

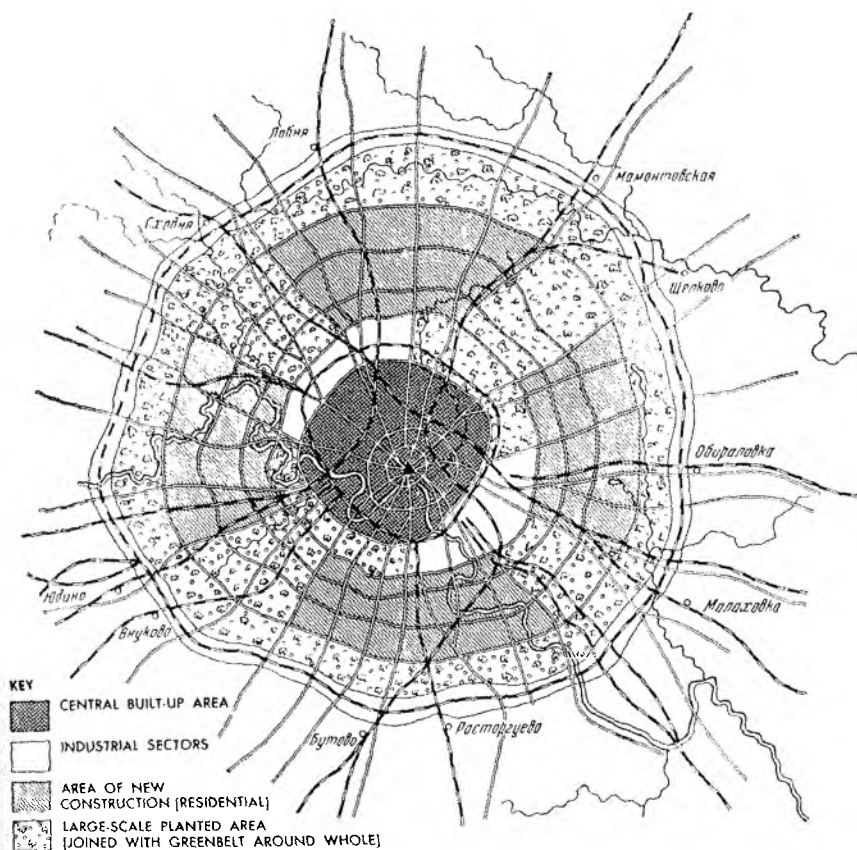


Abb. 8b

diese Bemühungen als „schädlich“, „abgehoben“, „utopisch“ verwarf, verwies sie auf die fehlende Resonanz solcher Projekte in der Bevölkerung und auf die mangelnden Ressourcen: Alle verfügbaren Mittel würden nun für den Aufbau der Schwerindustrie gebraucht². Erst recht seit den Krisenjahren 1932/33, als die Planungseuphorie verflogen war, die Zukunftsaussichten düsterer wurden und Millionen als Folge der Kollektivierungspolitik verhungerten, war für urbanistische Konzepte mit stark utopischen Gehalten kein Geld mehr da. Beide von der Partei vorgebrachten Argumente beschrieben, jedes auf seine Weise, das Scheitern und Abrücken vom kommunalistischen Konzept: Zum einen war es nicht gelungen,

² Verordnung des CK VKP(b) „Über die Arbeit an der Umgestaltung der Lebensweise“ (O rabote po perestrojke byta) vom 16. Mai 1930, in: Kommunističeskaja partija Sovetskogo Sojuza v rezolucijach i rešenijach s-ezdov, konferencij i plenumov CK 5 (Moskau 1984) 118f.

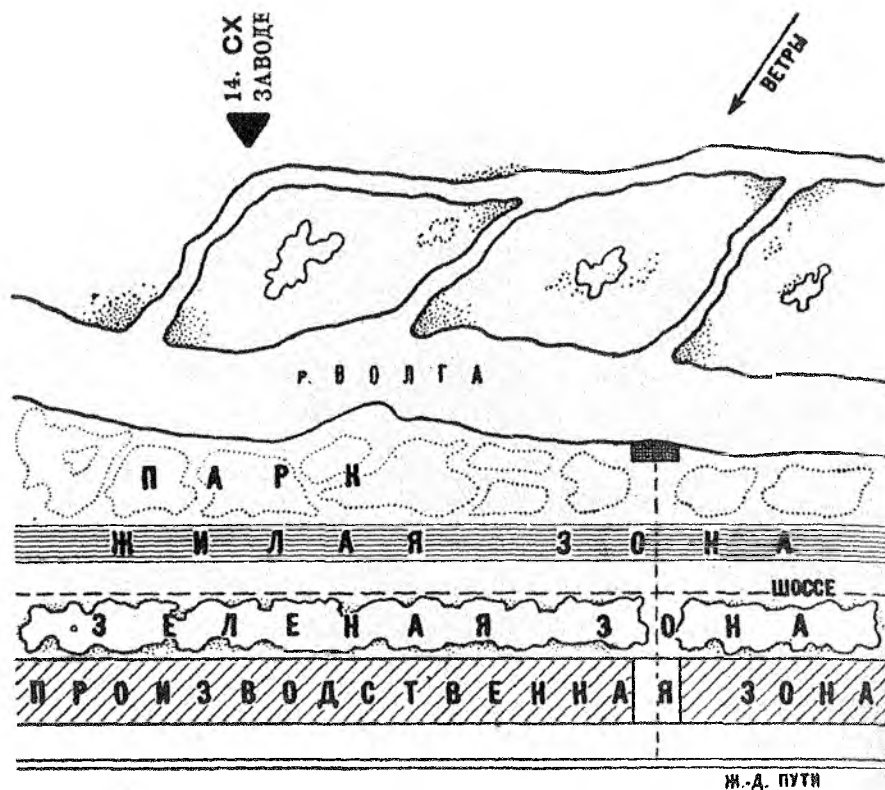


Abb. 9: Miljutins Besiedelungsschema für Stalingrad. Der Wolga (in der oberen Bildhälfte) schließen sich folgende Zonen an: eine Parkzone; die Wohnzone; die Straße; eine Grünzone; die (industrielle) Produktionszone; die Eisenbahn. Der Pfeil im oberen rechten Bildeck gibt die vorwiegende Windrichtung an. Dazu auch Nikolai A. Miliutin, *Sotsgorod. The Problem of Building Socialist Cities*. Translated from the Russian (Cambridge, Mass. 1974); aus Chan-Magomedow, *Pioniere*, 325.

dafür breitere Zustimmung zu finden, die über Partei- und Intellektuellenkreise hinausreichte. Wo sie vielleicht zu finden gewesen wäre (bei den Bauern, Altgläubigen, Tolstojanern, religiösen Sekten), paßten deren Vorstellungen den Bolschewiki nicht ins Konzept; die Arbeiter dafür zu begeistern, war schon in der Revolution nicht geglückt. Selbst wenn sie, zu Hunderttausenden in Wohnungen der „Bourgeoisie“ umquartiert, dort „Hauskomitees“ bildeten, sich als Kommunen bezeichneten (ihre Zahl ging in Moskau und Petrograd in die Hunderte) und sich zu mehreren eine Küche teilten, teilen mußten, wurden sie damit noch nicht zu Kommunarden¹⁰. Diese Gemeinschaftswohnung (*kommunal'ka*, eingedeutscht

¹⁰ Michael Hamm, *The Modern Russian City. An Historiographical Analysis*, in: *Journal of Urban History* 4 (1977) 39 ff.; Hubertus F. Jahn, *The Housing Revolution in Petrograd*

Kommunalka) war eher ein Beispiel dafür, zu welchen Verwerfungen im Alltag die Revolution geführt hatte, als daß hier beispielhaft „sozialistische Lebensweise“ eingeübt und vorgelebt wurde (ein Blick in die Belletristik, die das thematisierte, genügt, um sich davon zu überzeugen)¹¹. Alle darauf aufbauenden und weitergehenden kriegskommunistischen Versuche waren schließlich am massiven Widerstand der Bevölkerung gescheitert. Seit 1921 schien die Zeit über sie hinweggegangen zu sein, selbst wenn sie gelegentlich als Biotop überlebten. Im Radikalismus der späten 20er und beginnenden 30er Jahre lebten die alten Konzepte noch einmal auf und beschäftigten Architekten und Stadtplaner wie nie zuvor. Doch die Führung beschloß, ihr altes Ziel der Angleichung von Stadt und Land auf dem Weg der Zwangskollektivierung zu verfolgen und alle verfügbaren Ressourcen in den Aufbau der Schwerindustrie und in energetische Großprojekte zu stecken. Hatte sich der Sturm der Kulturrevolution erst einmal gelegt, setzte die Führung auf Konsolidierung: Mit den neuen Werten von Heimat und Vaterland kam auch deren Geschichte wieder zu Ehren, Stein geworden in der Hauptstadt Moskau. Zur modernen Metropole ausgebaut, stand Moskau für die Verknüpfung von Vergangenheit und Zukunft: mit Prestigeobjekten wie der U-Bahn und Repräsentationsbauten – wozu auch die Hauptstraße, die Gor'kij-Straße gehörte, die von bescheidenen 16 bis 18 Metern auf 50 bis 60 Meter verbreitert wurde; mit modernen Wohnhäusern, deren Wohneinheiten zwar für jeweils eine Familie geplant, aber wegen der Wohnraumknappheit mit vier bis fünf Familien belegt wurden, womit sie zur Gemeinschaftswohnung, zur Kommunalka, wurden; mit einem Stadtgebiet, das sich nach Eingemeindungen mehr als verdoppelte und 60000 ha umfaßte; und einem weiteren Ausbauziel, das auf 5 Millionen Bewohner heraufgesetzt wurde¹².

Wie die Prioritäten gesetzt wurden und was dabei herauskam, wenn auf Geschichte, auf vorgegebene Strukturen keine Rücksicht genommen zu werden brauchte, ist am Beispiel von Magnitogorsk eindrucksvoll geschildert worden. Als

1917–1920, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 38 (1990) 212 ff.; *Milka Bliznakov*, Soviet Housing during the Experimental Years, in: *William Brumfield, Blair Ruble* (Hrsg.), *Russian Housing in the Modern Age. Design and Social History* (Washington, D.C. 1993).

¹¹ Zur Kommunalka als Mikrokosmos sowjetischer Lebensform *Svetlana Boym*, *Common Places. Mythologies of Everyday Life in Russia* (Cambridge, Mass. 1994); *Paola Messana*, *Kommunalka. Une histoire de l'Union Soviétique à travers l'appartement communautaire* (Paris 1995); *Karl Schlögel*, *Kommunalka – oder Kommunismus als Lebensform. Zu einer historischen Topographie der Sowjetunion*, in: *Historische Anthropologie* 20 (1998) 329 ff.; *Sities*, *Revolutionary Dreams* 205 ff.

¹² Zum Ausbau der Hauptstadt in den dreißiger und vierziger Jahren (auch mit anschaulichem Bildmaterial) *Peter Noever* (Hrsg.), *Tyrannie des Schönen. Architektur der Stalin-Zeit* (München, New York 1994); *Alexej Trachanow, Sergej Kawtaradse*, *Stalinistische Architektur* (München 1992); *Catherine Cooke, Igor Kazus*, *Sowjetische Architekturwettbewerbe 1924–1936* (Basel 1991); Ausstellung *Agitation zum Glück. Sowjetische Kunst der Stalinzeit* (Kassel, Bremen 1994); zum Moskauer Metrobau jetzt: *Dietmar Neutatz*, *Die Moskauer Metro. Von den ersten Plänen bis zur Großbaustelle des Stalinismus (1897–1935)* (Köln 2001). Zum Gesamtzusammenhang auch *Vladimir Papernyj*, *Kul'tura Dva* (Moskau 1996).

erste vollständig neu geplante Stadt sollte sie der Welt die Überlegenheit sozialistischer Lebensweise und Staatlichkeit vor Augen führen. Obwohl in der Tat viel geplant wurde, hatte das Ergebnis mit Planmäßigkeit offenkundig nur noch wenig zu tun¹³. Den Ende 1929 ausgeschriebenem Wettbewerb hatte der Architekt S. Černyšev mit einer Projektskizze gewonnen, die von Riesenwohnblocks bis zu öffentlichen Speiseanstalten und Leseräumen alles enthielt, was von einer sozialistischen Modellstadt erwartet werden durfte. Doch da das Projekt wenig Spektakuläres enthielt, wurde der deutsche Architekt Ernst May, der als Frankfurter Stadtbaurat mit „funktionalistischen“ Trabantenstadtsiedlungen internationales Aufsehen erregt hatte, mit der weiteren Planung betraut¹⁴. Er mußte jedoch, als er 1930 nach Magnitogorsk kam, rasch einsehen, daß das von ihm entworfene Modell einer Linearstadt so nicht mehr zu verwirklichen war. Mit dem Bau des Werkes war bereits begonnen worden, wo die Stadt entstehen sollte, standen die provisorischen Behausungen der Arbeiter, ökonomische und ökologische Überlegungen ließen sich nur noch schwer zur Deckung bringen. Als May Ende 1932 von seinen Verpflichtungen entbunden wurde und enttäuscht die UdSSR verließ, war gerade erst mit dem Bau des ersten Wohnblocks begonnen worden und der politische Wind hatte inzwischen gedreht: Man warf ihm mangelnden „Leninismus“ vor und fand die ursprünglich geforderte Einheitlichkeit der Anlage nun „kasernenartig“. Tatsächlich benutzte die Führung den Wechsel in der Projektleitung, um die Planungen Ende 1933 noch einmal völlig umzustoßen. Was dabei bis zum Ende des Jahrzehnts herauskam, war – in den Worten von Stephen Kotkin – ein „riesiges Industriegelände von 100 Quadratkilometern“, das zu einem erheblichen Teil aus „ländlich wirkenden Ansiedlungen mit schmutzigen Hütten, Parzellen und Kleinvieh“ bestand, deren Zahl nur noch übertroffen wurde von endlosen „Barackenreihen“, die dem Ort ein militärisches Aussehen gaben. Zwar konnte man es so sehen, daß dies alles zusammengenommen tatsächlich so etwas wie eine Linearstadt bildete, allerdings fehlte der Grüngürtel zwischen Produkti-

¹³ Vgl. dazu insgesamt: *Stephen Kotkin, Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization* (Berkeley, Los Angeles, London 1995); im folgenden zitiert: *Kotkin, Magnetic Mountain*. zugleich mit einer Fülle von Hinweisen zu einzelnen Aspekten dieses Projektes.

¹⁴ Vgl. *Rosemarie Höpfner* (Red.), *Ernst May und das neue Frankfurt. 1925–1930* (Katalog, Berlin 1986); *Dietrich-Wilhelm Dreyse*, *Ernst May housing estates. Architectural guide to eight new Frankfurt estates 1926–1930* (aus dem Franz. v. Patricia Grossmann, Frankfurt a.M. 1988); *John R. Mullin*, *City Planing in Frankfurt, Germany, 1925–1932. A Study in Practical Utopianism*, in: *Journal of Urban History* 4 (1977) 3 ff.; ferner die knappen Porträts von *Justus Bükschmitt*, *Ernst May* (Stuttgart 1963); *Terje Nils Dable*, *Architekten – Ernst May* (Stuttgart 1990); auch: *Eckhardt Herrel* (Red.), *Ernst May. Architekt und Stadtplaner in Afrika 1934–1953* (Katalog der Ausstellung des Deutschen Architekturmuseums Frankfurt, Tübingen 2001); sowie *Hans Schmidt*, *Die Tätigkeit deutscher Architekten und Spezialisten des Bauwesens in der Sowjetunion in den Jahren 1930–1937*, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe* 16 (1967) 383 ff.; *Kurt Junghanns*, *Deutsche Architekten in der Sowjetunion während der ersten Fünfjahrpläne und des Vaterländischen Krieges*, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Architektur und Bauwesen* 29 (1983) 121 ff.; *William Brumfield* (Hrsg.), *Reshaping Russian Architecture. Western Technology, Utopian Dreams* (Washington, D.C. 1990).

ons- und Wohnstätte, auf den die geistigen Väter des Vorhabens einst so stolz gewesen waren. Eine etwaige Nähe zwischen Wohnung und Arbeit war Zufall. So wirkte schließlich die neue Stadt, die auf so weitreichenden Konzepten gesellschaftlicher Erneuerung und der Durchplanung eines neuen Verhältnisses von Arbeiten, Wohnen und Leben beruhte, wie ein Symbol der höchst widersprüchlichen neuen Verhältnisse überhaupt: „Teils Barackensiedlung, teils Dorf, teils Arbeitslager und Verbannungsort, teils Elitenenklave und neue City, die hybride Verfassung von Magnitogorsk war ein Mikrokosmos der Sowjetunion während der sozialistischen Aufbaujahre.“¹⁵

¹⁵ Kotkin, *Magnetic Mountain* 144.

Karl Schlögel

Utopie als Notstandsdenken – einige Überlegungen zur Diskussion über Utopie und Sowjetkommunismus

Das zurückliegende Jahrhundert hat nicht nur Hekatomben von Menschenleben gefordert, sondern Fragen zurückgelassen, die noch viele Generationen beschäftigen werden. Eine der Fragen, die sich besonders uns, den Historikern, stellt, ist die nach der Wirkmächtigkeit von Ideen, Ideologien und Utopien. Das letzte Jahrhundert trug neben vielen anderen Titeln auch den des „ideologischen Zeitalters“, des „Zeitalters der Ideologien“. Europa wird als Schauplatz für die „Umsetzung“ großer Experimente und utopischer Projekte angeführt. Einer der Hauptschauplätze dieser Jahrhundertrevue ist Rußland, die Sowjetunion, der Schauplatz der „Großen Utopie“¹.

Die Bedeutung von Ideen, Ideologien und Utopien wird in der Geschichtsschreibung zur Sowjetunion in der Regel als sehr hoch angesetzt. Sie werden, wie immer im einzelnen gegeneinander abgegrenzt, fast als imperatives Zentrum, jedenfalls als eine bedeutende Instanz aufgefaßt, von der aus Richtungen und Bewegungen, Entscheidungen von historischer Tragweite initiiert, stimuliert, vorgegeben wurden. Manchmal kommt das auch in Ausstellungs- oder Buchtiteln zum Ausdruck: „The Utopia that failed“, „Die Utopie an der Macht“ – eine Geschichte der Sowjetunion, von zwei russischen Historikern in der Emigration verfaßt, oder „The Soviet Tragedy“ von Martin Malia, die im Deutschen bezeichnenderweise unter dem Titel „Vollstreckter Wahn“ erschien². Manche lächeln vielleicht über diese Sequenz, denn die moderne Geschichtsschreibung gibt oder gab – vor allem, wenn es um das sozialistische Projekt der Sowjetunion ging –, bis vor kurzem nicht allzuviel auf solche ideen- oder utopiegelenkten und gesteuerten Geschichten. Sie hat sich mit einer kräftigen Dosis Materialismus gegen aparte Ideen- und Geistesgeschichte immunisiert und pflegt wenigstens eine sozialgeschichtlich versierte Kulturgeschichte. Das systematische Mißtrauen der postmodernen Histo-

¹ So der Titel der großen Ausstellung am Solomon R. Guggenheim Museum: *The Great Utopia: The Russian and Soviet Avant-Garde, 1915–1932* (New York 1992).

² *Michail Geller, M. Alexander Nekrich, Die Utopie an der Macht. Geschichte der Sowjetunion*, 2 Bde. (Königstein Ts. 1984); *Martin Malia, Vollstreckter Wahn. Rußland 1917–1991* (Stuttgart 1994).

riographie richtet sich dabei nicht nur gegen die Vereinfachungen der „Großen Erzählung“, sondern auch gegen die auktoriale Geste von Meisterdenkern und deren Systemen. Es war fast vorhersehbar, daß es irgendwann wieder zu einer Wende kommen würde, in der das historiographische Interesse sich mit neuer Macht den verborgenen und verschwiegene Aspekte des geschichtlichen Prozesses zuwenden würde, die in reduktionistischen Darstellungen eliminiert oder einfach ignoriert worden waren. Zur Wiedergewinnung der Komplexität und Vielschichtigkeit der geschichtlichen Wirklichkeit gehören u.a. eine neue Aufmerksamkeit für Faktoren der Personalität, der Mentalität, der psychologischen Verfaßtheit und des geistigen Profils von Menschen, eine neue Würdigung der räumlichen Dimension geschichtlichen Geschehens, eine neue Sensibilität für die Rolle der Kontingenz in der Geschichte und – mit alledem verbunden – auch für neue Modi der Darstellung. Zu dieser Wendung zu einer neuen Komplexität kann man auch die Frage nach der Rolle utopischen Denkens in den Abläufen der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts rechnen, vor allem bei der Behandlung der europäischen Faschismen, die bisher selten oder gar nicht im Kontext des Utopischen erörtert worden sind, während für den europäischen Kommunismus geradezu gesagt werden kann, daß er von Anfang an unter Utopieverdacht stand und daß kritische Kommunismusgeschichte über weite Strecken als Kritik eines utopischen Projekts verstanden und betrieben wurde³.

Der gewöhnliche, umgangssprachliche, aber auch in die Wissenschaft hineinreichende Sinn der Rede von der Utopie ist der von überschießender Phantasie, der es im Laufe der Zeit und in den Mühen der Ebene des praktischen Lebens beschieden sei, von der Wirklichkeit eingeholt zu werden, zu scheitern und auf dem Boden der Tatsachen anzukommen. Der gewöhnlichen Rede vom Utopischen haftet eine eigentümliche Dichotomie an: von Idee und Wirklichkeit, von Utopie und Realität, von Projekt und Realisierung, meist von moralisch gut gemeinten, aber in der Wirklichkeit nicht oder nur unzureichend umsetzbaren Absichten, Zielen, Visionen. Noch die postfaschistischen und postkommunistischen Diskurse am Ende des 20. Jahrhunderts tragen den Stempel der großen Ideologien, zu deren „vernichtender“ Kritik sie angetreten waren oder deren Bankrott sie bescheinigt haben: Sie sind überwiegend ideologisch und ideenzentriert. Die Geschichte des Kommunismus im 20. Jahrhundert gilt als ein Paradefall in der Geschichte der Utopien und des Scheiterns von Utopien in der Geschichte⁴.

³ Vgl. die Einleitung von Wolfgang Hardtwig zu diesem Band. In der Standardarbeit zur Geschichte des utopischen Denkens in Rußland nimmt die kommunistische Utopie nur den Raum eines von sieben Kapiteln ein: Vgl. Leonid Heller, Michel Niquieux, *Histoire de l'utopie en Russie* (Paris 1995); den Hinweis auf diese wichtige Arbeit verdanke ich Michael Hagemeyer, der auch die deutsche Übersetzung vorbereitet.

⁴ Am besten zeigt dies *Francois Furet, Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert* (München, Zürich 1996) hier: 10: „Diese Illusion ist keine ‚Begleiterscheinung‘, sondern ein wesentlicher Bestandteil der kommunistischen Geschichte. Sie existiert unabhängig von ihrem Verlauf, weil sie der Erfahrung vorausgeht, ist andererseits aber ihren Wechselfällen unterworfen, da sich ihre Verheißung erst durch den Gang der Geschichte bewahrheitet.“

Wie weit kommen wir aber, wenn wir versuchen, die Geschichte der Sowjetunion als die Geschichte eines „utopischen Experiments“ zu verstehen? Was verstehen wir wirklich besser an dieser rätselhaften Geschichte, wenn wir sie als Realisierung oder als Scheitern eines utopischen Projekts zu deuten versuchen? Die Utopie ist – so möchte ich annehmen – kein geeigneter „archimedischer Punkt“ zur Interpretation sowjetischer Geschichte, vielmehr sind die utopischen Elemente im Prozeß der russischen Umwälzung selbst der Interpretation bedürftig. Wahrscheinlich läuft alles in dem Satz von Helmut Fleischer zusammen: „Der Befund ist hier nicht das Praktisch-Werden einer Ideologie, sondern die Ideologisierung des Praktischen.“⁵

Ich habe zu diesem ganzen Fragenkomplex keine abschließende These, aber doch einige Überlegungen und Beobachtungen beizusteuern. Sie laufen auf die Empfehlung hinaus, die Utopie in Klammer zu setzen, sie eher als Index für etwas zu nehmen, sie als eine bestimmte Form des Notstandsdenkens zu definieren. „Das Utopische“ – jenseits seiner Träger oder irgendwelcher historischer Akteure – ist ein Phantom. „Es“ agiert nicht, es entscheidet nichts, es bewegt nichts. Es kommt als Agens, Movens, geschweige denn als direktive Instanz, nicht in Frage. Der Preis für den Verzicht auf eine derartige archimedische Instanz, von der aus das geschichtliche Geschehen übersichtlich und oft auch erst beschreibbar wird, ist sehr hoch: Er führt bis an den Zerfall der vertrauten historischen Narrative heran. Man bekommt es eher mit einem Komplex, mit einem Syndrom, mit einem Bündel von Zügen, Eigenschaften, Verfaßtheiten, sich durchkreuzenden Bewegungen zu tun; vor allem aber lernt man die Schrecken der Kontingenz kennen. Schon jetzt scheint mir klar, daß es sich bei den treibenden Kräften der sowjetischen Geschichte weniger um ein inspiratives oder gar direktives Zentrum namens „Utopie“ gehandelt haben kann, als um einen Komplex, der zunächst und hilfsweise mit Vokabeln umrissen werden soll, die weniger auf ein souveränes Gebiet über den historischen Prozeß, sondern eher auf ein Nothandeln in den Druck- und Zugverhältnissen grandioser geschichtlicher Verwerfungen verweisen. Ihre Namen sind: Panik, Hysterie, Halluzination, Politik des kurzen Prozesses, Flucht nach vorn, Wirklichkeitsverweigerung, Machterhalt um jeden Preis – durch kumulative Radikalisierung, Selbstisolation und Selbstzerstörung. Damit ist keineswegs eine Psychologisierung oder gar eine Verschiebung der Analyse auf die Untersuchung pathologischer Erscheinungen gemeint – obwohl gerade diese

⁵ Helmut Fleischer, unveröffentlichtes Manuskript. Um die Auflösung der Ideenzentriertheit und Ideo-Logik in der Kommunismusgeschichtsschreibung kreist ein Großteil der Reflexionsarbeit Helmut Fleischers; vgl. *ders.*, *Geschichts-Materialismus. Studien zum historischen Prozeß des Sozialismus. Aufsätze und Vorträge zwischen 1975 und 1985* (Darmstadt 1985); *ders.*, *Krieg und Nachkrieg – Revolution und Nachrevolution. Geschichtsphilosophische Skizzen zur Weltkriegsepoche des 20. Jahrhunderts 1985–1999*, zusammengestellt zum 55. Jahrestag des Kriegsendes von 1945 (o.O., o.J.); auch Hassan Givsan, *Wolfdietrich Schmied-Kowarzik* (Hrsg.), *Reflexionen zur geschichtlichen Praxis. Helmut Fleischer zum 65. Geburtstag* (Würzburg 1993).

Aspekte bisher immer zu kurz gekommen sind. Auch ist klar, daß der Terminus des Nothandelns oder Notstandsdenkens, Notstandshandelns sogleich den Vorwurf der Apologie provozieren könnte. Aber auch hier gilt, daß intelligente Hypothesen aussagekräftiger sein können als moralisch einwandfreie, aber blinde Denunziationen. Es geht „letztlich“ um eine Geschichte Rußlands im 20. Jahrhundert, die irgendwann, wenn die Sprache sich eingestellt hat, erzählt werden wird⁶. In diesem Sinne kann es sich hier nur um eine tastende Bewegung in einem über die Maße ideologisierten Gelände handeln. Folgenden Befunden und Fragen soll dabei nachgegangen werden:

Erstens: Wir sind nicht die ersten, die die Sowjetgeschichte, zumal die der frühen Sowjetunion, unter den Auspizien des Utopischen thematisieren. Ohne einen Abriss der entsprechenden historiographischen Linien vornehmen zu wollen, könnten doch einige Schwerpunkte und Akzente in dieser Historiographie benannt werden.

Zweitens: Welche Ungereimtheiten oder Aporien ergeben sich aus der Deutung der frühen Geschichte der Sowjetunion als Utopiegeschichte?

Drittens: Was geschieht, wenn man das Utopische einlagert in eine weitergefaßte Befindlichkeit, wenn man es als Moment einer „soziokulturellen Disposition“ faßt?

Viertens: Welche Deutungsmöglichkeiten ergeben sich nach diesem Durchgang vor allem für die rätselhaften 30er Jahre?

1. Kommunismusgeschichten als Utopiegeschichten. Stationen der Historiographie

Wir können bereits auf einen bestimmten Utopie-Diskurs zurückblicken, und es könnte aufschlußreich sein, sich dessen Topoi wie dessen historischen Ort anzusehen⁷. Was den historischen Ort oder die historischen Orte, von denen aus die Sowjetunion als utopisches Projekt erörtert worden ist, betrifft, so könnte man folgendes sagen:

⁶ Ich habe versucht, das zu skizzieren, in: „Sowjetmarxismus“: Einen „toten“ Text neu lesen, in: *Helmut Fleischer* (Hrsg.), *Der Marxismus in seinem Zeitalter* (Leipzig 1994) 57–76; *Karl Schlögel*, *Rußland im 20. Jahrhundert. Eine unerzählte Geschichte*, in: *ders.*, *Go East oder die zweite Entdeckung des Ostens* (Berlin 1995) 201–215.

⁷ Allgemein und grundlegend für alles weitere: *Lucian Hölscher*, Art. Utopie, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. v. *Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck*, Bd. 6 (Stuttgart 1990) 733–788; *Richard Saage*, *Politische Utopien der Neuzeit* (Bochum 2000); *ders.*, *Innenansichten Utopias. Wirkungen, Entwürfe und Chancen des utopischen Denkens* (Berlin 1999); *ders.*, *Vermessungen des Nirgendwo. Begriffe, Wirkungsgeschichte und Lernprozesse der neuzeitlichen Utopien* (Darmstadt 1995); *ders.*, *Utopieforschung. Eine Bilanz* (Darmstadt 1997); *Frank-Lothar Kroll*, *Utopie als Ideologie. Geschichtsdenken und politisches Handeln im Dritten Reich* (Paderborn, München 1998).

Zuerst gab es den Diskurs der Zeitgenossen, also jener aus dem Staunen und Entsetzen nicht herauskommenden Augen- und Ohrenzeugen der großen Umwälzung und des großen Experimentierens. Ihr Name ist Legion, aber nur wenige haben es zu dem systematischen Interesse und zur analytischen Raffinesse gebracht wie René Fülöp-Miller mit seinem grandiosen Werk „Geist und Gesicht des Bolschewismus“ aus dem Jahre 1926, eine in vieler Hinsicht bis heute unverzichtbare Arbeit. Diese vom Staunen, von Empathie getragene Chronistenarbeit bricht mit dem Ende der Zeit des Experimentierens, also mit dem Hereinbrechen des Stalinismus, ab. Eine Wiederaufnahme des Diskurses um die utopischen Gehalte der frühen Sowjetzeit erleben wir nach dem Beginn des sog. „Tauwetters“ und vor allem in den 60er Jahren, als in und außerhalb der Sowjetunion allenthalben eine Wiederentdeckung der vorstalinistischen und vornazistischen „Golden Twenties“ und eine eigentümliche Neo-Moderne stattfand. Die Avantgarde, die Experimentierlust, die Produktivität jenes Zeitabschnittes wurden fast zu einer Art Referenzsystem, wenn nicht gar zum Klischee. Die Tauwetterperiode war eine Zeit regelrechter Wiederentdeckung vieler vergessener Projekte, Personen, Strömungen, Schulen, mitgetragen häufig von den Überlebenden oder Pionieren⁸. Ein gewisser nostalgischer, verklärender und apologetischer Zug war dabei wohl unvermeidlich⁹. Von diesem Impuls lebte die Rezeption, das Feuilleton, der Kunstmarkt mehrerer Jahrzehnte, und selbst jetzt ist, wie die große Hamburger Ausstellung „Mit voller Kraft“ zeigt, die Wucht dieser Entdeckung und Rehabilitierung immer noch nicht ganz ausgeschöpft¹⁰.

Gewissermaßen komplementär kann man von Gegeninterpretationen sprechen, die ebenfalls ihren historischen Ort haben: Zuerst am Ende der 20er Jahre, als „der Stalinismus“ mit den Avantgardebewegungen abrechnete; und dann in der Phase des osteuropäischen Kommunismus in den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts, als retrospektiv die Differenz zwischen Avantgardeexperiment und Stalinismuskonsolidierung, zwischen Utopie und Anti-Utopie in den Hintergrund rückte und das Phänomen des Kommunismus als ganzes zur Verhandlung – meist zur Gerichtsverhandlung – stand. Aus dieser Perspektive war die utopische Bewegung der 20er Jahre nur ein Vorläufer, eine Vorstufe zur entfalteten Utopie, die im „Gesamtkunstwerk Stalin“ (Boris Groys) Gestalt annehmen sollte¹¹. Das

⁸ Die Renaissance der Moderne und Avantgarde in den 60er Jahren wird beschrieben bei *Petr Vajl*, *Aleksandr Genis*, 60-e. Mir soetskogo čeloveka (Ann Arbor 1988); *Dietrich Beyrau*, Intelligenz und Dissens. Die russischen Bildungsschichten in der Sowjetunion 1917–1985 (Göttingen 1993).

⁹ Kritisch zur verklärenden und nostalgischen Tendenz bei den 60er Jahre-Memoiristen vgl. *Hiroaki Kuromiya*, Soviet Memoirs as a Historical Source; sowie *ders.*, Guide to Emigré and Dissident Memoir Literature, in: A Researcher's Guide to Sources on Soviet Social History in the 1930s, hrsg. v. *Sheila Fitzpatrick*, *Lynne Viola* (Armonk, N.Y. 1992) 233–254, 255–265.

¹⁰ Vgl. den Ausstellungskatalog „Mit voller Kraft“: Russische Avantgarde 1910–1934, Museum für Kunst und Gewerbe (Hamburg 2001).

¹¹ *Boris Groys*, Gesamtkunstwerk Stalin (München 1988); *Hans Günther* (Hrsg.), The Culture of the Stalin Period (London 1990); *Vera S. Dunham*, In Stalin's Time. Middleclass Values in Soviet Fiction (Durham, London 1990); Ausstellungskatalog „Agitation zum

war eine bedeutende Wende oder jedenfalls ein bedeutender neuer Impuls in „Rethinking Utopia“. Zu dieser Neuerung gehört auch, daß man die europäische Moderne und Gegenmoderne endlich als einheitliche Bewegung in den Blick zu nehmen begann, wofür ebenfalls eine Reihe bedeutender Ausstellungen symptomatisch sind¹².

Ein neues Interesse für die Bedeutung des Ideologischen und Utopischen ergab sich dabei nicht primär aus einer veränderten Rezeption der 20er und 30er Jahre, sondern eher aus der immanenten Entwicklung der Forschung und der Historiographie. In den 60er und 70er Jahren war die sozialgeschichtliche Abkühlung der überhitzten Ideologieggeschichte erfolgt, mit nicht unbedeutenden Ergebnissen und Neuerungen; aber die Frage, wie Zwang und Konsens, Gewalt und Idee, Terror und Grand Design zusammenspielten, kam spätestens mit dem Comeback des Totalitarismus-Modells wieder auf die Tagesordnung, und nun rächte sich die geistes- und kulturgeschichtliche Auszehrung der Rußland- und Sowjetunion-Forschung. Es zeigte sich, daß auf die neuen Fragen weitgehend alte Antworten – eine Art ideologische Retourkutsche – gegeben wurden. Noch einmal wohnten wir den Schlachten von gestern bei. Wertvolle Zeit war verloren¹³.

2. Russische Revolution und russischer Messianismus, Diskontinuitätserfahrung und Apokalyptik

Bekanntlich haben die Führer und Protagonisten der Russischen Revolution immer größten Wert darauf gelegt, als Nicht-Träumer, als Realisten und Pragmatiker dazustehen. Titulaturen wie „romantische Revolutionäre“, „Träumer im Kreml“ lehnten sie ab. Eine Charakterisierung, die sie als szientistische Naturen zeigte, war ihnen lieber. Sie verstanden sich eher als Exekutoren eines von ihnen durch-

Glück“. Sowjetische Kunst der Stalinzeit (Bremen 1994); *Matthew Cullerne Bown*, Kunst unter Stalin 1924–1956 (München 1991); *Peter Noever* (Hrsg.), Tyrannei des Schönen. Architektur der Stalin-Zeit (Katalog anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Museum für angewandte Kunst, Wien, München, New York 1994); *Socrealističeskij kanon. Pod obščej redakciej Chansa Gjuntera i Eugenija Dobrenko* (St. Petersburg 2000); *Alexei Tarakhanov, Sergei Kavtaradze*, Architecture of the Stalin Era (New York 1992).

¹² Bezeichnend sind die Ausstellungen: Kunst und Macht im Europa der Diktatoren 1930–1945. XXIII. Kunstausstellung des Europarates (London 1996); *Années 30çen Europe. Le temps menacant 1929–1939* (Paris 1997).

¹³ Die Literatur über die Auseinandersetzung zwischen Traditionalisten und Revisionisten in den 80er und 90er Jahren stellt inzwischen ein umfangreiches Textcorpus dar. Vgl. *Abbott Gleason*, Totalitarianism. The Inner History of the Cold War (New York, Oxford 1995); Totalitarismus. Eine Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. *Alfons Söhlner, Ralf Walkehaus, Karin Wieland* (Berlin 1997); *Jörg Baberowski*, Wandel und Terror: die Sowjetunion unter Stalin 1928–1941. Ein Literaturbericht, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 43 (1995) 97–129; *Arch J. Getty, Roberta T. Manning* (Hrsg.), Stalinist Terror. New Perspectives (Cambridge 1993); *Manfred Hildermeier*, Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates (München 1998); vor allem aber: *Stefan Plaggenborg* (Hrsg.), Stalinismus. Neue Forschungen und Konzepte (Berlin 1998).

schaute und eben daher beherrschte Geschichtsablaufs. Sie hielten sich etwas auf ihren „wissenschaftlichen Sozialismus“ zugute und strafte alle anderen als Spontaneisten und Romantiker mit ihrer Verachtung. Erkenntnis des Geschichtsprozesses, Bewußtheit, und sogar der Aufstand als präzise erlernbare und beherrschbare Kunst – diese Stilisierung und Selbststilisierung bevorzugten sie. In der Polemik zwischen den Fraktionen der linken und revolutionären Intelligenz vor und nach 1917 gab es aber immer einen kräftigen Strom, der auf den messianischen, apokalyptischen Zug der russischen Intelligenzija, also des politischen Hauptakteurs, hinwies, und ihn als Erbschaft einer eigentümlich russischen Geschichte der Verspätung, der nur halb gelungenen Europäisierung, der unüberwundenen Kluft zwischen Kulturschicht und Volk, zwischen Staat und Gesellschaft deutete. Zuletzt war diese Charakteristik umfassend und systematisch in der Debatte um die Stellung und die Aufgaben der russischen Intelligenzija, die von den Autoren des Sammelbandes „Vechi“ im Jahre 1909 ausgelöst worden war, entfaltet worden. Aus dieser Kritik, die im Grunde auch eine Selbstdiagnose der russischen revolutionären Intelligenzija war, wird klar, daß Utopismus, Chiliasmus und Messianismus keineswegs Züge waren, die nur auf die marxistische oder linksradikale Fraktion der politisierenden Intelligenz beschränkt waren¹⁴. Dieses Argument ist in der späteren Historiographie auch wieder aufgenommen worden, etwa von Robert Tucker, der gute Argumente dafür sah, daß man den Bolschewismus als millenaristische Bewegung fassen konnte und daß die Erkenntnisse der modernen Anthropologie hinsichtlich millenaristischer Bewegungen oder entstehender Gegenkulturen auch für den frühen Bolschewismus zuträfen¹⁵. Richard Stites, der dem Utopismus sein Hauptwerk gewidmet hat, rückt ins Zentrum, daß es keineswegs nur der Bolschewismus, sondern die russische revolutionäre Bewegung in all ihren Schattierungen gewesen sei, die utopische Züge getragen habe. Er fand, daß im Utopismus der russischen Revolution gleich mehrere Stränge oder Ströme utopischen Denkens und Verhaltens zum Durchbruch gekommen seien: der Utopismus des Volkes, des Staates und der revolutionären Intelligenzija. Sie teile diesen elementaren, ja vor-politischen Utopismus mit allen großen revolutionären Bewegungen, denn: „Die Revolution öffnet einen neuen Raum und eröffnet grenzenlose Ausblicke; sie löst Wiedergeburt, Reinigung, Erlösung aus. Revolution ist Offenbarung, ein eschatologisches Moment der menschlichen Erfahrung, das die neue Ordnung, die neue Welt und das neue Leben ankündigt.“ Stites geht es nicht um die Entlarvung von gewöhnlich als utopisch denunzierten Elementen des Phantastischen, sondern um die Vergegenwärtigung der ungeheuren Mannigfaltigkeit, die emotionale Kraft und Wucht der Revolution, in der die Poetik und

¹⁴ Zum Ultimatismus des Alles-oder-Nichts als geistige Haltung der russischen Intelligenzija vgl. Semen Frank, *Die Ethik des Nihilismus* (Zur Charakteristik der moralischen Weltanschauung der russischen Intelligenzija), in: *Wegzeichen. Zur Krise der russischen Intelligenz*. Eingeleitet und übersetzt v. Karl Schlögel (Frankfurt a.M. 1990) 275–320.

¹⁵ Robert C. Tucker, *Lenin's Bolshevism as a Culture in the Making*, in: *Bolshevik Culture. Experiment and order in the Russian Revolution*, hrsg. v. Abbott Gleason, Peter Kenez, Richard Stites (Bloomington 1989) 25; im folgenden zitiert: *Gleason, Kenez, Stites, Culture*.

Poesie der Revolution, die Erfindungskraft, das Pathos und die phantastischen Vorstellungen eines aufgewühlten Reiches sich zu Wort gemeldet hatten. In der Spätzeit des Kalten Krieges hatte diese Sicht durchaus eine kritische und riskante Pointe¹⁶.

Stites war auch der Frage nachgegangen, weshalb offenbar das Utopische in der Russischen Revolution eine so herausragende Rolle spielte. Stites sieht in der Russischen Revolution nur die Fusion, den Ausbruch der utopischen Potentiale des alten Rußland, die in Gestalt von Volksutopien, administrativen Utopien und Utopien der sozialistischen Intelligenzija latent geschlummert hatten. Die administrative, die bürokratische Utopie, wie sie in den Sphären der herrschenden Klasse ausgearbeitet war, kreiste um das alte Problem, wie man ein unzivilisiertes Volk durch den Staat kultiviert, wie man ihm mores beibringt, es formt, organisiert, es letztlich nach dem Modell der Armee ummodelliert. Der Ausgangspunkt der bürokratischen Phantasie und Utopie – das ist wichtig – ist die Isoliertheit und die Ohnmacht des petrinschen „europäischen“ Staates in dem bäuerlichen Riesensland. Die Bauern- und Volksutopie, von der Stites weiter spricht, erscheint als der permanente Begleiter der bürokratisch-administrativen Utopie, als Protest, Flucht, als Tagtraum jenseits und gegen die bedrückende Herrschaft, als Eskapismus – als Flucht im buchstäblichen und im übertragenen Sinne. Bäuerliche Utopien existierten in der Gestalt von Vorstellungen von der gerechten Gemeindeordnung, in der Gedankenwelt der religiösen Sektierer, der Träume vom Land im fernen und weiten Sibirien, in der schrankenlosen Freiheit der Kosakenwelt oder des Aufstiegs in die städtische Welt von Industrie, Handel und Schule. Das Rußland des Ancien Régime, so kann man die Analyse von Stites verstehen, barst geradezu von Träumen, Sehnsüchten, Phantasien von einer besseren Welt – die Revolution hat sie nicht erzeugt, sondern nur in Freiheit gesetzt. In der Russischen Revolution fanden für einen Moment jedenfalls die phantastischen Projekte der radikalen Intelligenz und der Hier-und-Jetzt-Radikalismus der rebellischen Bauernmassen zueinander. Schließlich: Die radikale und sozialistische Intelligenz, der der Aufstieg in die Welt des Ancien Régime verwehrt war, war fast zum berufsmäßigen Tagträumen, Phantasieren und Projekteschmieden verurteilt. Sie war isoliert von Staat und Volk. Systembildneri, Projekteschmieden, Phantasieren von Wolkenkuckucksheimen – alles wohlbekannte Vorwürfe an die Adresse der vorrevolutionären Intelligenzija – waren ihre Antwort auf gesellschaftliche Isolation, ihr Ausweg aus der staatlich und gesellschaftlich verordneten Reglosigkeit. Hier ist der Zusammenhang von Perspektivlosigkeit und Utopieproduktion offensichtlich.

Die Frage war, was aus all diesen Phantasien, Utopien, Aspirationen in Latenz in einem Augenblick werden würde, da die oppressive Macht der Autokratie zerfallen war, und was geschehen würde, wenn dieser grenzenlose und unterdrückte Vorrat an Ideen und Sehnsüchten an die Oberfläche treten würde. In gewisser

¹⁶ Richard Stites, *Revolutionary Dreams. Utopian Vision and Experimental Life in the Russian Revolution* (New York, Oxford 1989) 3f.; im folgenden zitiert: Stites, *Revolutionary Dreams*.

Weise explodierte in der Russischen Revolution die ganze Phantasiewelt des 19. Jahrhunderts: Technikphantasien, Gerechtigkeitsphantasien, urbane und anti-urbane Visionen, Maschinenfetischismus und Maschinenstürmerei, rationalistische Träume und bürokratische Regulierungsphantasien. In den Brüchen und Turbulenzen der Revolution trafen die verschiedenen Ströme und Rinnale sozialer und kultureller Phantasie aufeinander, verbanden oder paralyisierten sich. Ströme, die vorher strikt getrennt waren, amalgamierten sich: die Formen der Volkskultur und die Hochkultur der Kaiserlichen Theater, die Arbeiterfeste und die Experimente der Futuristen, der Zusammenbruch des Schulsystems und die weit ausgreifenden lebensreformerischen Projekte der hauptstädtischen Intelligenz. Fast alles schien möglich in jenem kurzen historischen Moment, der – nimmt man die Anomie der späten Kriegsjahre, die Revolutions- und Bürgerkriegszeit zusammen – doch fast ein Jahrzehnt andauerte. Die Situation vor und nach 1917 hatte viel von einer Laborsituation mit sehr vielen unbekannten und neuen Ingredienzien und neuen Legierungen an sich. Der *society in the making* (Moshe Lewin) entsprach eine spezifische Psychologie, ein Horizont von Erwartungen und Projektionen, von denen noch nicht klar war, was daran „realistisch“ und was „utopisch“ war.

Es spricht viel für eine gewisse Periodizität des Utopischen. Zeiten der Hochkonjunktur des Utopischen wechseln sich ab mit Zeiten der Ernüchterung, Jahre der Überhitzung wechseln mit Jahren der Abkühlung. Man kann unschwer den Zusammenhang mit der innen- und außenpolitischen Kräftekonstellation Sowjetrußlands erkennen. Eine Hochzeit überschießender utopischer Projekte waren die unmittelbar nachrevolutionären Jahre, die mit dem Bürgerkrieg zusammenfielen, also die Jahre 1918–1921¹⁷. Die Zeit des „Rückzugs“, der Wiederzulassung von Markt und Kapitalismus zwischen 1921 und 1928 schlug sich nieder auch in einer Ernüchterung und Abkühlung der utopischen Projekte. Die Wiederaufnahme der bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzung im Jahre 1928, als die politische Führung Kurs nahm auf die Kollektivierung des russischen Dorfes und die forcierte Industrialisierung, verband sich mit einem kulturevolutionären Angriff auf die traditionellen Milieus und mit exzessiven, allen realistischen Einschätzungen hohnsprechenden, „utopischen“ Planungen. Aber auch dieser an Exzessen und Überspannungen reiche Zeitabschnitt geht nach 1934 wiederum über in eine ruhigere Phase, die wenig später einmündet in die Jahre des „Großen Terrors“ von 1937/1938. Es ist in unserem Zusammenhang bemerkenswert, daß nicht die im-

¹⁷ Katerina Clark faßt diese konventionelle Periodisierung wie folgt zusammen: „The Twenties might be called the most utopian of all the Soviet decades. The utopian impulse was felt in those years not only among the Bolsheviks and other enthusiasts for the Revolution but among many of the uncommitted intellectuals as well. Two periods during this decade were especially utopian: the first corresponds approximately to the years of revolution and War Communism, 1917–1921, and the second to the years of the First Five-Year Plan, 1928–31. Between the two came a less sharply defined periode (the years of NEP), when the utopian impulse was still felt but was diluted by other currents.“ Vgl. dies., *The City versus the Countryside in Soviet Peasant Literature of the Twenties: A Duel of Utopias*, in: *Gleason, Kenez, Stites, Culture* 175–189, hier: 175.

mer wieder als liberal, pluralistisch, schöpferisch etc. apostrophierte Hochzeit der NEP 1921–1927, sondern die Bürgerkriegssituationen als Boden des utopischen Fiebers angegeben werden¹⁸.

Die Frage, wie der Übergang von der Zeit der Neuen Ökonomischen Politik zum „Stalinismus“ benannt werden soll, ob sich dieser Übergang im Zeichen der Utopie oder im Gegenteil im Zeichen des „Endes der Utopie“ vollzogen habe, ist eine Kernfrage in der Analyse und im Verständnis der sowjetischen Geschichte der 30er Jahre. Man kann dies sehr gut an der semantischen und terminologischen Zweideutigkeit und Unentschiedenheit von Richard Stites bei der Beschreibung dieser Periode zeigen. Bei Stites heißt es: „Im eigentlichen Prozeß des Negierens und des Angriffs auf die Hauptströmungen des Utopischen der 1920er Jahre, schufen die Stalinisten eine Struktur von Gewalt und Macht, mit der sie über Nacht die ökonomische Basis des Landes transformieren wollten, mit der sie gleichzeitig aber auch die Träume und die Träumer beiseite fegten, die die Welt an die ursprünglichen Ziele und Wege der revolutionären Phantasie erinnerten.“¹⁹ Das Ende der Utopie vollzog sich mithin in utopischer Form, in Gestalt einer Anti-Utopie. Stites formuliert das ohne das Paradox aufzulösen: „Stalinismus war nicht einfach eine Negation des Utopischen. Es war eine Negation der ‚revolutionären‘ Utopie zugunsten einer einzigen utopischen Vision und eines einzigen utopischen Plans, entworfen im Zentrum der Macht und einer ganzen Gesellschaft übergestülpt, der unabhängiges Experimentieren mit Lebensformen versagt blieb. Stalinismus sollte nicht menschliche Werte transformieren; er nahm sie wie sie waren – und auf die spezifische Weise, wie Stalin sie verstand ... Ihre Mittel waren zentralistische Organisation, Kommandowirtschaft, militarisierte Arbeit, eine außerordentlich autoritäre politische Kultur.“ Stalin schaffte es demnach, Euphorie und Terror zusammenzubringen. So entstand ein System, das „die neue Utopie des Stalinismus errichtete und es mit vielen traditionellen Elementen der Vergangenheit umgab“. Stalin haßte, so Stites, die revolutionäre Utopie, und griff selbst doch die Verhältnisse im Namen einer eigenen Utopie an. „Es war in der Tat eine anti-utopische Utopie – eine Staatsfiktion, eingehüllt in Mythen und mit dem Kult um einen gottähnlichen Führer versehen.“²⁰ Hier zeigt sich nicht nur ein terminologisches Dilemma – der Stalinismus erscheint als utopisch und anti-utopisch in einem. Vielleicht zeigt aber gerade diese Doppeldeutigkeit, daß auch der Stalinismus über eine Utopie oder eine Quasi-Utopie verfügte. Anders als die klassische Utopie der (linken) sowjetischen Avantgarde war sie autoritär, imperial,

¹⁸ Diesen beiden „heroischen“ Abschnitten sind auch zwei herausragende Untersuchungen gewidmet: *Party, State, and Society in the Russian Civil War: Explorations in Social History*, hrsg. v. Diane P. Koenker, William G. Rosenberg, Ronald G. Sany (Bloomington 1989); Sheila Fitzpatrick, *The Cultural Front. Power and Culture in Revolutionary Russia* (Ithaca, London 1992). Vgl. auch Jane Burbank, *Intelligentsia and Revolution: Russian Views of Bolshevism 1917–1922* (New York 1986); William Rosenberg (Hrsg.), *Bolshevik Visions: First Phase of the Cultural Revolution in Soviet Russia* (Ann Arbor 1984).

¹⁹ Stites, *Revolutionary Dreams* 8f.

²⁰ Ebd. 246 f.

konservativ und kreiste um die Allmacht, Omnipotenz und Vollkommenheit des sowjetischen Staates. Es wäre außerordentlich folgenreich, wenn auch dem Stalinismus – und nicht nur seinen unterlegenen Gegnern – eine utopische oder quasi-utopische Qualität zugemessen würde und er nicht bloß als Inkarnation „nackter“ terroristischer Gewaltverhältnisse analysiert würde. Nimmt man den Stalinismus als eine politische Ordnung, die eine eigene Vision von sich und von der Welt hatte – was immer er darunter verstanden haben mag –, so werden Antworten möglich, die ausgeschlossen sind, solange der Stalinismus ausschließlich als System des Terrors aufgefaßt wird. Bevor wir zu einer näheren Diskussion der „utopischen Qualität“ des Stalinismus kommen, soll jedoch zunächst versucht werden, die „gewöhnliche Utopie“ der 20er Jahre genauer zu charakterisieren.

3. Das Utopische nicht als Doktrin, sondern als Moment in einem lebendigen Erwartungshorizont

Sobald Utopie nicht nur als Doktrin, als Text, als Lehrbuchphantasie oder Programm aufgefaßt wird, sondern als „Ausdruck von Aspirationen, die nicht realisiert werden können, und von Bestrebungen, die dem Widerstand, auf den sie treffen, unterlegen sind“²¹, erweitert sich der Radius der für eine Analyse in Betracht kommenden Erscheinungen beträchtlich. Es geht dann um in der Lebenswelt verankerte, aus Alltagserfahrungen hervorwachsende und diese transzendierende Vorstellungen und Lebensäußerungen, die auf eine neue Weise abzielen, das Leben einzurichten, auf „Projekte“, die nach dem Zusammenbruch der alten Ordnung endlich zum Zuge kommen können – konstruktiv oder destruktiv. Wir treffen auf mehr oder weniger verbalisierte, mehr oder weniger formulierte und elaborierte Vorstellungen, die nur in den seltensten Fällen zum System oder Modell verdichtet worden sind. Die Analyse der im Schwange befindlichen auffälligen und bemerkenswerten Zukunftshoffnungen und Vorstellungen von der Neu-einrichtung des Lebens, wie sie – aus der Perspektive des Zeitgenossen – René Fülöp-Miller, oder – in historischer Retrospektive – Richard Stites unternommen haben, zeigt, wie breit und vielfältig das Register des Utopischen sein kann²²,

²¹ So sagt es Ingenieur Menni in dem gleichnamigen Roman von A. Bogdanov; zitiert bei Stites, *Revolutionary Dreams* 252. Für den Gestus der bäuerlichen Utopie: Alexander W. Tschajanow, *Reise ins Land der bäuerlichen Utopie* (Frankfurt a.M. 1984).

²² Für die geschichtlich-lebensweltliche Dimension des Tagträumens nach wie vor aufschlußreich sind Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, 3 Bde. (Frankfurt a.M. 1959); Andrej Sinjajewskij, *Iwan der Dumme* (Frankfurt a.M. 1990); Robert C. Williams, *The Russian Revolution and the End of Time: 1900–1940*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* NF 43 (1996) 364–401; vgl. auch die entsprechenden Passagen in Orlando Figes, *Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der russischen Revolution 1891–1924* (Berlin 1998); über verborgene, aber nicht bedeutungslose Unterströmungen wie den Kosmismus vgl. Michael Hagemeyer, Nikolaj Fedorov. Studien zu Leben, Werk und Wirkung (Marburger Abhandlungen zur Geschichte und Kultur Osteuropas 28, München 1989).

und wie unterschiedlich temperiert – von moderat bis verstiegen. Was tritt nicht alles in den Blickkreis: die Abschaffung der Justiz, der Gefängnisse und der Polizei, die Auflösung der bürgerlichen Familie und die Abschaffung des Examenswesens in der Schule, die Errichtung von Städten im Kosmos, das Ende der Tafelmalerei und die Konstruktion von fliegenden Städten im All, die Überwindung der Zeit und der Schwerelosigkeit, die Abschaffung von Leid und Tod, die Verwandlung von Straßen in Schaubühnen und die „Aufhebung“ des traditionellen Theaters in der Theatralisierung des Lebens, die Revolte gegen die Städte, aber auch die Überwindung des „Gegensatzes von Stadt und Land“. In diesen Aussichten war alles enthalten: die Träumereien der Bohème, das im Sinne Richard Wagners aufs Ganze gehende, das Leben ergreifende, künstlerische Experiment, die durch die revolutionären Ereignisse stimulierte und exaltierte Phantasie der Massen, das antibürgerliche Ressentiment und der Haß der Bauern auf die Stadt. Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß die so phantastisch erscheinenden und ins Kraut schießenden Projekte die Begleitmusik einer aus den Fugen geratenen Welt waren und durchaus nicht immer etwas Ausgedachtes, „Ausgeklügeltes“ an sich haben mußten. In der Revolution war eine ganze Lebensform hinfällig geworden, nicht nur eine bestimmte Idee oder ein spezifisches institutionelles System. Das Neuerschaffenwollen der Welt stand geradezu auf der Tagesordnung, so sehr wie der Zerfall der alten Welt mit Händen zu greifen war. Das Utopisch-Endzeitliche lag in der Luft und war wohl der Sammelname für eine aufs Äußerte gereizte und angeregte soziale Phantasie. Die Präzision und ästhetische Konsequenz der in den Werken der russisch-sowjetischen Avantgarde beschlossenen Form stellt für Betrachter wie Kunsthistoriker bis heute ein Rätsel und Faszinosum dar und verweist noch einmal auf den Kontext, dem sie sich verdanken. All dies mußte nicht eigens betont werden, wenn die Geschichtsschreibung des russischen Kommunismus, von Ausnahmen abgesehen, bis heute nicht so logozentrisch und textfixiert wäre. Die Folgen einer stark auf das politisch-ideologische Zentrum ausgerichteten Geschichtsschreibung, in der die Analyse von Parteiprogrammen fast zum Essential und Fetisch geworden war, lassen sich nicht einfach und dezisionistisch abstreifen und ungeschehen machen. Der wichtigste Fortschritt in der Diskussion über die utopischen Gehalte und Implikationen des Bolschewismus oder des russischen Kommunismus liegt gewiß in der empirischen Erfassung und Entfaltung des ungeheuren Reichtums an Vorstellungen, Projekten, Phantasien, die in der russischen Umwälzung zum Durchbruch gekommen waren. Diese Arbeit erlaubte es, die Schubkräfte, die spirituelle Wucht, die in der Umwälzung wirksam wurde, noch einmal in Augenschein zu nehmen. Der schwierigste Fall für historische Analyse und historisches Begreifen ist dabei, so vermute ich, nicht der Zeitraum der 20er Jahre, das sind vielmehr die 30er Jahre oder die Durchsetzung und Konsolidierung des „Stalinismus“. Zur Analyse von dessen utopischen Aspekten sollen nun einige präliminare Bemerkungen gemacht werden. Wir unternehmen hierzu einen analytischen Zwischenschritt, um auf die Rückseite des Utopischen zu gelangen.

Das Utopische ist nur nach der einen Seite das freie Phantasieren, das Projektmachen, das Überschießen, also das, was uns als unendlicher Reichtum erscheint. Nach einer anderen Seite ist es gerade das Defiziente, das hinter der Wirklichkeit Zurückbleibende und Wirklichkeits-Unangemessene, das Dürre, Abstrakte, Konstruierte, Ausgeklügelte, „die ideologischen Sparren“ (Marx). Ich möchte in gewisser Weise auf die Rückseite des Utopischen gelangen, nicht um sie zu entlarven, sondern um sie besser verstehen zu können. Der Grundgedanke ist sehr einfach.

Utopien entstehen nicht nur aus einem Überschuß an Energie in Krisenzeiten, sondern auch da, wo Menschen die Wirklichkeit, der sie nicht entgehen können, wenigstens in Gedanken zu überschreiten versuchen. Die gedankliche Überschreitung entschädigt, kompensiert für die Nicht-Überschreitung in Wirklichkeit. Utopisches Denken ist so gesehen ein Zurückbleibendes, eine Schrumpfform der Wirklichkeitsaneignung, eine Kapitulation vor der unendlichen Komplexität der Welt, vor der Tatsache, daß sich der Fluß der Zeit nicht beschleunigen läßt; Utopie als Komplement zu vorerst versteinerten Verhältnissen. Utopien werden immer dann produziert, wenn es, salopp gesagt, nicht weitergeht. Wo die „wirkliche Bewegung“ auf der Stelle tritt, legt sich die Utopie ins Zeug. Wo es in der „wirklichen Bewegung“ vorangeht, bedarf es der Utopien nicht. Wo es indes hakt, stockt, auf der Stelle tritt, muß es wenigstens im Ideellen vorangehen. Utopien sollen über den Stillstand, darüber, daß es nicht oder zu langsam weitergeht, hinweghelfen. Utopien sind also nicht nur Symptom für Beschleunigungen, für den „geschichtlichen Wirbel“, für die geschichtliche Exaltation, sondern für Stagnation, geschichtliche Blockaden, für Sackgassen, aus denen man sich durch einen Gedankensprung rettet. Für die ultimativ-chilastische Rhetorik, die der Utopie häufig eigen ist, lassen sich genügend Belege anführen. Diese Erweiterung des Utopiediskurses macht eine zweite und vielleicht aufschlußreiche Lektüre schon bekannter Texte und Ereignisse möglich. Der Einfachheit halber möchte ich diese Überlegungen zunächst in ein paar Thesen zusammenfassen:

1. Es gibt eine Korrespondenz zwischen utopischer Rhetorik und wirklicher Bewegung. Je weniger sich etwas bewegt, desto größer ist der Bedarf an Utopie und Ideologie. Ruhige Zeiten, „Normalzeiten“, sind wenig utopiebedürftig, sie kommen ohne Utopie aus. Im Allgemeinen wird die Zeit der NEP (1920–1928) als a-utopisch charakterisiert, das ist zutreffend; denn in der NEP ging es um eine rasche „Normalisierung“ und Reaktivierung und Regenerierung von noch vorhandenen Basiskräften, Strukturen, Potentialen nach dem Ende von Krieg und Bürgerkrieg. Der überraschend zügigen Rekonstruktion des Alltagslebens lief ein wachsendes Desinteresse für utopische Projekte parallel. Und umgekehrt: Die Zeit des Bürgerkriegs 1918–1920 und die Wiederaufnahme des Bürgerkriegs in der Kollektivierung nach 1928 sind Zeitabschnitte eines besonders militanten **Ikonoklasmus** und besonders üppiger und hektischer Utopieproduktion. In Wahrheit dokumentieren sie Stillstände und forcierte Bemühungen – Sprünge und Übersprünge, Fluchten nach vorn –, um aus diesem Stillstand herauszukommen. Viktor Šklovskijs Kommentar zu den Theatralisierungen des Lebens im Petrograd

der Jahre 1919 und 1920, daß sie in Wahrheit Verlegenheitsaktionen gewesen seien, ist ein sehr schöner Hinweis, wie man utopische Projekte auch ganz anders betrachten kann²³. Es gibt viele Beispiele für Utopie als Surrogat, Kompensation, virtuelles Überschreiten der Schranken der Wirklichkeit. Beispiele wären: die berühmte sowjetische Papierarchitektur anstelle der Bautätigkeit, die zum Stillstand gekommen war; die extreme Theoretisierung von Alltagsfragen, ihre Verwandlung aus der Banalität des Alltags in ästhetische, künstlerische und architektonische Grundsatzfragen. Projekte wie die „Zeitliga“ von Aleksej Gastev, das Projekt einer forcierten und durchgängigen Rationalisierung der Bewegungsabläufe in Produktion und Sport – die Fassung eines sowjetischen Fordismus also. Sie beleben gerade die Abwesenheit aller Voraussetzungen für fordistische Produktionsmethoden in der Sowjetunion der 20er und 30er Jahre; die fordistische Utopie als Mängelanzeige also²⁴.

2. Utopie kann der Name für etwas präzedenzlos Neues sein, die Sanktionierung und Rationalisierung einer neuen Wirklichkeit. Im Prozeß der russischen Revolution sind Erscheinungen zutage getreten, die in keinem Lehrbuch, nicht einmal in historischer science fiction antizipiert worden waren; die Auflösung der Familie, von Institutionen und ganzer Klassen, abzulesen etwa an der Auflösung der Gerichte, der Gefängnisse, der Schulen usw. Man kann, wie das in der Regel auch geschieht, die Projekte der Russischen Revolution lesen als kühne lebensreformerische Projekte, wie sie in der bürgerlichen Bohème, der technischen Intelligenz, der Arbeiterbewegung der Vorweltkriegszeit allenthalben diskutiert und ausgearbeitet worden sind. Aber post festum bekommen sie noch einmal eine andere Bedeutung: Sie sind Verbalisierungen von etwas, das fast in der Art eines gesellschaftlichen Naturprozesses stattgefunden hat. Ein Sammelbegriff dafür könnte die Rede vom „neuen Menschen“ sein. Es gab bekanntlich ein Projekt „Neuer Mensch“, das einer breiten Stimmung der Spätzeit vor 1914 entsprach – Rußland machte da keine Ausnahme²⁵. Vieles von dem, was in der Revolutionszeit davon aktuell wurde, erscheint als „Realisierung“. Dies ist freilich eine optische Täuschung; denn den „neuen Menschen“ gab es in der Tat, wenn auch bis zur Unkenntlichkeit entstellt: als aus den blutigen Wirren der Revolution und des Bürgerkriegs auftauchendes Geschöpf; durch Jahre im Feld verroht, den Normen und Routinen des zivilen Lebens entwöhnt, als soldatische und desperadohafte Existenz, für die es kein Zurück ins „normale Leben“ mehr gab, hart, mit einem bestimmten Kommandoton, eine Gestalt des Bürgerkriegs, ohne die die Ge-

²³ Zit. in *Karl Schlögel, Jenseits des großen Oktober. Das Laboratorium der Moderne. Petersburg 1909–1921* (Berlin 1988) 388; im folgenden zitiert: *Schlögel, Jenseits des großen Oktober*.

²⁴ Über die kompensatorische Funktion des „sovetskij amerikanizm“ vgl. *Hans Rogger, Amerikanizm and the Economic Development of Russia*, in: *Comparative Studies in History and Society* 23 (3/1981) 382–420.

²⁵ Zur Idee vom neuen Menschen vgl. *Hans Günther, Der sozialistische Übermensch. Maksim Gor'kij und der sowjetische Heldenmythos* (Stuttgart 1993); *Nietzsche and Soviet Culture. Ally and Adversary*, hrsg. v. *Bernice G. Rosenthal* (Cambridge 1994).

schichte der nachrevolutionären Entwicklung Rußlands nicht verstehbar ist²⁶. Allen Diskussionen um den „neuen Menschen“ der Nachrevolutionszeit liegt das Auftauchen eines realen „neuen Menschen“ und ein Abstand dieser Realität von den enormen Anforderungen der neuen Epoche zugrunde. Auch hierfür könnte man sehr viele Beispiele anführen: die demographischen und eugenischen Selektionsvorstellungen von Jurij A. Filipčenko und anderen etwa, die in der von dem Soziologen Pitrim A. Sorokin beschriebenen Situation des Überlebenskampfes wurzeln und die später zu soziobiologischen Züchtungs- und Verbesserungsprojekten weitergeführt wurden²⁷. Lenins These vom Rätestaat als Absterben des Staates gehört auch in diesen Erfahrungs- und Denkhorizont: Sie ist nicht nur eine politische Utopie im herkömmlichen Sinne, sondern die gedankliche Sanktionierung von etwas, das im Gange war, der Auflösung der alten Staatsapparate²⁸. Auch das Makarenko-Projekt eines „Weges ins Leben“, das in Wahrheit als ein Resozialisierungsprojekt großen Stils verstanden werden kann, verliert vor dem Hintergrund von Millionen von Waisen des Kriegs und Bürgerkriegs, von verwahrlosten und verrohten *bezprizorniki*, angesichts der Zerstörung der traditionellen Familienstruktur und einer „vaterlosen Gesellschaft“ alle Züge des Utopischen, die ihm in der traditionellen Lektüre anhaften²⁹. Selbst an den zukunftsweisenden, mitunter auch futuristischen Projekten des Städte- und Wohnungsbaus ist die Spur der Zeit abzulesen. Es sind allesamt Projekte, die aus Not, Armut, aus der Voraussetzungsllosigkeit und dem Zwang zum Anfangen müssen auf blankem Feld geboren sind. Der Lakonismus, die Radikalisierung der einfachen und asketischen Form, das ist nicht nur „Erfindung“ eines neuen Stils, ästhetische Innovation aus individuellem Genius, sondern Stilisierung von etwas in der gesellschaftlichen Wirklichkeit schon Präformiertem und Vorhandenem.

3. Utopie kann auch Beschwörung, Herbeireden von etwas sein, das noch nicht da ist. Es handelt sich dabei um die Verstärkung, Steigerung, Übersteigerung eines

²⁶ Vor Orlando Figes hat bereits Peter Scheibert mit den Augen eines Anthropologen auf die Szenerie des Bürgerkriegs geblickt: *ders.*, *Lenin an der Macht. Das russische Volk in der Revolution 1918–1922* (Weinheim 1984).

²⁷ Aus der reichen Literatur der Zeit vgl. *Aleksander S. Serebrovskij*, *Antropogenetika i evgenika v socialističeskom obščestve* (Moskau 1928); *F. Florinskij*, *Usoversenstvovanie i vyroždenie celovečeskogo roda* (Vologda 1926); *Mark B. Adams* (Hrsg.), *The Wellborn Science. Eugenics in Germany, France, Brazil, and Russia* (Oxford 1989); *ders.*, *Eugenics as Social Medicine in Revolutionary Russia. Prophets, Patrons, and the Dialectics of Discipline-Building*, in: *Susan Gross Solomon, John F. Hutchinson* (Hrsg.), *Health and Society in Revolutionary Russia* (Bloomington, Ind. 1990) 200–223; *Loren E. Graham*, *Science and Values: The Eugenics Movement in Germany and Russia in the 1920s*, in: *American Historical Review* 82 (1977) 1133–1164.

²⁸ Vgl. meine Abhandlung: *Izgoev und Lenin. Bürgerlicher Intellektueller und Parteioffizier. Zwei Typen des Politischen in der russischen Revolution*, in: *Schlögel*, *Jenseits des großen Oktober* 391 ff.

²⁹ Dazu: *Jennie Stevens*, *Children of the Revolution: Soviet Russias Homeless Children (bezprizorniki) in the 1920s*, in: *Russian History/Histoire Russe* 9 (1982) 242–264; *Alan M. Ball*, *And now my Soul is Hardened. Abandoned Children in Soviet Russia, 1918–1930* (Berkeley 1994).

vorhandenen Interesses und Impulses. Es können dies staatliche, Volks- oder Intelligenzija-Utopien sein. Das gilt für vieles, was in den diversen Parteiprogrammen stand, aber auch für technische Modernisierungsprojekte, oder die Abschaffung der alten Schule, Bildungseinrichtungen, Universitäten. Die „Kulturrevolution“ 1928–1932 ist reich an Beispielen einer vehementen Kritik des „Realitätsprinzips“, das eben von den alten Spezialisten vertreten und hochgehalten wurde, während sich die Jungen, die Radikalen und Aufsteiger stark gemacht haben für das Präzedenzlose, das Voraussetzungslose, den „Sprung“, den Hiatus, das „Wunder“³⁰. Solche Selbststilisierungen und Selbststeigerungen sind immer ein ziemlich genauer Indikator für Schwäche, die rhetorisch überspielt wird. Letztlich ist auch die „totalitäre Utopie“ der beste Beweis nicht für totale Verfügungsmacht, nicht für Allmacht, sondern Ohnmacht. Das Utopische – so gelesen – ist also eher Zeichen für Fragilität, Instabilität, Unsicherheit, Schwäche.

Man könnte das Ergebnis dieses Zwischenschrittes so zusammenfassen: Wir sollten aufhören, Utopien, utopische Texte, Programme etc. *at face value* zu nehmen und sie eher als Indikator für etwas verstehen, das zu erschließen ist. Utopien, utopische Texte sind dann eher Barometer zum Messen von internen Druckverhältnissen in Gesellschaften, von Spannungen und Verspanntheiten, Hinweis auf mangelnde Bewegungsenergie in bestimmten Konstellationen.

4. Utopie in den Zeiten des Großen Terrors

Die Denkfigur, der zufolge der russische Kommunismus die Realisierung einer utopischen Idee sei, löst sich in dieser Perspektive auf und macht Platz für eine Interpretation, die im utopischen Denken und Gestikulieren nicht länger ein aktives oder gar direktives Zentrum, sondern allenfalls die der Befindlichkeit der Akteure angemessene Rhetorik erkennt. Utopie ist dann eher Index für Erfahrungsresistenz und Realitätsverweigerung als von Kraft, sie erklärt nichts, sondern sie zeigt nur an, wie es um die geschichtlich Handelnden bestellt ist. Utopisch ist dann z.B. ein Bewußtsein und eine Redeweise, die auf bestimmte Sätze nicht verzichten kann, auch wenn sie sich empirisch nicht bestätigen lassen. Akteure, die von der komplexen Wirklichkeit überfordert sind, nehmen dann Zuflucht zur Utopie, weil sie anders in der Wirklichkeit nicht bestehen können. Utopie ist dann ein Index für Überforderung, Realitätsverweigerung in kritischen, ja bedrohlichen Situationen. Es ist bezeichnend, daß in der neueren Forschung zum Stalinismus eine Terminologie nicht verschmäht wird, die vor Jahren noch als „psychologistisch“ oder „psychologisierend“ gegolten hätte und wohl verschmäht worden wäre: *hysteria, spy-mania, xenophobia, blind rage, panic, fear, paranoia* etc.³¹. Da-

³⁰ Dies ist das Thema des ausgezeichneten Bandes von Sheila Fitzpatrick, *The Cultural Front. Power and Culture in Revolutionary Russia* (Ithaca, London 1992).

³¹ Diese Termini stammen aus den analytischen Kapiteln der Dokumentensammlung J. Arch Getty, Oleg V. Naumov, *The Road to Terror. Stalin and the Self-Destruction of the Bolsheviks*.

bei handelt es sich m.E. jedoch nicht um eine Psychologisierung oder eine Wendung in die Psycho-Historie, sondern um eine Ausweitung des analytischen Feldes, deren Hauptanliegen darin besteht, der ideo-logischen und logo-zentrischen Fixierung historischer Analyse zu entgehen³². Es geht darum, einen angemesseneren und plausibleren Erklärungsansatz für die weithin enigmatischen Vorgänge der 30er Jahre zu erproben und vielleicht zu finden. Es liegt auf der Hand, daß der „totale Staat“ Stalins ein schwacher Staat war und daß der Terrorismus, mit dem er um sich schlug, weniger ein Zeichen seiner Stärke und Selbstsicherheit, sondern seiner inneren Gefährdung, seiner schwachen Legitimität und seiner Fragilität war. Die Sowjetmacht war in einem elementaren Sinne bedroht und schwach (nicht primär im Sinne einer äußeren Bedrohung oder Kriegsgefahr, die immer wieder zur Apologie interner Repressionen erhalten mußte). Sie war weitgehend städtisch basiert, mit den Zügen eines Besatzungs- und Kolonialregimes gegenüber dem weiten bäuerlichen Land. Die Kehrseite der Utopie von der modernen, industriell betriebenen, vergesellschafteten und in großem Maßstab organisierten Landwirtschaft ist der reguläre und irreguläre Krieg, der von der Stadt aus zur Unterwerfung des Bauernlandes geführt wurde. Ich glaube, daß man hier mit der „totalitären Utopie“ – ob im Sinne der klassischen Totalitarismus-Theorie oder im Sinne von Boris Groys – nicht sehr weit kommt. Dieser Ansatz ist zu einfach, zu stromlinienförmig, auch zu hegelianisch. Ich schlage vor, Verhaltensweisen, Denkformen zu studieren, die für Menschen und soziale Gruppen in Extremsituationen gelten. Die Extremsituation, seit der Machteroberung auf Dauer gestellt, war in diesem Fall: der Notstand eines Regimes, das im Oktober 1917 an die Macht gekommen war, und dessen *raison d'être* seither im Kern im bloßen Machterhalt – um jeden Preis – bestand, sei es durch die Entfesselung des Krieges gegen

viks, 1932–1939 (New Haven, London 1999); im folgenden zitiert: *Getty, Naumov*, Road to Terror. Die „Konstruktion“ von Identität unter den Bedingungen des Stalinismus behandelt auch *Jochen Hellbeck*, Fashioning the Stalinist Soul: the diary of Stepan Podlubnyj, 1931–39, in: Stalinism. New Directions, hrsg. v. *Sheila Fitzpatrick* (London, New York 2000) 77–116; *ders.*, Tagebuch aus Moskau 1931–1939. Aus dem Russischen übersetzt und hrsg. v. *Jochen Hellbeck* (München 1996).

³² Es lohnt sich, einmal einen Blick auf bestimmte Standardbegriffe zur Beschreibung personaler oder kollektiver Identitäten zu werfen: Solche könnten sein: „Illusion“ – als „Fehldeutung objektiv gegebener Sinneseindrücke, die subjektiv umgestaltet und in der Phantasie erweitert werden“; „Panik“ als „angstvolle, „kopflose“ Erregung, die bei plötzlich und unerwartet hereinbrechender Gefahr (sei sie nun tatsächlich oder nur vermeintlich vorhanden) bei einzelnen oder einer Gruppe auftritt“; „Wahn“, vom Althochdeutschen Wān „Hoffnung“, „Erwartung“, „Meinung“ herkommend, als „hoher Grad subjektiver Gewißheit, absolute Unkorrigerbarkeit“; „Paranoia“ als Wahn, der „meist zu einem in sich logischen System ausgebaut und durch Gegeneinwände nicht zu entkräften“ ist. „Obsession“ (lat. obsidere „belagern“, „bedrängen“), als „Zwangsvorstellungen oder -handlungen, die, mit Angsterlebnissen verbunden, u. a. bei neurotischen und depressiven Erkrankungen vorkommen“; „Halluzination (lat. halucinari „faseln“, „geistesabwesend sein“, „Unsinn reden“), als „eine Sinnestäuschung im Wachzustand: eine scheinbare Wahrnehmung ohne objektives Korrelat“. Diese Bestimmungen sind entnommen der Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden (Wiesbaden 17/1966–1976).

die Bauern, sei es durch die planmäßig-planförmige und prophylaktische Dezinierung von sozialen und Bevölkerungsgruppen. Es handelt sich von allem Anfang an um die Situation eines Notstandsregimes.

Eine solche Partei oder ein solcher Machtkern muß sich befähigen, sich inzusetzen, sich härten, um den permanenten Notstand durchzustehen und zu bewältigen. Sie muß einen Zustand für sich selbst herbeiführen und aufrechterhalten, in dem sie Herr der Situation bleibt. Ein Ende des Belagerungszustandes ist für sie tödlich. Ein Ende des Krieges und den Ausbruch von Friedenszeiten würde sie nicht überleben. Weil sie aus der Bewegung hervorgegangen ist, kann sie nur überleben, wenn sie die Bewegung in Gang hält, forciert und weitertreibt. Stillstand wäre ihr Ende. Die Normalität wäre ihr Tod. Sie braucht die Illusion, um sich gegen die Wirklichkeit abzuschließen. Sie bedarf der *idée fixe*, um sich in Situationen der Unübersichtlichkeit an ihr aufrichten und sich an ihr festhalten zu können. Sie bedarf der Wahnvorstellungen, um sich gegen die Wirklichkeit resistent zu machen. Utopie ist damit eine Funktion ihrer verzweiferten Lage. Eine solche Partei ist im wahrsten Sinne utopiesüchtig und utopiebedürftig. Utopisch kann dann die Geisteshaltung von Desperados genannt werden, die alle Brücken hinter sich verbrannt haben. Sie müssen Feinde erfinden und Schädlinge konstruieren, um sich selbst fit zu halten und die Gesellschaft immer wieder in den Kampf stürzen zu können. Ihre Politik ist keine Abweichung, kein Denkfehler, keine Verfehlung, sondern Resultat von Wahnvorstellungen, die für die herrschende Clique überlebenswichtig sind: Diese Vorstellungen schmieden zusammen und produzieren jene rabiate Rücksichtslosigkeit, ohne die die herrschende Clique verloren wäre. Die Ausbildung eines Wahnsystems soll hier nicht als eine Abweichung verstanden werden, sondern als eine Form der Selbsthalluzinierung, der Selbstaffirmation, um den bevorstehenden Kampf durchzustehen, ein Härtestest, wie er immer notwendig ist, wenn man in die letzte Schlacht geht, in der man sicher sein muß, daß die engsten Getreuen einem auch folgen, wenn man alle Brücken hinter sich abbricht. Hier kommt vieles zusammen: ein Schwelgen in weltgeschichtlichen Perspektiven, ein Sichhineinsteigern in apokalyptische Visionen und Bedrohungen, Belagerungsangst, Radikalisierung durch Vereinfachung, die Produktion von Feindbildern, ohne die es keine Mobilisierung gegen einen Feind geben kann, narzißtische Selbstbeweise und eine immer höher sich schraubende *Pseudologia phantastica*, eine Autosuggestion, die die tatsächliche Isolation und Marginalisierung überspielt. Immer geht es um das äußerste: Kampfbereitschaft, Gefolgsbereitschaft, Entweder/Oder, Todesverachtung.

Gerd Koenen hat in seinem Erklärungsversuch des sowjetischen Kommunismus unter dem Titel „Die Utopie der Säuberung“ die Aufarbeitung der eigenen Erfahrung, die Erfahrung eines virtuell totalitären Mikrokosmos, so gefaßt: „Die Bewegung war das Medium dieser unaufgelösten, blind ausagierten Spannungen, was zu einer rabiaten Verwahrlosung der Umgangsformen und zum weitgehenden Verlust aller spielerischen Charmanz zwischen Genossen und Genossinnen führte ... Alle Kommunikation schien abgebrochen, die Radikalisierung unübersehbar ... Militanz machte frei ... Tatsächlich sollte dieser hektische Aktionismus,

mitsamt der fetischisierten „Organisationsdebatte“, die ihn ständig begleitete, nur die anhaltende soziale Bodenlosigkeit der Bewegung überbrücken und kompensieren. Ein Münchhausen-Projekt.“³³ Koenen beschreibt die Elemente dieser Selbsthalluzination, dieses Sichhineinsteigerns in eine imaginäre Welt und die damit verbundene Selbstanmaßung und Überspannung. Was konventionellerweise als Utopie gefaßt wird, bekommt hier plötzlich ein anderes Aussehen. Es handelt sich um die sich steigernde und sich radikalisierende Selbsthalluzinierung einer Gruppe, einer Klasse, einer Schicht, die sich nur an der Macht halten kann, wenn sie den inneren Ausnahmezustand perpetuiert, wenn sie sich mit der ganzen Welt, mit dem „Rest der Welt“ verfeindet. Nur wer diese äußerste Verfeindung mitmacht, ist hart und stählern genug, die Macht auszuüben. Die Partei kann sich nur retten, wenn sie sich immer wieder trennt vom status quo, wenn sie gegen den „Rest der Welt“ Krieg führt. Der Normalzustand führt zu ihrer Dekomposition, löst ihre Bindekraft. Der Bürgerkrieg ist ihre wichtigste Überlebensbedingung. Sie ist konsequenzsüchtig und zieht die letzte Konsequenz einer Kapitulation vor der Realität vor. Hannah Arendt sagt über die permanente Flucht nach vorn als Überlebensbedingung „totalitärer Bewegungen“ und Parteien, bezogen auf Bolschewiki und Nationalsozialisten: Die Menschen werden immer „den Tod der Konsequenz wählen und bereit sein, für ihn auch den physischen Tod zu erleiden – und dies nicht, weil sie dumm sind oder schlecht, sondern weil im allgemeinen Zusammenbruch des Chaos diese Flucht in die Fiktion ihnen immerhin noch ein Minimum von Selbstachtung und Menschenwürde zu garantieren scheint.“³⁴ „In beiden Fällen war die Existenz der Bewegung durch eine offenbare Normalisierung der Verhältnisse ernstlich in Gefahr; die Revolution war an ihr Ende gekommen, und die Bevölkerung wünschte nichts sehnlicher als die Stabilisierung der bestehenden Verhältnisse. In beiden Fällen benutzten die totalitären Machthaber diese Situation, um scheinbar den Wünschen des Volks entgegenzukommen und die Extremisten in den eigenen Reihen abzuwürgen, in Wahrheit aber durch diese Gewalttätigkeit selbst die revolutionäre Bewegung vorwärts zu treiben und einen Zustand permanenter Unstabilität zu erzeugen.“ Oder: „Der totalitäre Machthaber muß mit allen Mitteln die Bedingungen des Zerfalls, unter denen die Bewegung zur Macht gekommen ist, aufrechterhalten und verhindern, daß das, was er dauernd versprochen hat, wirklich eintritt, nämlich eine Neuordnung aller Lebensverhältnisse und eine neue Normalität und Stabilität, die sich auf der Neuordnung gründet.“³⁵ Alles, was weich ist, wird zur tödlichen Bedrohung des stäh-

³³ Gerd Koenen, *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977*, (Köln 2001) 127, 140f.; *ders.*, *Utopie der Säuberung – Was war der Kommunismus* (Berlin 1998).

³⁴ Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* (Frankfurt a. M., Berlin 1958) 561.

³⁵ Ebd. 612, 613. Ich habe nicht vor, durch solche Überlegungen Geschichte durch Psychoanalyse, die Analyse gesellschaftlicher Pathologien durch Psychopathologie zu ersetzen, aber mir scheint klar, daß man an die außerordentlichen Befindlichkeiten und Zustände nur herankommt, wenn man auch die Beschreibungsformen, die dem Drama angemessen sind, aufnimmt.

lernen Kerns, für den sogar der Selbstmord von Mitstreitern zum „Anschlag des Klassenfeindes“ wird. Vieles, was zwischen 1928 und 1932 und dann wieder 1937 geschieht, trägt die Züge von kopflosem Schrecken, von Flucht nach vorn, von gebrochenem, ja zerstörtem Verhältnis zur Realität, von fixen, irreversiblen Vorstellungen, von Verfolgungswahn und Halluzinierung. Es ist zweifellos ein Syndrom der äußersten Gefährdung der eigenen Macht, der Flucht nach vorn, der Vorstellung, in einer gewaltigen und heroischen Kraftentfaltung, in einem Akt größter Anspannung, in einem „letzten Gefecht“, das ein für alle mal die Situation kläre, zu einer endgültigen Entscheidung zu kommen.

Getty und Naumov haben die Flucht nach vorn und in immer absurdere Verschwörungs- und Bedrohungsszenarien plausibel nachgezeichnet, deswegen sollen sie zum Schluß ausführlich zitiert werden. „Schematisch gesprochen, handelt unsere Geschichte von einer bolschewistischen Elite, einschließlich Stalins, die mit Furcht und Angst auf die unübersichtliche und chaotische Situation reagierte, die von der Stalin-Revolution zwischen 1929 und 1932 erzeugt worden ist. Alles fiel auseinander im Sommer 1937. Nach einer Reihe von gescheiterten Versuchen, die Nomenklatura zu kontrollieren und ihr seinen Willen aufzuzwingen, wandte sich Stalin gegen diese Elite, die Elite wandte sich gegen sich selbst und beide holten aus gegen eine Vielzahl von „Feinden“ im Land. Es ist bezeichnend, daß diese Feinde nicht wirklich benannt werden konnten. Allianzen zerbrachen und wurden wieder hergestellt; 1937 und 1938 wurde normale Politik ersetzt durch einen hysterischen und paranoiden Krieg aller gegen alle ... 1932 herrschte im Land Chaos. Die Kollektivierungs- und Industrialisierungspolitik der Stalin-Revolution hatte die Gesellschaft entwurzelt, die vorher bedeutenden sozialen Gruppen und Klassen zerschlagen, das Privateigentum beseitigt und Märkte zugunsten einer neuen, noch unerprobten und permanent wechselnden Form von Sozialismus beseitigt. Millionen von Bauern und städtischen Eigentümern waren wütend und verwirrt, Millionen andere waren getötet worden oder vor Hunger gestorben. Niemand verstand wirklich, wie die Wirtschaft funktionierte oder funktionieren sollte, nicht einmal die neu ernannten Direktoren. Niemand hatte auch nur eine Ahnung davon, wie staatliche Institutionen arbeiten sollten, nicht einmal die Leute in der Verwaltung. Niemand, eingeschlossen die Spezialisten der Geheimdienste, hatte eine Vorstellung von dem, was die Bevölkerung dachte oder an subversiven Aktionen organisierte.“³⁶

Die Produktion einer Wahnwelt, die Produktion einer „negativen Utopie“ der Bedrohung waren wesentlich für die Entstehung und Stabilisierung der stalinistischen Formation. Es war irrsinnigerweise eigentlich erst der Angriff Hitler-Deutschlands 1941, der die Sowjetunion aus dieser Wahnwelt, aus dieser Sackgasse der Selbsterstörung heraus- und in die Welt der wirklichen und tödlichen Gegensätze hinübergeführt hat.

³⁶ Getty, Naumov, *Road to Terror* 572 f.

Gustavo Corni

Die Utopien des Faschismus: Ruralisierung und „neue Städte“

In einem Interview aus dem Jahr 1975, das unter Historikern durchaus umstritten war¹, unterstrich der italienische Faschismusexperte Renzo De Felice einen grundlegenden Unterschied zwischen Faschismus und Nationalsozialismus: Während letzterer auf dem Begriff der „Rasse“ beruhe und zu einer „Werterestaurierung“ neige, darüber hinaus rückwärts blicke und an althergebrachte Traditionen anzuknüpfen suche, habe der Faschismus ein völlig anderes ideologisches Projekt verfolgt, nämlich die Zielsetzung eines „neuen Menschen“². Zur Untermauerung seiner These zog De Felice die Studie Mosses über die Ursprünge der nationalsozialistischen Ideologie³ heran. Tatsächlich war die Frage nach der vermeintlichen „Modernität“ von faschistischer Ideologie und faschistischem Regime Gegenstand einer langen historiographischen Debatte, in der auch Probleme der politischen Bewertung viel Raum einnahmen⁴. Am Ende besetzten die Interpreten den Modernitätsbegriff in diesem Zusammenhang häufig positiv im Sinne von „politisch progressiv“. Diese Besetzung hatte – wie sich leicht nachvollziehen läßt – viele politische Implikationen. Von den amerikanischen Politologen und Soziologen – wie James Gregor –, die nicht nur den italienischen Faschismus als Modell der Modernisierung interpretiert haben, bis hin zu Renzo De Felice wurde wiederholt der Versuch gemacht, die Auslegung des Faschismus als reaktionäre Diktatur zu revidieren⁵. Auch jüngste Untersuchungen haben die modernen Komponenten der faschistischen Diktatur, z.B. im Bereich der Kulturpolitik⁶

¹ Vgl. die Anthologie mit kritischen Beiträgen der bedeutendsten marxistischen Historiker, Nicola Tranfaglia (Hrsg.), *Fascismo e capitalismo* (Mailand 1976).

² Renzo De Felice, *Intervista sul fascismo*, hrsg. von Michael A. Ledeen (Bari 1975) 41, 102. Dt. Der Faschismus. Ein Interview von Michael A. Ledeen (Stuttgart 1977).

³ George L. Mosse, *Le origini culturali del Terzo Reich* (Mailand 1968).

⁴ Vgl. Tim Mason, *Moderno, modernità, modernizzazione: un montaggio*, in: „Movimento operaio e socialista“ 10 (1987) 45–61.

⁵ Vgl. die inzwischen klassische Rekonstruktion von Renzo De Felice, *Le interpretazioni del fascismo* (Bari 1969), die mehrfach nachgedruckt worden ist. Zu einer Wiederaufnahme des Problems, siehe Nicola Tranfaglia, *Fascismi e modernizzazione in Europa* (Turin 2001).

⁶ Rub Ben-Ghiat, *La cultura fascista* (Bologna 2000).

oder der Organisation der staatlichen Legitimationsformen⁷ hervorgehoben. Im folgenden möchte ich einige Aspekte des Faschismus aus ideologischer, aber auch politischer Perspektive in den Blick nehmen, um deren utopische Dimensionen zu beleuchten: Besonders wichtig scheinen mir dabei sowohl Brüche mit dem Status quo zu sein, als auch Ansätze, die dem vorgefundenen politischen und wirtschaftlichen Kontext noch immer Rechnung tragen mußten.

1. Ruralismen im Vergleich: Faschismus und Nationalsozialismus

Innerhalb des vielschichtigen Panoramas der nationalsozialistischen Ideologie finden wir mit dem Theorem von „Blut und Boden“ eine stark regressive Utopie. Dies zeigt sich an ihrer schwerfälligen Organisation und einem starren politischen Apparat, dessen weltanschauliche Grundmuster – kurz gesagt – rückwärts gewandt waren. Im Grunde lief alles darauf hinaus, jene politische, wirtschaftliche und demographische Zentralstellung des Bauerntums wiederherstellen zu wollen, die der Modernisierungswelle des späten 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen war⁸. Hier lassen sich leicht Analogien zum italienischen Faschismus aufweisen. Denn bei näherem Hinsehen findet sich auch in der faschistischen Bewegung und später im Regime eine stark ausgeprägte „ländliche Ader“. Die Parallelen zwischen Mussolinis *feste del grano* (Getreidefesten) mit ihrem Kult um die (nicht zuletzt reproduktiven) Tugenden der bäuerlichen Bevölkerung und dem deutschen Erntedankfest, das jeden Sommer – oft in Anwesenheit des Führers selbst – auf dem Bückeberg gefeiert wurde, drängen sich geradezu auf. (Die Vorstellung von Hitler in Hemdsärmeln oder Unterhemd beim Korndreschen ist jedoch ein Unding!) Nicht anders verhält es sich bei den jährlichen *battaglie del grano* (Getreideschlachten) und den deutschen Erzeugungsschlachten. Aber auch auf anderen Ebenen lassen sich Kongruenzen feststellen: Der Faschismus hatte 1920/21 in Italien in der Poebene seine Anfänge. Es handelte sich also um eine (ursprünglich städtische) Bewegung, die in den turbulenten Zeiten kurz nach dem Ersten Weltkrieg ihre ersten ausschlaggebenden Erfolge auf dem Land erzielte, indem sie Forderungen von Tagelöhnern und Landlosen mit Waffengewalt unterdrückte. Schon bald sollte der Faschismus aber auch beim ländlichen Mittelstand, der besorgt jede ihm zu radikal erscheinende soziale Veränderung beobachtete⁹, Anhänger finden. Die NSDAP verbuchte ebenfalls in der Wirtschaftskrise 1929 und den folgenden

⁷ Emilio Gentile, *La via italiana al totalitarismo: il partito e lo stato nel regime fascista* (Rom 1994).

⁸ Vgl. u. a. Gustavo Corni, Horst Gies, *Blut und Boden. Rassenideologie und Agrarpolitik im Staat Hitlers* (Idstein 1994).

⁹ Vgl. Paul Corner, *Il fascismo a Ferrara 1919–1925* (Bari 1974); und Anthony Cardoza, *Agrarian Elites and the Origins of Italian Fascism: the Province of Bologna* (Princeton NJ 1975).

Jahren der Krise des republikanischen Systems – obwohl sie in allen Bevölkerungsschichten stark zulegen konnte – ihre größten Erfolge auf dem Land, und hier insbesondere in der protestantischen Bauernschaft.

Bereits an diesem Punkt werden allerdings entscheidende Unterschiede sichtbar. Die Botschaft, die Mussolini und seine Anhänger zunächst in Nord- und Zentralitalien verbreiteten, basierte auf der Wiederherstellung der Ordnung und somit auf der Ausmerzung aller revolutionären Drohungen. Gewiß, dabei wurde all denjenigen Land versprochen, die es bearbeiteten und die in der Lage waren, es urbar zu machen. Aber die ursprünglichen Versprechen zur Umverteilung des Bodens wurden schnell vergessen, als die Allianz mit den kapitalistischen Großgrundbesitzern der Poebene stabil genug für ein solches Unterfangen war. Als Hauptpunkte des faschistischen Ruralismus lassen sich für die Folgezeit dagegen drei Merkmale kennzeichnen: erstens ein Fokus auf demographischem Wachstum, zweitens die Hinwendung zum Kolonisierungspotential, das die bäuerlichen Massen, die nach Land hungerten, bieten konnten, und drittens der Versuch, eine Autonomie in Ernährungsfragen zu erreichen¹⁰. In bezug auf den ersten Punkt wurde eine „geburtenfreundliche“ Politik verfolgt und die innere Migration politisch blockiert. Der zweite Aspekt wurde 1935/36 nach der Eroberung Äthiopiens zunehmend aktuell. Im Hinblick auf das dritte Ziel setzte das Regime – indem es seinen gut funktionierenden Propagandaapparat mobilisierte – die *battaglia del grano* in Szene. Die bäuerliche Bevölkerung wurde dabei weiter genauso wahrgenommen, wie es schon zu Zeiten der liberalen Tradition der Fall gewesen war: als Inbegriff von Familientugenden, als Stabilitäts- und Konsensfaktor für die Machthaber, als reich an Wertmaßstäben wie Sparsamkeit, die das (ressourcenknappe) Regime mit großem Propagandaaufwand rühmte¹¹. Eine zeitgenössische Tageszeitung schrieb (und der Satz ist emblematisch): „Die Landwirtschaft ist natürlich diszipliniert: sie stellt ausgezeichnete Soldaten, gute Bürger und stille Steuerzahler.“¹²

Der Faschismus fügte der skizzierten Anschauung aber auch neue Elemente hinzu. Zu nennen ist vor allem die Instrumentalisierung der traditionellen Fruchtbarkeit der Bauern. Vermittels ihrer sollte ein demographisches Wachstum angeregt werden, das dazu imstande sein sollte, aus Italien eine kontinentale Großmacht zu machen („acht Millionen Bajonette“)¹³. Trotzdem unterstrich Mussolini mehrfach seine Vorliebe für ein wirtschaftlich „gemischtes“ und „ausgeglichenes“

¹⁰ Vgl. Alexander Nützenadel, *Landwirtschaft, Staat und Autarkie. Agrarpolitik im faschistischen Italien (1922–1943)* (Tübingen 1997) 44; im folgenden zitiert Nützenadel, *Landwirtschaft*.

¹¹ Vgl. Victoria De Grazia, *Consenso e cultura di massa nell'Italia fascista* (Rom, Bari 1981) 130.

¹² Zitat aus Pier Giorgio Zunino, *L'ideologia del fascismo. Miti, credenze e valori nella stabilizzazione del regime* (Bologna 1985); im folgenden zitiert Zunino, *L'ideologia*.

¹³ Carl Ipsen, *Demografia totalitaria: il problema della popolazione nell'Italia fascista* (Bologna 1997); im folgenden zitiert: Ipsen, *Demografia*.

System, in welchem die Landwirtschaft zwar die Funktion des Fundaments erfüllen sollte, aber eben nicht als einzige Basis fungierte¹⁴.

Die ruralistische Botschaft des Faschismus war daher ein „ideologisches Konstrukt [und] diente zur Bündelung verschiedener gesellschaftspolitischer Wertvorstellungen“¹⁵; sie integrierte zahlreiche Strömungen des liberalen Ruralismus im geeinten Italien und stellte außerdem einen Brückenschlag zum Katholizismus dar, auf dessen uneingeschränkte Unterstützung Mussolini – an der Spitze wie auch an der Basis – absolut angewiesen war.

Wo war jedoch der Ruralismus innerhalb der Ideologie und der politischen Strategie des Nationalsozialismus anzusiedeln? An erster Stelle müssen wir uns mit den vom NS selbst vorgegebenen Definitionen befassen: Im Mittelpunkt der Weltanschauung und der gesamten ruralistischen Strategie stand das von den Nationalsozialisten bevorzugte Schlagwort „Blut und Boden“, das völlig andere Konnotationen besitzt als die Parolen des zeitgenössischen faschistischen Ruralismus. Es handelt sich um eine Ideologie, der völkische und großstadtfeindliche Ideen zugrunde lagen. Sie war voller Haß auf die Stadt und die Modernität, ausgesprochen rassistisch und bereits im Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts weit verbreitet gewesen¹⁶. R. W. Darrè, der wichtigste Ideologe des „Blut und Boden“, später Reichsbauernführer und Reichsernährungsminister, und die zahlreichen Propagandisten dieser ruralistischen Ideologie waren fest davon überzeugt, daß der Untergang des deutschen Volkes nur aufzuhalten sei, wenn das Bauerntum, die „Blutsquelle des deutschen Volkes“, wieder in den Mittelpunkt politischen Handelns gerückt werde¹⁷. Aber diese in vieler Hinsicht zugleich vage und doch präventöse radikale Ideologie war in Wirklichkeit nur eine Komponente eines umfassenden Entwurfs zur Wiederaufwertung der bäuerlichen Bevölkerung. Der Entwurf geht meiner Meinung nach auf jene tiefen Traumata zurück, die die schnelle Industrialisierung und Modernisierung in der deutschen Gesellschaft seit Ende des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts verursacht hatte. Der Nationalsozialismus mußte eine stark verarmte und nicht nur quantitativ zur Minderheit verkommene ländliche Verbundenheit innerhalb der deutschen Gesellschaft berücksichtigen. Andererseits war auch Italien weit davon entfernt, den Modernisierungsprozeß abgeschlossen zu haben, insofern als – laut der Volkszählung von 1936 – noch 52% der arbeitenden Bevölkerung im Primärbereich konzentriert war.

Der Botschaft Darrès, die durch Mittel modernster Massenkommunikation geschickt in Szene gesetzt wurde, schenkte ein beachtlicher Teil der Bauern von

¹⁴ Vgl. Renzo De Felice, *Mussolini il duce. I: Gli anni del consenso 1929–1936* (Turin 1974) 148.

¹⁵ Nützenadel, *Landwirtschaft* 49.

¹⁶ Vgl. Klaus Bergmann, *Agrarromantik und Großstadtfeindschaft* (Meisenheim a. Gl. 1976); Jost Hermand, *Grüne Utopie in Deutschland. Zur Geschichte des ökologischen Bewußtseins* (Frankfurt a. M. 1991).

¹⁷ Siehe die (analytisch bisweilen einseitige) Monographie von Anne Bramwell, *R. W. Darrè and Hitler's Green Party* (Abbotsbrook 1985).

1930–1933 Gehör – wobei dies für die Katholiken in geringerem Maße gilt als für die Protestanten¹⁸; sie gaben Hitlers Partei ihre Wählerstimmen. Auch in den folgenden Jahren hielten die Bauern dem Regime im Großen und Ganzen trotz zunehmender Schwierigkeiten die Treue¹⁹. Die Stabilität dieses Konsenses innerhalb der Bauernschaft, die mindestens 30% der Gesamtbevölkerung ausmachte, war teils der Penetrationsfähigkeit dieser ideologischen Botschaft, teils aber auch den tatsächlichen agrarpolitischen Maßnahmen des Regimes geschuldet. Die Vorkehrungen umfaßten u.a. die Preisgarantie, eine Organisation des Binnenmarktes, welche die deutschen Bauern vollständig vor ausländischer Konkurrenz schützte und – mittels einer speziellen Gesetzgebung – die Verteidigung der Einheit des bäuerlichen Besitzes (Reichserbhofgesetz vom September 1933); Veräußerung und Parzellierung als Folge von Erbfolgen wurden auf diesem Weg verboten²⁰. Zugleich wurde die gesamte Landbevölkerung, oder besser alle diejenigen, die mit der „Ernährung“ des Reiches zu tun hatten, in einer gigantischen Zunft – dem Reichsnährstand, der zu Spitzenzeiten mehr als acht Millionen Mitglieder zählte – zwangsorganisiert. Diese Vereinigung war ein wichtiger politischer Faktor im Dritten Reich und bot dem deutschen Bauerntum eine Reihe von symbolischen und materiellen Vorteilen²¹.

Als Lebensnerv der NS-Politik ist diese Agrarpolitik gleichwohl nicht anzusehen. Weder Hitler noch andere Hauptvertreter der nationalsozialistischen Polykratie schlossen sich dem ideologischen Projekt und der politischen Strategie Darrès an. Dieser sah sich mehr und mehr isoliert, denn sein Entwurf barg große Schwierigkeiten: Wie war z. B. dem Widerspruch zwischen der Ideologie isolierter und wirtschaftlich autonomer Erbbauern und dem Versprechen des Regimes, die Stadtbevölkerung mit Lebensmitteln zu gleichbleibend niedrigen Preisen zu versorgen, beizukommen? Wie sollte die Zeugungsfähigkeit der bäuerlichen Familie und die Mutterrolle der Frau bewahrt und verbessert werden, wo doch die wachsende Landflucht die Frauen zwang, in der Stadt ihre Arbeitsfähigkeit einzusetzen?

Zum Teil konnten die Probleme bei der Versorgung mit billigen Lebensmitteln insbesondere über Beziehungen zum Balkan gelöst werden; nach Kriegsausbruch standen dann die scheinbar unversiegbaren Quellen der besetzten Gebiete zur Verfügung. Die Betonung liegt in diesem Zusammenhang freilich darauf, daß lediglich eine *Teillösung* der Probleme zustande kam. Denn im Gegensatz zu Darrès Programm ist als eigentliches Kernstück der NS-Wirtschaftspolitik bekanntlich die Maximierung der industriellen Produktion mit dem Ziel der Kriegsfähigkeit

¹⁸ Vgl. die kürzlich erschienene Monographie von Oded Heilbroner, *Die Achillesferse des deutschen Katholizismus* (Gerlingen 1998).

¹⁹ Vgl. die regionale Untersuchung von Daniela Münkel, *Nationalsozialistische Agrarpolitik und Bauernalltag* (Frankfurt a.M. 1996).

²⁰ Zur Agrarpolitik des Regimes verweise ich auf mein Buch: *Gustavo Corni, La politica agraria del nazional-socialismo 1930–1939* (Mailand 1989).

²¹ Vgl. das 2. Kapitel von H. Gies in dem Band *Gustavo Corni, Horst Gies, Brot-Butter-Kanonen. Ernährungswirtschaft in Hitlers Deutschland* (Berlin 1997) 75 ff.

Deutschlands anzusehen. Diesem ausschlaggebenden Ziel wurde am Ende das politische Projekt Darrès geopfert. Nachdem dieser bereits in der zweiten Hälfte der 30er Jahre immer weiter isoliert worden war, schloß er sich 1941 schließlich endgültig von der Macht aus.

Kehren wir zum Vergleich mit der Agrarpolitik des italienischen Faschismus zurück²². Hier stand der Person Darrès ein Arrigo Serpieri gegenüber. Wo mit Darrè ein überzeugter Vertreter einer biodynamischen Landwirtschaft auftrat – ein Projekt, das von den anderen Politikern des Dritten Reichs übrigens empört abgelehnt wurde –, wo mit Darrè ein Gelehrter (mit aus heutiger Sicht zumindest fragwürdigen Fähigkeiten) die Seßhaftigkeit und somit den bäuerlichen Charakter der Germanen zu verkörpern suchte, stand mit Serpieri der wichtigste italienische Agronom an der Spitze einer Gruppe von Technikern, die im faschistischen Regime die Möglichkeit angelegt sahen, die Agrarverfassung an ihren Wurzeln zu modernisieren²³. Serpieri gründete und leitete, solange es ihm die innenpolitische Machtverteilung des Regimes erlaubte, die *bonifica integrale*. Durch dieses Projekt wollte er die Massen der Bauern und Landarbeiter befreien und ihnen eine sozial und wirtschaftlich wichtige Rolle innerhalb der „Autarkie“ Mussolinis zukommen lassen. Dabei machte er sich jedoch, was den Ruralismus anging, nicht die geringsten Illusionen. Zwar sahen er und die anderen Vertreter der faschistischen Agrarpolitik die Bauern als Stabilitätsfaktor an. Darüber hinaus stellte die Landbevölkerung für ihn und das Regime den Ursprung patriotischer Traditionen sowie eine äußerst wichtige Wertegemeinschaft dar – von der sprichwörtlichen Sparsamkeit war schon die Rede²⁴. Aber Serpieri wollte die Bauern in den Modernisierungsprozeß miteinbeziehen und war damit frei von dem nostalgischen Blick auf eine mythisch verklarte Vergangenheit, nach der sich sowohl Darrè wie auch andere Vertreter der Blut und Boden-Ideologie sehnten.

In der Wirklichkeit des Faschismus, der nicht weniger als der Nationalsozialismus eine facettenreiche Bewegung war, existierten allerdings auch einige Gruppen mit einer ausgeprägten ruralistischen Vision; diese speiste sich jedoch nicht in erster Linie aus rassistischen und kulturpessimistischen Wurzeln. Ich beziehe mich hier insbesondere auf die Gruppe *Strapaese*, die eine Zeitschrift mit dem Titel „Il Selvaggio“ herausgab und 1924 von Mino Maccari und anderen toskanischen Faschisten gegründet worden war. Dem Begriff *strapaese*, der nicht ins Deutsche übersetzt werden kann, trat der Terminus von *stracittà* gegenüber²⁵. Unter dem ersten Terminus subsumierten die Anhänger der Bewegung jene kulturellen Werte und Traditionen des kleinen, ländlichen Italien der Provinzstädte und Dörfer, die

²² Ich verweise auf meinen vergleichenden Aufsatz: Gustavo Corni, Die Agrarpolitik des Faschismus: ein Vergleich zwischen Deutschland und Italien, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 17 (1988) 391 ff.

²³ Carlo Fumian, Modernizzazione, tecnocrazie e ruralismo: Arrigo Serpieri, in: Italia contemporanea 137 (1979) 3 ff.

²⁴ Vgl. Nützenadel, Landwirtschaft 33.

²⁵ Vgl. die ausführliche Analyse von Luisa Mangoni, L'interventismo della cultura. Intellettuali e riviste del fascismo (Rom, Bari 1974) 136 ff.

nach ihrer Ansicht die wichtigsten Bezugspunkte für den Faschismus hätten darstellen sollen, an denen das Regime jedoch Verrat geübt habe. Die Vertreter von *Strapaese* – eine kleine Anzahl Intellektueller von gehobenem Niveau (es sei nur auf Curzio Malaparte und Leo Longanesi verwiesen) – hatten eine pessimistische Vision der Moderne. Sie befürchteten, deren Fortschreiten führe unweigerlich zu irreparablen Schäden an der Natur und infolgedessen auch an den Werten der Bauernschaft. So wünschte sich Maccari die Durchführung einer „mehr italienischen und weniger deutschen oder amerikanischen Moderne“, die im Einklang „mit dem ursprünglich italienischen Geist“ stehen sollte. Im ideologischen Haushalt der Gruppe fehlte es auch nicht an rassistischen Untertönen²⁶; Stadt – oder *stracittà* –, das bedeutete Fabriken, Arbeiterklasse, drohende Revolution und Demokratie. All dies waren Übel, denen sich Maccari und seine Anhänger zu widersetzen suchten. Andererseits überdauerte weithin ein starker Antiamerikanismus das gesamte *Ventennio*. Die hochentwickelte Technik und der (scheinbare) Wohlstand der Vereinigten Staaten lasse, so die Kritiker, auf eine tiefsitzende Dekadenz und einen Verfall der menschlichen Werte schließen, beispielsweise was die Rolle der Familie und hier besonders der Frau betraf²⁷.

Die Gruppe *Strapaese* war allerdings nur auf der historisch-kulturellen Ebene einflußreich. Auf das Regime selbst übte sie nicht den geringsten Einfluß aus; im politischen Betrieb isoliert, rieb sie sich mit ihrer harschen Kritik an der Wirklichkeit des Faschismus auf. Ihr wirres politisches Projekt konnte keinen Erfolg haben, zum einen, weil das Regime darauf angewiesen war, das Gleichgewicht der Kräfte von Schwerindustrie und Großgrundbesitzern zu wahren und zum anderen, weil – wie Zunino schreibt: „diese Einheit zwischen Mensch und Natur, die sich in einem authentischen Mystizismus aus heidnischen und ursprünglichen Mythen auflöste ... dem geistigen Gepäck der Italiener ganz und gar fremd“²⁸ war.

2. Demographie und Diktatur

Die Ruralisierungsfrage war in Italien eng mit dem Problem der demographischen Entwicklung verknüpft. Der Faschismus und die italienische Öffentlichkeit stießen im Verhältnis zu anderen europäischen Ländern wie Frankreich, Großbritannien und Deutschland erst sehr spät – nach dem Beginn des 20. Jahrhunderts – auf Fragen der Demographie. Im Vergleich mit anderen europäischen Ländern sah sich das liberale Italien eher mit einem Bevölkerungsüberschuß konfrontiert, der durch (teils saisonbedingte) Migrationsflüsse verringert werden konnte. Dafür wurde das Problem in der Nachkriegszeit um so dringlicher, als das bis dahin so hilfreiche Ventil der Emigration zugekehrt wurde.

²⁶ Vgl. Nützenadel, Landwirtschaft 39 f.

²⁷ Michela Nacci, *L'antiamericanismo in Italia negli anni Trenta* (Turin 1989).

²⁸ Zunino, *L'ideologia* 273.

In den Jahren nach 1918 fiel das Versiegen der Emigrationsflüsse – die Gründe liegen im Zerfall Österreich-Ungarns, in der deutschen Krise, insbesondere aber in der strengeren Gesetzgebung in den Vereinigten Staaten – mit dem Trauma zusammen, das der Tod hunderttausender junger Männer auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs hervorgerufen hatte. Der Faschismus ging das demographische Problem jedoch mit einer gewissen Vorsicht an. Mussolini lehnte die Emigration zwar als eine Verschwendung menschlicher Ressourcen ab. Diese Ablehnung konnte aber auch er zunächst nur in einem Versuch umsetzen, die Emigration selbst zu regulieren, denn Mussolini wußte, daß eine totale Blockade möglicherweise schwerwiegende soziale Unruhen nach sich gezogen hätte. Die Aufmerksamkeit des Faschismus richtete sich dagegen von Anfang an auf das Bevölkerungswachstum. Die Vision des Duce setzte mechanisch Einwohnerzahlen mit Militärpotential und der herbeigesehnten Aufnahme Italiens unter die Weltmächte gleich, wie die Parole der „acht Millionen Bajonette“ verdeutlicht. Auch 1936 bestand Mussolini in einer Rede über das Recht und die Pflicht Italiens, seinen anerkannten Platz am Tisch der Weltmächte einzunehmen, noch immer auf dieser Gleichsetzung: „Herrschaftsanspruch haben die stolzen, fruchtbaren Völker, die ihre Rasse auf dem Erdboden vermehrt sehen wollen, die im engsten Sinne männlichen Völker.“²⁹

Die Einrichtung der Opera Nazionale Maternità ed Infanzia (ONMI) im Dezember 1925 war der erste Schritt in Richtung geburtenfördernder Politik. Weitere wichtige Stationen folgten in den kommenden Jahren: Zu nennen sind die Besteuerung der Ehelosigkeit im Januar 1927 – durch sie gewonnene Einnahmen sollten in die Kassen der ONMI fließen, die Einführung schwerer Strafen auf Abtreibung und den Verkauf von Verhütungsmitteln (zurückgehend auf das Rahmengesetz für öffentliche Sicherheit aus dem Jahr 1926 und das neue Strafgesetzbuch von 1930), von großem propagandistischem Aufwand begleitete Wettbewerbe und Preise zur Förderung von Eheschließungen und Fruchtbarkeit. In der zweiten Hälfte der 30er Jahre erweiterte sich die geburtenfreundliche Politik des Regimes nochmals. Es kamen z. B. die Bevorzugung von kinderreichen Vätern bei Anstellungen, Familiengehälter und Ehekredite hinzu. Allerdings machten sich die Ergebnisse dieser Politik erst relativ spät bemerkbar: Die Geburtenrate sank in den 20er und 30er Jahren kontinuierlich ab (von 30,8 Promille 1922 auf das Minimum von 22,4 Promille 1936), um dann leicht anzusteigen (1939 = 23,6 Promille), während der Quotient der Totgeburten bereits vorher dank familienpolitischer Eingriffe im Sanitätswesen wieder zu sinken begann. Die Obsession des Regimes, mit Zahlen zu hantieren, läßt sich übrigens an Mussolinis Entschluß ablesen, die allgemeine Volkszählung von 1931 schon im Jahr 1936 zu wiederholen, da die erste Erhebung ein eindeutig geringeres demographisches Wachstum als erwartet ans Licht gebracht hatte. So gesehen zeichnet sich eine Parallele mit dem Geschehen in Deutschland ab, wo der Nationalsozialismus ähnliche ideologische Ziele verfolgte; diese blieben allerdings eindeutig rassenpolitisch gefärbt. Fest steht:

²⁹ Ipsen, *Demografia* 176.

Alle Versuche, die Bauernfamilien fest auf dem Land zu verankern und ihre Fortpflanzungsfähigkeit anzuregen, versagten angesichts der unaufhörlichen Modernisierungs- und Urbanisierungstendenzen kläglich.

3. Gegen die Städte

Wie jedoch sollte das Ziel des Bevölkerungswachstums angesichts der zur Verfügung stehenden Mittel erreicht werden? Mussolini legte – wenigstens der Propaganda zufolge – großen Wert darauf, strukturelle Bedingungen zu schaffen, die die Ansiedlung einer größeren Anzahl von Menschen im Land ermöglichen sollten. In einer Rede entwickelte der Duce 1928 folgende Vorstellung: „In einem ganz urbar gemachten, bebauten, bewässerten und disziplinierten, also faschistischen Italien gibt es Platz und Brot für zehn Millionen mehr Menschen.“³⁰ In diese Richtung verweisen denn auch sowohl das Konzept der integralen Urbarmachung, das vom Regime nur unter großem Zögern verfolgt wurde – starke wirtschaftliche Interessenverbände machten gegen die Maßnahme mobil³¹ – als auch die Politik der Konstruktion „neuer Städte“, von der weiter unten die Rede sein soll. Das Regime sah außerdem in der Umsiedlung großer Menschenmassen in afrikanische Kolonien ein grundlegendes Instrument zur Abmilderung des inneren demographischen Drucks. Speziell auf diese – man kann es nicht anders sagen – „Fata Morgana“ stürzte sich rasch der regimetreue Propagandaapparat – nicht zuletzt aufgrund der konsensstiftenden Wirkung der Projektion. Tatsächlich siedelten sich jedoch trotz aller wirtschaftlichen Bemühungen nur ein paar tausend Menschen in den lybischen Kolonien und eine noch geringere Anzahl im soeben eroberten Äthiopien an.

Die Urbarmachung wurde – so weit es möglich war – nach historischen Modellen durchgeführt³², wenn auch mit einigen grundlegenden Abweichungen: Der Staat war angesichts einer massiven Passivität der Grundbesitzer Hauptförderer des gesamten Unterfangens. Insbesondere sah das Regime die Urbarmachung als Voraussetzung für drei miteinander verknüpfte Prozesse an: Erstens sollte die Verwurzelung der Bevölkerung auf dem Land gefördert und dadurch zweitens ihre wirtschaftliche Selbständigkeit garantiert werden. Dies sollte drittens dazu führen, daß sich die Landbevölkerung dazu in die Lage versetzte, das Land in Ernährungsfragen autark zu machen. Jüngste Untersuchungen haben dagegen die (schlußendlich siegreiche) Ablehnung besonders der süditalienischen Großgrundbesitzer gegenüber einem so einschneidenden staatlichen Eingriff hervorgehoben.

³⁰ Antonio Cederna, Mussolini urbanista. Lo sventramento di Roma negli anni del consenso (Bari 1979) 43; im folgenden zitiert: Cederna, Mussolini.

³¹ Vgl. Roberto Cerri, Note sulla bonifica integrale del fascismo, in: Italia contemporanea 137 (1979).

³² Vgl. Teresa Isenburg, Investimenti di capitali e organizzazione di classe nelle bonifiche ferraresi (Florenz 1971).

Diese Ablehnung basierte auf dem Wissen, daß die Grundbesitzer nach dem Plan des Regimes ihrerseits einen beträchtlichen Teil der Mittel hätten aufbringen müssen, um die trockengelegten Länder urbar zu machen. Ferner zogen die (nur zum Teil durchgeführten) Urbarmachungsvorhaben starke wirtschaftliche und politische Interessen auf sich. Besonders die Elektrizitätsgesellschaften zeigten sich an einer Ausnutzung der begradigten Wasserläufe interessiert³³. Was das konkrete Ergebnis der Aktion anging, so war es trotz der durch die „Lex Mussolini“ (vom 24. Dezember 1928) zur Verfügung gestellten Finanzmittel ernüchternd. Zu stark waren die Auflagen, die der soziale Block den Technokraten des Regimes machte; dieser wiederum stützte sich auf die Großgrundbesitzer und hatte Mussolini in den Jahren von 1922–1924 an die Macht gebracht.

Wenn also die Absichten zur Urbarmachung von Land letztlich scheiterten, so war nach der Vision des Duce das städtische Ambiente – und hier folgten ihm die Funktionseliten weitestgehend – ohnehin ungeeignet für die Ziele der geburtenfördernden Politik des Regimes. In den Städten kamen in den Augen vieler Faschisten mindestens drei negative Aspekte zusammen: Die Stadt war für sie die Wiege der Demokratie und der organisierten Arbeiterbewegung, sie war eine „Welt ohne Gott“, und schließlich waren ihre Neurosen, das gedrängte Zusammenleben und der Alltagsstreß Phänomene, von denen man eine gefährliche Minderung der Fruchtbarkeit und damit einen Geburtenrückgang fürchtete³⁴. Der Antiurbanismus begleitete deswegen als brisantes Element die gesamte Politik des Regimes. Eine künstlerische Bestätigung dieser negativen Sicht liefert der Maler Mario Sironi, einer der bekanntesten systemtreuen Künstler. Seine Städteansichten jener Jahre schildern Verzweiflung und Kälte und zeichnen ein Negativ-Bild der städtischen Kultur: „Kein Kritiker, kein Architekt oder Urbanist hat – in jenen Jahren oder auch danach – so laut und mit so überzeugt poetischer Seele wie Sironi gegen das traurige Schauspiel der heutigen Städte gewettert.“³⁵

Aber auch hier war die Ideologie des Faschismus alles andere als homogen. Deswegen empfiehlt es sich, von „Ideologiefragmenten“ zu sprechen³⁶, die nicht spannungsfrei nebeneinander existieren konnten. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre begann das Regime eine antiurbane Politik, die überdies widersprüchlich war. Es lohnt sich an dieser Stelle, noch einmal einen Satz aus Mussolinis berühmten „Discorso dell'Ascensione“ vom 26. Mai 1927 zu zitieren: „Die Parole lautet: Den Exodus aus den Städten mit allen Mitteln, wenn nötig auch mit Gewalt, erleichtern, die Landflucht mit allen Mitteln ... erschweren.“³⁷ Die Umsetzung die-

³³ *Giuseppe Barone*, *Mezzogiorno e modernizzazione. Eletticità, irrigazione e bonifica nell'Italia contemporanea* (Turin 1986).

³⁴ Hier setzen auch die Kritiken gegen die „Maskulinisierung“ der Frauen im Sinne eines Einstiegs in die Arbeitswelt und die Gesellschaft an. Vgl. *Victoria De Grazia*, *Le donne nel regime fascista* (Venedig 1993).

³⁵ *Cesare De Seta*, *La cultura architettonica in Italia fra le due guerre* (Bari 1978) 158; im folgenden zitiert: *De Seta*, *La cultura*.

³⁶ *Giorgio Ciucci*, *Gli architetti e il fascismo. Architettura e città 1922–1944* (Turin 1989) 4; im folgenden zitiert: *Ciucci*, *Gli architetti*.

³⁷ *Cederna*, *Mussolini* 38.

ser Parole erwies sich als alles andere als leicht: Die wiederholten Verbote (1928 und durchgreifend 1939), ländliche Wohnsitze zu verlassen und sich in den urbanen Zentren anzusiedeln, stießen auf den Widerstand vieler (insbesondere junger) Männer, die in den Städten und in den Industriegebieten bessere Arbeitsmöglichkeiten und attraktivere Lebensbedingungen suchten. Paradoxierteise war dies jedoch zugleich eine Tendenz, die das Regime aus Sorge um die Stärkung der nationalen Industrie selbst unterstützen mußte.

Die bahnbrechende Untersuchung von Anna Treves³⁸ hat die Breite und Durchschlagkraft der bevölkerungspolitischen Dynamik im faschistischen Regime aufgezeigt. Treves gelang es, die auf die Selbstdarstellung des Regimes gestützte Meinung zu widerlegen, derzufolge die italienische Bevölkerung in den Jahren des Faschismus ihre Wohnsitze kaum verlegt habe. Auch aufgrund der faschistischen Verschleierungspolitik auf dem Gebiet der Statistik ist es nicht einfach, das Ausmaß der Migrationsphänomene in den 20 Jahren des Faschismus genauer festzustellen: So wurde bei der außerordentlichen Volkszählung im Jahr 1936 erstaunlicherweise keine Frage speziell zur Verstädterung gestellt. Indirekt kann man jedoch schließen, daß in diesem Jahr die Hälfte der Einwohner der großen Städte (mit mehr als einer halben Million Einwohnern) nicht in der Stadt selbst geboren worden war. Wenn es sich 1901 bei 14,5% der Einwohner der größeren Städte um Personen handelte, die in anderen Regionen zur Welt gekommen waren, dann war dieser Prozentsatz 1931 auf über 25% angestiegen³⁹. Wenn man diesen Trend zur Verstädterung über einen längeren Zeitraum hinweg analysiert, läßt sich feststellen, daß der Prozentsatz von Einwohnern in Gemeinden mit mehr als 100 000 Einwohnern, der 1921 noch 12,9% betragen hatte, 1936 auf 17,8% und 1951 auf beinahe 20% angestiegen war. Das entspricht einem Anstieg von 7% in 30 Jahren (die Phase unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg mitgerechnet). Dieses Ergebnis läßt sich mit dem starken Wachstum der Stadtbevölkerung von 4,6% im Jahrzehnt von 1951–1961 vergleichen; es entsprach dem Boom, der die Struktur der italienischen Gesellschaft so nachhaltig beeinflußt und darüber hinaus tiefe Spuren in der kollektiven Vorstellungswelt des Landes hinterlassen hat⁴⁰. Treves schätzt, daß zwischen 1923 und 1939 ca. 18 Millionen Menschen ihren Wohnsitz änderten, mit Spitzenwerten von anderthalb Millionen in einem Jahr. Insgesamt ist also ein großer Prozentsatz der italienischen Bevölkerung vom Land in die Städte umgezogen, er handelte damit gegen die offiziellen politischen Vorgaben.

Seitens des Regimes war man sich über die Situation voll und ganz im klaren, wie aus zahlreichen internen Dokumenten hervorgeht, die das unaufhaltsame Erstarken der Tendenz zur „Konzentration“ in den Städten Nord- und Mittelitaliens – und hier stand Rom an erster Stelle – bedauerten⁴¹. Die Ernennung eines Kommissars

³⁸ Anna Treves, *Le migrazioni interne nell'Italia fascista: politica e realtà demografica* (Turin 1976); im folgenden zitiert: Treves, *Le migrazioni*.

³⁹ Ipsen, *Demografia* 280 f.

⁴⁰ Guido Crainz, *Storia del miracolo italiano: culture, identità, trasformazioni tra anni cinquanta e sessanta* (Rom 1997).

⁴¹ Aus einer offiziellen Veröffentlichung aus dem Jahr 1942, in: ebd. 192.

für die innere Migration 1927 spiegelt den Versuch wider, spontaner Schübe, die den eisernen Gesetzen der Wirtschaft und der sozialen Modernisierung folgten, Herr zu werden. Das Kommissariat beschäftigte sich in der Tat damit, mehrere zehntausend Menschen umzusiedeln, und dies besonders in die „neuen Städte“, also – wie wir noch sehen werden – in nicht-urbane Umfelder, in denen die beklagten Risiken der Verstädterung – wie Sterilität und Entwicklung regimekritischer Tendenzen – geringer waren. Es handelte sich um eine beträchtliche Anstrengung, die große Mittel verschlang, der ökonomischen Dynamik dieser Jahre jedoch nicht Herr wurde. Die wichtigsten Migrationsschübe betrafen den Exodus aus überbevölkerten Regionen wie der Lombardei, dem Veneto, der Emilia-Romagna und aus Apulien in Richtung Basilicata, um hier Erntearbeiten durchzuführen, und in trockenliegende Gebiete rund um die neuen Städte Sardiniens und Latiums. Aber entgegen allen offiziellen Statistiken blieben weiterhin die urbanen und industriellen Zentren Nordwestitaliens und die Hauptstadt die Hauptanziehungspunkte für die Migranten. Insgesamt muß man daher Treves Beurteilung zustimmen: „Der Antiurbanismus des Faschismus, der als ideologischer Überbau für Polizeioperationen diente, die ihrerseits die Arbeitslosen und das Lumpenproletariat mit ausgesprochener Brutalität unter Kontrolle halten sollten, spielte eine ganz und gar nebensächliche Rolle, was die demographischen und migratorischen Strömungen des Zeitraums betraf.“⁴²

4. Die „neuen Städte“

Die größte Anstrengung des Regimes bei der Umleitung des Bevölkerungsstromes in jene Zentren, die nicht die Charakteristika der gleichermaßen gehaßten und gefürchteten Städte besaßen, ist die Errichtung der sogenannten „neuen Städte“. Wohlgemerkt, es handelt sich nicht um ein spezifisch italienisches Phänomen, sondern um eine allgemeine Tendenz zu Beginn des 20. Jahrhunderts, städtische Zentren nach modernen, rationalen Kriterien *ex novo* zu schaffen⁴³. Im faschistischen Italien wurden seit Ende der 20er Jahre in zwölf Jahren insgesamt ein Dutzend solcher Städte mit einem vergleichsweise großen Aufwand gebaut⁴⁴.

⁴² Treves, *Le migrazioni* 161.

⁴³ Vgl. Diane Ghirardo, *New Towns in the Thirties: Italy and America* (Cambridge MA 1986).

⁴⁴ Auch in Hitlers Deutschland gab es einige ähnliche Initiativen, jedoch mit einem anderen Ziel: Es sollte eine „Industriestadt“ gebaut werden, die ein soziales (und nicht nur Wohn-) Modell für die deutsche Arbeiterklasse sein sollte. Es wurden in Wolfsburg und Salzgitter zwei Siedlungsgebiete von beträchtlichem Ausmaß errichtet. Das erste behausten die Arbeiter, die das Volkswagenwerk bauen sollten. Das zweite fungierte zum Abbau der Erzvorkommen (Eisen), die dem Regime unabdingbar für die angestrebte Autarkie Deutschlands erschienen. Abgesehen von ihrer nur partiellen Fertigstellung entsprachen die beiden Siedlungen nicht den Erwartungen. Es sollte einer „Volksgemeinschaft“ ein Korpus gegeben werden, in der die sozialen Unterschiede auf ein Minimum reduziert, oder zumindest in ei-

Die intensivste Bauphase lag am Beginn dieses Zeitraumes; in Littoria begannen die Bauarbeiten z.B. Anfang Juni 1930 und die offizielle Einweihungsfeier fand am 18. Dezember desselben Jahres statt. Hinter der Konstruktion dieser Zentren stand – abgesehen von einzelnen Improvisationen und tiefgreifenden Unterschieden von Fall zu Fall – ein kompliziertes politisches Konzept, nämlich „die Kontrolle über das zu produktiven Zwecken urbar gemachte Land zu stärken“⁴⁵. Dies ist zweifellos als das Versprechen einer neuen Welt zu verstehen, und zwar einer Welt, die auf einer streng hierarchisch gegliederten⁴⁶ sozialen Ordnung aufbaute und zudem dem Regime insofern entgegenkam, als daß sie ihm offenkundig die Fähigkeit bestätigte, vorgefundenes Territorium und sogar die dazugehörige menschliche Gesellschaft umzuwandeln⁴⁷. Im Fall des italienischen Faschismus kommt eindeutig der Wunsch hinzu, Städte zu bauen, die keine Städte im traditionellen Sinn, sondern „Ortschaften“ neuen Typs sein sollten. Die wichtigsten neuen Städte entstanden im südlichen Latium, angefangen mit Littoria – heute Latina –, das als Ortschaft größeren Ausmaßes konzipiert worden war⁴⁸. Der Aufbau dieser Gruppe von Städten, unter ihnen auch Pontinia, Sabaudia und Aprilia, war an die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe gebunden. Man muß hierin die größte Anstrengung des Regimes sehen, auf die Parole der „integralen Urbarmachung“ eine konkrete Tat folgen zu lassen. Weitere neu gegründete Städte gab es in Sardinien: Etwa Carbonia, das seine Entstehung den reichhaltigen Kohlevorkommen der Region verdankte. Das Regime betrachtete Kohle als wesentliche Ressource für die angestrebte ökonomische Autarkie. Als „Stadt der Aeronautik“ wurde in Latium Guidonia gegründet; ihr Stadtbild war geprägt durch eine geradezu absonderliche Vorherrschaft unterschiedlicher Militärkomplexe.

Die Bezugsmodelle für die Konstruktion dieser Zentren waren verschiedenen Ursprungs: Vom Modell des römischen Militärlagers borgte man sich den geometrischen Grundriß, der seinerseits auf der Kreuzung zweier Hauptverkehrsadern aufbaute. Es wurden jedoch auch Elemente der mittelalterlichen Gemeindeftradition berücksichtigt: Dies zeigte sich besonders an der Verzierung öffentlicher Gebäude durch Türme oder den Bau von alleinstehenden Türmen, die alle anderen Gebäude überragen und damit die Vormacht der Partei und des Regimes demon-

nem besonderen urbanen Siedlungskontext abgeschwächt waren. Vgl. die Untersuchung von Marie Luise Recker, *Die Großstadt als Wohn- und Lebensbereich im Nationalsozialismus* (Frankfurt a.M., New York 1981).

⁴⁵ Diane Ghirardo, Kurt Forster, *I modelli delle città di fondazione in epoca fascista*, in: Cesare De Seta (Hrsg.), *Storia d'Italia. Annali 8. Insediamenti e territorio* (Turin 1987) 634; im folgenden zitiert: Ghirardo, Forster, *I modelli*.

⁴⁶ Der Bau und die Lage der Wohnviertel nach modernen Kriterien bautechnischer Standardisierung spiegelte diese Hierarchie deutlich wider: Die Viertel waren nach sozialen Klassen und den Funktionen, die jede Klasse innehaben sollte, klar aufgeteilt. Der überzeugendste Fall ist Carbonia; Ghirardo, Forster, *I modelli* 666.

⁴⁷ Lucia Nuti, Roberta Martinelli, *Le città di strapaese. La politica di fondazione nel ventennio* (Mailand 1981).

⁴⁸ Riccardo Mariani, *Fascismo e „città nuove“* (Mailand 1976); im folgenden zitiert: Mariani, *Fascismo*.

strieren sollten. Allerdings wurden diese Elemente arg deformiert und dadurch ihres ursprünglichen Zweckes beraubt. Im Fall des mittelalterlichen Gemeindepalastes *arengario* verwandelten die faschistischen Stadtplaner den öffentlichen Treff- und Diskussionspunkt, an dem politische Entscheidungen getroffen worden waren, in einen winzigen Balkon, der alles andere dominierte. Der ehemalige Platz öffentlichen Austausches war damit zum Raum geworden, von dem aus der Diktator, der Duce, seine Parolen zum besten geben und seinen nicht mehr zur Diskussion stehenden Willen diktieren konnte. Im übrigen erinnerten in vielen Fällen die Formen der öffentlichen und privaten Gebäude an den „Rationalismus“, eine architektonische Strömung, die zu Zeiten des Faschismus nicht ohne Spannungen neben dem Monumentalismus bestand.

Der vielleicht vielsagendste und eigenwilligste Aspekt dieser vom Regime so stark herbeigesehtnten „neuen Städte“ war jedoch die Tatsache, daß sie ausdrücklich als „Nicht-Städte“ angesehen wurden. Sie sollten tatsächlich „einzig und allein administrative und Kontrollzentren sein, eine hierarchisch durchgestufte Verdinglichung der faschistischen Konzeption sozialer Klassen, aber auch der Idee der Nation, des italienischen Primats und der Organisation des täglichen Lebens“⁴⁹. Die Verbindung zum umliegenden ländlichen Territorium war nur schwach ausgeprägt; deswegen konnte ein solides soziales Netzwerk gar nicht erst entstehen. Die Realität stand damit im Widerspruch zu anfänglichen Äußerungen, die den Bau der neuen Städte als die Verwirklichung der absoluten Harmonie zwischen Stadt und Land gepriesen hatten. Stadt und Land waren im Gegenteil voneinander isoliert. In den Ortschaften der Trockenlegung, wo einige tausend Aussiedler aus dem Veneto und der Lombardei angesiedelt wurden, war außer den parteigeleiteten sozialen Zentren keine Möglichkeit zum sozialen Zusammensein – wie eine Kirche oder ein Gasthaus – vorgesehen⁵⁰.

Die Konzeption der „neuen Städte“ folgte damit im wesentlichen zwei Prinzipien: Neben der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion mit dem Ziel der Autarkie Italiens bezweckte das Regime, „ein großes hygienisches und moralisches Problem zu lösen und die überfüllten Städte insbesondere des Mezzogiorno zu retten“⁵¹. Im Zuge dessen wurden wurzellose, in sich geschlossene Gemeinschaften gegründet – Städte, die Ortschaften ähnelten, jedoch ohne deren charakteristisches kollektives soziales Netzwerk auskommen mußten.

⁴⁹ *Ghirardo, Forster*, I modelli 672.

⁵⁰ *Oscar Gaspari*, *L'emigrazione veneta nell'Agro pontino durante il periodo fascista* (Brescia 1985).

⁵¹ Aus dem Grundsatzprogramm der „Opera Nazionale Combattenti“, dem die Einrichtung der Kolonien in den trockenliegenden Sümpfen anvertraut worden war; *Ghirardo, Forster*, I modelli 638.

5. Architekturpolitik im Spannungsfeld von Monumentalismus und Modernismus

Die Konstruktion der neuen Städte und die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe – die nach einem vom Duce persönlich aufgestellten Terminkalender ausgeführt wurden – hatten dank einer bestens organisierten Propagandakampagne starken Einfluß auf die innere italienische und die internationale öffentliche Meinung. Als Beispiel für die äußerst professionelle Kampagne läßt sich anführen, was Paolo Orano, einer der einflußreichsten und geschicktesten Propagandisten des Regimes, 1937 schrieb: „Mussolini ist der Bauherr, das faschistische Regime eine Baustelle, dies ist das Zeitalter der italienischen Rekonstruktion ... Er ist ein Architekt.“⁵² Genauso intensiv instrumentalisierte das Regime die großen Bauarbeiten in der Hauptstadt. Die Idee, das Erscheinungsbild der größten Städte von Grund auf zu erneuern und Elemente der alten Stadtkerne niederzureißen, da sie inzwischen unter hygienisch-sanitären, aber auch straßenbaulichen, sozialen oder repräsentativen Gesichtspunkten als unangemessen oder irrational angesehen wurden, ist keine Erfindung des Faschismus; freilich trieb dieser sie am weitesten voran. Schon im liberalen Italien hatte es Projekte und konkrete Ergebnisse gegeben, die dieser Linie folgten; bereits der liberale Premierminister Agostino Depretis (1876–1887) hatte das Konzept des „*sventramento*“ (Niederreißen) bei den Sanierungsarbeiten Neapels angewandt. Der Hauptvertreter der Theorie des *sventramento*, Marcello Piacentini, der in der Architekturpolitik des faschistischen Regimes eine wichtige Rolle spielte, hatte bereits vor dem Krieg das Konzept des *sventramento* bei der Neugestaltung des Stadtkerns von Bergamo in die Tat umgesetzt. Theoretisch sollte das Konzept die Möglichkeit eröffnen, neben alten Stadtkernen neue – moderne und rationale – urbane Zentren zu errichten. In Wirklichkeit überbrückte Piacentini nie ganz zufriedenstellend die Unstimmigkeiten, die sich aus der „Überlagerung“ oder dem „Nebeneinander“ eines alten Stadtkerns und einer modernen Stadt ergaben⁵³.

Es bleibt die Tatsache bestehen, daß sich die faschistischen Städteplaner – neben Piacentini ist besonders Gustavo Giovannoni, der Gründer der italienischen Urbanistik zu erwähnen – Konzepte ausborgten, die lange vor ihrem eigenen Wirken in der architektonischen und städteplanerischen Kultur gebräuchlich waren. Der vorhandenen Entwürfe bediente man sich, um eine monumentale, ja beinahe sakrale Vision der Politik in ein möglichst gutes Licht zu setzen. Nie waren Politik, Architektur und Urbanistik so eng verknüpft wie im Fall der baulichen Eingriffe in der italienischen Hauptstadt. Es ist in diesem Kontext ein weiterer, kaum bekannter, aber nicht zu unterschätzender Aspekt hinzuzufügen: Neben den im Zentrum durchgeführten *sventramenti* waren die Randviertel (*borgate*), die sich durch den Zuzug von Einwanderern und Obdachlosen rasch ausbreiteten, ein ge-

⁵² Ebd. 629.

⁵³ Ciucci, Gli architetti 20 ff.

fundenes Fressen für Bauspekulationen; diese erwarben im Faschismus jene zentrale Rolle, die sie in der italienischen Urbanistik bis heute spielt.

Mussolinis Vision von Rom war stark von der kleinbürgerlichen und provinziellen Kultur gekennzeichnet, der der Duce entstammte. Es handelt sich um eine letztlich ahistorische Vision, die ihn die Architektur als reines Instrument eines mythisierenden Geschichtsbildes sehen lies. Alle historischen und archäologischen Funde, die nicht seiner Vision entsprachen, bezeichnete er herablassend als „Bauschutt“⁵⁴. 1925, zu Beginn der Politik der *sventramenti*, erklärte er – und diese Aussage erscheint durchaus typisch für sein Verhältnis zur Architektur: „Die jahrtausendealten Monumente unserer Geschichte müssen in der ihnen zustehenden Einsamkeit herausragen.“⁵⁵ Im Lichte dieser Konzeption läßt sich besser verstehen, wie sehr der Duce die städtebaulichen Eingriffe als Möglichkeiten begriff, sich unter veränderten architektonischen Gegebenheiten selbst in Szene zu setzen. Viele Bauwerke dienten geradezu als Bühnenbild, wenn Mussolini seine absolute Macht und seine Triumphe von den Massen zelebrieren ließ. Es handelt sich darum, die Architektur (egal ob modern oder historisch) zu *gebrauchen* – eine Vorstellung, die Mussolini unzweifelhaft mit Hitler teilte.

Die *sventramenti* in der Hauptstadt begannen schon 1924, erreichten jedoch ihren Höhepunkt zu Beginn der dreißiger Jahre. Zugleich verstärkten sich in der Propaganda Tendenzen, Mussolini mit Cäsar Augustus und den gesamten Faschismus mit seinem Modell – dem imperialen Rom – gleichzusetzen. Die Ausgrabungen und die *sventramenti* wurden unter einem doppelt mystifizierenden Deckmantel ausgeführt: Einerseits sollten die Spuren des antiken Rom ans Licht gebracht und Fehler und Mißformationen korrigiert werden, die auf die darauffolgenden Jahrhunderte zurückgingen. Andererseits mußten Viertel, die den hygienischen Standards nicht mehr entsprachen und in denen sich tausende von armen Familien des römischen „Pöbels“ zusammengedrängten, saniert werden. Doch beide offiziellen Zielsetzungen deckten sich keinesfalls mit der realen Umsetzung der Baumaßnahmen. Was den zweiten Aspekt der Baupolitik betrifft, möchte ich daran erinnern, daß allein der Bau der Via dell'Impero und die Demontage des Augustusforum und des Forum Trajanum zur Aussiedlung von 746 Familien führten. Der Bau der Via della Conciliazione auf der Westseite des Tibers, der in keinem Plan vorgesehen war, betraf sogar beinahe 5000 Menschen. Ganz im Gegensatz zu den Versprechen des Regimes begann mit ihrer eiligen Umsiedlung in äußerst kostengünstig errichtete *borgate* tatsächlich der lange, bis heute andauernde und schmerzvolle Prozeß der Ausdehnung der Randbezirke; diese waren besonders dicht bevölkert und hatten kaum soziale Dienstleistungszentren zu bieten. Man kann also keineswegs behaupten, daß diese Massenaussiedlungen aus den (ohne Zweifel ungesunden) Stadtzentren über einen kürzeren und mittleren Zeitraum für die betroffenen abertausend Familien eine wirkliche Verbesserung der Wohnbedingungen mit sich gebracht hätten. Vielmehr ist zu konstatieren, daß

⁵⁴ Cederna, Mussolini 35.

⁵⁵ Ghirardo, Forster, I modelli 649.

im Faschismus der Widerspruch von einer Rhetorik der Monumentalität und dem realen Anschwellen heruntergekommener Außenbezirke und von Stadtvierteln, in denen stetig anwachsende Volksmassen ghettoisiert wurden, allgegenwärtig war: „Der monumentalen Stadt“, schrieb ein Architekturhistoriker, „die mit der Zerstörung wächst, stehen die Barackensiedlungen in den Vorortvierteln als Gegenaltar gegenüber.“⁵⁶ In diesem Prozeß spielte die Bauspekulation – Banken, römisches Großbürgertum, Überbleibsel der Aristokratie, der Vatikan – eine wichtige Rolle und zog enorme Profite aus den faschistischen Unterfangen.

Hauptfiguren in diesem Szenario waren Piacentini und seine Schüler⁵⁷. Von nun an hatte der bekannteste Architekt jener Jahre den Ruf des *sventratore*. Er erwarb ihn sich nach dem Titel eines Gedichtes von Mino Maccari, also demjenigen faschistischen Maler und Intellektuellen, der zu den Hauptvertretern des sogenannten *strapaese* gehörte:

„Di costruir mai sazio

Le cose sue

L'architetto vuol sempre nuovo spazio

Onde non uno strazio

Ei commette, ma due.“⁵⁸

Realiter waren jedoch die meisten Experten aus den Bereichen Architektur, Urbanistik und Archäologie mit Piacentini einverstanden. Die wichtigsten Eingriffe waren die Ausgrabung des Augustusforums und des Forum Trajanum ab 1924. Um die großartige, 900 Meter lange und 30 Meter breite Via dell'Impero zu gestalten, an deren Ende das Kolosseum thronen sollte, wurden mehr als 300 000 Kubikmeter Schutt ausgehoben und mehr als 2000 Wohnungen zerstört. Allerdings dienten die archäologischen Arbeiten nur als Vorwand: Das zeigt sich schon daran, daß mehr als vier Fünftel der ursprünglichen Oberfläche der imperialen Foren später eingeebnet wurden, um Platz für eine große Allee und damit für die Paraden des Regimes zu schaffen. Darüber hinaus wurden (z. T. absichtlich) schwerwiegende Rekonstruktionsfehler begangen. Über allem wurden die Arbeiten, genauso wie die darauffolgenden um das Campidoglio (das sogenannte *raschiamento*)⁵⁹ und diejenigen um das Augustusmausoleum am Tiberufer mit einem großen Aufwand an Mitteln vorangetrieben. Ständig drängte allerdings die Zeit, alles entstand in höchster Eile, da die vom Duce festgelegte politische Terminplanung knapp bemessen war.

Festgehalten werden muß auch, daß diese Eingriffe direkt von Mussolini oder vom Regierungskommissar in Rom ausgingen. Letzteren ernannte der Duce per-

⁵⁶ Ciucci, Gli architetti 80.

⁵⁷ Einer der bekanntesten Architekturhistoriker hat sie als „eine Schule zur kriminellen Vereinigung (definiert), insofern als sie zum ersten Mal in großem Stil eine heilige Allianz gründet, in der politische Macht, wirtschaftliche Macht und akademische Macht unter einer Decke stecken“; *De Seta*, La cultura 150.

⁵⁸ „Nie müde, seine Sachen / Zu bauen / Braucht der Architekt immer neuen Raum / Und so verpfuscht er / Nicht eine, sondern zwei“.

⁵⁹ Man könnte es mit „Ausschabung“ übersetzen.

sönlich, damit war der Kommissar keinem Kontrollorgan Rechenschaft schuldig. Der Bebauungsplan von 1931 folgte den gleichen Mustern wie derjenige von 1924 – die Arbeiten wurden jedoch ausgeführt, ohne ihn auch nur im geringsten zu beachten. Typisch dafür ist das Bauvorhaben der Via della Conciliazione ab 1935. In wenigen Jahren wurde auf der Grundlage eines direkten Abkommens mit dem Vatikan ein ganzes Renaissance- und Barockviertel – die sogenannte *Spina* – mit vielen Palazzi und Kirchen eingerissen, weil es die Aussicht auf eine monumentale Achse beeinträchtigte, die bei St. Peter münden sollte. Hintergrund für dieses Anliegen war das politische Ziel, der Annäherung von Kirche und Staat auch auf symbolischem Feld Gegenständlichkeit zu verleihen. Die Via della Conciliazione wurde – nebenbei bemerkt – in den 50er Jahren von Piacentini selbst vollendet. Seine Rolle während des Regimes hinderte ihn also nicht daran, die italienische Architektur auch in den ersten Jahren der Republik weiterhin zu beeinflussen. Auch darf nicht übersehen werden, daß Eingriffe ins Stadtbild, wie sie hier am Beispiel Roms geschildert wurden, in den 30er Jahren auch in anderen Orten an der Tagesordnung waren. Das Ausmaß der Umstrukturierung blieb allerdings geringer, und der propagandistische Aufwand war keinesfalls mit demjenigen für die Hauptstadt zu vergleichen. Piacentini verwirklichte im Zentrum von Brescia einen beinahe exemplarischen Eingriff, der in ästhetischer Hinsicht allgemein ein positives Echo fand. Die 1936 begonnenen *sventramenti* im volkstümlichen Viertel S. Croce in Florenz kamen erst 1966 aus dem tragischen Anlaß einer Überschwemmung zum Abschluß.

Die Bestrebungen, das Regime zu monumentalisieren und durch die Neukonzeption ganzer Stadtteile zum unvergänglichen Gedenken seines Ruhmes beizutragen, hatten in den großen Bauarbeiten in Rom ihren Höhepunkt; einige der wichtigsten perspektivischen Ansichten der Hauptstadt veränderten sich. Doch auch anderswo finden sich Beispiele für ein sakrales und materielles Politikverständnis, das sich in eben diesen gigantischen Monumentalbauten samt ihrer großen visuellen Wirkung niederschlug. Exemplarisch sei an die monumentalen Kriegsfriedhöfe erinnert – an erster Stelle Redipuglia, der größte und majestätischste – ⁶⁰, die das Opfer, das die Gefallenen des Ersten Weltkrieges gebracht hatten, verherrlichen sollten. Darüber hinaus hatten die Grabstellen den Zweck, die intime Beziehung von faschistischem Regime und Gefallenen zu repräsentieren – auf diese Weise bemächtigte sich das Regime ihres Andenkens. Piacentini schuf außerdem das Monumento alla Vittoria in Bozen. Hier verherrlichte man die römische Eroberung Südtirols und legitimierte dadurch auch den Kurs einer entnationalisierenden Politik, den das Regime gegenüber der deutschsprachigen Bevölkerung angeschlagen hatte. Öffentliche Gebäude wie die *case del Fascio*, die in vielen italienischen Städten errichtet wurden, beanspruchten für sich Stattheit und Erhabenheit und riefen die Vorbilder (oder besser gesagt, die angenommenen Vorbilder) des Imperium Romanum in Erinnerung. Zumindest auf dem Reißbrett fehlte es auch nicht an gigantischen Projekten, die in ihren Dimensionen

⁶⁰ Vgl. Lucio Fabi, Redipuglia. Il sacrario, la guerra, la comunità (Monfalcone 1993).

durchaus mit denjenigen vergleichbar waren, die Speer für Hitler entwarf. Ich verweise z. B. auf die Eternale Mole Littoria – einen riesigen Leuchtturm –, der von Mario Palanti 1924 vorgestellt wurde, Mussolinis freudige Zustimmung erhielt, jedoch nie über das Stadium der Planung hinauskam. Anzuführen ist auch die Casa Littoria, die in Rom zum Parteihauptquartier hätte werden sollen. Die Ausschreibung des Wettbewerbs erbrachte serienweise Entwürfe mit stark monumentalem Einschlag. Alle Architekten beriefen sich auf die „imperiale“ Architektur à la Piacentini; der Krieg brachte die im Herbst 1938 begonnenen Arbeiten jedoch zum Stillstand⁶¹.

Monumentale Projekte dieses Ausmaßes, die beinahe an jene im nationalsozialistischen Deutschland herankamen, hatten mit letzteren einige grundlegende Elemente gemeinsam⁶²: Die Errichtung von großartigen Gebäuden sollte für alle Zeiten die Existenz des faschistischen Regimes bezeugen und auf mystisch-sakrale Weise den Duce und das von ihm geschaffene Regime glorifizieren. Und eben diese Monumentalbauten waren zweifelsohne das sichtbare Erbe, das der Faschismus in den italienischen Städten hinterlassen hat. Dennoch wäre es abwegig anzunehmen, diese Unterfangen seien die einzige architekturpolitische und städteplanerische Linie des Regimes gewesen. An dieser Stelle läßt sich ein klarer Unterschied zum nationalsozialistischen Deutschland ausmachen, denn hier wurden alle neuen architektonischen und urbanistischen Strömungen der 20er Jahre – zuvörderst das Bauhaus – nach 1933 komplett ausradiert, um dem monumentalistischen und/oder völkischen Stil freies Feld zu schaffen⁶³.

Der Faschismus war also auch auf diesem Gebiet alles andere als homogen. Denn obwohl Piacentini und seine *sventramenti* in der architekturpolitischen und urbanistischen Politik der Regimes im Vordergrund standen, ist unübersehbar, daß auch rationalistische Stilelemente Eingang in die Planung und Umsetzung der „neuen Städte“ fanden. Die rationalistischen Strömungen entstammten einer internationalen Debatte der Zeit: Gebäude und ganze Städte sollten nach einfachen und rationalen Kriterien errichtet und alles Rauschgold des Historismus in die Rumpelkammer verbannt werden. In Deutschland hatte das NS-Regime wie erwähnt den Rationalismus der Weimarer Zeit verboten – nach Hitlers Machtergreifung spielte dieser Stil folglich in den architektonischen und stadtplanerischen Aktivitäten höchstens noch eine Nebenrolle. In Italien dagegen existierte der Rationalismus weiterhin ungestört; ja, das Regime gab sogar selbst rationalistisch geprägte Aufträge in Arbeit und nicht wenige von ihnen erhielten hohe Auszeichnungen. Die Jahre der antistädtischen Ideologie konnten daher zu Recht auch als

⁶¹ Zu Projekten, die das Regime und den Duce persönlich sakralisieren, vgl. *Emilio Gentile, Il culto del Littorio. La sacralizzazione della politica nell'Italia fascista* (Rom, Bari 1994) 242; im folgenden zitiert: *Gentile, Il culto*.

⁶² *Sandro Scarrocchia, Albert Speer e Marcello Piacentini. L'architettura del totalitarismo negli anni Trenta* (Mailand 1999).

⁶³ *Barbara Miller-Lane, Architektur und Politik in Deutschland 1918–1945* (Braunschweig, Wiesbaden 1986).

„die Jahre der glücklichen Saison des Rationalismus“⁶⁴ bezeichnet werden. Wenn wir die Projekte des faschistischen Italiens also mit den Tendenzen vergleichen, die nördlich der Alpen dominierten, kommen wir zu dem Ergebnis, daß die Position des Faschismus im Verhältnis zu den künstlerischen Thematiken von Anfang an eine offene oder zumindest eine ambivalente war. Die faschistische Ideologie hatte ihre Wurzeln im Futurismus, einer in ganz Europa präsenten Avantgardebewegung, die starken Einfluß auf die Architektur ausübte⁶⁵. Etwas ähnliches läßt sich vom Nationalsozialismus nicht behaupten⁶⁶.

Mussolini selbst erklärte in seinen zahlreichen verstreuten Erklärungen über das Wesen der Kunst mehr als einmal, der Faschismus plane auf künstlerischem Gebiet eine tiefgreifende Erneuerung. Zu Beginn der 30er Jahre, also in der intensivsten Phase monumentaler *sventramenti*, versprach er speziell im Hinblick auf die Architektur der Moderne, Spielraum lassen zu wollen: Alle staatlichen Gebäude sollten zu Symbolen ihrer Zeit werden⁶⁷. Es läßt sich eine Vielzahl konkreter Beispiele anführen: Terragni und andere Spitzenvertreter der Stilrichtung bekamen Zuschläge von der Partei, wie die Errichtung der *casa del fascio* in Como beweist, die eine der Glanzleistungen des italienischen Rationalismus ist. In einer Debatte der Jahre 1933/34 verteidigte Mussolini, unterstützt vom Kultusminister Giuseppe Bottai, den römischen Architekten Michelucci – dieser hatte den Bau des Bahnhofs von Florenz nach rationalistischen Prinzipien geplant und schließlich auch vollendet⁶⁸. Besonders heikel war die Diskussion um die Ausstellung zur Zehnjahresfeier der faschistischen Revolution, die 1932 in der Hauptstadt eröffnet wurde und es in den zwei Jahren ihres Bestehens auf ca. drei Millionen Besucher brachte. Die Umsetzung der Ausstellung, die die Triumphe des Faschismus zur Schau stellen sollte, wurde Künstlern wie Terragni und Sironi anvertraut; rationalistische und futuristische Stilmittel erhielten auf diese Weise viel Raum. Auch in der Folgezeit bekamen die Rationalisten sowohl vom Staat und seinen öffentlichen Einrichtungen als auch von privater Seite wichtige Aufträge. Sie bekamen bei wichtigen Anlässen wie den Biennalen in Monza Gelegenheit, sich anzubieten und zu experimentieren. Auch darf nicht vergessen werden, daß in den Jahren der intensiven städteplanerischen Aktivität – zwischen 1926 und 1941 wurden ca. 200 Wettbewerbe für allgemeine Bebauungspläne ausgeschrieben – in vielen Fällen die Projekte der Rationalisten den ersten Preis gewannen; der bedeutendste Fall ist vielleicht jener des Allgemeinen Bebauungsplans von Aosta, der

⁶⁴ Zunino, *L'ideologia* 286.

⁶⁵ Manfred Hinz, *Die Zukunft der Katastrophe. Mythische und rationalistische Geschichtstheorie im italienischen Futurismus* (Berlin 1985).

⁶⁶ Allerdings zeigt sich auch in Deutschland, daß die Übergänge fließender sind als lange angenommen. Bauhauskünstler projektierten und arbeiteten z. T. noch lange nach 1933 ungestört und teilweise sogar in Diensten des Regimes. Vgl. u.a. Winfried Nerdinger (Hrsg.), *Bauen im Nationalsozialismus – Bayern 1933–45* (München 1993); Hans Ulrich Thamer, *Geschichte und Propaganda. Kulturhistorische Ausstellungen in der NS-Zeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998) 349–381.

⁶⁷ Cederna, Mussolini 21.

⁶⁸ De Seta, *La cultura* 252.

auch effektiv in Kraft trat. Es wurden auch Maßnahmen zum Ausbau technischer Schulen unternommen, in denen neue Berufsgruppen – insbesondere Ingenieure, Architekten und Urbanisten – nach neuesten Methoden ausgebildet wurden. Dies geschah freilich nur mit vollstem Respekt für die politische Orthodoxie. So entstand eine neue technische Bürokratie, die in der Hauptsache auf Modernität und Funktionalität ausgerichtet war, der es aber auch darum ging, die Übereinstimmung von Regime und den Massen so weit wie möglich zu fördern⁶⁹.

Die Hauptfrage betrifft also nicht den stilistischen Eklektizismus des Faschismus oder seine Empfänglichkeit für verschiedene Stilrichtungen, die teilweise sogar in scharfem Kontrast zueinander standen. Dieser Pluralismus kann meiner Meinung nach nicht als Zeichen dafür interpretiert werden, daß innerhalb des Regimes Freiräume bestanden hätten. Von größerer Bedeutung scheint mir ganz im Gegenteil zu sein, daß der architektonische und urbanistische Rationalismus in Italien, von wenigen Ausnahmen abgesehen, den Faschismus geradezu enthusiastisch aufnahm; diese Zustimmung basierte m. E. auf der Überzeugung, daß das Regime insgesamt einen Modernisierungs- und Erneuerungsschub für die Kultur und die Entwicklung des Landes darstelle. Der Weg eines intelligenten Rationalisten wie Mario Pagano, der genauso wie Sironi⁷⁰ dem Regime bis zum Ende die Treue hielt, ist exemplarisch für die Fähigkeit der faschistischen Diktatur, sich Intellektueller jeder Couleur zu bedienen. Dahinter ist immer die Absicht zu erkennen, die Kunst zu instrumentalisieren – oder gar zu versklaven –, auf diesem Wege gleichzeitig die eigene Machtposition auszubauen und einen breiten Konsens zu stiften⁷¹. Dieses Projekt wurde von den Intellektuellen im Großen und Ganzen unterstützt. Auf einem Plakat aus dem Jahr 1933 huldigten Carrà, Campigli, Sironi und andere Maler der faschistischen Kunst – die Mussolini seinerseits anhimmelte – als „perfektes Instrument zur geistigen Regierung“⁷².

Protagonisten verschiedenster Stilrichtungen gingen also eine Symbiose mit dem Faschismus ein, genauso wie umgekehrt das Regime keine Probleme damit hatte, unterschiedliche Stile zu fördern, solange diese Eliten ihm treu ergeben blieben. In diesem Zusammenhang ist noch auf die Konzeption und Umsetzung der vom Krieg unterbrochenen Weltausstellung (besser bekannt als EUR) von 1942 hinzuweisen. 1936 hatte Italien den Zuschlag für die Ausstellung erhalten und das Regime beabsichtigte, bei dieser Gelegenheit eine Art internationales Schaufenster zu entwerfen, in dem die intellektuellen und architektonischen Leistungen des Faschismus ausgestellt werden sollten. Unter der Regie Piacentinis nahm das Projekt allerdings schon bald weit ambitioniertere Formen an: Das Ausstellungsgelände wurde als Stadtviertel entworfen, von dem aus sich die Hauptstadt weiter in Rich-

⁶⁹ Vgl. Salvatore Adorno, *Urbanistica fascista. Tecnici e professionisti tra storiografia e storia disciplinare*, in: *Contemporanea* 5 (2000) 135 ff.

⁷⁰ „Sironi war dramatisch fasziniert und angezogen von der mythischen Neigung des Faschismus, gebunden an seine Idee der ‚Moderne‘“; Ciucci, *Gli architetti* 208.

⁷¹ Vgl. Cesare De Seta (Hrsg.), *Pagano, architettura e città durante il fascismo* (Rom, Bari 1976).

⁷² Gentile, *Il culto* 211.

tung Meer ausdehnen sollte; Rom wucherte in diesen Jahren förmlich in alle Himmelsrichtungen und dieses städtebauliche Chaos galt es einzudämmen⁷³. Es war das Verdienst Piacentinis, in diesem Projekt viele Vertreter des Rationalismus zu dem Projekt zu Wort kommen zu lassen, darunter auch Pagano. Und trotz mancher Unstimmigkeit – bei zahlreichen Projekten dominierte der pompöseste Monumentalismus – kann man sagen, daß die in den letzten Jahren des Regimes geplante (und nur teilweise durchgesetzte) EUR in gewisser Hinsicht die Konkretisierung jenes Ideals der faschistischen Stadt darstellte, das von einem angesehenen Kritiker bereits 1928 folgendermaßen umrissen worden war: „Ich stelle mir also die faschistische Stadt als ganz unphilosophisch, licht- und sonnendurchflutet vor, mit breiten Straßen ... einfach und feierlich in der Linienführung einer Architektur, die allem überflüssig Ornamentalem entsagt und ein geometrisches Ganzes aus Masse und Raum bildet.“⁷⁴

Fassen wir zusammen: Weder dem Vorhaben der Ruralisierung noch der Idee, „neue Städte“ zu errichten, lag im faschistischen Italien eine einheitliche Strategie zugrunde. Die unterschiedlichen Linien hingen zum einen von einem genau umrissenen historisch-politischen Kontext ab, zum anderen ist in Rechnung zu stellen, daß das Regime keineswegs dazu in der Lage war, völlig autonom zu agieren. Auch die Faschisten mußten diejenigen alten Allianzen berücksichtigen, denen sie ihre Machtergreifung verdankten. Die Rückkehr zum Land, um eine fruchtbare und sparsame bäuerliche Kultur zu stärken, war – den Plänen zufolge – durch die modernen Techniken der Raumplanung umzusetzen: Dies schlug sich sowohl im Konzept der Urbarmachung als auch in der Planung und Errichtung der „neuen Städte“ nieder. Um diese – nur teilweise erreichten – Ziele zu verwirklichen, bediente sich das Regime einer in Teilen neu zusammengesetzten bürokratisch-technokratischen Klasse, die mit modernem Wissen ausgestattet war. Man kann also von einer „konservativen Modernisierung“ sprechen, die auf die Bewahrung der traditionellen sozialen und wirtschaftlichen Gleichgewichte ausgerichtet war⁷⁵. Die Dyskrasie zwischen Methoden und Zielen, die in der ruralistischen Politik des Faschismus klar erkennbar ist, spricht Bände über ein soziales System, das auf einen radikalen Bruch zusteuerte. In Deutschland dagegen kann meiner Meinung nach nicht von einer ähnlichen Dyskrasie die Rede sein: Darrès ruralistische Utopie war ganz und gar rückwärtsgewandt und blickte nostalgisch auf eine verlorene Zeit zurück.

⁷³ Vgl. *Franco Ferrarotti*, *Roma da capitale a periferia* (Bari 1970).

⁷⁴ Aus dem Buch von *Ridolfo Mazzuconi*, *La città fascista* (Grosseto 1928), zitiert bei *Mariani*, *Fascismo* 197.

⁷⁵ *Patrizia Dogliani*, *L'Italia fascista 1922–1940* (Mailand 1999) 185 ff.

Michael Brenner

Die zionistische Utopie begegnet der Realität: Palästina in der deutsch-jüdischen Literatur

„Gegen die Behandlung als Utopie muß ich meinen Entwurf zuerst verteidigen“, schreibt Theodor Herzl auf der ersten Seite seiner programmatischen Schrift „Der Judenstaat“. Er fährt fort: „Eigentlich bewahre ich damit nur die oberflächlichen Beurtheiler vor einer Albernheit, die sie begehen könnten. Es wäre ja keine Schande, eine menschenfreundliche Utopie geschrieben zu haben. Ich könnte mir auch einen leichteren literarischen Erfolg bereiten, wenn ich für Leser, die sich unterhalten wollen, diesen Plan in den gleichsam unverantwortlichen Vortrag eines Romans brächte. Aber das ist keine solche lebenswürdige Utopie, wie man sie vor und nach Thomas Morus so häufig producirt hat.“¹ Und kurze Zeit darauf betont er gegenüber seinen Anhängern: „Wenn Ihr wollt, so ist es kein Traum.“ In der Tat mußten Herzl und andere Zionisten immer wieder darauf hinweisen, daß ihre von den einen als Traum, von den anderen als Alptraum betrachtete Vision auch in der Realität Bestand haben konnte. Dabei war auch den Gründern des Zionismus der utopische Charakter ihrer Bewegung durchaus bewußt. Nicht zufällig kleidete Herzl, der Begründer des politischen Zionismus, im Jahre 1902 seine Vorstellung des Judenstaates in den – wie er noch sechs Jahre zuvor geschrieben hatte – „gleichsam unverantwortlichen Vortrag“ eines utopischen Romans, dem er den Titel „Altneuland“ gab. Er knüpfte damit auch an frühere utopische zionistische Romane an, wie etwa Menachem Eislars 1885 erschienenes Werk „Ein Zukunftsbild“ oder, acht Jahre später, Max Ernst Osterberg Verakoffs „Das Reich Judäa im Jahre 6000“².

Utopisch an der Idee eines „Judenstaats“ – um den Titel des programmatischen Aufsatzes Theodor Herzls von 1896 zu verwenden – schien seinen Lesern nicht nur die Wiederherstellung der politischen Souveränität der 2000 Jahre lang in aller Welt verstreuten Juden in ihrem ursprünglichen Territorium. Utopisch mußte Anhängern und Gegnern das ganze Programm des Zionismus erscheinen. Der Zionismus beinhaltete eine Reihe von Elementen, die zahlreichen Juden und Nichtjuden an der Wende zum 20. Jahrhundert weit entfernt von ihrer Lebensrea-

¹ Theodor Herzl, *Altneuland* (Augsburg 1986, Neudruck der Erstausgabe von 1896) 43.

² Siehe hierzu Leah Hadomi, *Jüdische Identität und der zionistische Utopieroman*, in: *Bulletin des Leo Baeck Instituts* 86 (1990) 30–34.

lität erschienen. Zunächst war hier einmal die Ausgangsposition der jüdischen Selbstdefinition. Herzl erklärte kategorisch: „Wir sind ein Volk, EIN Volk.“ Diese Vorstellung hatte der Großteil der Juden West- und Mitteleuropas im Laufe des 19. Jahrhunderts heftig abgestritten, da sie ihr Judentum im Zuge der Emanzipationsbemühungen zumindest offiziell auf rein religiöser Grundlage als deutsche oder französische Staatsbürger jüdischen Glaubens definiert hatten, es sozusagen „konfessionalisierten“. Herzl forderte nichts weniger als eine radikale Redefinition ihrer jüdischen Identität auf Grundlage der jüdischen Nation, was außerhalb des osteuropäischen Judentums auf heftigen Widerspruch stieß.

Eng verbunden mit der theoretischen Frage der Selbstdefinition war die äußerst praktische Angelegenheit der Gestaltung des eigenen Lebens. War mit der ersten Problemstellung die Frage „Wer bin ich?“ verbunden, so stellte sich damit auch die Frage „Wo soll ich leben?“ Der Zionismus verlangte die Verlagerung des Lebensmittelpunktes in ein Territorium, das zwar den meisten Juden aus der Beschäftigung mit ihrer eigenen Geschichte oder aus den täglichen Gebeten, die zur Rückkehr nach Zion aufforderten, bekannt war. Doch war, insbesondere in der jüdisch-religiösen Tradition, diese Vorstellung mit dem Kommen des messianischen Zeitalters verbunden und damit in eine unbestimmte Zukunft verschoben worden. Daß nun ausgerechnet ein durch und durch säkularer Jude wie Theodor Herzl diese Idee in die Praxis umsetzen wollte, erschien den einen als Gotteslästerung, den anderen als Spinnerei.

Zu ersteren zählten jene „Protestrabbiner“, die sich vehement – und letztlich mit Erfolg – gegen das Abhalten des 1. Zionistenkongresses im Sommer 1897 in München aussprachen: „Die Bestrebungen sogenannter Zionisten, in Palästina einen jüdischen Staat zu gründen, widersprechen den messianischen Verheissungen des Judenthums, wie sie in der heiligen Schrift und den späteren Religionsquellen erhalten sind.“ In der Tat stellt auch für Teile der heutigen Orthodoxie die Gründung eines jüdischen Staates vor dem erhofften messianischen Zeitalter und durch säkulare Juden ein unüberbrückbares Problem dar. Im zweiten Punkt allerdings wird der eigentliche Kern des Widerstandes deutlich: „Das Judentum verpflichtet seine Bekenner, dem Vaterlande, dem sie angehören, mit aller Hingebung zu dienen und dessen nationale Interessen mit ganzem Herzen und mit allen Kräften zu fördern.“³ Die Rabbiner wollten sich wie die Gemeindevertreter gegen den von Antisemiten immer wieder vorgebrachten Vorwurf der gespaltenen Loyalität wappnen⁴.

Zu letzteren zählte Karl Kraus, der damals noch nicht aus dem Judentum ausgetretene Kritiker und spätere Herausgeber der „Fackel“, der als direkte Reaktion auf den Kongreß von Basel eine bitterböse Polemik mit dem Titel: „Eine Krone für Zion“ veröffentlichte. Er warf den Zionisten vor, Antisemitismus zu predigen:

³ Yaakov Zur, Die „Protestrabbiner“, in: Heiko Haumann (Hrsg.), Der Erste Zionistenkongress von 1897 – Ursachen, Bedeutung, Aktualität (Basel 1997) 128.

⁴ Siehe hierzu ausführlicher: Michael Brenner, Warum München nicht zur Hauptstadt des Zionismus wurde – Jüdische Religion und Politik um die Jahrhundertwende, in: ders., Yfaat Weiss (Hrsg.), Zionistische Utopie – israelische Realität. Religion und Nation in Israel (München 1999) 39–52.

sie erwiderten den antisemitischen Schlachtruf „Hinaus mit Euch, Juden!“ mit der Antwort „Jawohl, hinaus mit uns Juden!“ Darüber hinaus, so Kraus, wolle Herzl die europäischen Juden aus ihrer Verwurzelung in ihren jeweiligen Heimatländern herauslösen. Er widersprach heftigst, was er als Herzls Theorie karikierte, nämlich, „daß die Juden nur zur Hebung des Fremdenverkehrs sich zeitweise in Europa aufhalten“ und stellte Herzls Theorie des einen jüdischen Volkes in Abrede: „Welches gemeinsame Band soll jedoch die Interessen der deutschen, englischen, französischen, slavischen und türkischen Juden zu einem Staatsganzen zusammenhalten?“⁵

Es sei hier angemerkt, daß so manches Judenstaatsprojekt auch mit dem Gedanken spielte, das „neue Zion“ anderswo zu begründen. Ein halbes Jahrhundert vor Herzl hatte der ehemalige Konsul der amerikanischen Regierung in Tunis und High Sheriff in New York, Mordechai Immanuel Noah, eine Proklamation an die Juden ergehen lassen, in der er versprach, den Juden auf der ganzen Welt einen Zufluchtsort zu schaffen, „ein Land voll Milch und Honig, wo Israel in Frieden wohnen kann unter seinem Weinstock und Feigenbaum, und wo unser Volk sich vertraut machen kann mit der Regierungswissenschaft und den Einsichten der Wissenschaft und Zivilisation, so daß sie befähigt werden zu jenem großen und endlichen Wiedereintritt in ihr altes Erbteil ...“. Dieses Land liegt recht weit entfernt von Weinstöcken und Feigenbäumen, denn so fährt Noah in seiner Beschreibung fort: „Der gewünschte Ort in dem Staate New York, dahin ich mein liebes Volk aus der ganzen Welt (so wie auch Leute aus anderen Religionen) einlade, ist Grand Island genannt, wo ich die Grundlage zu einer Stadt, genannt Ararat, zu legen gesonnen bin.“⁶

Auch der unmittelbare Vorgänger Theodor Herzls, der russisch-jüdische Arzt Leon Pinsker, dessen 1882 publizierte Schrift „Auto-Emanzipation“ eine direkte Reaktion auf den Beginn der Pogromwellen in Rußland nach Ermordung des Zaren Alexander II. darstellte, war sich noch im unklaren, ob die Gründung eines jüdischen Staates in Palästina oder in Argentinien erfolgen sollte. Südamerika als beliebtes Einwanderungsland mit beträchtlichem wirtschaftlichem Potential galt als plausible Alternative und wurde selbst von Herzl noch in seinem „Judenstaat“ als Möglichkeit ins Auge gefaßt. Immerhin gab es hier bereits einige jüdische Kolonisationsversuche, die von der durch Baron Maurice de Hirsch ins Leben gerufenen „Jewish Colonization Association“ verfolgt wurden. Herzl selbst übrigens prüfte zum Leidwesen der meisten Zionisten kurz vor seinem Tod ernsthaft den Vorschlag der britischen Regierung, in Ostafrika eine temporäre jüdische Heimstätte zu errichten.

Neben den Forderungen, die eigene Identität radikal zu verändern und den Lebensmittelpunkt zu wechseln, beinhaltete das zionistische Programm noch

⁵ Karl Kraus, Eine Krone für Zion, in: Frühe Schriften 1892 - 1900, Bd. 2, hrsg. v. Joh. J. Braakenburg (München 1979) 303, 308.

⁶ Nathan M. Gelber, Zur Vorgeschichte des Zionismus: Judenstaatsprojekte in den Jahren 1695-1845 (Wien 1927) 241-242.

weitere utopisch anmaßende Elemente, zu denen die Aneignung einer für viele Juden unbekannten oder zumindest unbenutzten Sprache und damit verbunden eines neuen kulturellen Wertesystems gehörten. Das Hebräische war zwar als Gebetssprache nie in Vergessenheit geraten, wurde aber seit vielen Jahrhunderten nicht mehr als Umgangssprache verwendet. Die Wiederbelebung des Hebräischen, wie sie vor allem von dem russischen Zionisten Eliezer Ben-Yehuda mit der Erarbeitung eines neuen Wörterbuchs in die Tat umgesetzt wurde, nahm zunächst auch unfreiwillig komische Züge an. Bereits in Ben-Yehudas eigener Biographie lassen diese sich erkennen, wenn er etwa darauf besteht, daß seine Familie nach der Immigration nach Palästina am Ausgang des 19. Jahrhunderts nur Hebräisch spricht und dadurch der kleine Sohn bis zum Alter von fünf Jahren völlig verstummt und wenig später den Vater brüskiert, als dieser ihm stolz eine eigene hebräische Übersetzung des „Grafen von Monte Christo“ überreicht: „Aber Papa, das Buch habe ich doch schon auf Französisch gelesen.“ Da auch Eliezer Ben-Yehuda am Ende des 19. Jahrhunderts noch die wichtigsten Grundbegriffe der modernen Sprache fehlten, war das im Haus gesprochene Hebräisch recht erbärmlich. Bat er seine Frau, die ohnehin wenig Hebräisch verstand, ihm eine Tasse Kaffee aufzugießen, so fehlten ihm die Wörter für Tasse, Untertasse, Löffel und aufgießen. Mit Zuhilfenahme von Gesten und Zeichen klang dies, wie sich sein Sohn Ittamar Ben-Ami später erinnern sollte, dann folgendermaßen: „Nimm das und tu das und bring mir das, und ich werde trinken.“⁷

Hebräisch zu sprechen schien selbst für Theodor Herzl Utopie zu bleiben. In seinem „Altneuland“ spricht man alle europäischen Sprachen, vor allem aber Deutsch, ebenso wie die neue Gesellschaft sich das Beste aus allen europäischen Gesellschaften herausucht: französische Opernhäuser und englische Boarding Schools und selbstverständlich österreichische Cafés, in denen „Salzstangerln“ serviert werden.

In hebräischer Sprache schrieben dagegen jene jüdischen Schriftsteller Osteuropas, die wie Micha Josef Berdichevsky, Schaul Tschernichowsky und Josef Chajim Brenner in Anklang an Nietzsche eine Umwertung aller jüdischen Werte forderten. Einen neuen jüdischen Menschen, der mit dem Exiljudentum der letzten Jahrhunderte nichts zu tun habe, wollten sie schaffen. Dies konnte durchaus eine physische Veränderung beinhalten, wie etwa in Max Nordaus Forderung eines „Muskeljudentums“, aber auch die Schaffung einer neuen jüdischen Ästhetik in den Bereichen der Musik oder der Kunst (in der Ephraim Moses Lilien eine nationaljüdische Ikonographie begründen half). Die Zukunftsvision des „Neuen Juden“ griff durchaus auf antike Vorbilder zurück, wie es sich etwa in der Namensgebung der zionistischen Sportklubs äußert. Sie heißen Makkabi, Bar Kochba, Betar (nach dem letzten Zufluchtsort Bar Kochbas) oder einfach Hakoach („Kraft“). Mit der Mythenbildung über antike jüdische Helden wurden fast zwei Jahrtausende Exilsgeschichte in den Hintergrund gedrängt und die Zukunft im eigenen

⁷ Siehe hierzu: *Benjamin Harshav*, Hebräisch: Sprache in Zeiten der Revolution (Frankfurt a. M. 1995).

Staate mit der Vergangenheit im eigenen Staate verknüpft. In Herzls Roman „Altneuland“ klingt die physische Transformation der Juden, die schon kurz vor der Französischen Revolution der Abbé Grégoire gefordert hatte, folgendermaßen: „Einst waren die Judenkinder bleich, schwach und scheu. Sehen Sie sich heute an! ... Wir haben sie aus dumpfen Kellerlöchern, Elendhütten, Proletarierstuben an das Licht gebracht. Pflanzen gehen ohne Sonne zugrunde, Menschen auch. Pflanzen kann man retten, Menschen auch. So ist es geschehen!“⁸

Mehr von den Idealen als der Realität geprägt war letztlich auch eine andere, nicht nur von Herzl gehegte Vorstellung: daß nämlich die arabische Bevölkerung Palästinas („Palästinenser“ nannte man damals noch die in Palästina siedelnden Juden!) die Einwanderer aus Europa mit offenen Armen begrüßen würden. Nicht ganz richtig ist es, Herzl vorzuwerfen, Araber tauchten in seiner Vorstellung Palästinas nicht auf. Er war sich wohl des Einwandes bewußt, daß die arabische Bevölkerung die Juden als ungewünschte Eindringlinge betrachten könnte, doch schob er diese Frage mit der Antwort beiseite, die er in „Altneuland“ dem einzigen arabischen Protagonisten, Reschid Bey, in den Mund legte: „Würden Sie den als einen Räuber bezeichnen, der Ihnen nichts nimmt, sondern etwas bringt? Die Juden haben uns bereichert, warum sollten wir Ihnen zürnen?“⁹

„Altneuland“ erzählt von einem Wiener Juden und einem preußischen Adligen, die aus der europäischen Gesellschaft in die Südsee aussteigen. Auf dem Weg dorthin machen sie einen kurzen Zwischenstopp in Palästina und sind über den in jeder Hinsicht deprimierenden Zustand des Landes entsetzt. Als sie zwanzig Jahre später, im Jahre 1923, wieder nach Europa zurückkehren wollten, erkennen sie bei einem erneuten Halt in Palästina das Land nicht mehr wieder. Die inzwischen gegründete „Neue Gesellschaft“ hat eine blühende Infrastruktur mit kulturellen Höchstleistungen und einer funktionierenden Demokratie geschaffen. Interessant in Herzls Beschreibung ist, daß diese „Neue Gesellschaft“ nur sehr wenig spezifisch Jüdisches aufweist, sondern ein kleines Europa im Nahen Osten bildet. Juden und Araber leben friedlich miteinander, es kommt kaum zu politischen Konflikten.

Vielleicht symbolträchtiger als irgendeine andere Bemerkung Herzls war sein Vorschlag, die Fahne dieses Staates mit sieben Sternen zu entwerfen: als Zeichen des Sieben-Stunden-Tages. Im Altneuland genießen Frauen völlige Gleichberechtigung, inklusive des damals in Europa für sie noch unbekannten aktiven und passiven Wahlrechts. Und an den Palmen hängen, auch dies für die Jahrhundertwende eine revolutionäre Neuerung, „elektrische Straßenlampen ... wie große gläserne Früchte“. Daß die einheimische arabische Bevölkerung sich vor diesem politisch und sozial perfekten System nicht verschließen würde, bedarf in Herzls Vorstellung keiner besonderen Erklärung mehr.

⁸ Theodor Herzl, Gesammelte Zionistische Werke 5 (Berlin 1935) 204; im folgenden zitiert: Herzl, Werke 5.

⁹ Ebd. 248.

Europäische Kultur, soziale Errungenschaften, Koexistenz mit der arabischen Bevölkerung: wo bleibt die jüdische Religion, mag man sich fragen. Im Altneuland gibt Herzl die Antwort: Sie wird auf den Tempelberg verbannt. Der erstaunte Leser erfährt nämlich von Herzls Vision eines wiederaufgebauten Tempels: „Er war wie einst aus Kalkquadern aufgebaut, die aus den nahen Steinbrüchen kamen und an der Luft zu härtestem Gestein sich festigten. Wieder standen die Säulen, aus Erz gegossen vor dem Heiligtum Israels. ... Im Vorhofe stand ein gewaltiger erzener Altar, und auch der weite Wasserbehälter war da, den man das eherne Meer nannte, wie in den alten Zeiten, da Salomo, der König regierte.“¹⁰ Was der Altar genau bedeuten sollte, war freilich nicht klar, denn von Tieropfern ist im „Altneuland“ nicht die Rede. Überhaupt entsprach Herzls Vorstellung vom Tempel eher dem in der Wiener Seitenstettengasse denn jenem auf dem Berg Moriah. Die Frauen beteten auf der Empore, und die Tempelplätze wurden je nach Sicht verkauft. Lediglich statt der Orgelbegleitung ertönt Lautenspiel. Wie vieles andere gehört auch der Tempel ins Reich der Symbole, die Herzl so sehr liebte. Vom Wiener Stephansdom, den Herzl in seinem ursprünglichen Konzept zur Lösung der „Judenfrage“ als Ort der Massentaufe für die Wiener Juden vorgesehen hatte, bis hin zum Jerusalemer Tempel führt ein zwar langer, aber doch geradliniger Weg. Ein Weg, den ein im Judentum verwurzelter Kritiker wie Achad Haam, selbst Zionist aus Odessa, nur mit Lächeln und Staunen zur Kenntnis nehmen konnte: „An welcher Stelle ist eigentlich das Beth Hammikdasch (im Altneuland) erbaut worden?“ fragt dieser erstaunt, denn den Tempelberg überragt auch in Herzls Vision weiterhin der Felsendom: „Sollte also der ‚greise Rabbi Samuel‘ ... erlaubt haben, den Tempel anderswo zu erbauen? Doch in Altneuland darf man sich über nichts wundern, hier ist alles ein einziges Wunder ... Hier ... findet man nur mechanisches Nachäffen ohne jegliche nationale Eigenheit.“¹¹

Herzls „Altneuland“ erfüllte alle Kriterien eines utopischen Romans, und er war sich durchaus der Anleihen im Oeuvre eines Jules Verne oder in Bellamys „Looking backward“ (das einen jungen Mann, der 1187 hypnotisiert wird und im Jahr 2000 wieder aufwacht beschreibt) und Theodor Hertzkas „Freiland“ (in dem es um eine neue Idealgesellschaft in Ostafrika geht) bewußt. Dennoch war Herzl im Gegensatz zu diesen Schriftstellern ein Realist, der bis ins kleinste Detail seine politischen Handlungen plante.

Er suchte Kaiser und Sultan auf, bedrängte einflußreiche Staatsmänner und Finanziers gleichermaßen. Doch als er 1904 im Alter von nur 44 Jahren starb, hatte er außer aufmunternden Worten wenig erreicht. Erst der 1. Weltkrieg sollte den entscheidenden Durchbruch bringen. Im November 1917 nämlich sandte der britische Außenminister Lord Balfour ein Schreiben an Lord Walter Rothschild, in dem er zusicherte, die Briten würden sich für eine jüdische Heimstätte in Palästina einsetzen. Wenig später – die Briten hatten nun tatsächlich die Kontrolle

¹⁰ Ebd. 164.

¹¹ Achad Haam, Altneuland, in: *ders.*, Am Scheidewege, Bd. 2 (Berlin 1916) 67.

über Palästina erlangt – fand dieses verbriefte Recht für einen eigenen jüdischen Staat Eingang in das Völkerbund-Mandat für Palästina.

Der israelische Historiker Yosef Gorny bezeichnete den Zionismus als einen „utopischen Realismus“, bei dem der Akzent nicht auf der Utopie, sondern auf der Wirklichkeit liegt¹². Abgesehen von der Frage, wie sinnvoll solche Kategorien überhaupt sind, muß man sich fragen, ob der Zionismus, wie Gorny behauptet, im Gegensatz zu den klassischen politischen Utopien eines Plato, Thomas Morus oder Tomaso Campanella tatsächlich keine Flucht auf Inseln oder in festummauerte Städte, keine Abkapselung von der Gesellschaft bedeutet. In gewissem Sinne war Herzls „Neue Gesellschaft“ durchaus eine europäische Insel im arabischen Nahen Osten, in seinen Augen gewiß eine Insel der Zivilisation inmitten der Barbarei. Und wenn es auch keine festummauerten Städte gibt, so erinnern gerade die aktuellen Pläne, Tunnel und Brücken über und unter Israel zu bauen, um die beiden Teile des entstehenden palästinensischen Staates miteinander zu verbinden, durchaus an derartige Abkapselungsversuche. Doch kehren wir wieder in den historischen Bereich zurück.

Der Begriff der Utopie jedenfalls tauchte in den Debatten um den Zionismus nach Herzls Tod immer wieder auf, vor allem bei seinen innerjüdischen Gegnern. Der Münchner Nationalökonom und aktive Sozialdemokrat Karl Landauer und sein Mitstreiter Herbert Weil verfaßten 1914 ein Büchlein mit dem Titel „Die zionistische Utopie“, in dem es u. a. heißt: „Für utopisch halten wir den Glauben, daß die Ansiedlung einiger 100 000 Juden in Palästina und die kulturelle Autonomie für die übrigen eine Lösung der Judenfrage bedeute. Für utopisch halten wir den Glauben, daß ein alljüdisches Kulturzentrum in Palästina möglich sei ... Für utopisch halten wir endlich den Glauben, daß die westeuropäischen Juden vor der Assimilation dauernd bewahrt werden können ...“¹³. Während diese beiden Autoren für die Assimilation der westeuropäischen Juden warben, erschallte wenige Jahre später ein „Mahnruf an Zionisten und Assimilanten“ aus orthodox-jüdischer Position. Als Autor der Schrift „Die Zukunft der Juden“ zeichnete ein gewisser E. M. Efendi, hinter dem sich der Name Siegfried Lichtenstaedter verbarg. Mehr als ein bis zwei Millionen Menschen könnten seiner Überzeugung nach nicht nach Palästina auswandern, was dennoch zu einem militanten Kampf gegen die Araber führen würde. Als interessantes antizionistisches Element bringt Lichtenstaedter die Aufgabe der utopischen Idee einer für die messianische Zukunft vorbehaltenen Rückkehr nach Zion ins Spiel. Es wäre traurig, wenn die Phantasie der Realität weichen müßte: „Die heiligsten Gefühle werden von den banalen Fragen und Sorgen des alltäglichen Lebens verwischt, erstickt, erwürgt.“¹⁴

Die Zwischenkriegszeit war in der Tat viel mehr von jenen banalen Alltagssorgen als von den großen gesellschaftlichen Utopien der Gründerväter geprägt. Nun

¹² Yosef Gorny, *Zionistische Utopie in der Wirklichkeit*, in: Ekkehard W. Stegemann (Hrsg.), *100 Jahre Zionismus. Von der Verwirklichung einer Vision* (Stuttgart 2000) 65–73.

¹³ Karl Landauer, Herbert Weil, *Die zionistische Utopie* (München 1914) 80.

¹⁴ M. E. Efendi (= Siegfried Lichtenstaedter), *Die Zukunft der Juden. Ein Mahnruf an Zionisten und Assimilanten* (Frankfurt a.M. 1920) 20.

galt es, deren Vorstellungen in Palästina zumindest im kleinen Rahmen zu realisieren. Dabei war man gewiß nicht daran interessiert, alle Ideen Herzls in die Tat umzusetzen. Der Sieben-Stunden-Tag mußte ebenso warten wie die von ihm vorgeschlagene „Telephonzeitung“, die wie eine Vorwegnahme des Internets klingt, das heute – vielleicht nicht ganz zufällig – gerade in Israel ein führendes Zentrum gefunden hat. Wenn auch seine Idee der Schwebebahn für Haifa nicht verwirklicht wurde, so erhielt die Stadt später doch tatsächlich eine unterirdische Zahnradbahn (wenn auch keinen Transrapid, so immerhin den Carmelit), und die elektrischen Leuchten, die wie Früchte an den Palmen hängen, sollten sehr bald Wirklichkeit werden. Doch wichtiger als diese Spielereien war die Verwirklichung der gesamtgesellschaftlichen Konzepte. Herzl hatte in „Altneuland“ von der „mutualistischen Gesellschaftsordnung“ gesprochen, einer „mittleren Form zwischen Individualismus und Kollektivismus“¹⁵. Heute würde man es wohl soziale Marktwirtschaft nennen. Diese mag zwar heute im Staat Israel wie in den meisten Teilen der westlichen Welt Realität sein, in der Zwischenkriegszeit waren die Zionisten jedoch weniger an den wirtschaftlichen Ideen eines mitteleuropäischen Altliberalen als vielmehr an den – nicht weniger utopisch anmutenden – Vorstellungen ost-europäischer Sozialisten interessiert.

Der Kibbuz schälte sich in jenen Jahren als die Kernidee der neuen jüdischen Gesellschaft Palästinas heraus. Auch wenn dort nur etwa 5% der jüdischen Bevölkerung lebten, betrachteten diese sich als Avantgarde und wurden auch von außen häufig so gesehen. Kein Privatbesitz und kaum Privatleben sollte die Kibbuzgesellschaft prägen. Selbst die Kleinkinder sollten nicht bei den Eltern aufwachsen, sondern – als Absage an die bürgerliche Kleinfamilie – in eigenen Kinderhäusern, was denn tatsächlich geschah.

Das Palästina der zwanziger Jahre war also eine Spielwiese für „utopische Realisten“. Nicht alles, was Herzl gefordert hatte, und nicht alles, was in der zionistischen Bewegung vor dem 1. Weltkrieg zum Konzept einer jüdischen Gesellschaft gehörte, konnte während der britischen Mandatszeit verwirklicht werden. Dies mag auch daran gelegen haben, daß es ein zionistisches Ideal immer weniger gab, sich statt dessen immer stärker miteinander konkurrierende Modelle eines jüdischen Staates herausbildeten. Neben den erwähnten sozialistischen Ansätzen standen die der bürgerlichen Revisionisten mit einer weitaus größeren Konfrontationsbereitschaft gegenüber der arabischen Bevölkerung sowie der Minderheit religiöser Zionisten, für die das jüdische Religionsgesetz zumindest teilweise Platz in einem jüdischen Staat finden sollte. In dem Kampf um die Verwirklichung dieser Theorien verdrängten die konkreten Tagesfragen die grandiosen Visionen eines Herzl.

Auch in der Literatur hatte sich ein Wandel von der Utopie zur Realität bemerkbar gemacht. Utopische Romane vom Schlage eines „Altneuland“ zu Palästina erschienen nach der Balfour-Deklaration und der Einrichtung einer Jewish Agency nun nicht länger zeitgemäß, sieht man einmal von utopischen Visionen,

¹⁵ Herzl, Werke 5, 209–210.

wie sie sich etwa im unveröffentlichten Drama des Komponisten Arnold Schönberg um die Eroberung Palästinas mit Hilfe einer Wunderwaffe Platz machten, ab¹⁶. Auch die Konflikte zwischen Juden und Arabern und unter der jüdischen Bevölkerung Palästinas selbst konnte man nicht mehr, wie einst Herzl, umgehen.

Eine Reihe von Reiseberichten aus Palästina machte nun eine deutschsprachige Leserschaft mit den Errungenschaften, aber auch mit den Problemen der wachsenden jüdischen Gesellschaft im Heiligen Land bekannt. Dazu gehörten sympathisierende Stimmen von Nichtzionisten wie des Bambi-Autors Felix Salten in „Neue Menschen auf alter Erde“ (1925) ebenso wie radikalnationale Meinungsmache vom Schlage des österreichischen Revisionisten Wolfgang von Weisl in seiner Reisebeschreibung „Der Kampf um das heilige Land“ (1925) und sozialistische Idealisierungen, etwa aus der Feder des populären Reiseschriftstellers Arthur Holitscher aus den Jahren 1922 und 1926¹⁷.

Der Übergang vom utopischen Roman zum kritischen Gesellschaftsroman läßt sich in der Person des engen Kafka-Vertrauten Max Brod nachvollziehen. Der während des Ersten Weltkriegs zum überzeugten Zionisten gewordene Brod wirkte 1918 kurzzeitig als Vizepräsident des „Jüdischen Nationalrats“ in Prag. Im gleichen Jahr erschien sein Roman „Das große Wagnis“, der die Begegnung eines während des Krieges von Fieberphantasien geplagten Musikers mit einem „idealen“ Staat namens „Liberia“ beschreibt. Dieser Staat entpuppt sich bei näherem Hinsehen freilich als gar nicht so ideal. Während in der äußeren Welt Roheit und Chaos herrschen, ist die vernünftige Freiheit in Utopia durch fehlende Leidenschaften, ständige Regulierungen und letztlich Totalitarismus gekennzeichnet. Der Freistaat Liberia, in dem ein Privatleben bei Todesstrafe verboten ist, erinnert an Orwells „1984“ und ist auch als ein mögliches Modell für Kafkas „Schloß“ gedeutet worden¹⁸. Es handelt sich hier, wie Leah Hadomi aufzeigen konnte, weniger um einen klassischen utopischen als um einen dystopischen Roman, der nicht eine grandiose Zukunftsvision entwirft, diese vielmehr mit ernüchternden Elementen durchsetzt. Die Gefahren der Zukunftsvision stehen mindestens ebenso im Mittelpunkt wie die in sie gesetzten Hoffnungen. Der Protagonist sieht das Gelobte Land in diesem Roman letztlich nur als „Fiebervision“ am Horizont¹⁹.

Genau ein Jahrzehnt später erschien Max Brods Palästinaroman „Zauberreich der Liebe“. Brod hatte gemeinsam mit dem ebenfalls aus Prag stammenden Herausgeber der zionistischen „Jüdischen Rundschau“ 1928 Palästina bereist. Und auch dieser Roman handelt von einer mitteleuropäischen Gesellschaft, die das

¹⁶ Vgl. hierzu: Michael Mäckelmann, Arnold Schönberg und das Judentum. Der Komponist und sein religiöses, nationales und politisches Selbstverständnis nach 1921 (Hamburg 1984).

¹⁷ Darüber ausführlich: Wolf Kaiser, Palästina-Erez Israel. Deutschsprachige Reisebeschreibungen jüdischer Autoren von der Jahrhundertwende bis zum Zweiten Weltkrieg (Hildesheim 1992).

¹⁸ Siehe hierzu: Leah Hadomi, Max Brods Roman „Das Große Wagnis“ – Eine Quelle zu Kafkas „Schloß“, in: Margarita Pazi (Hrsg.), Max Brod 1884–1984 (New York 1987) 145–149.

¹⁹ Leah Hadomi, Utopische Aspekte in Max Brods Roman „Das große Wagnis“, in: ebd. 133–144.

Mittelmeer in Richtung Ägypten bereist und dabei in Palästina Station macht – ein beliebtes Motiv zionistischer Romane, dessen sich auch Theodor Herzl bedient hatte. Was bei Herzl ein Vierteljahrhundert vorher noch Utopie gewesen war, erscheint hier allerdings als Widerspiegelung der eigenen Zeit. Und wie im „Altneuland“ beschreibt auch Brod die Wandlung der skeptischen europäischen Außenseiter in begeisterte Anhänger des zionistischen Ideals.

Zunächst ist der Protagonist Christof, der sich aus Prag ins Heilige Land begibt, entsetzt über die neue Form des Nationalismus, den er im Zionismus entdeckt. Arabische Siedlungen findet er nicht mehr, da sie nun hebräisch umbenannt wurden: „Es gibt in Jerusalem eine Kommission, die allen Siedlungen jüdische Namen gibt statt der arabischen.“²⁰ Sogleich fühlt sich der ahnungslose Besucher an die Blüten des europäischen Nationalismus erinnert und vermerkt kritisch: „... zu blöd. Chauvinismus. Genau so wie bei uns in Prag, wo man die deutschesten Dörfer mit tschechischer Umbenennung glücklich macht. So lächerlich! Als ob es nicht auf ganz andere Dinge ankäme.“ (235) Er spricht von dem „verunglückten Experiment ... Es ist offenbar nicht nur wirtschaftlich, auch in geistiger Hinsicht verunglückt.“ (236) Erst als er zurückkehrt und sich ernsthaft in die Kultur der neuen Siedlungen einweihen läßt, beginnt sich sein Urteil zu ändern – auch hier ist man an „Altneuland“ erinnert. So läßt er sich von den jüdischen Siedlern überzeugen, die ihn aufklären, nur die von den Beduinen verlassenen Orte zu besiedeln und keinerlei Chauvinismus zu kultivieren: „Aber ich kann wirklich gar nichts Chauvinistisches dabei finden, wenn wir jüdische Ortschaften und jüdische Menschen jüdisch benennen ... Es ist nur die Rückkehr zur Natürlichkeit. Alles Arabische bleibt natürlich arabisch benannt“, belehrt ihn eine Siedlerin. Und Christof, der Besucher, denkt: „Also doch anders als bei uns in Prag, der bösen Erobererstadt.“ (369) Dennoch bleibt er noch skeptisch und findet all das, was man ihm als natürlich vorstellen will, lediglich „forciert“. Der von Fliegen übersäte Speisesaal des Kibbuz, der unerträglich heiße Wind, die primitiven Behausungen: Christof sieht sich in einer „Strafkolonie“ (386). Langsam wandelt sich freilich seine Einstellung, so daß er die jüdischen Siedler zu lieben beginnt: „... er fühlt, daß sie nicht bloß für das Judentum, daß sie für die gesamte Menschheit als Pioniere hier stehen, unter Einsatz ihrer letzten Kraft. Sie nehmen das Leid der ganzen Welt auf sich, ein Messiasgeschlecht.“ (403) Und schließlich setzt sich der Wandel auf ganzer Linie durch: „Vieles wird klar. Ja, es ist richtig – gerade hier auf scheinbar ungünstigstem Terrain mußte der Versuch unternommen werden. Es ist in Wahrheit das einzig mögliche Terrain. **Denn hier nimmt man niemandem etwas weg!** ... Was ihm vordem ‚Strafkolonie‘ dünkte, wird ihm jetzt zu einem Gnadenfall. Die Gnade liegt darin, daß es noch Länder gibt, in denen die Menschheit von vorn anfangen darf.“ (409–410, Hervorhebung im Original).

Kritik und Begeisterung vermischen sich in diesem Roman, der kein utopisches Element mehr kennt, sondern sich mit der Realität im Jahre 1928 auseinander-

²⁰ Max Brod, *Zauberreich der Liebe* (Zürich 1928) 234. Alle Seitenangaben im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

setzt. Dabei erstaunt, daß ganz ähnliche Argumentationsmuster wie bei Herzl auftauchen, daß die Idee von einem „Land ohne Volk für ein Volk ohne Land“ auch bei Brod durchschimmert. Herzls Utopie erscheint hier, wenn auch noch nicht erfüllt, so doch in weiten Teilen angegangen.

Ganz anders dagegen las sich der wichtigste deutschsprachige Palästinaroman während der Weimarer Republik, der 1932 erschienene Band „De Vriendt kehrt heim“. Der Autor war Arnold Zweig, einer der meistgelesenen deutschen Schriftsteller, der sich wie viele andere deutsche Juden während des 1. Weltkriegs vom Kriegsbefürworter zum Pazifisten (spätes literarisches Zeugnis hierfür war der 1927 erschienene Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa“) gewandelt hatte. Zum Zionisten war Zweig kurz vor dem 1. Weltkrieg unter dem Einfluß Martin Bubers geworden. Sein 1920 zu Zeichnungen von Hermann Struck erschienener Band „Ostjüdisches Antlitz“ idealisierte den Typus des Ostjuden, den die beiden deutschen Juden gemeinsam während ihres Fronterlebnisses in Polen und Litauen angetroffen hatten. Bereits zwei Jahre später distanzierte sich Zweig im Vorwort der 2. Auflage vorsichtig: „Das Was des Sagens wie sein Wie stimmten, als ich es jetzt wieder durchlas, mit mir von Heute nicht wieder überein. Weil ich das erste nicht verändern konnte ..., habe ich nur das zweite einer, dem Pathetisch-Feierlichen abgeneigteren Haltung im Ausdruck angepaßt.“²¹

Auch seine Haltung zum Zionismus erfuhr während der Weimarer Jahre eine deutliche Wandlung. 1919 begann sein Aufsatz „Unser Palästina“ noch mit den Worten: „Gibt es heute noch Gegner des zionistischen Ideals? Die Lösung der Judenfrage, die der Zionismus propagiert hat, ist im Programm der Stunde enthalten.“ Voller Idealismus propagiert Zweig hier noch die physische und mentale Wandlung der Juden in ihrer neuen Gemeinschaft: „Wir werden den Kampf gegen unsere Verzerrungen und Laster, gegen das Literarische und das Händlerische im Juden, mit einbeziehen müssen in den Kampf um Zion, in den Aufbau der neuen Gemeinschaft. Sei es!“ Und am Ende dieses noch in den Revolutionswirren nach dem 1. Weltkrieg geschriebenen Essays kommt Zweigs sozialistischer Zionismus deutlich zum Ausdruck. Die Hoffnung auf die Herausbildung des „Neuen Juden“ vermengt sich hier mit der Hoffnung auf die Entstehung des „Neuen Menschen“: „Der kapitalistische Geist wird nicht in jener Gemeinschaft grundlegend werden, wie er dies europäische Zeitalter, das jetzt in Krämpfen abläuft, gegründet hat. Der soziale Genius des Judentums, untötbar lebend von Moses bis Karl Marx und seinen Erben, wird dies verhindern ... Wir sehen unsere unendliche Aufgabe: Reinigung, Steigerung, Verwirklichung des jüdischen Geistes im Leben einer jüdischen Gemeinschaft, nach derselben Richtung weisen, die heute die Völker Rußlands, die deutschen Stämme in einem unerhörten Aufstand vereinigt: es sind die Ziele der Menschheit, das gerechtere, kameradschaftliche Leben auf der Oberfläche dieser Erde.“²²

²¹ Arnold Zweig, *Das ostjüdische Antlitz* (Berlin 1920) 10.

²² Arnold Zweig, *Unser Palästina*, in: *Jüdischer Ausdruckswille. Publizistik aus vier Jahrzehnten* (Berlin 1991) 121–123.

Wie viele deutsche Juden entwarf Zweig eine Vision des Lebens in einer neuen jüdischen Gesellschaft, ohne mit den Gegebenheiten vor Ort vertraut zu sein. Nur wenige der ohnehin kleinen Minderheit deutscher Zionisten waren schon vor 1933 nach Palästina emigriert. Unter ihnen befand sich Zweigs enger Freund, der bereits erwähnte Maler Hermann Struck. Struck lebte seit Anfang der zwanziger Jahre in Haifa, und im Februar 1932 besuchte Zweig ihn dort. Diese erste reale Begegnung mit dem Land, das ihn seit über einem Jahrzehnt gefesselt hatte, sollte sein Palästina-Bild nachhaltig prägen. Noch immer waren die Auswirkungen der schweren Unruhen des Jahres 1929 in Palästina zu spüren, der Konflikt zwischen jüdischer und arabischer Bevölkerung, aber auch die Spannungen mit der britischen Mandatsmacht überdeckten die rein idealistische Forderung einer „Neuen Gesellschaft“.

Dennoch war er von der Idee des Zionismus weiter überzeugt und schrieb am 1. Mai 1932, kurz nach seiner Rückkehr nach Deutschland, an Sigmund Freud: „Welcher Irrtum, hierher zurückzustreben! Was, von diesem Europa, das ich liebe, von diesem Deutschland, das ich zum guten Teil bin, ist in diesem Augenblick noch greifbar da, Kraftquelle und Arbeitsanschluß? Warum nicht drüben geblieben, in der heroischen Landschaft Galiläas oder am Meer von Tel Aviv oder am Toten Meer oder im Idyll von Méadie bei Kairo ...“²³

Zwar sollte Zweig sich noch nicht in persona nach Palästina begeben, doch der Rahmen für sein literarisches Schaffen wechselte bereits in den Orient. Sein nächster Roman wurde ein Palästina-Roman, in dem er – nun mit der Realität vor Ort vertraut – Hoffnungen und Probleme der neuen Gesellschaft anhand des Schicksals einer tragischen Figur schilderte. Als Protagonist diente ihm der holländische Zionist Jacob Israel de Haan, der 1881 in eine orthodox-jüdische Familie in Amsterdam geboren worden war. 1918 nach Jerusalem eingewandert, nachdem er Frau und Kinder verlassen hatte, hatte er sich als angesehener Journalist und Jurist u. a. an der Government School of Law betätigt, bis er sich enttäuscht dem ultra-orthodoxen und antizionistischen Judentum zuwandte. Er betrieb nunmehr eine antizionistische Kampagne in englischen und holländischen Zeitungen und unternahm politische Aktivitäten gegen den organisierten Zionismus. Zu der Empörung über seine Person trug noch bei, daß bekannt wurde, er unterhalte homosexuelle Beziehungen zu einem arabischen Jungen. Am 30. Juni 1924 wurde de Haan in Jerusalem durch mehrere Revolverschüsse getötet. Die Attentäter konnten nie gefaßt werden, und im Laufe der Jahrzehnte entstand eine Reihe von Theorien über deren Identität. In Zweigs Roman sind es keine Araber, sondern die im innerzionistischen Zwist gespaltenen Juden selbst, die den Mord begehen, den er in die Zeit der Unruhen von 1929 verlegte.

Dreißig Jahre liegen zwischen den beiden wohl wichtigsten Palästinaromanen in deutscher Sprache – Herzls „Altneuland“ und Zweigs „De Vriendt kehrt heim“, doch sie lesen sich, als ob sie eine Zeitspanne von mehreren Generationen trennen würde. Dies liegt nicht nur an der Verschiedenheit der beiden Autoren und an

²³ Sigmund Freud, Arnold Zweig, Briefwechsel (Frankfurt a.M. 1984) 69.

ihren unterschiedlichen Absichten. Die politische Entwicklung der dazwischenliegenden Jahre mußte ihren Einfluß auf jeden Autor eines Palästinaromans nehmen. Was am Anfang des Jahrhunderts als eine Utopie erschienen war, konnte in den dreißiger Jahren nur als Realität – und zwar zumeist als eine trotz aller politischen Erfolge enttäuschende Realität – wahrgenommen werden.

Nur Träumer, wie die Dichterin Else Lasker-Schüler, konnten sich wirklich der krisenbeladenen Realität Palästinas in den dreißiger Jahren noch verschließen. Ihr 1937 erschienenes PalästinaBuch „Das Hebräerland“, zurückgehend auf eine Reise aus dem Jahre 1934, mag man als eine verklarte Utopie der Gegenwart lesen. Else Lasker-Schüler, die sich gerne als „Jussuf, Prinz von Theben“ darstellte und behauptete, ihre deutsche Lyrik sei im Grunde des Herzens reinstes Hebräisch, zeichnete ein Traumland, das wohl auch als Mittel dazu diente, die Diskrepanz zwischen dem wahren, harten Leben in Palästina und ihren wunderbaren Kindheitsvorstellungen zu schmälern. Wenige Jahre später sollte sie ebenso wie Max Brod und Arnold Zweig aus Prag bzw. Berlin geflüchtet sein und in Palästina ihre neue Heimat gefunden haben.

So blättert bei jeder Begegnung mit der Realität von einer literarischen Utopie auch ein Stück jenes Traumes ab, der eine politische Vision begleitet. Dennoch wäre auch die politische Wirklichkeit ohne Träume und Visionen um einiges ärmer. „Traum ist von Tat nicht so verschieden, wie mancher glaubt. Alles Tun der Menschen war vorher Traum und wird später zum Traume“, schrieb Herzl im Nachtrag zu „Altneuland“²⁴. Und so ist es vielleicht kein Zufall, daß ausgerechnet Shimon Peres, der am meisten die Friedensvision in seinem Lande verkörpernde israelische Politiker, noch vor kurzem ein interessantes Büchlein verfaßte mit dem Titel: „Zurück nach Israel. Eine Reise mit Theodor Herzl“. In diesem Band unternimmt Peres eine imaginäre Reise mit Theodor Herzl in dessen „Altneuland“ und trifft dabei auf das heutige Israel. Vielleicht ist es nichts anderes als eine Reise in die Vergangenheit, vielleicht aber bedeutet gerade eine solche Vision eine Reise in die Zukunft. Hatte denn nicht Theodor Herzl nach dem 1. Zionistenkongreß in Basel in sein Tagebuch notiert, er hätte hier in Basel den Judenstaat gegründet: „Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es jeder einsehen.“²⁵ Es sollte – wie wir heute wissen – genau 51 Jahre bis zur Gründung des Staates Israel dauern. Wie lange es dauern wird, bis sich Shimon Peres' Vision eines Neuen Nahen Ostens erfüllen wird, wissen wir nicht. Er wird sich jedenfalls hüten, seine Schätzung jemand anderem als seinem Tagebuch anzuvertrauen, dessen Auswertung wir gerne späteren Generationen von Historikern überlassen wollen.

²⁴ Judenstaat (Augsburg 1986) 37.

²⁵ Theodor Herzl, Briefe u. Tagebücher, Bd. 2. Zionistisches Tagebuch 1895–1899, hrsg. v. Alex Bein, Hermann Greive, Moshe Schaerf, Julius H. Schoeps (Berlin 1983) 538–539.

Ian Kershaw

Adolf Hitler und die Realisierung der nationalsozialistischen Rassenutopie

Streng genommen wurde unter dem Nationalsozialismus keine Utopie realisiert, außer wenn man darunter Massenmord – die Ermordung von beinahe sechs Millionen Juden und zahllosen anderen „Untermenschen“ – versteht. Und streng genommen war das Programm der Nationalsozialisten auch keine Utopie – jedenfalls nicht im Sinne von Thomas Morus. In seinem berühmten Werk aus dem Jahre 1516 umriß der englische Staatsmann, Jurist und Denker ganz konkrete Vorstellungen von einer imaginären Gesellschaft, die er „Nirgendwo“ (Utopia) nannte. Das Wesentliche daran war die Sicherstellung von Gerechtigkeit für alle Mitbürger, garantiert durch ein staatliches System, das auf Rationalität, Frieden, Recht, Ordnung und Gleichheit – Privateigentum war nicht vorgesehen – beruhte. Die Gestalt dieses politischen und gesellschaftlichen Systems wurde von Morus klar herausgearbeitet und dargestellt.

Wie wenig davon hat einen direkten Bezug auf Hitler! Der deutsche Diktator unterhöhlte jede Basis eines Rechtsstaats und alle grundsätzlichen Strukturen eines staatlichen Gebildes. Ein administratives Chaos war die Folge. Noch wichtiger: Frieden, Gleichheit, Gerechtigkeit sind Begriffe, die man schwerlich mit Hitler assoziieren kann. Die materielle Korruption, die nach Morus ein Grundübel jeder Gesellschaft bildet und auf das Privateigentum zurückzuführen ist, blühte im Dritten Reich wie nie zuvor. Hitler hatte also, kurz gesagt, keine Utopievorstellung im klassischen Sinne des Wortes.

Im übertragenen Sinne kann man im Zusammenhang mit Hitler aber wohl doch von utopischem Denken sprechen – wenn man sich darunter eher vage, visionäre Fernziele vorstellt. Der Mangel an Konkretheit dieser Fernziele war für Hitler sogar äußerst vorteilhaft. Er hatte zur Folge, daß die Fernziele unterschiedliche Bedeutung für verschiedene Leute zu verschiedenen Zeiten erlangen konnten. Die utopischen Fernziele galten deswegen in der Regel als Integrationsfaktoren und als Aktionsrichtungen – eine für einen wachsenden Teil der deutschen Gesellschaft höchst attraktive Zukunftsvision, eine Zielvorstellung, die gerade durch ihre Vagheit breite Anziehungskraft hatte und große Energien entfesseln konnte; konkreten Inhalt gewann diese Zielvorstellung dagegen erst im Lauf der Zeit.

Die einzelnen Bestandteile dieser Vision bedürfen hier wohl keiner ausführlichen Erläuterung. Äußerst unbestimmt war die Vorstellung von einer besseren

Gesellschaft, einer vereinten, starken, wohlhabenden, harmonischen „Volksgemeinschaft“: Beim Aufstieg der NSDAP Anfang der 30er Jahre war dies die positivste und attraktivste utopische Idee im Angebot der NS-Propaganda. Auch nach der Machtübernahme blieb die affektive Anziehungskraft der Volksgemeinschaftsidee aufrechterhalten. Aber an konkretem, konstruktivem Inhalt jenseits vom „schönen Schein des Dritten Reiches“¹, jenseits der suggestiven Propaganda, jenseits von Ritualen, Veranstaltungen, Symbolen usw. war kaum etwas von einer echten Gemeinschaft zu spüren. Und für Hitler selbst blieb die Idee erst recht inhaltsleer – und nützlich hauptsächlich in ihrer mobilisierenden Funktion. Klar umrissen war die Idee aber doch, freilich in einem negativen Sinne – in der Ausschaltung von „schädlichen Elementen“, insbesondere in der „Säuberung“ von „fremdem Blut“. Denn die Volksgemeinschaft nahm nur in ihrer Exklusivität Gestalt an, in der Ausgrenzung von denjenigen, die nicht dazugehörten. Und an diesem Punkt kommen wir zum Kern von Hitlers Utopievorstellungen.

Schon im September 1919 sah Hitler „unverrückbar die Entfernung der Juden überhaupt“ als Hauptziel einer nationalen Regierung an². Was genau das bedeutete, und wie das Ziel zu erreichen sei, erläuterte Hitler nicht. Zu verstehen war darunter wohl, daß in langfristiger Perspektive die Juden aus der deutschen Gesellschaft ausgegrenzt und schließlich vertrieben werden sollten. So jedenfalls verstand auch die NS-Führung die Judenpolitik bis zum Kriegsausbruch. Viele Instanzen und Behörden auf verschiedenen Ebenen versuchten, dieses Fernziel in die Realität umzusetzen, jedoch ohne daß das Ziel näher und präzise definiert wurde. Und erst allmählich, im Zeichen der Entfaltung seiner expansionistischen Ziele in der zweiten Hälfte der 30er Jahre, begann Hitler selbst sich bedrohlich zu äußern – und dann auch nur andeutungsweise, z. B. gegenüber Joseph Goebbels: „Die Juden müssen aus Deutschland, ja aus ganz Europa heraus. Das dauert noch eine Zeit, aber geschehen wird und muß das.“³ Konkrete Pläne für ein umfassendes Programm zur physischen Vernichtung der europäischen Juden entwickelten sich, wie wir wissen, erst im Jahre 1941 – was Hans Mommsen als „die Realisierung des Utopischen“ bezeichnete⁴.

Für Hitler war die „Entfernung der Juden“ kein in sich geschlossenes und eigenständiges Ziel. Eher war sie der zentrale Bestandteil von einer breiteren utopischen Konzeption, die zunächst den Wiederaufbau Deutschlands beinhaltete, dann die restlose und endgültige Zerschlagung seiner Feinde, die Sicherung der

¹ Peter Reichel, *Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus* (Frankfurt a.M. 1993).

² Eberhard Jäckel, Axel Kuhn (Hrsg.), *Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905–1924* (Stuttgart 1980) 88–90.

³ Tagebucheintrag von Goebbels vom 30. 11. 1937, in: Elke Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente. Teil I, Bd. 3, Aufzeichnungen 1924–1941* (München 1987) 351.

⁴ Hans Mommsen, *Die Realisierung des Utopischen: Die „Endlösung der Judenfrage“ im „Dritten Reich“*, in: GG 9 (1983) 381–420; im folgenden zitiert: Mommsen, *Realisierung des Utopischen*.

materiellen Basis für die Zukunft durch Eroberung von „Lebensraum“ im Osten und nach der Erlangung der deutschen Vorherrschaft in Europa schließlich die Vorherrschaft in der Welt. Deswegen war sich Hitler seit spätestens Mitte der 20er Jahre im klaren darüber, daß die Basis für die Realisierung dieser Utopie in absehbarer Zeit ein Krieg gegen den „jüdischen Bolschewismus“, wie er das sowjetische System regelmäßig bezeichnete, sein mußte. Das bedeutet: Die Utopie war für Hitler im Endeffekt der Krieg und das Endziel unbeschränkte Macht über nicht näher definierte eroberte Gebiete. Der Erste Weltkrieg markierte für ihn, wie er oft zu sagen pflegte, den bisherigen Höhepunkt seines Lebens. Die kommende große Auseinandersetzung mit dem Erzfeind sollte die Verwirklichung seiner Utopie mit sich bringen. Die deutsche Gesellschaft mußte für diesen Krieg materiell und psychologisch gerüstet sein. Dies war im Grunde genommen das einzige Ziel der NS-Innenpolitik zwischen 1933 und 1939.

Da für Hitler nur die Stärke zählte, und da die Stärke in seinen Augen nur von der Qualität der Rasse abhing, verstand es sich von selbst, daß rassische Säuberung und Auslese die Grundlagen seiner utopischen Vorstellung bildeten: „Würde Deutschland jährlich eine Million Kinder bekommen und 700 000–800 000 der schwächsten beseitigen“, erklärte Hitler auf dem Nürnberger Parteitag 1929, „dann würde am Ende das Ergebnis vielleicht sogar eine Kräftesteigerung sein“⁵. Gefährlicher als alles andere für die Kraft und Stärke eines Volkes war nach seiner Sicht die Blutvermischung: „Alle großen Kulturen der Vergangenheit gingen nur zugrunde, weil die ursprünglich schöpferische Rasse an Blutvergiftung abstarb“, schrieb er in „Mein Kampf“⁶. Aber er blieb auch hier in seinen rassistischen Gedanken recht vage. Nur die „Arier“ und die Juden waren letztlich erwähnenswert in seiner Interpretation vom ewigen darwinistischen Rassenkampf, der nach seiner Meinung die Grundlage der menschlichen Existenz überhaupt ausmachte. Auch in den 30er Jahren befaßte sich Hitler, anders als etwa Himmler und die sonstige SS-Führung, kaum mit pseudointellektuellen Fragen der Rassenpolitik. Alle nicht-arischen ethnischen Gruppen galten ihm selbstverständlich als „Untermenschen“. Aber im Gegensatz zu seiner paranoiden Beschäftigung mit den Juden äußerte er sich z. B. recht wenig über die Tschechen, die Polen, die Slawen im allgemeinen oder die „Zigeuner“ (Sinti und Roma). Auch hier war Hitlers Utopievorstellung nichts als rassistischer Imperialismus. Die ferne Vergangenheit – die Zeit der Völkerwanderung – galt einerseits als Muster für seine Utopie: „Als Eroberer unterwarf er (der Arier, I.K.) sich die niederen Menschen und regelte dann deren praktische Betätigung unter seinem Befehl, nach seinem Willen und für seine Ziele.“⁷ Noch bedeutender für die Gestaltung seiner Utopie war allerdings der Imperialismus des 19. Jahrhunderts. Das beste Beispiel für die künftige deutsche Utopie lieferte in Hitlers Augen die britische Herrschaft in Indien. „Der rus-

⁵ Adolf Hitler, Rede auf dem Nürnberger Parteitag (1929), in: *ders., Reden, Schriften, Anordnungen*, Bd. 3: Februar 1925 bis Januar 1933, hrsg. v. *Institut für Zeitgeschichte* (München 1992–98) 348.

⁶ Adolf Hitler, *Mein Kampf* (München 1943) 316.

⁷ Ebd. 324.

sische Raum ist unser Indien, und wie die Engländer es mit einer Handvoll Menschen beherrschen, so werden wir diesen unseren Kolonialraum regieren“, führte er in einem Monolog bei Tisch im September 1941 aus⁸. Nun konnte er als Herrscher Europas seine fantastischen Utopievorstellungen voll entfalten: die Besiedlung der Ukraine und der Krim mit deutschen Wehrbauern; die restlose materielle Ausbeutung der Ostgebiete, um einen erhöhten Lebensstandard in Deutschland zu gewährleisten; den Ausbau von Autobahnen, um deutschen Touristen „die Schönheit der Krim“ zugänglich zu machen⁹; eine riesige Breitspurbahn, die auf vier Meter breiten Gleisen als „fahrendes Hotel“ Oberschlesien mit dem Donezbecken verbinden sollte; und, als Basis für die ganze Utopie dienend, die Versklavung der ansässigen Bevölkerung, insofern sie nicht rassistisch „gesäubert“ und deportiert wurde, um Platz für deutsche Siedler zu schaffen. All dies gehörte zu seiner Vision von Deutschlands „Platz an der Sonne“. Zur Utopie gehörte schließlich auch die Verewigung der Herrenrasse in Speers Monumentalbauten in Berlin – der künftigen „Germania“ – und München.

Wenn im Jahre 1926, als der zweite Band von „Mein Kampf“ veröffentlicht wurde, jemand prophezeit hätte, innerhalb von 15 Jahren stünde Deutschland in einem völkermörderischen Krieg gegen Rußland, in Polen würden Gaskammern errichtet, um die Juden in ganz Europa auszurotten, und außerdem würden Pläne entwickelt, Abermillionen von Slawen über die folgenden 25 Jahre nach Sibirien zu deportieren, um den Ostraum zu germanisieren, hätte man ihn wohl für wahnwitzig gehalten. Wenn er darüber hinaus 1926 behauptet hätte, daß derjenige, der dies zustandebringen würde, Adolf Hitler wäre – anscheinend kaum mehr als ein wilder Fanatiker, Extremist, Radikaler, politischer Außenseiter, demagogischer Hitzkopf – hätte man das Urteil wahrscheinlich nicht revidiert. Dennoch geschah dies alles nach 1933. Die Rassenutopie Hitlers, die man 1926 in einem modernen, hochentwickelten Staat und in einer Gesellschaft auf hohem kulturellen Niveau für wahnwitzig erklärt hätte, wurde 1941/42 beinahe realisiert. Wie war das möglich? Die Rolle des sonderbaren Individuums Adolf Hitler gehört selbstverständlich ins Zentrum von jeglichem Erklärungsversuch. Aber ein plausibler Erklärungsversuch kann sich kaum auf Hitler beschränken, sondern muß über die Rolle seiner Person, so wichtig sie auch war, hinausgehen.

Ich kann hier nur in aller Kürze einige Punkte angeben, die, wie es mir scheint, Ansätze zu einer ausführlichen Erklärung anbieten. Ich nenne insgesamt zehn:

1. Ungewöhnlich tief und weitverbreitet war die umfassende Krise der deutschen Gesellschaft während der Zeit der Weimarer Republik. Politische Krisen sind in demokratischen, pluralistischen Systemen an sich keine Seltenheit. Wirtschaftliche Misereen geschehen sogar noch häufiger. Sie führen aber selten zum Zerfall des staatlichen Systems selbst und zur weitgehenden Verwandlung der Ge-

⁸ *Adolf Hitler*, Tischrede vom 17./18. September 1941, in: *ders.*, *Monologe im Hauptquartier 1941–1944*. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims, hrsg. von *Werner Jochmann* (Hamburg 1980) 62 f.

⁹ Ebd. 39 (vom 5./6. Juli 1941).

sellschaft, nicht zuletzt, weil sie meistens Notlagen innerhalb des Systems sind, die sich aber nicht gegen das System als solches richten. Im Falle Deutschlands – im Gegensatz z. B. zu Großbritannien oder den USA – herrschte eine Gesamtkrise der Gesellschaft und des Staates – eine Misere, die so umfassend war, daß sie auch die kulturellen Werte des Landes in ihrem Kern betraf. Diese Krise spitzte sich zwar weltweit in der Wirtschaftsdepression zu, hatte aber speziell in Deutschland langfristige Wurzeln, die in die Vorkriegszeit zurückreichten. Dies führte dazu, daß sie eigentlich durch die ganze Weimarer Zeit hindurch schwelte. Ein tief verankerter Kulturpessimismus, der wohl viel tiefgreifender und auch bedeutender war als in anderen Ländern wie Frankreich oder Italien, wo er ebenfalls zur Entstehung von faschistischen Bewegungen führte, war ein wichtiger Bestandteil, vor allem in intellektuellen Kreisen. Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ sprach eine solche Mentalität direkt an. Das weitverbreitete Gefühl der nationalen Erniedrigung, ein Gefühl, das Hitler selbst traumatisiert hatte, verstärkte dann, schon lange bevor der Nationalsozialismus politisch bedeutend wurde, die Bereitschaft in gebildeten Kreisen, so fern sie dem nationalistischen Pöbel auch standen, eine nationale Erneuerung – das Ende der „Dekadenz“ – herbeizuwünschen. Das war zwar kein Nationalsozialismus an sich; aber es schuf den Nährboden für die spätere Akzeptanz eines charismatischen Führers, der die Errettung der Nation verhiess. Die restlose Vernichtung der Gegner der nationalen Erneuerung gehörte zu dieser Botschaft und wurde auch von der immer größer werdenden Anhänger-schaft des Nationalsozialismus weitgehend in Kauf genommen¹⁰.

Die Bereitschaft, einer weltlichen „Erlöserfigur“ zu folgen, die ihrerseits Heilserwartungen wecken konnte, hatte nicht zuletzt mit der Glaubenskrise einer sich rasch modernisierenden Gesellschaft zu tun. Strukturell war diese Krise in vieler Hinsicht von denjenigen im übrigen Europa zu unterscheiden – und sie trug wesentlich zur Ausprägung einer spezifisch deutschen Form der Führererwartung bei.

2. Hitler selbst war natürlich absolut unerlässlich zur Realisierung der Rassenutopie – d. h. zur Verwirklichung einer sich kontinuierlich radikalisierten und schließlich umfassenden genozidalen Judenpolitik. In entscheidenden Phasen – wie z. B. bei der Entstehung der Nürnberger Gesetze 1935, der Entfesselung des Novemberpogroms 1938 oder der Genesis der Endlösung 1941 – waren Hitlers Eingriffe und seine Ermächtigung bestimmend. Andererseits blieb er über lange Strecken hindurch relativ inaktiv in der Rassenpolitik: dennoch radikalisierte sich diese zusehends. Andere Kräfte arbeiteten offensichtlich „dem Führer entgegen“¹¹.

Die Realisierung der Utopie wurde selbstverständlich durch die Verabsolutierung von Hitlers Machtstellung innerhalb des Regimes ermöglicht. Die Grundlage für seine Macht im Staate basierte wiederum in erster Linie darauf, daß es Hit-

¹⁰ Für die Attraktivität der politischen Gewalt s. *Bernd Weisbrod*, *Violence and Sacrifice: Imagining the Nation in Weimar Germany*, in: *Hans Mommsen* (Hrsg.), *The Third Reich between Vision and Reality* (Oxford, New York 2001) 5–21.

¹¹ Rede von *Werner Willikens*, Niedersächsisches Staatsarchiv, Best. 131 Nr. 303, fol. 131v; Zitat bei *Ian Kershaw*, *Hitler*. Bd. 1, 1889–1936 (Stuttgart 1998) 665.

ler gelungen war, eine politische Massenbewegung total zu dominieren, die sich einer ungewöhnlichen Herrschaftsform – der charismatischen Herrschaft – unterordnete und die utopischen Fernziele des Führers in Aktionismus konvertierte. Ab 1925 vermochte es Hitler, die NSDAP in eine Führerpartei zu verwandeln und sich selbst allmählich zum Sprachrohr der gesamten völkischen Bewegung zu machen. Er galt, nach verschiedenen internen Kämpfen und Auseinandersetzungen, als die Verkörperung der NS-Weltanschauung, als das Fundament der ideologischen Orthodoxie und als die legitimierende Instanz für die Zielrichtung und den Aktionismus der Bewegung. Die Fixpunkte seiner persönlichen Weltanschauung dienten somit auch als Orientierungshilfen für die Aktionsrichtungen zunächst der NS-Bewegung und später des NS-Regimes. Mit der Verabsolutierung seiner Machtstellung im Staate ab 1933 gewann seine persönliche ideologische Triebkraft und Motivation zunehmenden Einfluß auf das gesamte Staatswesen – und schuf deswegen auch das Potential für die Verwirklichung der NS-Rassenutopien.

3. Die Rassenutopien waren allerdings keineswegs Hitlers Erfindung. Eher entsprach er in seiner Radikalität, Rhetorik und visionären Kraft Vorstellungen, die in weiten Kreisen der völkischen Bewegung zu Beginn der 20er Jahre die Runde gemacht hatten. Es gelang Hitler dadurch – meist unterstützt durch seine Bierhallen-Rhetorik – eine fanatische Anhängerschar hinter sich zu versammeln, die von völkischen Antipathien und Haßgefühlen genauso besessen war wie Hitler selbst. Diese Anhänger bildeten den Kern einer weltanschaulich voll überzeugten Gefolgschaft, die sich zu Hitlers treuer Paladinengruppe entwickelte. Beispielsweise waren die meisten Gauleiter, die sich sehr früh zu Hitler bekannten, später seine Vizekönige in den Provinzen wurden und die weltanschaulichen Richtlinien des Nationalsozialismus in politische Aktion umsetzten, etwa gleichaltrig mit Hitler; wie er hatten sie das Aufblühen des Antisemitismus in der kritischen Phase zwischen etwa 1916 und 1923 miterlebt – freilich noch zum größten Teil als Anhänger irgendeiner völkischen Gruppe, bis sie dann den Weg zu Hitler fanden. Der Beitrag dieser „alten Garde“ der Partei als extremen Hitler-Loyalisten und überzeugten Trägern der NS-Weltanschauung zur Implementierung der Rassenutopien kann kaum überschätzt werden. Auf eigene Faust, ohne auf Befehle zu warten, versuchten diese Radikalen, die Rassenutopien zu verwirklichen, die Judenverfolgung wo immer möglich voranzutreiben, die rassistisch gesäuberte Gesellschaft in Deutschland zu realisieren, oder die schlimmste Germanisierungspolitik in den okkupierten Gebieten des Ostens mit aller Kraft und so eilig wie möglich durchzusetzen. Die ideologisch fanatisierte Gefolgschaft reichte natürlich viel weiter als die Gauleiter und andere Führungsgruppen in der NS-Bewegung. Eine neue statistische Untersuchung von etwa 1500 „Tätern“, die an der Ausrottung der Juden direkt mitwirkten, hat m.E. überzeugend nachgewiesen, daß diese Täter weder „gewöhnliche Männer“ (im Sinne von Christopher Browning)¹² noch „gewöhnli-

¹² Christopher Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen* (Reinbek 1993).

che Deutsche“ (wie Daniel Goldhagen meinte)¹³ waren, sondern durchaus eingefleischte Nazis – eingefleischt deswegen, weil sie einen langen „Sozialisierungsprozeß“ durchgemacht hatten, in dem Gewaltanwendung gegen politische Gegner und rassische Minderheiten eine wichtige Rolle spielten¹⁴.

4. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Realisierung der Rassenutopien war ab 1933 die Verzahnung der SS, der ideologischen Elitetruppe der Bewegung, und der Polizei, dem staatlichen Kontroll- und Unterdrückungsapparat. Es bildete sich daraus unter der Leitung von Heinrich Himmler und Reinhard Heydrich eine große, vielschichtige Organisation, die sich rasch zum wichtigsten Herrschaftsinstrument des NS-Regimes entwickelte – nicht zuletzt, weil sie sich als unmittelbares Ausführungsorgan des Führerwillens verstand und ihre Aufgaben rein ideologisch auffaßte. Wie Werner Best es 1936 ausdrückte, hatte „der nationalsozialistische Führerstaat zum ersten Mal in Deutschland eine ... Einrichtung (entwickelt), die den politischen Gesundheitszustand des deutschen Volkskörpers sorgfältig überwacht, jedes Krankheitssymptom rechtzeitig erkennt und die Zerstörungskeime ... feststellt und mit jedem geeigneten Mittel beseitigt“¹⁵. Die Führung dieser auf ganz neuer, radikaler Basis konzipierten Polizei lag in den Händen von Männern wie Best, die, wie Ulrich Herbert und andere gezeigt haben, Anfang der 20er Jahre als Studenten in deutschen Universitäten das völkische Gedankengut voll aufgesogen und verinnerlicht hatten¹⁶. Später befanden sich diese hochintelligenten, gebildeten und ideologisch motivierten Technokraten der Macht in der Lage, die propagandistisch dargelegten visionären Fernziele Hitlers in Planungsaufgaben und polizeiliche Maßnahmen umzusetzen. In den Wochen nach der sogenannten „Reichskristallnacht“, in einer entscheidenden Phase, in der die Handhabung der Judenpolitik weitgehend der SS übergeben wurde, wurden die Weichen für eine Entwicklung gestellt, die nun konsequent zum Völkermord führte. Die Organisation, die imstande war, die Rassenutopie zu verwirklichen, war inzwischen geschaffen. Eine Mentalität, die den Völkermord als Mittel billigte, war innerhalb dieser Organisation bereits vorhanden gewesen. Das SS-Organ „Das Schwarze Korps“ behauptete im November 1938, es bestünde die Notwendigkeit, „die jüdische Unterwelt genau so auszurotten, wie wir in unserem Ordnungsstaat Verbrecher eben auszurotten pflegen: mit Feuer und Schwert! Das

¹³ Daniel J. Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust (Berlin 1996).

¹⁴ Michael Mann, Were the Perpetrators of Genocide „Ordinary Men“ or „Real Nazis“? Results from Fifteen Hundred Biographies, in: Holocaust and Genocide Studies 14 (2000) 331–66.

¹⁵ Hans Buchheim u. a., Anatomie des SS-Staates, Bd. 2 (Olten, Freiburg i. Br.) 50f.

¹⁶ Vgl. Ulrich Herbert, „Generation der Sachlichkeit“. Die völkische Studentenbewegung der frühen zwanziger Jahre in Deutschland, in: Frank Bajohr, Werner Jobe, Uwe Lohalm (Hrsg.), Zivilisation und Barbarei (Hamburg, 1991) 115–44; ders., Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989 (Bonn 1996); jetzt, vor allem, Michael Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes (Hamburg 2002).

Ergebnis wäre das tatsächliche und endgültige Ende des Judentums in Deutschland, seine restlose Vernichtung.“¹⁷

5. Die Verschmelzung von SS und Polizei deutet auf einen weiteren, wichtigen Prozeß hin, der die Realisierung der Rassenutopie ermöglichte: den Prozeß, daß sämtliche Machtinstrumente eines modernen Staates sich der nationalen Erlösungsideologie, die in Hitler verkörpert war, zunehmend unterordneten. Das ideologische Fernziel der „Entfernung der Juden“ infiltrierte ab 1933 alle staatlichen Instanzen und durchdrang jede Facette des öffentlichen Lebens im Dritten Reich. Ohne das aktive Mitwirken der staatlichen Bürokratie an der Ausgrenzung und Verfolgung der Juden – und anderer diskriminierter Gruppen – wäre die NS-Rassenutopie völlig unrealisierbar geblieben. Der Staatsapparat verwandelte die losen Propaganda- und Kampfpaparen Hitlers und anderer NS-Führer in eine Unmenge sich ständig radikalisierender Gesetze, Verordnungen und Erlasse. Die verschiedenen Behörden überboten sich geradezu in dem Versuch, die diskriminierende Gesetzgebung in ihren Domänen möglichst effizient durchzusetzen. Die Teilnahme der Staatssekretäre an der Wannsee-Konferenz war ein vielsagendes Indiz dafür, daß die Machtinstrumente eines modernen Staates in die Verwirklichung der mörderischen Utopien der NS-Führung nun vollends verwickelt waren. In welchem Ausmaß die „legal-rationale“ Autorität des modernen Staates – um die Terminologie Max Webers zu verwenden – bereit war, sich den in der „charismatischen Autorität“ Hitlers verkörperten utopischen Fernzielen unterzuordnen, zeigt sich in dem Kommentar des bedeutenden Verfassungstheoretikers Ernst Rudolf Huber, der gegen Ende der 30er Jahre bezeichnenderweise schrieb: Es sei „nicht möglich, die Gesetze des Führers an einer ihnen übergeordneten Rechtsidee zu messen, da jedes Führergesetz unmittelbar Ausdruck dieser völkischen Rechtsidee ist“¹⁸. Das Rechtssystem sowie die staatliche Bürokratie wurden somit zu nichts als Werkzeugen des Führerwillens und damit zu Mitteln zur Realisierung der NS-Rassenutopien.

6. Die NS-Rassenutopien waren zwar der zentrale Bestandteil, aber nicht das einzige Element eines weitgreifenden utopischen Projekts des nationalen Aufbaus, das sehr große Anziehungskraft auf breite Kreise der Bevölkerung, einschließlich der nicht-nationalsozialistischen Eliten, ausübte. Wie schon erwähnt, war der Nährboden für die breite Akzeptanz dieses propagandistisch ständig ausgeschlachteten utopischen Vorhabens bereits vorhanden, bevor die Krise der Weimarer Demokratie der nationalen Erlösung, wie sie der charismatische Führer Hitler versprach, mehr Attraktivität verlieh. Unter Jugendlichen insbesondere konnte Hitler vorhandene utopische Zukunftsvorstellungen ansprechen und ausnutzen. Die anfänglichen erstaunlichen „Erfolge“ Hitlers hatten dann nach 1933 zur Folge, daß sich gleichermaßen die Massen – oder zumindest, trotz vielerlei Dissens und Besorgnissen, die große Mehrheit der Bevölkerung – wie

¹⁷ Vgl. „Das Schwarze Korps“ (24. November 1938).

¹⁸ Ernst Rudolf Huber, Verfassungsrecht des Großdeutschen Reiches (Hamburg 1939) 230.

auch die Funktionseliten der Wehrmacht, der Wirtschaft, der staatlichen Bürokratie und darüber hinaus die intellektuellen Eliten – die späteren „Vordenker der Vernichtung“¹⁹ –, immer enger an Hitler banden. Bleiben wir zunächst bei den Eliten.

Hitlers weltanschauliche Fixpunkte – „Entfernung der Juden“, Erlangung von Lebensraum, Gewinnung des Weltmachtstatus – standen in keinerlei Widerspruch zu den handfesten Interessen der Funktionseliten. Im Gegenteil: Als Fernziele waren sie so vage angelegt, daß sie mehr oder weniger zu allen Interessen paßten. Die „unangenehmen“ Erscheinungen des Regimes – seine Schattenseite – konnten außerdem als notwendiger Preis für den gelungenen Aufbau der Nation in Kauf genommen werden. Der symbolhafte Charakter des Lebensraummottos – Martin Broszat sprach von einer ideologischen „Metapher“²⁰ – zusammen mit der Vision der deutschen Vorherrschaft in Europa, später in der ganzen Welt, vereinigte die unterschiedlichen Interessen der Eliten. Hitler öffnete neue Möglichkeiten der Phantasie und setzte so Kräfte frei. Ingenieure oder Ärzte z. B. konnten ihre eigenen Utopien auf einmal für realisierbar halten, ohne sich von „lästigen“ finanziellen Einschränkungen oder den Menschenrechtskonventionen demokratischer Systeme gezügelt zu fühlen.

Insbesondere die Streitkräfte und die Wirtschaft sahen ihre eigenen Interessen durch die Aufbau- und Expansionspolitik des Nationalsozialismus vertreten und gefördert. Die „Entfernung der Juden“ störte diese Gruppen nicht und konnte sogar teilweise, wie bei der „Arisierung“, große Gewinne bringen. Insofern wurde bis in den Krieg hinein die Judenverfolgung, wenn sie nicht sogar zu sektoralen Interessen paßte, vielfach als Nebenerscheinung angesehen. Auch in Polen störte die schreckliche Eskalation der Judenverfolgung kaum. Die Einwände von einigen Generälen gegen die Barbarei der SS blieben hier reine Ausnahmen. Und bis zu diesem Zeitpunkt hatte die Judenpolitik bereits eine weitgehende Eigendynamik entwickelt, die dann, solange das NS-Regime existierte, nicht mehr gestoppt werden konnte, selbst wenn sie sich schließlich direkt gegen ökonomische Grundgesetze richtete. Zur Entfaltung dieser Eigendynamik hatten die Funktionseliten selbst ihren unentbehrlichen Beitrag geleistet – zumindest, bis das Stadium des grenzenlosen Völkermordes begann.

7. Daniel Goldhagen nannte die Deutschen Hitlers „willige Vollstrecker“. Deutschland war nach seiner Interpretation einmalig, weil ein „eliminatorischer Antisemitismus“ in der politischen Kultur seit dem 19. Jahrhundert als vorherrschendes Leitmotiv fungiert habe, so daß die Vernichtungspolitik Hitlers eigentlich nur den Wünschen der Bevölkerung insgesamt entsprochen habe²¹. Die Inter-

¹⁹ Götz Aly, *Susanne Heim*, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung (Frankfurt a.M. 1991).

²⁰ Martin Broszat, Soziale Motivation und Führer-Bindung des Nationalsozialismus, in: VfZ 18 (1970) 392–409, hier: 407; im folgenden zitiert; Broszat, Soziale Motivation.

²¹ S. o., Anm. 12.

pretation ist m.E. zu Recht als grobe Simplifizierung heftig kritisiert worden²². Die Einzigartigkeit Deutschlands bestand nicht in einer breit akzeptierten, jahrzehntenlang anhaltenden Sehnsucht nach der „Eliminierung“ der Juden, sondern darin, daß ab 1933 eine potentiell genozidale Elite die Macht im Staat übernehmen konnte und nun in der Lage war, die in völkischen Kreisen vorhandene utopische Vorstellung von der „Entfernung der Juden“ zum Kernbestand der staatlichen Ideologie und Politik zu machen. Erst jetzt breitete sich ein regelrechter „eliminatorischer“ Antisemitismus aus. Unter einer rücksichtslosen, fanatisierten Staatsführung, die jede nennenswerte oppositionelle Handlung brutal niederschlägt, ist es ein ganz normales Verhalten, passiv zu bleiben, die eigene Freiheit, vielleicht sogar den Kopf, nicht riskieren zu wollen. So erklärt sich zum Teil – aber nur zum Teil – auch die mangelnde Bereitschaft in Deutschland, gegen die Judenverfolgung Stellung zu nehmen. Passivität und moralische Indifferenz, meist ohnehin mit antisemitischen Vorurteilen verbunden, konnten aber dem radikalen Judenhaß einer Minderheit, die noch dazu staatliche Unterstützung im Rücken hatte, keinen Einhalt bieten. Noch schlimmer: Wenn nicht alles trügt, war die Unterdrückung von „Gegnern“ sowie die Ausgrenzung von Juden und anderen „unerwünschten“ Minderheiten bei der großen Masse der Bevölkerung durchaus populär²³. Nicht nur dies: Unzählige Deutsche wirkten freiwillig bei der Verfolgung mit. Die NS-Politik bot die Chance, auf Kosten der Juden zu profitieren – also z.B. eine neue Wohnung zu bekommen, einen Geschäftskonkurrenten auszuschalten usw. Auf vielerlei Art und Weise zeigt sich, daß viele Leute versuchten, direkt oder indirekt „im Sinne des Führers“ zu arbeiten, indem sie unaufgefordert dem bekannten Ziel Hitlers, die Juden zu „entfernen“, entgegenkamen; damit lieferten sie ihren eigenen Beitrag zur Spirale der Diskriminierung. Und mit der eskalierenden Verfolgung rückte die Erfüllung von der utopischen Vision eines Deutschlands, dann eines Europas, ohne Juden allmählich in greifbare Nähe.

8. Von kaum überschätzbarer Bedeutung für die „Realisierung des Utopischen“ (Hans Mommsen)²⁴ war, daß die NS-Propaganda rassische Feindbilder und das Image von wirklichen oder vermeinten militärischen Feinden Deutschlands miteinander verschmolz. Für die Juden war dies doppelt fatal, denn sie wurden in der NS-Lehre und -Propaganda sowohl mit dem Bolschewismus, also dem Erzfeind in Moskau, als der größten Gefahr für die weitere Existenz des Abendlandes gleichgesetzt, als auch mit dem Kapitalismus, dem mächtigen Feind in der City of London und in Wall Street in New York identifiziert. Hitlers berüchtigte „Propheteiung“ vom 30. Januar 1939, daß im Fall eines Kriegs die Juden in Europa vernichtet würden, betonte (nach dieser grotesken Sicht der Dinge) die Verant-

²² Siehe z. B. *Julius H. Schoeps*, Ein Volk von Mördern? Die Dokumentation zur Goldhagen-Kontroverse um die Rolle der Deutschen im Holocaust (Hamburg 1996).

²³ Siehe *Robert Gellately*, Backing Hitler. Consent and Coercion in Nazi Germany (Oxford 2001).

²⁴ S. o., Anm. 4.

wortung der Juden für die Entfackung eines neuen Weltbrandes²⁵. Die Juden wurden daher nicht nur als die größte innenpolitische Kraft der Zersetzung, sondern als internationale Todfeinde in einem Kampf um Dasein oder Untergang der Nation angesehen. Für die Explosion des Völkermords in der Sowjetunion ab dem 22. Juni 1941 war ihre Identifizierung mit dem Bolschewismus – nicht zuletzt innerhalb der Wehrmacht – von höchster Bedeutung.

9. Es war daher kein Zufall, daß die Ermordung der Juden – die Realisierung der NS-Rassenutopie – im Rahmen eines Krieges, der einem ideologischen Kreuzzug gleichkam, stattfand. Hitler hatte diesen Krieg seit den 20er Jahren gewollt. Da nach seiner perversen Weltanschauung der Endsieg nur mit der totalen Vernichtung derjenigen, die den Krieg verursacht hatten, also der Juden, errungen werden konnte, war ihre Ermordung im Krieg nur folgerichtig. Die „Endlösung der Judenfrage“, wie sie ja tatsächlich umgesetzt wurde, entwickelte sich erst nach viel Improvisation und in verschiedenen Eskalationsschüben zwischen dem Überfall auf die UdSSR und dem Frühjahr 1942. Hitlers direkte Rolle bleibt auch hier meist im Dunkeln, nicht zuletzt weil er dafür sorgte, daß auch in seiner engsten Umgebung im Führerhauptquartier der Judenmord tabuisiert wurde. Außer Zweifel steht aber, daß er seine Umgebung zu den wichtigsten Schritten persönlich ermächtigte; darüber hinaus ist auch seine Kenntnis und Billigung des Geschehens unstrittig. Und nach acht Jahren, in denen die Juden weit und breit ver-teufelt und zu Unmenschen deklariert worden waren, in denen eine genozidale Mentalität in den wichtigsten Herrschaftsinstrumenten gezüchtet worden war, nimmt es nicht Wunder, daß es an „willigen Vollstreckern“ nicht mangelte.

10. Schließlich konnte die NS-Rassenutopie realisiert werden, weil diejenigen Gegner des Regimes, die in hohen Stellungen fungierten und somit das Potential und die Mittel besaßen, mit der Person Hitlers sowohl den Hauptexponenten der skizzierten Utopie als auch die Schlüsselfigur im genozidalen Prozeß überhaupt zu beseitigen, zu einem solchen Vorgehen weder willens noch in der Lage waren, bis es schließlich zu spät war. Warum dies nicht geschah, ist natürlich ein anderes und äußerst kompliziertes Thema, das seiner eigenen ausführlichen Erklärung bedarf. Hier bleibt nur festzuhalten: Die fehlende Bereitschaft, Hitler zu stoppen, aus welchen Motivationen sie sich auch immer speiste, ermöglichte schließlich die Realisierung des Utopischen.

In allen Stadien der Realisierung von der NS-Rassenutopie war Hitler die „unerläßliche Integrationsfigur und Drehscheibe des Geschehens“ (Broszat)²⁶. Aber gerade die Tatsache, daß der lange Radikalisierungsprozeß, der schließlich in der „Endlösung“ kulminierte, über lange Strecken hindurch ohne direkte Eingriffe Hitlers stattfand, daß Hitler sich „mit der konkreten Durchsetzung des antisemitischen Programms“ kaum befaßte²⁷, und daß es wohl weder einen schriftlichen

²⁵ Das Zitat findet sich bei Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945 (Wiesbaden 1973) 1058.

²⁶ Broszat, Soziale Motivation 409.

²⁷ Mommsen, Realisierung des Utopischen 390.

noch einen direkten mündlichen Befehl Hitlers zum Judenmord gegeben hat, zwingt den heutigen Betrachter dazu, nicht nur die Person Hitlers, sondern auch die funktionale Bedeutung seiner charismatischen Herrschaft in den Vordergrund zu stellen. Jede Analyse, die erklären will, wie die NS-Rassenutopie verwirklicht werden konnte, muß deswegen insbesondere zwei Phänomene berücksichtigen: Erstens, daß eine äußerst ungewöhnliche Herrschaftsform – die charismatische Herrschaft – die für den modernen Staat typische legal-bürokratischen Herrschaftsform überlagerte, und zweitens, daß die Machtinstrumente des Staates sich zu Werkzeugen einer nationalen Erlösungsideologie reduzieren ließen.

Die charismatische Herrschaft Hitlers, die wie bereits erwähnt unverkennbar pseudoreligiöse Züge aufwies und durch ihre utopische Zukunftsvision gefährliche Heilserwartungen in der Bevölkerung einer modernen Gesellschaft weckte, war in vielem atavistisch. Sie beruhte nichtsdestoweniger zuletzt auf einem wichtigen Merkmal der Moderne, nämlich auf der wohl erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts existierenden Überzeugung, daß nicht Gott, sondern der Mensch selbst imstande sei, die Zukunft der Menschheit zu gestalten und deswegen auch das menschliche Glück nicht erst im Himmelreich zu finden sei. In der Moderne schien der Himmel auf Erden denkbar und allmählich aufgrund der Entwicklung von Naturwissenschaften und Technologie auch realisierbar. Der nächste Denkschritt, daß diejenigen, die diese Realisierung gefährdeten, die nicht zur neuen Utopie zählten, „verschwinden“ und damit letztlich physisch ausgerottet werden mußten, war logisch; er brauchte aber, um vorstellbar zu werden, das Menschenschlachten des Ersten Weltkrieges, das Vorhandensein von neuen Ideologien der Vernichtung und die breite Akzeptanz von massiver staatlicher Gewalt gegen Mitmenschen. Insofern stellte die Menschenvernichtung des Nationalsozialismus durchaus einen Teil der Moderne dar, einen Teil von modernen und utopischen Zukunftsvorstellungen, die sich aus den erläuterten Gründen im Deutschland der NS-Zeit katastrophal entwickeln konnten.

Rüdiger Graf

Die Mentalisierung des Nirgendwo und die Transformation der Gesellschaft

Der theoretische Utopiediskurs in Deutschland 1900–1933

Im Unterschied zu den übrigen Beiträgen des Bandes, die konkrete Formen und Funktionen utopischen Denkens im Europa in der Zwischenkriegszeit zum Gegenstand haben, wird im folgenden der von Wissenschaftlern und Intellektuellen geführte theoretische Diskurs über das Phänomen der Utopien bzw. des Utopischen analysiert. Die Untersuchung dieses Diskurses, der in Deutschland im 19. Jahrhundert einsetzte und bis 1933 seine noch heute charakteristischen Ausprägungen erhielt¹, geschieht mit der Absicht, die Virulenz des konkreten utopischen Denkens über seine Reflexion in der zeitgenössischen Utopietheoriebildung zu erfassen. Zunächst waren in theoretischen Studien, die das Phänomen der Utopie in grundsätzlicher Weise zu erfassen gesucht hatten, unter dem Begriff „Utopie“ die Spielarten der an Thomas Morus' Schrift „De optimo rei publicae statu, deque nova insula Utopia“ (1516) anschließenden Literaturgattung – die sogenannten „Staatsromane“ – subsumiert worden. Im übertragenen und alltagssprachlichen Sinn bezeichnete „Utopie“ einen unausführbaren Weltverbesserungsplan, der von einem Schwärmer, i.e. einem „Utopisten“, formuliert wurde, so daß der Begriff häufig in pejorativer und diffamierender Weise verwendet wurde². In Auseinandersetzung mit dem literaturgeschichtlichen Utopiediskurs

¹ Vgl. zur gegenwärtigen Utopieforschung und dem Bezug auf den Utopiediskurs der 20er Jahre: Richard Saage, Zum Stand der sozialwissenschaftlichen Utopieforschung I–III, in: Neue politische Literatur 38, 39, 40 (1993, 1994, 1995) 221–238, 55–97 u. 441–451; im folgenden zitiert: Saage, Zum Stand; Richard Saage, Utopieforschung. Eine Bilanz (Darmstadt 1997); Wilhelm Vosskamp (Hrsg.), Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie, 3 Bde. (Stuttgart 1982); im folgenden zitiert: Vosskamp, Utopieforschung. Sowie exemplarisch für die Geschichtswissenschaft: Otto Gerhard Oexle, Wunschräume und Wunschzeiten. Entstehung und Funktionen des utopischen Denkens in Mittelalter, Früher Neuzeit und Moderne, in: Die Wahrheit des Nirgendwo: Zur Geschichte und Zukunft des utopischen Denkens, hrsg. v. Jörg Calließ (Rehburg-Loccum 1994) 33–83, v.a. 34–39; im folgenden zitiert: Calließ, Wahrheit des Nirgendwo.

² Brockhaus' Konversations-Lexikon, Bd. 16 (14. vollst. neubearb. Aufl., Berlin, Wien 1895) 146: „Utopien (Utopia), nach dem Griechischen soviel als Nirgendwo, nannte der englische Kanzler Thomas More (s.o.) die fabelhafte Insel, auf welcher er seinen Staatsroman ‚De op-

sowie dem pejorativen Alltagsverständnis etablierte sich im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in Deutschland ein Utopieverständnis, das am pointiertesten Karl Mannheim nach seiner Emigration 1934 in der „Encyclopaedia of the Social Sciences“ zusammenfaßte: Die Utopie, so definierte Mannheim, ist erstens eine Bewußtseinsform („mental outlook“), die sich an seinstranszendenten Vorstellungen orientiert; sie verursacht – zweitens – kollektive Handlungen, die darauf abzielen, die Realität in Richtung auf diese seinstranszendenten Vorstellungen zu verändern³. Diese beiden Annahmen, die Utopie sei eine Bewußtseinsform und spiele eine zentrale Rolle in gesellschaftlichen Transformationsprozessen, konstituierten ein Utopieverständnis, das im folgenden als „sozialpsychologisch“ bezeichnet wird. Im vorliegenden Aufsatz soll genauer geklärt werden, wie sich dieses Verständnis, das den Utopiebegriff zur sozialwissenschaftlichen Analyse nutzbar machte, herausbildete und welche Kontexte zu seiner Etablierung beitrugen.

Dazu ist es zunächst erforderlich, den zugrunde gelegten Diskursbegriff kurz zu erläutern. Historische Arbeiten, die den Diskursbegriff analytisch fruchtbar machen, versuchen entweder in der Tradition Michel Foucaults, die unpersönliche Ordnung zu rekonstruieren, welche die Produktion von Texten kanalisiert, organisiert und kontrolliert⁴; oder sie verstehen den Diskurs im Sinne der anglo-amerikanischen Sprachphilosophie als das Produkt von Sprecherinnen und Sprechern in bestimmten Handlungszusammenhängen⁵. Ich schließe an die zweite Tradition und verstehe zunächst – mit Jürgen Habermas – als „Diskurs“ die „... durch Argumentation gekennzeichnete Form der Kommunikation, in der problematisch gewordene Geltungsansprüche zum Thema gemacht und auf ihre Berechtigung

timo rei publicae statu, deque nova insula Utopia' (Löwen 1516 u.ö.) spielen ließ. Nach dieser Schrift wurde die ganze Gattung von Schriften U. genannt, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß der Verfasser die von ihm gewünschten Änderungen der Rechtsordnung als bereits durchgeführt voraussetzt und die Wirkungen dieser Änderungen am Bilde eines erdichteten Staatswesens zeigt. Statt U. nennt man solche Schriften auch Staatsromane (s.o.). In neuester Zeit bezeichnet man Socialreformer, welche den Boden der Wirklichkeit verlassen und sich mit phantastischen Weltverbesserungsplänen beschäftigen, als Utopisten.“ Ähnlich definierte zuvor bereits: Staats- und Gesellschaftlexikon, hrsg. v. Hermann Wagener, Bd. 19 (Berlin 1866) 126f. Wie der Brockhaus dann auch: Meyers Großes Konversationslexikon, Bd. 19 (6. gänzlich neubearb. u. verm. Aufl., Leipzig, Wien 1909) 982. Zur Geschichte des Utopiebegriffs: Lucian Hölscher, Utopie, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hrsg. v. Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Bd. 6 (Stuttgart 1996) 733–788; im folgenden zitiert: Hölscher, Utopie.

³ Karl Mannheim, Utopia, in: Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. 15 (London 1934) 200–203, bes. 201; im folgenden zitiert: Mannheim, Utopia.

⁴ Vgl. die Behandlung des Begriffs der Ordnung in Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften (Frankfurt a.M. 1995) 22–25; sowie ders., Die Ordnung des Diskurses (Frankfurt a.M. 1991) 9f. und passim.

⁵ Zur Unterscheidung der Diskursbegriffe: John E. Toews, Intellectual History after the Linguistic Turn. The Autonomy of Meaning and the Irreducibility of Experience, in: AHR 92 (1987) 879–907, hier: 890; Günther Lottes, „The State of the Art“. Stand und Perspektiven der „intellectual history“, in: Neue Wege der Ideengeschichte. Festschrift für Kurt Kluxen zum 85. Geburtstag, hrsg. v. Frank-Lothar Kroll (Paderborn u.a. 1996) 27–45; Peter Schöttler, Wer hat Angst vor dem „linguistic turn“?, in: GG 23 (1997) 134–151, hier: 138f.

hin untersucht werden“⁶. Diese Definition mißt den Diskursteilnehmenden mit ihren Meinungen, Wünschen und Interessen zentrale Bedeutung für die Gestaltung des Diskurses zu. Die Annahme, der Diskurs werde grundsätzlich von den Teilnehmenden gestaltet, impliziert jedoch nicht, diese seien dabei vollkommen autonom. Vielmehr weist jeder historisch vorzufindende Diskurs eine bestimmte Grundstruktur auf, die man auf der Basis von Donald Davidsons Sprach- und Interpretationstheorie als Set geteilter Grundannahmen verstehen kann: Damit Kommunikation über ein Thema überhaupt zustande kommen kann, müssen Sprechende und Interpretierende über eine große Menge gleicher Meinungen über die gemeinsame Welt verfügen, weil erst vor diesem Hintergrund Differenzen und Meinungsunterschiede über bestimmte Themen entstehen können⁷. Diese den Diskurs strukturierenden Grundannahmen – im folgenden: die Diskursformation – sind nicht vollständig in die Verfügung der Teilnehmenden gestellt, da sie in einer gegebenen Diskurssituation nicht immer problematisiert werden können, aber sie sind prinzipiell explizierbar und somit veränderlich⁸. Ein solcher Diskursbegriff hat gegenüber statischeren Diskursmodellen im Stile Foucaults den Vorzug, daß er die Analyse von Diskurstransformationen und des Beitrages, den die Diskursteilnehmenden an ihnen haben, erlaubt⁹. Da er zudem den Sprecherinnen und Sprechern keine vollkommene Autonomie einräumt, sondern die Wirkung von inner- und außerdiskursiven Kontextfaktoren integrieren kann, ermöglicht er die Analyse und Erklärung der Herausbildung des sozialpsychologischen Utopiediskurses in idealer Weise.

In der gegenwärtigen Theoriediskussion der *intellectual history* wird das Problem des Kontextualismus zumeist auf die Frage reduziert, ob es möglich ist, einen Text unabhängig von seinen Kontexten zu verstehen¹⁰. Jenseits des bloßen Textverständnisses gibt es jedoch weitere Fragen an Texte oder Diskurse, die nur

⁶ Jürgen Habermas, Wahrheitstheorien (1972), in: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns (Frankfurt a. M. 1995) 127–186, hier: 131.

⁷ Als Einführung zur Philosophie Donald Davidsons siehe: Donald Davidson, Davidson, Donald, in: A Companion to the Philosophy of Mind, hrsg. v. Samuel Guttenplan (Oxford 1996) 231–236; detaillierter: Donald Davidson, Radical Interpretation, in: Inquiries into Truth and Interpretation (Oxford 1973) 125–139, bes. 137; sowie Donald Davidson, On the Very Idea of a Conceptual Scheme (1974), in: ebd. 183–198, bes. 197.

⁸ Damit unterscheidet sich dieser Begriff „Diskursformation“ von dem Michel Foucaults, der darunter die Systeme von Regelmäßigkeiten und Streuungen bestimmter Elemente in den Aussagen der untersuchten Texte versteht. Vgl.: Michel Foucault, Die Archäologie des Wissens (Frankfurt a. M. 1997) 48–60, bes. 58.

⁹ Das Fehlen dieser Möglichkeit, wenn man dem Foucaultschen Diskursbegriff folgt, wird inzwischen immer häufiger als Mangel begriffen. Vgl.: Ian Maclean, The Process of Intellectual Change. A Post-Foucauldian Hypothesis, in: Cultural History after Foucault, hrsg. v. John Neubauer (Berlin, New York 1999) 163–176, 166: „... Foucault could not elaborate a theory of intellectual change ...“

¹⁰ Die These des Kontextualismus, daß dies nicht möglich sei, wird kritisiert von Mark Bevir, The Errors of Linguistic Contextualism, in: History and Theory 31 (1992) 276–298; vgl. auch John Patrick Diggins, The Oyster and the Pearl. The Problem of Contextualism in Intellectual History, in: History and Theory 23 (1984) 151–169.

über Kontextanalysen beantwortet werden können, nämlich beispielsweise warum etwas zu einem bestimmten Zeitpunkt auf eine bestimmte Weise formuliert wurde und nicht etwas anderes in anderer Form. Um die Etablierung der sozialpsychologischen Diskursformation nicht nur darzustellen, sondern auch Ansätze zu ihrer Erklärung zu liefern, müssen also die Kontexte spezifiziert werden, die ihre Herausbildung beeinflussen¹¹. Wenn man von einem teilnehmerbasierten Diskursbegriff ausgeht, kann die Relevanz der ausgewählten Kontexte dadurch bestimmt werden, daß ihre Wirkung auf die Diskursteilnehmenden ausgewiesen wird. Dabei darf jedoch das Explikationsverhältnis von Text und Kontext nicht einfach vorausgesetzt oder gar der Text auf einen Kontext reduziert werden, sondern ihre Beziehung ist selbst immer wieder zu problematisieren¹².

In der Forschung herrscht weitgehender Konsens darüber, daß sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine wesentliche Veränderung des theoretischen Utopiediskurses vollzog. Diese Veränderung wird jedoch auf verschiedene Weise beschrieben: von Lucian Hölscher als beginnende positive Verwendung des Begriffs, in deren Folge die Utopien zum anerkannten Medium der Zukunftsreflexion wurden¹³, von Bernhard Braun als beginnende soziologische Verwendung¹⁴ und von Richard Saage als Dynamisierung bzw. beginnende intentionale Verwendung des Utopiebegriffs¹⁵. Im folgenden schließe ich an Lucian Hölschers Artikel aus den „Geschichtlichen Grundbegriffen“ an, der die „geschichtsphilosophische Einbindung“ des Utopiebegriffs als ein zentrales Element der sozialpsychologischen Diskursformation bestimmt¹⁶. Darüber hinaus wird jedoch der Mentalisierung des Utopiebegriffs größere Bedeutung zugemessen, d.h. dem Prozeß, in dessen Verlauf „Utopie“ nicht mehr als Staatsroman, sondern zunächst als Ausdruck einer bestimmten Bewußtseinsform und dann als diese Bewußtseinsform selbst

¹¹ Der Begriff „Kontext“ stammt aus der Sprachwissenschaft und bezeichnet die sprachliche oder nicht-sprachliche Umgebung eines Ausdrucks, insofern sie für dessen Bedeutung relevant ist. Vgl. U. M. Quasthoff, Context, in: The Encyclopedia of Language and Linguistics, Bd. 2 (Oxford u. a. 1994) 730–737, bes. 730f. Was für einen bestimmten Diskurs ein relevanter Kontext ist, kann nicht allgemein, sondern über konkrete Plausibilitätsargumente bestimmt werden.

¹² Vgl.: Dominick LaCapra, Rethinking Intellectual History and Reading Texts, in: Modern European Intellectual History. Reappraisals and New Perspectives, hrsg. v. Dominick LaCapra, Steven Kaplan (Ithaca, London 1982) 47–85, bes. 49, 57, 82.

¹³ Hölscher, Utopie 752.

¹⁴ Bernhard Braun, Die Siedlung. Der Beginn des Sozialismus. Gesellschaftskritik, Siedlung, Utopie bei Gustav Landauer, in: Gustav Landauer im Gespräch, hrsg. v. Hanna Delf, Gert Mattenklott (Tübingen 1997) 191–201, hier: 199; im folgenden zitiert: Braun, Die Siedlung; Delf, Mattenklott, Landauer im Gespräch.

¹⁵ Richard Saage, Begriffe, Gestalten und Kontexte utopischen Denkens, in: Calließ, Wahrheit des Nirgendwo 15–31, hier: 16f. So bereits zuvor: Bernhard Braun, Die Utopie des Geistes. Zur Funktion der Utopie in der politischen Theorie Gustav Landauers (Wiss. Schriften Reihe 11, Beiträge zur Philosophie 103, Idstein 1991) 10–12; im folgenden zitiert: Braun, Utopie.

¹⁶ Hölscher, Utopie 775–788. Hölschers für das 19. Jahrhundert hervorragende begriffsgeschichtliche Darstellung bleibt – der Anlage des Lexikons gemäß – für das 20. Jahrhundert sehr knapp.

verstanden wurde. Erst diese Mentalisierung des Begriffs wertete die Utopie in ihrer historischen Rolle auf und machte sie für die sozialwissenschaftliche Analyse gesellschaftlicher Transformationsprozesse fruchtbar.

Die Unklarheit darüber, was genau das Neuartige des Utopiediskurses ausmacht, führt auch zu unterschiedlichen Datierungen seiner Entstehung. Ernst Blochs eigene Einflußnahme auf die Darstellung des Utopiediskurses hat vermutlich dazu beigetragen, daß er selbst zum Urheber des modernen Utopiebegriffs erklärt wurde¹⁷. Demgegenüber haben Arno Münster und Bernhard Braun herausgearbeitet, daß Blochs Utopietheorie wesentlich auf Gustav Landauers Arbeiten basiert. Daher setzen Braun und Saage die Entstehung eines neuen oder veränderten Utopiediskurses bereits bei ihm an¹⁸. Darüber hinaus weist Lucian Hölscher Ansätze einer geschichtsphilosophischen Einbindung der Utopie bereits im 19. Jahrhundert nach¹⁹. Auf der Basis einer inhaltlichen und rezeptionsgeschichtlichen Analyse der Beiträge zum theoretischen Utopiediskurs werde ich im ersten Teil des Aufsatzes argumentieren, daß die Etablierung der sozialpsychologischen Diskursformation mit Andreas Voigts und Gustav Landauers Studien 1906 bzw. 1907 begann und mit der Rezeption der Schriften von Karl Mannheim und Hans Freyer am Ende der Weimarer Republik abgeschlossen war. In der Kontextanalyse im zweiten Teil soll dann gezeigt werden, daß die Herausbildung der sozialpsychologischen Formation des Utopiediskurses als ein Versuch von Sozialwissenschaftlern und Intellektuellen zu verstehen ist, vor dem Hintergrund intensiver eigener Krisenerfahrung gesellschaftliche Transformationsprozesse zu erfassen und sich selbst in diesen Prozessen eine zentrale Rolle als Beobachtende und Handelnde zuzuweisen.

¹⁷ Bereits in den 20er Jahren war Bloch darum bemüht zu verbreiten, die Auffassung der Utopie als Bewußtseinsform sei seine Erfindung. Vgl. Blochs Reaktion auf Karl Mannheims „Ideologie und Utopie“ in seinem Brief an Siegfried Kracauer vom 30. 4. 1929, in: *Ernst Bloch, Briefe 1903–1975*, hrsg. v. *Karola Bloch* u. a., 2 Bde. (Frankfurt a. M. 1985) hier: Bd. 1 313: „Schon das Wort Utopie im Buchsinn und als Gegensatz zu Ideologie ist nicht auf Mannheims Boden gewachsen. Utopie bedeutete bislang Staatsroman, hatte jedenfalls nicht den metaphysischen Sinn, den ihm Mannheim jetzt geben kann. „Seinstranszendente Vorstellungen, die die Welt verwandeln, auch sprengen“ – gar: „die aus der Welt hinaustretenden Spannungen werden zum Sprengstoff in der Welt“ ... diese Definitionen, ja der ganze Terminus „utopisches Bewußtsein“ wären ohne mein Buch (*Der Geist der Utopie*, R.G.) wohl kaum möglich.“ Im folgenden zitiert: *Bloch, Briefe*. Siehe auch: *Ernst Bloch, Erbschaft dieser Zeit*. Erweiterte Ausgabe (Frankfurt a. M. 1985) 288. Noch Gert Ueding erklärt, Bloch habe den Begriff der Utopie „und die von ihm gemeinte Sache aus seiner ursprünglichen, eingeschränkten Bedeutung einer romanhaften Staats- und Sozialutopie befreit“. *Gert Ueding, Ernst Blochs Philosophie der Utopie*, in: *Voskamp, Utopieforschung 1* (Stuttgart 1982) 293–303, hier: 293. So auch *Wilhelm Kamlah, Utopie, Eschatologie, Geschichtsteologie. Kritische Untersuchungen zum Ursprung und zum futurischen Denken der Neuzeit* (Mannheim, Wien, Zürich 1969) 13; und *Theodor W. Adorno*, in: *Gespräche mit Ernst Bloch*, hrsg. v. *Rainer Traub, Harald Wieser* (Frankfurt a. M. 1977) 58, im folgenden zitiert: *Traub, Wieser, Gespräche*.

¹⁸ *Arno Münster, Utopie, Messianismus und Apokalypse im Frühwerk von Ernst Bloch* (Frankfurt a. M. 1982) 124–126; im folgenden zitiert: *Münster, Utopie*; vgl. auch *Braun, Die Utopie 10–12*; und im Anschluß an ihn *Saage, Zum Stand 1 222*.

¹⁹ *Hölscher, Utopie 775–785*.

I. Vom Phantasiegebilde zur seinsverändernden Kraft – der theoretische Utopiediskurs

1. Die literaturgeschichtliche Diskursformation

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der theoretische Utopiediskurs vorwiegend von Staatswissenschaftlern und Nationalökonomien geführt, die sich in quasi literaturgeschichtlichen Abhandlungen der Gattung der Staatsromane widmeten. Dabei beabsichtigten sie zumeist, entweder Inspirationen für die eigene Arbeit zu gewinnen oder eine bestimmte Art der Gesellschaftsbetrachtung zu diskreditieren. In Deutschland begann die Gattungsgeschichtsschreibung mit Robert v. Mohl (1799–1875). Seine Definition der Utopien als Staatsromane, das heißt als „Dichtungen . . ., welche die Schilderung eines idealen Gesellschafts- oder Staatslebens zum Gegenstande haben, sei es nun, daß dabei die Form einer Reisebeschreibung, einer statistischen Schilderung oder einer Lebensgeschichte benutzt wurde“²⁰, blieb für den literaturgeschichtlichen Utopiediskurs bis in das 20. Jahrhundert hinein prägend²¹. In Reaktion auf den zahlenmäßigen Anstieg literarischer Utopien nahmen in den 1890er Jahren auch die literaturgeschichtlichen Abhandlungen in einem solchen Ausmaß zu²², daß Carl Grünberg 1905 in seiner Rezension von Eugen Heinrich Schmitts Buch „Der Idealstaat“ urteilte, man habe es „mit einer jener überflüssigen und wertlosen literarischen Erscheinungen zu tun, mit denen in jüngster Zeit der Markt immer häufiger überschwemmt“ werde²³.

Erste Ansätze einer Mentalisierung des Utopiediskurses stellten die Versuche einiger Autoren dar, die literarischen Utopien zu einer bestimmten Fähigkeit des Bewußtseins in Beziehung zu setzen. So erklärte beispielsweise der Jurist Arthur

²⁰ Robert v. Mohl, Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Staatswissenschaften, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 2 (1845) 24–74, 27; im folgenden zitiert: v. Mohl, Die Staatsromane. Vgl. zur Gattungsgeschichtsschreibung in internationaler Perspektive: Hölscher, Utopie 746–752.

²¹ In diesem Sinn definieren z.B.: Friedrich v. Kleinwächter, Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Lehre vom Communismus und Socialismus (Wien 1891) 19; im folgenden zitiert: Kleinwächter, Die Staatsromane; Arthur v. Kirchenheim, Schlaraffia politica. Geschichte der Dichtungen vom besten Staate (Leipzig 1892) 1 f.; im folgenden zitiert: v. Kirchenheim, Schlaraffia Politica; Rudolf Stammeler, Utopien, in: Deutsche Rundschau 70 (1892) 281–296, 291 f.; Friedrich Fürst v. Wrede, Die Entwicklung des Staatsromanes, in: Deutsche Revue 30 (1905) 141–156, hier: 156; Julius Reiner, Berühmte Utopisten und ihr Staatsideal. Plato, Morus, Campanella, Caber (Jena 1906) 1, 6; im folgenden zitiert: Reiner, Berühmte Utopisten; Joseph Prys, Der Staatsroman des 16. und 17. Jahrhunderts (Diss. Würzburg 1913) 1 f.; Edgar Salin, Platon und die griechische Utopie (München 1921) V.

²² Diese Kausalität wurde bereits von den Zeitgenossen konstruiert. Vgl.: Kleinwächter, Die Staatsromane 4 und v. Kirchenheim, Schlaraffia Politica 1 f.

²³ Carl Grünberg, Dr. Eugen Heinrich Schmitt: Der Idealstaat, in: Zeitschrift für Socialwissenschaft 8 (1905) 66–67, hier: 67; im folgenden zitiert: Schmitt, Der Idealstaat. Die Zunahme der Utopiegeschichten wurde bereits bemerkt von: Hölscher, Utopie 749 und Richard Toby Widdicombe, Early Histories of Utopian Thought (to 1950), in: Utopian Studies 3 (1992) 1–38, hier: 2.

v. Kirchenheim (1855–1924) die Utopie zu einem Produkt der menschlichen Phantasie, weshalb die Geschichte der Utopien gleichzeitig Auskunft gebe über die „Geschichte der menschlichen Sehnsucht nach Glück, nach Frieden“²⁴. Die ersten Reflexionen über das Verhältnis von Utopie und Geschichte folgten ebenso dem literaturgeschichtlichen Paradigma, so daß vor allem danach gefragt wurde, ob eine Utopie, i.e. ein Staatsroman, Aufschluß über eine bestimmte gesellschaftliche Konstellation geben und ob sie gesellschaftsverändernde Kraft entfalten könne. Für Theodor Mundt (1808–1861) waren die Utopien ein Indikator dafür, daß „ein heimliches Ziehen und Zucken durch die Gesellschaft (hingehe), und daß unheilvolle Bewegungen auf dem Grunde derselben sich entzünden“ könnten²⁵. Diesem Befund stimmte der Philosoph Ludwig Stein (1859–1930) zu, indem er die Utopisten als die „poetischen Sturmvoegel“ beschrieb, „die das orkanartige Heranrauschen einer neuen Zeit“ verkündeten²⁶. Die Utopie selbst bzw. der Staatsroman wurde dabei jedoch als Epiphänomen mit keiner oder nur sehr geringer Wirkung angesehen. Denn Bücher, so argumentierte Friedrich v. Kleinwächter (1838–1927), könnten die Welt nicht verändern, sondern sie hätten – ausgehend von den gebildeten Kreisen, in denen sie gelesen würden – allenfalls eine allmähliche Wirkung auf menschliche Gedankenwelten²⁷.

2. Die mentalistische Wende und die geschichtsphilosophische Einbindung

Die Konzeptionalisierung des Verhältnisses von Utopie und Geschichte veränderte sich in dem Maße, in dem der Utopiebegriff mentalisiert wurde, i.e. in dem die Utopie als Ausdruck einer Bewußtseinsform bzw. selbst als Bewußtseinsform verstanden wurde. Von zentraler Bedeutung für diese mentalistische Wende des Utopiediskurses war die 1906 publizierte Vortragsreihe über „Die sozialen Utopien“ des Frankfurter Mathematikers und Ökonomen Andreas Voigt (1860–1941)²⁸. Im Unterschied zu den vorher publizierten Geschichten der Staatsromane wollte Voigt mit seinen vor dem Freien Deutschen Hochstift gehal-

²⁴ v. Kirchenheim, *Schlaraffia Politica* 6. Ebenso, wenn auch mit deutlich negativerer Konnotation: Emil Döll, *Das Schicksal aller Utopien oder socialen Charlatanerien und das verstandesgemäß Reformatorsche* (Leipzig 1897) 1: „...diese Phantasie kann schöpferisch sein, aber: oft bewegt sie sich in zügellosen, oft recht kindischen Ausschweifungen und führt in dieser entarteten Gestalt zu jenen wüsten Gebilden, deren Conception und Erzeugung man Phantastik nennt.“

²⁵ Theodor Mundt, *Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neueren Entwicklungen und Problemen* (Leipzig 1844) 304.

²⁶ Ludwig Stein, *Die soziale Frage im Lichte der Philosophie* (Stuttgart 1897) 290.

²⁷ Kleinwächter, *Die Staatsromane* 149. In diesem Sinne urteilten auch: v. Mohl, *Die Staatsromane* 25 und 61 f.; v. Kirchenheim, *Schlaraffia Politica* 278 und positiver: Reiner, *Berühmte Utopisten* 74: „Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Utopien den Boden für die sozialen Reformen vorbereitet haben.“

²⁸ Andreas Voigt, *Die sozialen Utopien – Fünf Vorträge* (Leipzig 1906); im folgenden zitiert: Voigt, *Utopien*. In den bisherigen Darstellungen der Geschichte des Utopiediskurses wird Andreas Voigt zumeist gar nicht behandelt. Zumindest erwähnt wird er in einer Aufzählung bei: Hölscher, *Utopie* 786.

tenen Vorträgen über die Geschichte der Utopien „ein Stück Weltanschauungslehre“ leisten. Das hielt er für möglich, weil sich in den Utopien als holistischen Entwürfen erstrebenswerter Welten die Bewußtseinslage derer ausdrücke, die an sie glauben²⁹. Mit der Behandlung der Utopien als Ausdruck individueller oder kollektiver Bewußtseinsformen wurden Utopien nicht mehr als die literarischen Produkte einzelner verstanden, und damit erhielt die Reflexion auf die Rolle der Utopien in der Geschichte eine sozialpsychologische Fundierung. Utopien spielten bei Voigt eine reale historische Rolle, weil der Glaube an sie „Menschen erfassen und in ihrem politischen Handeln bestimmen“ könne³⁰.

Unmittelbar nach der Publikation wurde Andreas Voigts Vortragsreihe intensiv und breit rezipiert³¹. Die Rezensenten begriffen seine Absicht, „an einigen Beispielen die Psychologie des Utopismus klar(zu)machen“³², als Neuerung und begrüßten sie mehrheitlich³³. Obwohl Voigts Ausführungen anti-utopistisch und sozialismusefeindlich waren, wurde seine Grundidee, kollektive Mentalitäten über Utopien zu erschließen, auch im linken politischen Spektrum positiv aufgenommen. So schloß Hugo Nathanson in seiner Rezension im „Blaubuch“ an die Mentalisierung des Utopiebegriffs an und betonte die historische Bedeutung der Utopien noch stärker als Voigt: „Was gestern noch phantastische Utopie eines einsamen Geistes gewesen, wird heute vielleicht ein ernstlich und mit zäher Ausdauer verfolgtes Ziel großer gesellschaftlicher Gruppen, kann morgen schon gesetzlich geheiligte Ordnung von angeblich ewiger Dauer werden.“³⁴

Man kann begründeterweise vermuten, daß der Anarchist und Literat Gustav Landauer (1870–1919) Andreas Voigts Utopiekonzeption durch diese Rezension

²⁹ Voigt, Utopien 6 und 22: „Man kann mit Recht sagen, daß sie (die Utopie, R.G.) alle Seiten des menschlichen Geistes und menschlichen Lebens berührt, und daß die Utopien in ihrer Weise ein vollständiges Spiegelbild menschlichen Lebens und Strebens darbieten.“ Hölscher, Utopie 786, lokalisiert die Anfänge der Betrachtung der Utopie als Ausdruck kollektiver Mentalitäten bereits bei Schmitt, Der Idealstaat und Reiner, Berühmte Utopisten. Hier handelt es sich jedoch um bloße Erklärungen, die nicht analytisch wirksam werden. Darüber hinaus war Voigts Studie einflußreicher als die anderen.

³⁰ Voigt, Utopien 1.

³¹ So finden sich mindestens elf Rezensionen in Zeitschriften mit unterschiedlicher wissenschaftlicher und politischer Ausrichtung: Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften (1906), Das Blaubuch. Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst (1906), Deutscher Kampf (1906), Sociale Praxis. Zentralblatt für Sozialpolitik (1906), Philosophische Wochenschrift (1906), Die Grenzboten. Zeitschrift für Literatur und Kunst (1907), Literarisches Zentralblatt für Deutschland (1908), Der Alte Glaube. Literarische Beilage (1908), Philosophisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft (1908), Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik (1908) und Archiv für Kulturgeschichte (1909).

³² Anonymus, Utopismus und soziale Praxis, in: Die Grenzboten 66 (1907) 50–52, hier: 50.

³³ Vgl. insbesondere: Paul Dienstag, Theoretische Sozialökonomie, in: Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften 2 (1906) 578–580; Leopold v. Wiese, Prof. Dr. Andreas Voigt, Die sozialen Utopien, in: Sociale Praxis. Zentralblatt für Sozialpolitik 15 (1906) Sp. 1261 f.; und Fr. Bothe, A. Voigt, Die sozialen Utopien, Leipzig 1906, in: Archiv für Kulturgeschichte 7 (1909) 366 f.

³⁴ Hugo Nathanson, Voigt, Die sozialen Utopien, in: Das Blaubuch 1 (1906) 1443–45, hier: 1443.

im „Blaubuch“ kennenlernte, bevor er sich selbst dem Thema Utopie widmete³⁵. In seinem Buch „Die Revolution“, das 1907 in Martin Bubers Reihe „Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Schriften“ und damit an einem zentralen Publikationsort soziologisch orientierter Wissenschaftler im Kaiserreich erschien³⁶, ging Landauer allerdings über Voigt hinaus. Er verstand die Utopie selbst als ein geistiges Prinzip, das sich im individuellen oder kollektiven Bewußtsein ausprägen könne. Auf der Basis dieses mentalisierten Utopiebegriffs entwickelte Landauer ein explizites und theoretisches Modell der Rolle der Utopien in der Geschichte. Die relativ stabilen Ordnungen des gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens bezeichnete Landauer als „Topien“ und erklärte, diese würden durch Utopien verflüssigt und verändert³⁷. Utopien seien zunächst „ein Gemenge individueller Bestrebungen und Willenstendenzen, die immer heterogen und einzeln vorhanden sind“. Aber sie könnten sich „in einem Moment der Krise ... durch die Form begeisterten Rausches zu einer Gesamtheit und zu einer Mitlebensform vereinigen und organisieren“³⁸. Im Anschluß an diese revolutionären Prozesse werde jedoch nie die Utopie, sondern immer nur eine neue Topie realisiert³⁹.

Wenngleich die unmittelbare Wirkung von Landauers Studie gering war⁴⁰, entwickelte sie doch mittel- und langfristig großen Einfluß auf den theoretischen Utopiediskurs. Dieser dürfte wesentlich auf Landauers Engagement in der Münchner Räterepublik sowie seine Zugehörigkeit zum Spektrum linker und jüdischer Intellektueller – und hier insbesondere seiner Freundschaft mit Martin

³⁵ Diese Vermutung ist gerechtfertigt, weil der Herausgeber des Blaubuchs zu dem Zeitpunkt, als die Rezension veröffentlicht wurde (20. 9. 1906) Gustav Landauer zur Mitarbeit an der Zeitschrift überreden wollte, und Landauer bereits plante, ein Buch zum Thema Revolution zu verfassen. Vgl. den Brief Gustav Landauers an Fritz Mauthner vom 29. 10. 1906 in: Gustav Landauer – Fritz Mauthner. Briefwechsel 1890–1919, bearb. v. Hanna Delf (München 1994) 150; und den Brief von Martin Buber an Gustav Landauer vom Juli 1906, in: Martin Buber, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten, Bd. 1: 1897–1918, hrsg. v. Grete Schaeder (Heidelberg 1972) 245.

³⁶ Gustav Landauer, *Die Revolution* (Frankfurt a. M. 1907); im folgenden zitiert: Landauer, *Revolution*. Zur Schriftenreihe, in der u. a. Werner Sombart, Fritz Mauthner, Willy Hellpach, Franz Oppenheimer, Eduard Bernstein, Hellmuth v. Gerlach und Ferdinand Tönnies publizierten, siehe: Paul Mendes-Flohr, *Von der Mystik zum Dialog. Martin Bubers geistige Entwicklung bis hin zu ‚Ich und Du‘* (Königstein/Taunus 1978) 111–130.

³⁷ Landauer, *Revolution* 12.

³⁸ Ebd.

³⁹ Ebd. 14.

⁴⁰ Die IBR verzeichnet für das Buch nur zwei Rezensionen, in denen zudem eher Landauers Utopie als sein Beitrag zum theoretischen Utopiediskurs thematisiert wurde: S. Saenger, *Die Revolution*, in: *Die neue Rundschau* 19 (1908) 922–923; und J. L., *Die Revolution von Gustav Landauer*, in: *Ethische Kultur* 16 (1908) 103. Die überraschend geringe unmittelbare Wirkung stellt ebenso fest: Christine Holste, „Die grausigste Ideenlosigkeit in ihren Dienst zwingen.“ Gustav Landauers Entwicklung zum utopischen Denken, in: Gustav Landauer. Eine Bestandsaufnahme zur Rezeption seines Werkes, hrsg. v. Leonhard M. Fiedler u. a. (Frankfurt a. M., New York 1995) 98–117, hier: 104.

Buber – beruhen⁴¹. Trotz fehlender Zitate kann speziell für Ernst Bloch nachgewiesen werden, daß seine Utopiekonzeption in hohem Maße von der Lektüre von Gustav Landauers „Die Revolution“ beeinflusst war⁴². Darüber hinaus war Landauer ein zentraler Bezugspunkt für Leopold v. Wieses und Karl Mannheims Versuche, sich den Themen Revolution und Utopie zu nähern⁴³. Unabhängig von Gustav Landauer wirkte auch Andreas Voigts Konzept der Weltanschauungsanalyse auf den Utopiediskurs der zwanziger Jahre⁴⁴. Die Schriften von Voigt und Landauer stellten also die Wende zur sozialpsychologischen Formation des Utopiediskurses dar, die durch die Mentalisierung des Utopiebegriffs und seine geschichtsphilosophische Einbindung gekennzeichnet war.

3. Die Etablierung der sozialpsychologischen Diskursformation in der Weimarer Republik

Nach dem Ersten Weltkrieg intensivierte sich der theoretische Utopiediskurs in drei verschiedenen intellektuellen Spektren: erstens im Spektrum linker, zu großen Teilen jüdischer Intellektueller, zweitens im Spektrum der liberalen Sozialwissenschaftler und drittens im Spektrum der sogenannten „Konservativen Revolution“⁴⁵. Diese Diskursspektren kennzeichneten jeweils spezifische intellektuelle Traditionen und enge persönliche und geistige Verbindungen, so daß sie je verschiedene Thematisierungskontexte für den Utopiediskurs bildeten. Nichtsdesto-

⁴¹ Zur Position Landauers im Spektrum jüdischer Intellektueller: *Michael Löwy*, Der romantische Messianismus Gustav Landauers, in: *Delf, Mattenklott*, Landauer im Gespräch 91–104; *Michael Löwy*, Erlösung und Utopie. Jüdischer Messianismus und libertäres Denken. Eine Wahlverwandtschaft (Berlin 1997) bes. 174–188; im folgenden zitiert: *Löwy*, Erlösung; *Christine Holste*, Der Forte-Kreis (1910–1915). Rekonstruktion eines utopischen Versuchs (Stuttgart 1992) 200; im folgenden zitiert: *Holste*, Forte-Kreis. Über die Beziehung zu Buber: *Werner Licharz*, Gustav Landauer und Martin Buber in Briefen und Briefdialogen, in: *Martin Buber (1878–1965). Symposium zum 20. Todestag*, hrsg. v. *Werner Licharz*, *Heinz Schmidt*, Bd. 2 (Frankfurt a. M. 1989) 178–202, bes. 192.

⁴² Im Anschluß an Anton Christen zeigt Arno Münster in überzeugender Weise, daß Bloch „sich im Geist der Utopie und im Thomas Münzer ... an von Landauer vorgeprägte Begriffe, Definitionen und Auffassungen stark anlehnt...“, *Münster*, Utopie 125.

⁴³ Vgl. *Leopold v. Wiese*, Die Problematik einer Soziologie der Revolution, in: Verhandlungen des Dritten Deutschen Soziologentages vom 24. und 25. September 1922 in Jena (Tübingen 1923) 6–23; *Karl Mannheim*, Ideologie und Utopie (Frankfurt a. M. 1965, 1929) 173f.; im folgenden zitiert: *Mannheim*, Ideologie.

⁴⁴ Zitate u. a. bei: *Hans Girsberger*, Der utopische Sozialismus des 18. Jahrhunderts in Frankreich und seine philosophischen und materiellen Grundlagen (Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen 1, Zürich 1924) 3; *Stegfried Landshut*, Utopisten, in: Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 5 (Tübingen 1931); *Mannheim*, Utopia 203. Auch außerhalb des deutschen Sprachraumes wurde Voigt rezipiert: *Joyce Oramel Hertzler*, The History of Utopian Thought (New York 1923) 263.

⁴⁵ Dieser Begriff ist genauso wie die Einteilung des politischen-intellektuellen Spektrums der Weimarer Republik in links und rechts wiederholt kritisiert worden. Da die Klassifikationen hier nicht zur exakten Bezeichnung inhaltlicher Positionen, sondern zur Unterscheidung intellektueller Milieus dienen, erscheint die Verwendung trotzdem gerechtfertigt.

weniger entwickelte sich in allen Spektren überraschenderweise die gleiche sozial-psychologische Diskursformation, was im folgenden zunächst dargestellt und dann erklärt werden soll.

Auf der politischen Linken war der sogenannte „Utopismus“ seit Karl Marx' und Friedrich Engels' Auseinandersetzung mit dem utopischen Sozialismus und ihrer Betonung der Wissenschaftlichkeit der eigenen Anschauungen verpönt und wurde in Diskussionen immer wieder als Vorwurf formuliert⁴⁶. Insbesondere innerhalb der deutschen Sozialdemokratie führte Karl Kautsky (1854–1938) im Zuge der Pragmatisierung sozialdemokratischer Politik einen regelrechten Feldzug gegen alle utopistischen Abweichler vom orthodoxen Marxismus⁴⁷. Gegen diese Ausblendung des utopischen Elements aus der sozialistischen Politik wandten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts junge, linke und vornehmlich jüdische Intellektuelle. Sie traten für Utopien ein und propagierten einen Utopiebegriff, demzufolge die Utopie als Handlungsleitbild eine zentrale Rolle in historischen Transformationsprozessen spielte⁴⁸. So entwickelte Gustav Landauer nicht nur die bereits dargestellte Utopietheorie, sondern auch eine Utopie dezentraler Siedlungsgemeinschaften⁴⁹. Mit beiden erzielte er – nicht zuletzt durch sein Engagement in der Münchener Räterepublik – breite Wirkung im linksintellektuellen Milieu. Als Leiter des Zentralwirtschaftsamtes in der Räterepublik mit Gustav Landauer bekannt geworden, vertrat auch Otto Neurath (1882–1945) utopische Vorstellungen einer „Vollsozialisierung“ der Wirtschaft⁵⁰. Gemeinsam mit Wolfgang Schu-

⁴⁶ Vgl. als klassischen Text *Friedrich Engels*, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft (Berlin 1894). Zur allgemeinen Kultur des Utopismusvorwurfs: *Hölscher*, Utopie 755–768.

⁴⁷ So *Lucian Hölscher*, Weltgericht oder Revolution. Protestantische und sozialistische Zukunftsvorstellungen im deutschen Kaiserreich (Stuttgart 1989) 318–322. Vgl. die Position Kautskys z. B. in: *Karl Kautsky*, Vorläufer des neueren Sozialismus, Bd. 3: Die beiden ersten großen Utopisten (Stuttgart, Berlin 1922) bes. 56–60.

⁴⁸ Dies führte nicht zwangsläufig zu einer Ablehnung des Marxismus, sondern konnte wie bei Bloch als Wiederentdecken der wahren Marx'schen Tradition angesehen werden: „Die Theorie der Utopie findet sich schon bei Marx. Nicht gerade in einem dogmatisch verstandenen Marxismus, aber bei Marx ist sie durchaus da. Das Utopische, das ist das werdende, die politische Zukunftsvision. Ich habe diesen Utopiebegriff lediglich vom marxistischen Standpunkt aus weiterentwickelt.“ Zitiert nach *Arno Münster*, Tagträume vom aufrechten Gang. Sechs Interviews mit Ernst Bloch (Frankfurt a. M. 1978) 111; im folgenden zitiert: *Münster*, Tagträume.

⁴⁹ Zu Landauers utopischen Konzeptionen und seinem politischen Engagement siehe: *Eugene Lunn*, Prophet of Community. The Romantic Socialism of Gustav Landauer (Berkeley, Los Angeles, London 1973) bes. 172–200; *Ruth Link-Salinger*, Gustav Landauer. Philosopher of Utopia (Indianapolis 1977) bes. 51–81; *Holste*, Forte-Kreis 179–241.

⁵⁰ Dazu: *Hans-Joachim Dahms*, *Michael Neumann*, Sozialwissenschaftler in der Münchener Räterepublik, in: *Jahrbuch für Soziologiegeschichte* (1992) 115–146, bes. 122–126; *Nancy Cartwright* u. a., *Otto Neurath*. Philosophy Between Science and Politics (Cambridge 1996) 43–53 und passim; allgemein zu *Otto Neurath*: *Paul Neurath*, *Otto Neurath* (1882–1945) – Life and Work, in: *Encyclopedia and Utopia. The Life and Work of Otto Neurath* (1882–1945), hrsg. v. *Elisabeth Nemeth*, *Friedrich Stadler* (Dordrecht, Boston, London 1996) 15–28.

mann (1878–1964) definierte er die Utopie – in Analogie zur Ingenieursarbeit – als „gesellschaftstechnische Konstruktion“, i.e. als Vorarbeit für die zukünftige Gesellschaftsgestaltung und forderte die Einrichtung einer wissenschaftlichen Utopistik an den Schulen und Universitäten⁵¹. Nach einer geistigen Erneuerung des Sozialismus strebten zudem religiöse Sozialisten wie Paul Tillich, der der Utopie oder dem Utopischen ebenfalls große Handlungsrelevanz zusprach⁵².

Die Etablierung des sozialpsychologischen Utopieverständnisses wurde auf der politischen Linken jedoch insbesondere vorangetrieben durch das intellektuelle Spektrum um Georg Lukács (1885–1971), Walter Benjamin (1892–1940) und Ernst Bloch (1885–1977), der zu beiden zeitweilig in einem engen, „symbiotischen“ Freundschaftsverhältnis stand⁵³. Wenngleich Lukács sich später von seinen messianisch-utopischen Zielsetzungen distanzierte⁵⁴, hatte er doch vor der Publikation von „Geschichte und Klassenbewusstsein“ (1923) gemeinsam mit Ernst Bloch eine Position der revolutionären Romantik oder des revolutionären Messianismus eingenommen⁵⁵.

⁵¹ Mit der kurzzeitigen Herausgabe einer „Wirtschaft und Lebensordnung“ betitelten Beilage zur Zeitschrift „Der Kunstwart“ sowie der Leitung des 1917 gegründeten Kriegswirtschaftsmuseums in Leipzig versuchten Neurath und Schumann, der Verwirklichung ihrer Ideen näher zu kommen. Vgl. Otto Neurath, Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion, in: Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft (München 1919) 228–231; im folgenden zitiert: Neurath, Die Utopie; Otto Neurath, Utopien, in: Wirtschaft und Lebensordnung. Beilage zu Der Kunstwart 15 (1919) 5f.; Wolfgang Schumann, Utopien und Utopistik, in: Der Kunstwart 32 (1919) 4–10.

⁵² Vgl.: Paul Tillich, Kairos. Zur Geisteslage und Geisteswendung (Darmstadt 1926) 10: „Der Gedanke an die tatsächlichen Grenzen, die jedes Kommende haben muß, ist im Handeln selbst nicht wirksam und darf es nicht sein. Darum enthält alles auf Umgestaltung der Gegenwart gerichtete, unbedingt entschlossene Handeln Geist der Utopie.“

⁵³ Vgl. Blochs eigene Beschreibungen der Freundschaften im Gespräch mit Iring Fetscher und Georg Lukács, in: Traub, Wieser, Gespräche 32f. und Münster, Tagträume 48. Allgemeiner zur Konstitution der Gruppe und zu ihrem Interesse an Utopie, Eschatologie und Messianismus: Löwy, Erlösung 36–39; Anson Rabinbach, Between Enlightenment and Apocalypse. Benjamin, Bloch and Modern Jewish Messianism, in: New German Critique 34 (1985) 78–124; John Ely, Intellectual Friendship and Elective Affinities of Critical Theory, in: South Atlantic Quarterly 97 (1998) 187–224, 188 und passim; Paul Mendes-Flohr, „To Brush History Against the Grain“. The Eschatology of the Frankfurt School and Ernst Bloch, in: Journal of the American Academy of Religion 51 (1983) 631–650, hier: 633.

⁵⁴ Vgl. das Vorwort zu „Geschichte und Klassenbewusstsein“ von 1967; Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik (Darmstadt, Neuwied 1970) 11–13 (1. Aufl. 1923).

⁵⁵ Als anschauliche Schilderungen der messianisch-utopischen Stimmung von Bloch und Lukács in Heidelberg: Marianne Weber, Max Weber. Ein Lebensbild (Tübingen 1926) 474, 476; und Paul Honigsheim, Max Weber in Heidelberg, in: Max Weber zum Gedächtnis, hrsg. v. René König, Johannes Winckelmann (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 7, Köln, Opladen 1963) 161–271, 187f. Zu Georg Lukács' früher Position: Michael Löwy, Die revolutionäre Romantik von Bloch und Lukács, in: Verdinglichung und Utopie. Ernst Bloch und Georg Lukács zum 100. Geburtstag, hrsg. v. Arno Münster, Michael Löwy, Nicolas Tertulian (Frankfurt a.M. 1987) 17–29; Paul Breines, Utopie und Partei. Anmerkungen zum jungen Lukács, in: Deutsches utopisches Denken im 20. Jahrhundert, hrsg. v. Reinhold Grimm, Jost Hermand (Stuttgart u.a. 1974) 96–103.

Innerhalb dieses Diskurszusammenhangs auf der politischen Linken entwickelte Bloch seine Utopiekonzeption, die er zuerst ausführlich in seinem 1915–1917 entstandenen expressionistischen Frühwerk „Geist der Utopie“ darlegte⁵⁶. Bloch verstand die Utopie – vollkommen losgelöst von den Staatsromanen – als das geistige Prinzip des „Noch-Nicht“, als die dem Menschen innewohnende Idee einer idealen, erlösten Welt, die zu verwirklichen sei⁵⁷. Dieses „Noch-Nicht“ bzw. das Utopische erhob er zur anthropologischen Konstante und erklärte es zum eigentlichen Movens in historischen Transformationsprozessen⁵⁸. Das Grundanliegen, „das ‚System des theoretischen Messianismus‘ sturmreif zu machen, für die Propheten, für den praktischen Messianismus“⁵⁹, verfolgte Ernst Bloch mit seiner historischen Studie über Thomas Müntzer weiter⁶⁰. Dort führte er die Gedanken, die er zuvor im „Geist der Utopie“ theoretisch entwickelt hatte, nochmals an einem Beispiel aus, indem er den sozialwissenschaftlichen Utopiebegriff zur Analyse der sozial-religiösen Bewegung um Thomas Müntzer nutzte. Gegen die Tradition der marxistischen Historiographie vertrat er die These, es sei das utopische Element, das Menschen zu kollektivem, gesellschaftsveränderndem Handeln bewege, und dieses müsse daher in der Analyse adäquat berücksichtigt werden: „Dergestalt also reicht die rein ökonomische Betrachtung nicht aus, um allein nur den Eintritt eines historischen Ereignisses von der Wucht des Bauernkrieges vollkommen, restlos konditional oder kausal zu erklären, geschweige denn, daß ihre Analyse imstande wäre, die tieferen Inhalte der hier aufglühenden Menschen-geschichte und gar erst die *encheiresis gloriae*, das umgehende Prinzip des dritten Reiches aufzulösen, herabzustürzen, seines absolut originären Charakters zu entkleiden, zu reflexivieren und ins rein Ideologische zu entrealisieren.“⁶¹

⁵⁶ Ernst Bloch, *Geist der Utopie* (Frankfurt a. M. 1959, Faksimile der Erstausgabe von 1918); im folgenden zitiert: *Bloch, Geist* (1918).

⁵⁷ Vgl. Bloch, *Geist* (1918) 9. Später formulierte Bloch über das Anliegen des „Geist der Utopie“: „... das Stichwort ‚Utopie‘ war nun gesetzt. Das hat nichts zu tun mit dem negativen Sinn der Utopie oder nur insofern zu tun, als Utopie kein Wischiwaschi ist, sondern geprüft sein muß, ausgeglichen mit der Welt, belehrt von der Welt, wie ich später sagte: *docta spes*, gelehrte Hoffnung und berichtigte Hoffnung – dies klang schon an. Aber die Hauptsache war erst, dieses Wort aus seinem herabsetzenden Sinn ‚Na, das ist ja bloß eine Utopie‘ zu befreien und die ungeheure Vergangenheit der Utopie in der Tradition zu zeigen: Zukunft in der unabgeholten Vergangenheit auf allen möglichen Gebieten ...“, in: Traub, Wieser, *Gespräche* 35.

⁵⁸ Ernst Bloch, *Geist der Utopie* (Berlin 1923) 4f., 209, 311, 341.

⁵⁹ Bloch, *Geist* (1918) 337. Die Abfassung eines Systems des theoretischen Messianismus war zum damaligen Zeitpunkt Blochs Ziel. Vgl. Margarete Susman, *Der Geist der Utopie*, in: Frankfurter Zeitung (12. 1. 1919).

⁶⁰ Ernst Bloch, Thomas Müntzer als Theologe der Revolution (München 1921). Im folgenden zitiert: *Bloch, Müntzer*.

⁶¹ Bloch, Müntzer 74. Und auch 128: „Und hat auch Marx den Anstoß zum neuen Leben mit Recht entscheidend auf den *homo oeconomicus*, auf die Beherrschung der ökonomischen Interessenpunkte gestellt, damit die allzu arkadisch vermutete hinterweltliche Paradiesesordnung des rationalen, im Kern chiliastischen Sozialismus hart und mit weltklugem Kampf gegen die Welt erobert werde: so stirbt man doch nicht für ein bloßes durchorganisiertes Pro-

Bloch zieht in seiner Arbeit über Thomas Müntzer immer wieder Parallelen zwischen der Zeit Müntzers und der revolutionären Situation der Gegenwart⁶². Aufgrund dieses offenkundigen Präsentismus urteilten die Rezensenten übereinstimmend, das Buch sei weniger eine historische Studie als vielmehr ein zeitgenössisches Manifest, mit dem Bloch die utopischen Potentiale der Gegenwart stärken wolle⁶³. Dieser Deutung lag die Erkenntnis zugrunde, daß Bloch das Utopische als zentrales, geistiges Movens in historischen Transformationsprozessen auffaßte. Insofern trug Ernst Bloch zur Popularisierung des sozialpsychologischen Utopieverständnisses – insbesondere auf der politischen Linken – bei.

Im Spektrum der akademischen Sozialwissenschaften etablierte insbesondere Karl Mannheim (1893–1947) die sozialpsychologische Formation des Utopiediskurses. Dieser war ebenfalls lange Zeit mit Georg Lukács befreundet, aber er vertrat deutlich liberalere Auffassungen⁶⁴. Mannheim machte die Begriffe „Ideologie“ und „Utopie“ zum basalen Analysevokabular in seiner Konzeption einer Wissenssoziologie, die das Ziel hatte, das Denken in seiner Seinsverbundenheit zu

duktionsbudget, so kehrt doch gerade im bolschewistischen Vollzug des Marxismus der alte gotteskämpferische, der taboritisch-kommunistisch-joachimitische Typus des radikalen Täuferniums erkennbar wieder; mit einem noch verdeckten, geheimen Mythos des Wozu, als dessen Vorspiel und Korrektiv jedoch der Chiliasmus dauernd figuriert.“

⁶² Bereits in der Ankündigung des Buches hieß es, Bloch behandle „überhaupt eine der unsrigen allernächst verwandte Zeit“ und stelle sie „in die weiterwirkenden, geschichtsphilosophischen Zusammenhänge“. Zitat: Der neue Merkur 5 (1921/1922) 408; siehe auch: Bloch, Münzer 150f: „Aber andere, Münzer verwandte Tage sind wieder gekommen, und sie werden nicht ruhen, bis ihre Tat getan ist ... Nun stehen, großgewachsen, die Erben der Münzerischen Webergesellen und Tuchknappen auf dem revolutionären Plan, nicht mehr zu vertreiben ...“ Und weiter heißt es: „Aber strahlend erscheint uns daran Thomas Münzer in Bild und Absicht wieder, Liebknecht mannigfach verwandt, als unerbittlicher Organisator deutlich genug, um selbst Lenin, Napoleon des Kollektivismus, nicht fernzustehen ...“.

⁶³ H. Hermelink, Ernst Bloch, Thomas Münzer als Theologe der Revolution, in: Theologische Blätter 2 (1923) 298; Franz Strunz, Thomas Münzer als Theologe der Revolution, in: Das literarische Echo 25 (1923) 751 f.; Alfons Paquet, Ein Theologe der Revolution, in: Der neue Merkur 6 (1922) 383–384; Walther Koch, Wiedertäufer, in: Sozialistische Monatshefte 69 (1923) 187–189. Vgl. stellvertretend Siegfried Kracauer, Prophetentum, in: Frankfurter Zeitung (27. 8. 1922): „... der Chiliast Bloch will vielmehr in der Gestalt Münzers Selbstbegegnung feiern, in Form voraussetzungsloser und uneigentlicher Geschichtsbetrachtung will er Blick und Gesinnung des heutigen Menschen auf das ‚utopische Ende‘ und seine Verwirklichung lenken.“

⁶⁴ Zur intellektuellen Biographie Mannheims siehe: David Kettler, Volker Meja, Karl Mannheim and the Crisis of Liberalism. The Secret of these New Times (New Brunswick 1995); im folgenden zitiert: Kettler, Meja: Karl Mannheim; Colin Loader, The intellectual Development of Karl Mannheim. Culture, Politics, and Planning (Cambridge u.a. 1985); im folgenden zitiert: Loader, Karl Mannheim; Henk E. Woldring, Karl Mannheim. The Development of his Thought. Philosophy, Sociology and Social Ethics (van Gorcum 1986); im folgenden zitiert: Woldring, Karl Mannheim. Speziell zur Beziehung von Mannheim und Lukács: Éva Karádi, Erzsébet Vézer (Hrsg.), Georg Lukacs, Karl Mannheim und der Sonntagskreis (Frankfurt a.M. 1985); im folgenden zitiert: Karádi, Vézer, Sonntagskreis. Lee Congdon, Exile and Social Thought. Hungarian Intellectuals in Germany and Austria 1919–1933 (Princeton N.J. 1991) bes. 5–40, 266–296; im folgenden zitiert: Congdon, Exile.

begreifen⁶⁵. In expliziter Ablehnung „historisch-unkonstruktiver“ Begriffsbildungen, die den Utopiebegriff auf Thomas Morus und die Gattung der Staatsromane einzuengen suchten, entwickelte Mannheim einen „systematischen“ Utopiebegriff⁶⁶. Demzufolge sind Utopien diejenigen seinstranszendenten Vorstellungen, die das gesamte Bewußtsein beherrschen, so daß „Erlebnisform, Aktionsform, Betrachtungsweise (Sicht) von hier aus sich organisieren“ und die, „in das Handeln übergehend, die jeweils bestehende Seinsordnung zugleich teilweise oder ganz“ sprengen⁶⁷. In seiner Darstellung der Entwicklung der geistigen und sozialen Bewegungen in der Neuzeit nutzte Mannheim den Begriff der Utopie, weil „die wesentlichsten Wandlungen der geistigen Struktur von der Transformation des Utopischen her zu fassen“ seien⁶⁸. Auf diese Weise entwickelte er ein Phasenmodell vom orgiastischen Chiliasmus der Wiedertäufer über die liberal-humanitäre Idee und die konservative Idee zur sozialistisch-kommunistischen Utopie und der gegenwärtigen Konstellation⁶⁹. Systematisch und inhaltlich griff Mannheim dabei – insbesondere in Bezug auf Chiliasmus und Kommunismus – auf die Studien von Fritz Gerlich, Ladislaus Radványi und Alfred Doren⁷⁰ zurück, die die Wirkungsmacht des utopischen Bewußtseins in der Geschichte untersucht hatten.

Die große unmittelbare Wirkung von „Ideologie und Utopie“ in Deutschland bis 1933⁷¹ hatte vor allem zwei Gründe. Zum einen war Mannheim seit seinem

⁶⁵ Zur Wissenssoziologie in Deutschland: *David Frisby*, *The Alienated Mind. The Sociology of Knowledge in Germany 1918–1933* (London 1992); zu Mannheim insbesondere 107–174; im folgenden zitiert: *Frisby*, *Mind*.

⁶⁶ Ebd. 175–177.

⁶⁷ Ebd. 182, 169.

⁶⁸ Ebd. 224.

⁶⁹ Ebd. 184–225.

⁷⁰ *Alfred Doren*, *Wunschräume und Wunschzeiten* (Vorträge 1924/25 der Bibliothek Warburg, Leipzig, Berlin 1927); *Ladislaus Radványi*, *Der Chiliasmus. Ein Versuch zur Erkenntnis der chiliastischen Idee und des chiliastischen Handelns* (Masch. Diss., Heidelberg 1923, Neuausgabe: Budapest 1985); *Fritz Gerlich*, *Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich* (München 1920). Gerlichs Studie kann hier zudem als – vielleicht einflußreichstes – Beispiel für ein ganzes Genre von Texten dienen, in denen zu Beginn der 20er Jahre versucht wurde, den Kommunismus als religiöse Bewegung zu deuten.

⁷¹ Bis 1933 erschienen 28 Rezensionen zum Teil mehrmals u. a. in a) Tageszeitungen: *Berliner Tageblatt* (9. 6. 1930), *Frankfurter Zeitung* (28. 4. 1929), *Kölnische Zeitung* (27. 10. 1929), *Vossische Zeitung* (13. 2. 1930); b) sozialwissenschaftlichen Zeitschriften: *Zeitschrift für Politik* (1929), *Archiv für angewandte Soziologie* (1929), *Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie* (1929, 1931), *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie* (1929), *Archiv für systematische Philosophie und Soziologie* (1929), *Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde* (1930), *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* (1930), *Zeitschrift für Nationalökonomie* (1931); c) politischen Zeitschriften: *Die Gesellschaft* (1929f.), *Unter dem Banner des Marxismus* (1930), *Deutsche Literaturzeitung* (1930), *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung* (1930), *Der Kampf* (1930), *Freie Volksbildung* (1931), *Die Internationale* (1931). Zur längerfristigen Rezeption siehe: *Volker Meja*, *Nico Stehr* (Hrsg.), *Der Streit um die Wissenssoziologie*, Bd. 2: *Rezeption und Kritik der Wissenssoziologie* (Frankfurt a. M. 1982); im folgenden zitiert: *Meja*, *Stehr*, *Der Streit*.

Auftritt auf dem Soziologentag von 1928⁷² der „shooting star“ der deutschen Soziologie und zum anderen hatte er engen Kontakt zum linksintellektuellen Spektrum, das er mit der Neuformulierung des Ideologiebegriffs direkt herausforderte⁷³. Erwartungsgemäß kritisierten die vom marxistischen Standpunkt argumentierenden Rezensenten vornehmlich Mannheims Ausweitung des marxistischen Ideologiebegriffs auf alle gesellschaftlichen Standpunkte. So erklärte Adalbert Fogarasi, aus dem bürgerlichen Klassenstandpunkt folge die Falschheit von Meinungen (Ideologie), während der proletarische ihre Richtigkeit und damit die Möglichkeit zur gesellschaftsverändernden Utopie impliziere⁷⁴. Diese Kritik wurde im Kern von Hans Speier, Otto Neurath, Herbert Marcuse, Max Horkheimer und Karl August Wittfogel geteilt⁷⁵. Sowohl in diesen negativen Kritiken als auch in den positiven Rezensionen wie beispielsweise von Siegfried Kracauer, Günther Stern (später Günther Anders) und Michael Freund wurde jedoch Mannheims grundsätzliche Konzeption der Utopie als Bewußtseinsform, die historische Transformationsprozesse bewirkt, nicht in Frage gestellt⁷⁶. Lediglich

⁷² Vgl. den Vortrag: *Karl Mannheim*, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, in: Verhandlungen des Sechsten Deutschen Soziologentages vom 17. bis 19. September 1928 in Zürich (Tübingen 1929) 35–83 und die Reaktionen 84–115. Zu Mannheims Erfolg: *Dirk Käsler*, Der Streit um die Bestimmung der Soziologie auf den deutschen Soziologentagen 1910–1930, in: *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918–1945*, hrsg. v. *M. Rainer Lepsius* (Opladen 1981) 199–244, bes. 227–232.

⁷³ Dementsprechend liest sich auch die Liste der Rezensenten und Rezensentinnen mit Adalbert Fogarasi, Max Horkheimer, Siegfried Kracauer, Herbert Marcuse, Otto Neurath, Paul Tillich und Karl August Wittfogel wie das „Who Is Who“ des linksintellektuellen Spektrums der Weimarer Republik.

⁷⁴ *Adalbert Fogarasi*, Die Soziologie der Intelligenz und die Intelligenz der Soziologie. (Beiträge) zur Theorie der Ideologie, in: *Unter dem Banner des Marxismus* 4 (1930) 359–375, hier: 364.

⁷⁵ *Hans Speier*, Soziologie oder Ideologie? Bemerkungen zur Soziologie der Intelligenz, in: *Die Gesellschaft* 7 (1930) 357–372 (wieder abgedruckt in: *Meja, Stehr*, Der Streit 532–550); *Otto Neurath*, Bürgerlicher Marxismus, in: *Der Kampf* 23 (1930) 227–232 (wieder abgedruckt in: *Meja, Stehr*, Der Streit 584–593); *Max Horkheimer*, Ein neuer Ideologiebegriff?, in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung* 15 (1930) 33–56; *Herbert Marcuse*, Zur Wahrheitsproblematik der soziologischen Methode, in: *Die Gesellschaft* 2 (1929) 356–369 (wieder abgedruckt in: *Meja, Stehr*, Der Streit 459–473); *Karl August Wittfogel*, Wissen und Gesellschaft. Neuere deutsche Literatur zur ‚Wissenssoziologie‘, in: *Unter dem Banner des Marxismus* 5 (1931) 83–102, hier: 101: „Die kleinbürgerlichen Utopien von gestern ferner werden, dem Schicksal des Kleinbürgertums im Geschichtsablauf gemäß, nie zur Wahrheit von morgen. ... Es handelt sich, im krassesten Gegensatz zu *M.s* Vorstellung, nicht um einen Wettlauf innerhalb der gleichen Erkenntnisebene, wo die Wahrheiten von gestern die Ideologien von heute, und wo die Utopien von heute die Wahrheiten von morgen wären. Es handelt sich vielmehr – und das ist eben die Kernansicht der Marxschen Lehre vom Wesen und von den Bedingungen des gesellschaftlichen Wissens – um strukturell verschiedenartige Erkenntnisprozesse, die auf verschiedenen gesellschaftlichen Klassenebenen vor sich gehen.“

⁷⁶ *Siegfried Kracauer*, Ideologie und Utopie, in: *Literaturblatt. Beilage zur Frankfurter Zeitung* (28. 4. 1929); *Günther Stern*, Über die sog. ‚Seinsverbundenheit‘ des Bewußtseins. Anlässlich Karl Mannheims ‚Ideologie und Utopie‘, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 64 (1930) 492–509; *Michael Freund*, Karl Mannheim, Ideologie und Utopie, in:

kleinere Modifikationen der sozialwissenschaftlichen Utopiekonzeption wurden von Paul Tillich, Karl Dunkmann, Siegfried Marck und Robert Heiß vorgeschlagen⁷⁷. Die Rezeption von „Ideologie und Utopie“ beschränkte sich jedoch nicht auf die politische Linke und die akademische Sozialwissenschaft, sondern auch auf der politischen Rechten wurde Mannheim positiv aufgenommen⁷⁸.

Hier beschäftigte sich insbesondere der Leipziger Professor für Soziologie Hans Freyer (1887–1960) mit Fragen der Utopie bzw. des Utopischen in der Geschichte⁷⁹. Freyers Denken speiste sich wesentlich aus der Gestalt der Kultur- und Sozialwissenschaften an der Universität Leipzig⁸⁰, der Jugendbewegung und dem Spektrum des konservativen Utopismus⁸¹. Wie sein akademischer Lehrer Johann Plenge lehnte Freyer Positionen ab, die auf der Basis eines starken Wissenschaftlichkeitspostulats die Notwendigkeit konstruktiver Zukunftsentwürfe negierten⁸². So erklärte Freyer in seinem Artikel „Das Problem der Utopie“, der bereits 1914 geschrieben⁸³, aber erst 1920 in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht

Deutsche Literaturzeitung. Wochenschrift für Kritik der internationalen Wissenschaft, 3.F. 1 (1930) 2148–2156.

⁷⁷ Paul Tillich, *Ideologie und Utopie*, in: *Die Gesellschaft* 6 (1929) 348–355 (wieder abgedruckt in: *Meja, Stehr*, *Der Streit* 451–458); Karl Dunkmann, *Ideologie und Utopie*. Nach dem gleichnamigen Buch von Karl Mannheim, in: *Archiv für angewandte Sozialforschung* 2 (1929) 71–83; Siegfried Marck, *Zum Problem des „seinsverbundenen Denkens“*, in: *Archiv für systematische Philosophie und Soziologie* 33 (1929) 238–252 (wieder abgedruckt in: *Meja, Stehr*, *Der Streit*, 438–450); Robert Heiß, *Mannheim, Karl: Ideologie und Utopie*, in: *Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie* 8 (1929) 240–243; Adolf Menzel kritisierte zwar Mannheims Utopiebegriff, weil er mit dem allgemeinen Sprachgebrauch nicht übereinstimme, aber das hinderte ihn nicht daran, der historischen Analyse des utopischen Bewusstseins zuzustimmen. Adolf Menzel, *Ideologie und Utopie*, in: *Zeitschrift für Nationalökonomie* 2 (1931) 408–417, bes. 414–417.

⁷⁸ Z.B. Horst Grüneberg, *Das Ende der Wissenschaft?*, in: *Die Tat* 21 (1929) 597–608 (wieder abgedruckt in: *Meja, Stehr*, *Der Streit* 616–633). Auf die intensive Rezeption durch Hans Freyer wird im folgenden eingegangen.

⁷⁹ Zu Freyers Biographie vgl. die hervorragende Studie von Jerry Z. Muller, *The Other God That Failed. Hans Freyer and the Deradicalization of German Conservatism* (Princeton, NJ 1987); im folgenden zitiert: Muller, *The Other God*; sowie die Arbeit von Elfriede Üner, *Soziologie als „Geistige Bewegung“*. Hans Freyers System der Soziologie und die „Leipziger Schule“ (Weinheim 1992); im folgenden zitiert: Üner, *Soziologie*.

⁸⁰ Dazu: Michael Geier, *Der genius loci lipsiensis*, in: *Kultursoziologie* 5 (1996) 109–131.

⁸¹ Zum Begriff des „konservativen Utopismus“: Raimund von dem Bussche, *Konservatismus in der Weimarer Republik. Die Politisierung des Unpolitischen* (Heidelberg 1998) 383.

⁸² Johann Plenge, *Marx und Hegel* (Tübingen 1911) 169: „Marx aber strich das Sollen vollkommen aus seiner bewußten Gesellschaftslehre. ... so verfällt er doch in eine unterkapitalistische Beschränktheit, wenn er alle eine reale Zukunft vorbereitenden, mögliche Organisationsformen erfindenden Konstruktionen einer historisch denkenden Gesellschaftstechnik grundsätzlich verwirft. Weil phantastische Utopien da sind, kein konstruktives, organisatorisches Denken! Wie wenn einer aus Zorn über die phantasievollen Opfer des perpetuum mobile das Erfinden von Maschinen verböte.“ Zu Plenge und seinem Verhältnis zu Freyer: Axel Schildt, *Ein konservativer Prophet moderner nationaler Integration. Biographische Skizze des streitbaren Soziologen Johann Plenge (1874–1963)*, in: *VfZ* 35 (1987) 523–570, bes. 564.

⁸³ Zum Abfassungsdatum: Hans Freyer, *Lebenslauf* (1920), Universitätsarchiv Leipzig PA 474.

wurde, die Utopie zu einem Willensrecht: „Wenn aber einer dies alles weiß und dennoch mit vorgreifender Phantasie vor sich und den Menschen, um deren Willen er wirbt, das Bild der Utopie aufrichtet, so tue er es. Denn dann ist sein Utopismus kein Denkfehler, sondern ein Willensrecht; durch keine Aufweisung eines inneren Widerspruchs widerlegbar, sondern ewig-gültig als eine schöpferische Form der praktischen Vernunft und als ein Weg jenes Strebens nach dem stärkeren, gesünderen, glücklicheren Menschentum, das in aller Naivität und Vertracktheit die tiefe Weisheit der Eschatologie bleibt und an dem wir ... alle miteinander mit dem Traum irgendeiner Hoffnung, mit einem klug verschwiegenen Plan oder einem kühnen Werke der Kultur gläubig teilnehmen, solange überhaupt die Kraft zum tätigen Leben in uns ist.“⁸⁴ Freyers Befürwortung der Utopie als gesellschaftsverändernde Kraft drückte sich auch in dem unbedingten Gestaltungs- und Handlungswillen seiner weniger wissenschaftlichen Schriften aus⁸⁵. Damit bildete Freyer, wie bereits Alfred Doren 1923 erklärte, auf der politischen Rechten einen Gegenpol zu dem verbreiteten Geschichtspessimismus und Fatalismus Oswald Spenglers⁸⁶: „Dem skeptisch-rückschauenden Spenglermythus mit seiner Absage an jede geistig-künstlerische Entwicklungsmöglichkeit des alt und müde gewordenen Abendlandes tritt keck und siegesbewußt, kampfesfroh und herausfordernd Hans Freyer entgegen, der epimetheischen Weltanschauung eines ungeheuren Weiten umspannenden Denkers die promethische Hoffnung auf geistigen Segen, geboren aus der Kraft eines freudigen, reinen, unbeschwerten Willens, entgegenstellend.“⁸⁷

Auch in Hans Freyers Konzeption einer „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“ spielte der Utopiebegriff, den er in expliziter Anlehnung an die Definition von Karl Mannheim entwickelte, eine zentrale Rolle⁸⁸. Wenn der Soziologe die Wirklichkeit erkennen wolle, so Freyer, müsse er auch die Tendenzen erfassen, die die Gegenwart transzendieren und verändern könnten. Weil jedoch erst die Zukunft erweisen könne, welches die wirkliche seinsverändernde Kraft, d.h. die richtige Utopie sei, könne dies nicht wissenschaftlich bestimmt werden. Vielmehr müsse eine Utopie bzw. eine gesellschaftliche Willenstendenz vom Soziologen als

⁸⁴ Hans Freyer, Das Problem der Utopie, in: Deutsche Rundschau 183 (1920) 321–345, hier: 345.

⁸⁵ Vgl. z.B. Hans Freyer, Antäus. Grundlegung einer Ethik des bewussten Lebens (Jena 1918) 4; Hans Freyer, Prometheus. Ideen zu einer Philosophie der Kultur (Jena 1923) 111, 113: „die Zukunft aber: das ist das Nichts, aus dem unablässig die Wunder des Gegenwärtigen quellen (... und ihr) Sinn ist nicht Dauer sondern Bruch, der Sinn der Gegenwart nicht Erfüllung sondern Bereitschaft, der Sinn des Lebens nicht Glauben sondern Schaffen.“

⁸⁶ Vgl. Spenglers Antiutopismus in: Oswald Spengler, Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens (München 1931) 6; Oswald Spengler, Jahre der Entscheidung. Erster Teil. Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung (München 1933) 4; und Freyers Rezension von „Der Untergang des Abendlandes“: Hans Freyer, Der Untergang des Abendlandes, in: Die Tat 11 (1919) 304–308, bes. 308.

⁸⁷ Alfred Doren, Von Spengler zu Freyer, in: Neue Zürcher Zeitung (17. 8. 1923).

⁸⁸ Hans Freyer, Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft. Logische Grundlagen des Systems der Soziologie (Leipzig, Berlin 1930) 298; im folgenden zitiert: Freyer, Soziologie.

wahr und gültig gesetzt werden, um die Wirklichkeit zu begreifen⁸⁹. Da die soziologische Analyse selbst wieder auf die Gesellschaft wirken sollte, konzipierte Freyer seine Soziologie also in zweifachem Sinn als Transformationswissenschaft: als Wissenschaft von den gesellschaftlichen Veränderungstendenzen und als Beitrag zur Veränderung der Gesellschaft.

Nach der Zahl der Rezensionen zu urteilen, rief Freyers „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“ bis 1933 ein zumindest ebenso großes Echo hervor wie Mannheims „Ideologie und Utopie“⁹⁰. Dabei kreisten die Diskussionen insbesondere um Freyers willensmäßige Fundierung soziologischer Erkenntnis. Während liberale Sozialwissenschaftler diese Idee ablehnten⁹¹, stimmten Vertreter der politischen Rechten oder Linken Freyer emphatisch zu⁹². Dabei stellten beide Seiten

⁸⁹ Ebd. 298–307, 304: „Jeder Strukturbegriff der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung setzt voraus, daß ein bestimmter Wille, diese Sozialstruktur künftig umzubilden, ihre (sic) diese oder jene Entwicklungsrichtung zu geben, als geschichtlich gültig gesetzt oder anerkannt werde.“

⁹⁰ Es erschienen insgesamt mindestens 33 Rezensionen, und zwar 1931 in: Archiv des öffentlichen Rechts, Archiv für angewandte Soziologie, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Zeitschrift für deutsche Philosophie, Das Literarische Centralblatt für Deutschland, Heimatbildung, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, Kantstudien, Kindergarten, Vergangenheit und Gegenwart, Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie, Die Volksschule, Zeitschrift für Handelsschulpädagogik, Zeitschrift für Nationalökonomie, Zeitschrift für angewandte Psychologie, Kölnische Zeitung, Leipziger Neueste Nachrichten, Neue Zürcher Zeitung. Im Jahr 1932 in: Archiv für Rechts- und Wirtschaftspraxis, Deutsche Blätter für Philosophie, Bücherwarte, Evangelisch-Sozial, Die Gesellschaft, Philosophisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Monatsschrift für Kriminalpsychologie, Zeitschrift für schweizerische Geschichte, Zeitschrift für Sozialforschung, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Frankfurter Zeitung. Und 1933 in: Philosophische Hefte, Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

⁹¹ Andreas Walther, Das Problem einer ‚deutschen‘ Soziologie, in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 9 (1931) 513–530, 518; Gerhard Lehmann, Freyers „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“, in: Archiv für angewandte Soziologie 3 (1931) 205–211, 208; Josef Pieper, „Wirklichkeitswissenschaftliche“ Soziologie. Kritische Randbemerkungen zu Hans Freyers „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 66 (1931) 394–407, 404. Karl Mannheim lehnte Freyers Position nach anfänglicher Zustimmung (so Muller, *The Other God* 182) 1932 auf der Frankfurter Dozententagung mit deutlichen Worten ab: „Mündet diese Theorie gar in den überpointierten Satz: ‚Wahres Wollen fundiert wahre Erkenntnis‘, so öffnen wir in der Theorie jeder Beliebigkeit Tor und Tür. Denn wer wird wohl in der Arena der Gedanken nicht in der Überzeugung oder in der Maske des ‚wahren Wollens‘ auftreten, und wer wird sich in dieser Situation nicht freuen, daß er sich von nun an nicht mehr nur sachhaltig ausweisen muß, sondern daß es erlaubt sein wird, sich im Erkennen auf Eingebung und ‚wahre Gesinnung‘ zu berufen.“ Zitat bei Karl Mannheim, Die Gegenwartsaufgaben der Soziologie (Tübingen 1932) 40.

⁹² Alfred Kleinberg, Soziologie der goldenen Mitte. Zu Hans Freyers „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“, in: Die Gesellschaft 9 (1932) 68–74, 73 f.; Gerhard Ledig, Hans Freyers Soziologie und der Sozialismus, in: Neue Blätter für den Sozialismus 2 (1931) 291–294, bes. 291; Herbert Marcuse, Zur Auseinandersetzung mit Hans Freyers „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“, in: Philosophische Hefte (1931) 83–91. Die positive Rezeption auf der Rechten äußerte sich durch die Neubesetzung des Utopiebegriffs wie z.B. in der Zeit-

das grundsätzliche Verständnis der Utopie als individuelle oder kollektive Bewußtseinsform, die gesellschaftliche Veränderung herbeiführt – genauso wie in der Diskussion um Mannheims „Ideologie und Utopie“ – nicht in Frage. Daher kann die Etablierung der sozialpsychologischen Diskursformation mit der breiten inner- und außerwissenschaftlichen Rezeption von Hans Freyer und Karl Mannheim als abgeschlossen betrachtet werden.

II. Vom hellblauen Seidenhemd zum Gestaltbarkeitsbewußtsein – Kontextualisierungen

1. Personelle und intellektuelle Verbindungen

Neben dem Rückbezug der meisten zentralen Figuren des Utopiediskurses der 20er Jahre auf Voigts „Die Sozialen Utopien“ und Landauers „Die Revolution“ lag ein Grund für die Etablierung einer einheitlichen Diskursformation auf persönlich-biographischer Ebene: Die verschiedenen Diskursspektren waren nicht nur intern⁹³, sondern auch untereinander eng vernetzt. Ernst Bloch und Karl Mannheim waren trotz Mannheims negativer Rezension von Blochs „Geist der Utopie“⁹⁴ gut miteinander bekannt und tauschten sich vor der Publikation von „Ideologie und Utopie“ auch über Fragen der Utopie aus. So ließ Bloch 1928 Siegfried Kracauer von Mannheim grüßen und berichtete ihm, Mannheim verfasse einen Text über „das utopische Bewußtsein“⁹⁵. Eine enge intellektuelle Verbindung zwischen Bloch und Mannheim bestand zudem dadurch, daß beide in ihrer Jugend längere Zeit mit Georg Lukács befreundet waren. Allerdings nahm Lukács für die Utopietheoriebildung der beiden eine unterschiedliche Rolle ein: Während er für Bloch zunächst sozusagen ein Bruder im utopischen Geiste gewesen war⁹⁶ und dann zum Referenzpunkt für seine Absetzbewegung vom orthodoxen Marxismus wurde⁹⁷, stellte Lukács – wie auch Gustav Landauer – mit

schrift „Die Tat“. Vgl. *Hans Zehrer*, Um die politische Jugend. Utopie und Realität, in: *Die Tat* 20 (1928) 227–229; im folgenden zitiert: *Zehrer*, Jugend. Als kritische Stimme, ohne jedoch den sozialwissenschaftlichen Utopiebegriff letztlich in Frage zu stellen: *Georg Quabbe*, Das letzte Reich. Wandel und Wesen der Utopie (Leipzig 1933) bes. 5f. und 117–121.

⁹³ Für das Spektrum der akademischen Sozialwissenschaften ist dies selbstverständlich. Siehe: *Dirk Käsler*, Die frühe deutsche Soziologie und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung (Opladen 1984). Zum linken Diskursspektrum siehe Anm. 53 und zum rechten Diskursspektrum um Freyer: *Muller*, *The Other God* 17, 150.

⁹⁴ *Karl Mannheim*, Ernst Bloch: Geist der Utopie, in: *Athenaeum* (1919) 207–212.

⁹⁵ *Bloch*, Briefe I 303. Zur Bekanntschaft von Bloch und Mannheim siehe auch: *Bloch*, Briefe II 785 und den Brief Benjamins an Gershom Scholem vom 30. 12. 1922, in: *Walter Benjamin*, Gesammelte Briefe, Bd. 2 (Frankfurt a.M. 1996) 299. Woldring berichtet, Mannheim habe mit Bloch und Buber zusammen in Heidelberg regelmäßig an einer Diskussionsrunde teilgenommen. *Woldring*, *Karl Mannheim* 21.

⁹⁶ Vgl. die Selbstzeugnisse wie in Anm. 53 nachgewiesen.

⁹⁷ Siehe: *Ernst Bloch*, Aktualität und Utopie. Zu Lukács Geschichte und Klassenbewußtsein, in: *Der neue Merkur* 7.7 (1923/24) 457–477.

seinem Engagement in der Räterepublik für Mannheim eher ein Anschauungsobjekt für das Studium der Wirkung des utopischen Bewußtseins in der Geschichte dar⁹⁸.

Mit seinem Ruf an die Frankfurter Universität, wo er 1930 die Nachfolge von Franz Oppenheimer (1864–1943) als Professor für Soziologie antrat⁹⁹, intensivierten sich Mannheims Beziehungen zum Spektrum linker und marxistischer Intellektueller zwangsläufig, da die Universitätsleitung sein Büro und das neugegründete soziologische Institut im Gebäude des Instituts für Sozialforschung einrichtete¹⁰⁰. Hier stellte Mannheim eine Herausforderung für die intellektuelle Hegemonie der frühen Frankfurter Schule dar¹⁰¹, weil er eine große Anziehungskraft auf Studierende und junge Wissenschaftler ausübte, die nicht zuletzt in seinem Vortragsstil und seinen hellblauen Seidenhemden begründet lag¹⁰². In der Forschung werden die etwas unterkühlten Beziehungen zwischen Mannheim und der Frankfurter Schule gemeinhin auf die theoretischen Differenzen zwischen Wissenssoziologie und kritischer Theorie zurückgeführt¹⁰³. Vor dem Hintergrund der intellektuellen Konkurrenzsituation an der Frankfurter Universität ist es jedoch plausibler, in genau dieser eine wesentliche Ursache sowohl für die theoretischen

⁹⁸ *Mannheim*, Ideologie 195 f., 217. Zur Haltung von Lukács während der ungarischen Räterepublik: *David Kettler*, Culture and Revolution. Lukács in the Hungarian Revolutions of 1918/1919, in: *Telos* 10 (1971) 35–92, 73 und passim; im folgenden zitiert: *Kettler*, Culture. Darüber hinaus wurde Mannheim natürlich auch von Lukács' theoretischen Positionen beeinflusst. Zur Wirkung von „Geschichte und Klassenbewußtsein“ auf Mannheims Denken: *Congdon*, Exile 290; *Loader*, Karl Mannheim 77 f.; *Kettler*, *Meja*, Karl Mannheim 36–38, 46 und 85. Noch im Winter 1928/29 hielt Mannheim mit Alfred Weber ein Seminar über das Buch ab. So: *Woldring*, Karl Mannheim 29.

⁹⁹ Zu den genauen Berufsmodalitäten siehe: *Woldring*, Karl Mannheim 29–32; *Paul Kluge*, Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main 1914–1932 (Frankfurt a.M. 1972) 545; und *Notker Hammerstein*, Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule, Bd. 1: 1914–1950 (Neuwied 1989) 128–130; im folgenden zitiert: *Hammerstein*, Die Johann Wolfgang Goethe-Universität.

¹⁰⁰ Vgl.: *Hammerstein*, Die Johann Wolfgang Goethe-Universität 300.

¹⁰¹ Zur intellektuellen Hegemonie der Frankfurter Schule: *Wolfgang Schivelbusch*, Intellektuellendämmerung. Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren (Frankfurt a.M. 1982) 14–28; und *Hammerstein*: Die Johann Wolfgang Goethe-Universität 62.

¹⁰² Vgl.: *Kurt H. Wolff*, Wie ich zur Soziologie kam und wo ich bin (Interview mit Nico Stehr), in: *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918–1945*, hrsg. v. *M. Rainer Lepsius* (Opladen 1981) 324–346, 324: „Nach einem Jahr Studium etwa ... sagte mir jemand, da wäre ein fabulöser Mann aus Heidelberg gekommen. Der war le dernier cri, man mußte ihn einfach hören, und ich bin hin. Sein Name war Karl Mannheim, und ich war sofort fasziniert von ihm – hauptsächlich, erinnere ich mich, aus zwei Gründen: Erstens trug er Seidenhemden, und zwar hellblaue, zweitens hatte er einen ungarischen Akzent.“ Siehe auch: *Ulf Matthies*, Kontrastierungen/Kooperationen. Karl Mannheim in Frankfurt (1930–1933), in: *Die (mindestens) zwei Sozialwissenschaften in Frankfurt und ihre Geschichte*, hrsg. v. *Heinz Steinert* (Frankfurt a.M. 1989) 72–87, hier: 72; und *Kettler*, *Meja*, Karl Mannheim 121.

¹⁰³ Vgl. als Beispiel *Leon Bailey*, Critical Theory and Sociology of Knowledge. A Comparative Study in the Theory of Ideology (New York 1994) 63: „Undoubtedly this distance was largely due to the serious substantive disagreements that served to divide Mannheim from the Frankfurt School.“

schen als auch für die persönlichen Differenzen zu suchen¹⁰⁴. Zur direkten intellektuellen Konfrontation – auch über Fragen der Utopie – kam es zum Beispiel in dem regelmäßig von Paul Tillich organisierten Gesprächskreis, dem sogenannten „Kränzchen“¹⁰⁵.

Tillich führte nicht nur Karl Mannheim und die Frankfurter Schule zusammen, sondern es ergab sich über ihn auch eine Verbindung zu Hans Freyer. Tillich und Freyer waren beide Mentoren und geistige Bezugspunkte des jugendbewegten Leuchtenburgkreises, der 1924 unter der Leitung von Fritz Borinski bei Jena gegründet wurde¹⁰⁶. Ein direkter Gedankenaustausch zwischen Tillich und Freyer könnte auch an der Leipziger Universität stattgefunden haben, da Tillich dort von 1927 bis 1929 als Honorarprofessor unterrichtete und wie Hans Freyer an dem von Hermann Heller eingerichteten Seminar für Volksbildungswesen Kurse abhielt¹⁰⁷. An der Universität stand Freyer auch in Kontakt zu Alfred Doren, mit dem zusammen er die Dissertation Roland Haases zum Thema Chiasmus betreute¹⁰⁸. Weitere Verbindungen zwischen den Leipziger und den Frankfurter Utopietheoretikern ergaben sich zudem, weil Karl Mannheims Cousin Ernst Mannheim Assistent bei Hans Freyer war und sich einige Schüler Freyers später im Umfeld der Frankfurter Schule wiederfanden¹⁰⁹.

Darüber hinaus ist den Lebensläufen von Hans Freyer, Karl Mannheim und Ernst Bloch gemeinsam, daß sie alle zumindest ein Semester bei Georg Simmel (1858–1918) in Berlin studierten¹¹⁰. Wenngleich ein Studium bei Simmel ein Muß

¹⁰⁴ Eine weitergehende Analyse im Stile Pierre Bourdieus müßte hier versuchen, die theoretischen Positionen genauer zu den jeweiligen Stellungen im sozialen Raum der Universität in Beziehung zu setzen. Vgl.: *Pierre Bourdieu*, *Homo academicus* (Frankfurt a. M. 1988) bes. 17.

¹⁰⁵ Hier traf sich der Freundeskreis von Paul Tillich, vornehmlich bestehend aus religiösen Sozialisten, der frühen Frankfurter Schule, aber auch anderen Frankfurter Wissenschaftlern. Vgl. *Martin Jay*, *The Dialectical Imagination. A History of the Frankfurt School and the Institute of Social Research 1923–1950* (Berkeley, Los Angeles, London 1996, 1. Aufl. 1971) 24. Vgl. zum Thema Utopie die Mitschrift der Diskussion vom 27. Juni 1932 zum Thema „Die säkulare Zivilisation und die Missionsaufgabe des Christentums“, in: *Paul Tillich*, Briefwechsel und Streitschriften (Frankfurt a. M. 1983) 314–369.

¹⁰⁶ *Werner Kindt*, *Hans Raupach* (Hrsg.), *Die deutsche Jugendbewegung 1920 bis 1933. Die bündische Zeit. Quellenschriften* (Düsseldorf, Köln 1974) 1045–1049.

¹⁰⁷ *Wilhelm u. Marion Pauck*, *Paul Tillich. Sein Leben und Denken*, Bd. 1: *Leben* (Stuttgart, Frankfurt a. M. 1978) 117; und *Üner*, *Soziologie* 14 f. Zu Freyers Engagement in der Erwachsenenbildung siehe auch: *Helene Kleine*, *Soziologie und die Bildung des Volkes*. Hans Freyers und Leopold v. Wieses Position in der Soziologie und der freien Erwachsenenbildung während der Weimarer Republik (Opladen 1989) bes. 94–103.

¹⁰⁸ *Roland Haase*, *Das Problem des Chiasmus und der Dreißigjährige Krieg* (Diss. Leipzig 1933). Ihre Beziehung war zumindest so gut, daß Hans Freyer als Dekan zugunsten von Alfred Doren intervenierte, als dieser 1933 aufgrund des Gesetzes zur „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ seine Lehrtätigkeit aufgeben mußte. *Gerald Diesener*, *Jaroslav Kudrna*, Alfred Doren (1869–1934), in: *Storia della Storiografia* 23 (1993) 25–45, hier: 43.

¹⁰⁹ Siehe: *Muller*, *The Other God* 89; und *Üner*, *Soziologie* 3.

¹¹⁰ Bloch und Freyer hatten währenddessen intensiveren Kontakt zu Simmel. *Muller*, *The Other God* 45; *Münster*, *Tagträume* 33–36; sowie *Münster*, *Utopie* 54; zu Mannheim: *Kettler*, *Meja*, *Karl Mannheim* 3; und *Woldring*, *Karl Mannheim* 6.

für aufstrebende Soziologen im späten Kaiserreich gewesen ist¹¹¹, liegt es dennoch nahe, hier einen Katalysator für ihre Behandlung der Utopien bzw. des Utopischen zu suchen. Denn Simmel begriff die Setzung von Endzielen als eine wesentliche Bedingung der menschlichen Existenz und diagnostizierte in ihrem Fehlen durch den Verlust der Verbindlichkeit von Religion ein Grundproblem der Moderne¹¹². Vor diesem Hintergrund kann man Mannheims, Freyers und Blochs theoretische Beschäftigung mit dem Phänomen der Utopie als wissenschaftliche Untersuchung des modernen Versuchs verstehen, den Religionsverlust durch Utopien zu kompensieren.

Die so aufgezeigten biographischen Vernetzungen beeinflussten die Etablierung des sozialpsychologischen Utopieverständnisses in zweifacher Weise: Zum einen führten sie dazu, daß sich der Diskurs nicht nur in Aufsätzen und Büchern manifestierte, sondern die Utopie bzw. das Utopische auch Gegenstand von Gesprächen und Diskussionen war. Zum anderen erhöhte die wechselseitige persönliche Bekanntschaft und Vernetzung zwischen den verschiedenen Diskursspektren die Rezeptivität für die Meinungen der jeweils anderen. Dies führte zwar nicht zur kritiklosen Annahme der Thesen des Gegenübers, wie die Rezeption von Mannheims „Ideologie und Utopie“ durch die Frankfurter Schule zeigt, aber es trug zur Vereinheitlichung der Diskursformation bei.

2. Krisenwahrnehmung und Utopie

Ein weiterer wichtiger Kontext für die Entstehung des sozialwissenschaftlichen Utopiediskurses war der Zusammenhang von Krise und Utopie: Die meisten der behandelten Autoren nahmen die Gegenwart als Krise wahr und reagierten darauf mit der Formulierung einer Utopie. Was als Krise angesehen und was dieser als Utopie entgegenstellt wurde, variierte dabei in Abhängigkeit vom politischen und intellektuellen Hintergrund der Autoren.

Der Anarchist Gustav Landauer diagnostizierte genauso wie Ernst Bloch nicht nur eine Krise des Kapitalismus und des Staates, sondern auch der sozialistischen Bewegung, deren Ursache er in der Utopievergessenheit bzw. der Vernachlässigung des geistigen Elements im Marxismus und den sozialistischen Parteien sah¹¹³. Als Ausweg aus der Verfestigung der kapitalistischen Staats- und Wirtschaftsordnung formulierte Landauer die Utopie eines dezentralen Zusammen-

¹¹¹ David Frisby, Georg Simmel (Chichester, London, New York 1984) 32 ff.

¹¹² Vgl. Georg Simmel, Schopenhauer und Nietzsche (1907), in: Gesamtausgabe Bd. 10, hrsg. v. Michael Behr, Volkhard Knecht, Gert Schmidt (Frankfurt a. M. 1995) 169 und 176–178. Zu dieser Position Simmels siehe: David Frisby, Fragmente der Moderne. Georg Simmel – Siegfried Kracauer – Walter Benjamin (Oxford 1986) 49 f. und Klaus Lichtblau, Georg Simmel (Frankfurt a. M., New York 1997) 115, 118.

¹¹³ Gustav Landauer, Aufruf zum Sozialismus. Ein Vortrag (Berlin 1911) 2, 6, 29–66 und 116 f.; im folgenden zitiert: Landauer, Aufruf. Daß Landauer die Gegenwart als Krise wahrnahm, macht auch sein eigenes Engagement in der Räterepublik deutlich, das nach seiner Theorie nur in Krisenzeiten sinnvoll war, weil nur dann die Utopie Massenzuspruch erlangen konnte.

schlusses freier Gemeinden und Siedlungsgenossenschaften, in denen durch die Neuaufteilung des Bodens und die Aufhebung des kapitalistischen Tauschprinzips ein neuer Geist herrschen solle¹¹⁴. Ernst Blochs Utopie, die die durch die gescheiterte Revolution intensivierte Krise überwinden sollte¹¹⁵, war die Vorstellung einer sozialistischen Brüdergemeinde, die chiliastische Elemente mit Vorstellungen einer kommunistischen Wirtschaftsordnung verband¹¹⁶.

Für Karl Mannheim bestand die Krise in der Fragmentierung und Segmentierung der politischen und wissenschaftlichen Kultur im Deutschland der 20er Jahre sowie in der im Sinne von Ernst Troeltsch verstandenen „Krise des Historismus“¹¹⁷. Der Wunsch, diese Krise zu überwinden, war eine wesentliche Motivation für die Entwicklung seiner Wissenssoziologie¹¹⁸, an deren Ende die Utopie einer Überwindung der politischen und kulturellen Gegensätze durch die Syntheseleistung der „freischwebenden Intelligenz“ stand¹¹⁹.

Auf der politischen Rechten definierte Hans Freyer den Verlust der alten Ordnung durch die tiefe Klassenspaltung der Industriegesellschaft als zentrales Krisenphänomen, das durch den Verlust des revolutionären Potentials der Arbeiterklasse noch verschärft werde¹²⁰. Die Fragmentierung der industriellen Klassengesellschaft sollte überwunden werden in der Utopie einer neuen Gemeinschaft in einem neuen Staat, die durch eine Revolution des Volkes, eine „Revolution von rechts“, zu realisieren sei¹²¹.

¹¹⁴ Landauer, Aufruf 139–149; Landauer, Revolution 117. Dazu: Norbert Altenhofer, Tradition als Revolution: Gustav Landauers ‚geworden-werdendes‘ Judentum, in: Jews and Germans from 1860 to 1933, hrsg. v. David Bronsen (Heidelberg 1979) 173–208, bes. 187–191; vgl. Braun, Die Siedlung.

¹¹⁵ Vgl. Blochs Selbstzeugnis in *Münster*, Tagträume 40.

¹¹⁶ Bloch, Geist (1918) 410, 444 f.; Bloch, Geist (1923) 328 f.

¹¹⁷ Vgl. z. B.: Karl Mannheim, Heidelberger Briefe (1921 f.), in: Karádi, Vézer, Sonntagskreis 72–91, 80.

¹¹⁸ Vgl.: Mannheim, Ideologie 51: „Weil dieses Buch sich einer Krisensituation des Denkens bewußt ist, an den Aussichten der Lösbarkeit aber nicht zweifelt ...“. Auf den Aspekt der Krise und ihrer Lösbarkeit beziehen sich insbesondere die folgenden Rezensionen: Robert Heiß, Mannheim, Karl: Ideologie und Utopie, in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 8 (1929) 240–243; Eduard Spranger, Ideologie und Wissenschaft, in: Forschungen und Fortschritte 6 (1930) 131 f. (wieder abgedruckt in: Meja, Stehr, Der Streit 634–636) und Michael Freund, Karl Mannheim, Ideologie und Utopie, in: Deutsche Literaturzeitung, 3. F. I (1930) 2148–2156.

¹¹⁹ Mannheim, Ideologie 128–143. Vgl. dazu: Frisby, Mind 24, 159–162. So auch David Kettler, Volker Meja, Nico Stehr, Politik als Wissenschaft. Über Theorie und Praxis bei Karl Mannheim, in: Angewandte Sozialforschung 11 (1983) 403–417, 412: „Mannheim verstand sein eigenes Werk immer als eine Arbeit des Überganges, die durch eine Krise in der liberalen Tradition und Ordnung notwendig wurde, und er machte es zu seinem erklärten Ziel, eine Synthese zu entwickeln, welche die partielle Legitimität jeder der unerbittlich kämpfenden Parteien anerkennen und begreifen würde, um die theoretischen und politischen Bereiche wieder zu versöhnen.“

¹²⁰ Hans Freyer, Revolution von rechts (Jena 1931) 34, im folgenden zitiert: Freyer, Revolution.

¹²¹ Freyer, Revolution 43 f., 49–55. Hans Freyer, Der Staat (Leipzig 1925) bes. 130–216.

Grundsätzlich kann man feststellen, daß der eigene Utopismus bzw. der von anderen geäußerte Utopismusvorwurf häufig weitergehende theoretische Reflexionen über den Utopiebegriff auslöste, die zu einer „progressiven Historisierung der Utopiekritik“ (Lucian Hölscher) und einer positiven Bewertung der Utopien führten¹²². So entgegnete Franz Oppenheimer 1925 auf den Vorwurf, seine ländlichen Siedlungsgenossenschaften im Stile Theodor Hertzkas seien eine Utopie¹²³: „Alle Wirklichkeit ist die Utopie von gestern ...“, und „... alle Utopie ist die Wirklichkeit von morgen.“¹²⁴ In gleicher Weise sah sich Otto Neurath wegen seiner Pläne einer „Vollsozialisierung“ der Wirtschaft mit dem Utopismusvorwurf konfrontiert¹²⁵ und reagierte mit der These, die Konstruktion von Utopien sei notwendig zur rationalen Gestaltung der zukünftigen Gesellschaft¹²⁶. Auch der spätere Redakteur der Zeitschrift „Die Tat“, Hans Zehrer (1899–1966), verteidigte sich gegen den Vorwurf, sein Vorschlag zu einem Zusammenschluß der Jugendverbände sei eine Utopie, mit dem Verweis auf die Funktion der Utopie in historischen Veränderungsprozessen: „Freilich, was ist Utopie? Es ist eine Zielsetzung mit den im Augenblick verfügbaren Mitteln. Je unzureichender die Mittel sind, desto utopischer erscheint das Ziel. Aber die Mittel sind dauernd im Fluß, sie wandeln sich und werden bedingt durch die Situation.“¹²⁷

Folglich war die Herausbildung des sozialpsychologischen Utopiediskurses auch eine Reaktion auf die Formulierung der Utopien, mit denen die Diskursteilnehmer die Krise der Zeit überwinden wollten: Indem in der sozialpsychologischen Diskursformation der mentalisierten Utopie eine zentrale Rolle in historischen Transformationsprozessen zugemessen wurde, rechtfertigte der Diskurs – aufgrund der weit verbreiteten Wahrnehmung von Krisen und Veränderungsbedarf – den Utopismus der Diskursteilnehmer.

3. Sozialwissenschaftler und politische Intellektuelle

Neben dem Zusammenhang von Krisenwahrnehmung, Utopie und Utopietheorie auf der individuellen Ebene der Diskursteilnehmer bildete das Verhältnis von Utopie und Sozialwissenschaften sowie das Selbstverständnis der Diskursteilnehmer als politische Intellektuelle einen weiteren wichtigen Kontext für die Herausbildung der sozialpsychologischen Formation des Utopiediskurses. In der Forschung wird spätestens seit Karl Mannheim die Entstehung der Soziologie als eine

¹²² Zum Phänomen der „progressiven Historisierung“ im 19. Jahrhundert: Hölscher, Utopie 782.

¹²³ Als kurze Zusammenfassung seiner utopischen Vorstellungen: Franz Oppenheimer, Reale Utopie, in: Die Wirtschaftswende. Zeitschrift für deutsche Wirtschaftserneuerung (1932) 821–828.

¹²⁴ Franz Oppenheimer, System der Soziologie, Bd. 2: Der Staat (Stuttgart 21964) 730.

¹²⁵ Neuraths Pläne: Otto Neurath, Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft (München 1919). Die Entwicklung seiner utopietheoretischen Überlegungen in Entgegnung auf den Utopismusvorwurf: ebd. 228.

¹²⁶ S.o. Anm. 51.

¹²⁷ Zehrer, Jugend 227.

Reaktion auf die verschiedenen Krisenerscheinungen und Krisenwahrnehmungen verstanden, die am Ende des 19. Jahrhunderts einsetzten und sich im Ersten Weltkrieg verschärften¹²⁸. Desgleichen stellte die Inflation utopischen Denkens sowie der utopischen Literatur seit den 1890er Jahren, die eine weitere Intensivierung während des Ersten Weltkrieges und der revolutionären Prozesse in Rußland und anderen europäischen Staaten erfuhr, eine Suche nach Auswegen aus der als krisenhaft empfundenen Moderne dar¹²⁹. Dieser gleiche Ursprung utopischen und sozialwissenschaftlichen Denkens in den Krisenerscheinungen der Zeit bzw. der Krisenwahrnehmung der Zeitgenossen spiegelte sich in der Ausrichtung vieler soziologischer Theorien auf die Utopie einer neuen Gemeinschaft¹³⁰.

Daher war die Thematisierung der Utopie durch die Sozialwissenschaftler nicht nur eine Behandlung der Suche nach utopischen Wegen aus der Krise der Moderne, sondern gleichzeitig auch eine Selbstthematisierung der Sozialwissenschaftler und ihrer Rolle in den als notwendig erachteten Veränderungsprozessen. Indem sie die Utopie im Rahmen der sozialpsychologischen Diskursformation als Bewußtseinsform verstanden und ihr eine zentrale Bedeutung in historischen Transformationsprozessen zumaßen, wiesen Sozialwissenschaftler wie Plenge, Mannheim, Freyer oder Neurath ihrer wissenschaftlichen Arbeit bzw. sich selbst – sozusagen als Experten für das Utopische – eine wesentliche Rolle in diesen Prozessen zu. Sie verstanden sich nicht nur als Wissenschaftler, sondern auch als

¹²⁸ Karl Mannheim, German Sociology (1918–1933), in: *Politica* 1 (1934) 12–33, bes. 13. Vgl. z.B.: Klaus Lichtblau, Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende. Zur Genealogie der Kulturosoziologie in Deutschland (Frankfurt a.M. 1996); Karl Acham, Die „kulturelle“ Krise der Gesellschaft und die Genese der Sozialwissenschaften, in: Vom Weltbildwandel zur Weltanschauungsanalyse. Krisenwahrnehmung und Krisenbewältigung um 1900 (Berlin 1996) 39–67; Erhard Stölting, Akademische Soziologie in der Weimarer Republik (Berlin 1986) 92; Jürgen Habermas, Soziologie in der Weimarer Republik, in: Wissenschaftsgeschichte seit 1900. 75 Jahre Universität Frankfurt, hrsg. v. Helmut Coing u.a. (Frankfurt a.M. 1992) 29–53, bes. 29f.

¹²⁹ Vgl. zur allgemeinen Intensivierung ab 1890: Lucian Hölscher, Die Entdeckung der Zukunft (Frankfurt a.M. 1999) 129–140; im folgenden zitiert: Hölscher, Entdeckung; Jost Hermand, Der alte Traum vom neuen Reich. Völkische Utopien und Nationalsozialismus, (Frankfurt a.M. 1988) 14; zur verstärkenden Wirkung von Weltkrieg und Revolution: Peter S. Fisher, Fantasy and Politics. Visions of the Future in the Weimar Republic (Madison 1991) 21–23. Diese wurde bereits von den Zeitgenossen wahrgenommen. Vgl. z.B. die Diskussionen um Otto Neurath und Wolfgang Schumann sowie Ernst Bloch. Als charakteristische Äußerung für die Utopietheorie der unmittelbaren Nachkriegszeit: Semi Meyer, Utopie und Entwicklung, in: Nord und Süd 44 (1919) 141–147, 141: „Die Utopie erlebte durch den Krieg eine neue Blütezeit, eine Auferstehung...“ Zum Aufkommen apokalyptischer Deutungsmuster im Ersten Weltkrieg siehe: Jay Winter, Sites of Memory. Sites of Mourning. The Great War in European Cultural History (Cambridge 1995) bes. 145; Anson Rabinbach, In the Shadow of Catastrophe. German Intellectuals between Apocalypse and Enlightenment (Berkeley, Los Angeles, London 1997) bes. 6, 8.

¹³⁰ Diese wurde für Tönnies, Troeltsch, Weber, Simmel und Lukács nachgewiesen von: Harry Liebersohn, Fate and Utopia in German Sociology, 1870–1923 (Cambridge, Mass. 1988). In die gleiche Richtung argumentiert auf breiterer Quellenbasis: Paul Nolte, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert (München 2000) 28 und 61–207.

politische Intellektuelle und sahen ihre wissenschaftliche Arbeit als Weg aus der Krise der Zeit¹³¹.

In diesem Sinne erklärte Gustav Landauer, seine Sozialpsychologie vergegenwärtige die utopischen Potentiale der Vergangenheit und sei somit „selbst nichts anderes als die Revolution“¹³². Die Realisierung von Otto Neuraths Forderung einer „wissenschaftlichen Utopistik“ und einer an ihr ausgerichteten Politik hätte ihm und seinen Kollegen als Lehrmeistern der Utopistik die Gestaltung der zukünftigen Gesellschaft überlassen¹³³. Auch Freyers „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“ wurde von dem „Traum“ getragen, „daß die Soziologie die Krisis des Zeitalters überwinden könne, indem sie sie durchschaut, daß Politik eines Tages angewandte Soziologie sein werde, wie Technik angewandte Physik ist“¹³⁴. Denn nur der Soziologe ist nach Freyer dazu in der Lage, die in der Gegenwart vorhandenen Veränderungstendenzen richtig einzuschätzen, die richtige als zentral wirksam zu definieren und dann in wissenschaftlicher Weise zu ihrer Realisierung beizutragen¹³⁵. Auch Karl Mannheim sah den Ausweg aus der Fragmentierung der politischen und wissenschaftlichen Kultur in seiner Wissenssoziologie und der mit ihr verbundenen Theorie der Syntheseleistung der freischwebenden Intelligenz, für die er zweifelsohne selbst das beste Beispiel war¹³⁶. Im Unterschied zu den bisher Zitierten außerhalb der etablierten Wissenschaften stehend, sah auch Ernst Bloch seine Werke als einen Versuch, den Geist der Utopie zu stärken und so zu deren Verwirklichung beizutragen¹³⁷.

4. Gestaltbarkeitsbewußtsein – Relevanz und Akzeptanz der Utopie

Das Verständnis der Utopie als gesellschaftsgestaltende Kraft und das Bewußtsein der Diskursteilnehmenden, Veränderungen zu bewirken, reflektierten das seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert im Zuge der rasanten gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und technischen Veränderungsprozesse gewachsene Gestaltbarkeitsbewußtsein¹³⁸ und die damit einhergegangene Akzeptanz- und Relevanzsteige-

¹³¹ Siehe zu diesem Selbstverständnis auch: Volker Kruse, Soziologie und „Gegenwarts-krise“. Die Zeitdiagnosen Franz Oppenheimers und Alfred Webers (Wiesbaden 1990) bes. 30–34.

¹³² Landauer, Revolution 10.

¹³³ S. o. Anm. 51.

¹³⁴ Freyer, Soziologie 2.

¹³⁵ Ebd. 206, 295–307. Konkret bedeutete dies für Freyer, die Revolution von rechts zu fördern.

¹³⁶ S. o. Anm. 119.

¹³⁷ S. o. Anm. 59.

¹³⁸ Grundsätzlich kann dieser Prozeß als Radikalisierung des von Reinhart Koselleck für die „Sattelzeit“ beschriebenen Auseandertretens von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont gedacht werden. Dabei ist der zentrale Aspekt jedoch nicht, daß die Erwartung als nicht mehr aus der Erfahrung ableitbar erscheint, sondern vielmehr, daß die Zukunft als offener Raum menschlicher Gestaltung begriffen wird. Reinhart Koselleck, Erfahrungsraum und Erwartungshorizont – zwei historische Kategorien, in: ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten (Frankfurt a.M. 31995) 349–375. Dazu: Sighard Neckel,

rung des utopischen Denkens. Dieser letzte Kontext, der die Entstehung des sozialwissenschaftlichen Utopiediskurses beeinflusste, ist von einem solchen Abstraktionsgrad, daß er nur indirekt erschlossen werden kann.

Den vielleicht deutlichsten Indikator für das wachsende Bewußtsein der Kontingenzt und Gestaltbarkeit menschlicher Lebensverhältnisse bildet die Intensivierung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Planungsdiskurse: Im Verlauf der Etablierung der Sozial- und Humanwissenschaften¹³⁹ beanspruchte ein neuer Typus des „humanwissenschaftlichen Experten“ immer mehr Gesellschaftsgestaltungskompetenz¹⁴⁰. Darüber hinaus äußerte sich das wachsende Gestaltbarkeitsbewußtsein in der Ausweitung der radikalen Lebensreformdiskurse sowie der Gründung der diversen Lebensreformverbände¹⁴¹. Eine wesentliche Plausibilisierung erfuhren die verschiedenen Diskurse über die zukünftige Gestaltung der Gesellschaftsordnung durch die schnellen technischen Innovationen, die sich im gleichen Zeitraum vollzogen. So bemerkte bereits Werner Sombart: „Wenn sich so viel geändert hat, wenn solche Wunder, an die niemand je zu glauben gewagt hatte, sich spielend vor unseren Augen verwirklichen: warum nicht noch mehr? Warum nicht alles Wünschbare? So wird die revolutionäre Gegenwart zum Nährboden für die soziale Utopie der Zukunft. Edison und Siemens sind die Väter von Belamy und Bebel.“¹⁴² Daher diente die Analogisierung von technischer und gesellschaftstechnischer Konstruktion häufig als Argument für die Realisierbarkeit utopischer Gesellschaftsentwürfe.

Über den allgemeinen Kontext des wachsenden Gestaltbarkeitsbewußtseins kann auch ein Ansatz zur Erklärung der Intensivierung des sozialwissenschaftlichen Utopiediskurses in der Weimarer Republik gefunden werden: Die radikalen und teilweise geplanten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungsprozesse im Verlauf des Ersten Weltkriegs sowie die Russische Revolution¹⁴³ und die

Entzauberung der Zukunft. Zur Geschichte und Theorie sozialer Zeitperspektiven, in: *Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit*, hrsg. v. Rainer Zoll (Frankfurt a. M. 1988) 464–486, bes. 474.

¹³⁹ Vgl. die inzwischen klassischen Untersuchungen von *Detlev J. K. Peukert*, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne* (Frankfurt a. M. 1987) bes. 137–139; *ders.*, *Die Genesis der Endlösung aus dem Geist der Wissenschaft, in: Zerstörung des moralischen Selbstbewußtseins: Chance oder Gefährdung? Praktische Philosophie in Deutschland nach dem Nationalsozialismus* hrsg. v. *Siegfried Blaschke* u. a. (Frankfurt a. M. 1988) 24–48, bes. 28–33.

¹⁴⁰ Zum Begriff der „humanwissenschaftlichen Experten“ aus Medizin, Eugenik, Sozialhygiene, Psychologie, Kriminologie, Pädagogik und Soziologie und ihrer Rolle im 20. Jahrhundert: *Lutz Raphael*, *Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts*, in: *GG* 22 (1996) 165–193.

¹⁴¹ Vgl. einführend: *Diethard Kerbs* (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Reformbewegungen, 1880–1933* (Wuppertal 1998).

¹⁴² *Werner Sombart*, *Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert* (Jena 1908) 9. Vgl. dazu auch in bezug auf die Produktion von Utopien: *Hölscher*, *Entdeckung* 130f., 152–154.

¹⁴³ Vgl. *Donal O'Sullivan*, *Furcht und Faszination – Deutsche und britische Rußlandbilder 1921–1933* (Köln, Weimar, Wien 1996). Zu Ausmaß und Intensität der intellektuellen Rezep-

revolutionären Bewegungen in den europäischen Ländern erhöhten das allgemeine Bewußtsein der Zeitgenossen für die Kontingenz und Gestaltbarkeit gesellschaftlicher Lebensverhältnisse und damit die Akzeptanz der Utopien¹⁴⁴. Darüber hinaus stieg nach dem Ende des Kaiserreiches und dem Scheitern der kommunistischen Revolutionsversuche in Deutschland der Utopiebedarf sowohl auf der politischen Linken als auch auf der politischen Rechten – im Spektrum des konservativen Utopismus – an. Die direkte Teilnahme an Krieg oder Revolution oder zumindest die enge Verbindung mit diesen Ereignissen übte für die meisten Utopietheoretiker großen Einfluß auf ihre Reflexionen aus¹⁴⁵: Beeindruckt durch die Erfahrung der Gestaltbarkeit menschlicher Lebensverhältnisse sowie die Beobachtung der revolutionären Bewegungen, diente ihnen der Utopiebegriff dazu, das geistige Moment in diesen Transformationsprozessen zu erfassen. Wie es sich für Intellektuelle gehört, erhoben sie es dabei zum zentralen movens der Veränderungsprozesse. Somit wiesen sie nicht zuletzt sich selbst als Vertretern des Geistigen die zentrale Rolle für die Interpretation und Organisation der gesellschaftlichen Transformationsprozesse zu, die aufgrund der allgemeinen Krisenwahrnehmung als notwendig erachtet wurden. In diesem Sinne reflektierte die Herausbildung des sozialpsychologischen Utopiediskurses auch das Selbstverständnis von Sozialwissenschaftlern und politischen Intellektuellen vor dem Hintergrund der intensiven Krisenerfahrungen des beginnenden 20. Jahrhunderts.

tion der russischen Revolution in Deutschland siehe die Bibliographie der zeitgenössischen Literatur in: *Gerd Koenen, Lew Kopelew* (Hrsg.), *Deutschland und die Russische Revolution 1917–1924* (München 1998) 836–917. Als Beispiel siehe: *Heinrich v. Gleichen, Annalise Schmidt*, *Der Bolschewismus und die deutschen Intellektuellen. Äußerungen auf eine Umfrage des Bundes deutscher Gelehrter und Künstler* (Leipzig 1920).

¹⁴⁴ Vgl.: *Peter Fritzsche*, *Landscape of Danger, Landscape of Design. Crisis and Modernism in Weimar Germany*, in: *Dancing on the Volcano. Essays on the Culture of the Weimar Republic*, hrsg. v. *Thomas W. Knieche, Stephen Brockmann* (Columbia 1994) 29–46, 40: „The war and the revolutions of 1917 and 1918 confirmed the vastness of possibility, an open space and threatened conventional approaches and traditional orders.“ Siehe auch: *Peter Krüger*, *Der Erste Weltkrieg als Epochenschwelle*, in: *Wege in die Gewalt. Die modernen politischen Religionen*, hrsg. v. *Hans Maier* (Frankfurt a. M. 2000) 70–91. Weltkrieg und Revolution waren von internationaler Bedeutung für den Utopiediskurs. Vgl.: *Lewis Mumford*, *Sketches from Life. The Early Years* (Boston 1982) 241 f., 303 f.

¹⁴⁵ Gustav Landauer und Otto Neurath engagierten sich in der Münchener Räterepublik, vgl. *Braun*, *Utopie* 50; und Anm. 50. Ernst Bloch wandte sich im Schweizer Exil publizistisch gegen den Krieg und begrüßte die Russische Revolution, vgl. *Peter Zudeick*, *Der Hintern des Teufels. Ernst Bloch. Leben und Werk* (Moos/Baden Baden 1985) 71–80. Hans Freyer kämpfte als Leutnant im Weltkrieg und kehrte zurück in die revolutionären Wirren in Leipzig, vgl. *Müller*, *The Other God* 58–74. Karl Mannheim nahm – vermittelt durch Georg Lukács – Anteil an den Entwicklungen der ungarischen Räterepublik, vgl. *Kettler*, *Culture* 37 und passim.

Heinz-Elmar Tenorth

Erziehungsutopien zwischen Weimarer Republik und Drittem Reich

I. Konzepte – Erziehungsutopien in der Moderne

Erziehungsutopien sind Bestandteil des pädagogisch-politischen Diskurses seit seiner Autonomisierung im Gesellschaftssystem der klassischen Moderne. Pädagogik wird hier ja seit dem 18. Jahrhundert in zweifacher Gestalt ausdifferenziert, zum einen in Bildungseinrichtungen und dann als diejenige soziale Form, mit der Gesellschaften den Umgang mit ihrer eigenen, „natürlichen“, Zeitlichkeit im Generationswechsel organisieren, zum anderen als begleitende Reflexion zum Prozeß der Erziehung, und auch die Reflexion kommt schon wegen des Bezugsproblems ohne eine Antizipation von Zukunft nicht aus. Den Status als Utopie hat diese pädagogische Antizipation freilich in der Moderne erst dadurch, daß sie nicht einfach die Reproduktion des gegebenen Weltzustandes denkt, sondern aus der Negation des Gegebenen heraus die Zukunft konstruiert. Das geschieht in der Regel so, daß mit der Konstruktion einer eigenen pädagogischen Welt eine andere Zukunft der Gesellschaft insgesamt – über welche Vermittlungsschritte immer – herbeigeführt werden soll.

Rousseaus „Emile“ ist das bekannteste Modell einer solchen utopisch-pädagogischen Antizipation einer neuen Welt. Während seine Kritik der gegebenen Erziehung unmittelbar einsichtig ist, wird seine utopische Konstruktion alternativer Erziehung nicht selten allein als räumliche Utopie gesehen, als die Verpflanzung des Emile in eine andere, von der verderbten Welt getrennte Wirklichkeit. Rousseaus Utopie sollte aber auch in ihrer spezifischen Zeitlichkeit gesehen werden, und dann ist es das Plädoyer für die Gegenwart des Kindes und gegen das Verrinnen der Zeit, das seine Utopie einer „negativen Erziehung“ organisiert: „Darf ich nun die wichtigste und nützlichste Regel jeder Erziehung aufstellen? Sie heißt nicht: Zeit gewinnen, sondern Zeit verlieren.“¹

Was bei Rousseau vielleicht nur wie einer seiner paradoxen pädagogischen Ratschläge klingt, aber dennoch den Kern seiner Technologie richtig andeutet („Laßt die Kindheit im Kinde reifen!“ ist die systematische Referenz), beschreibt aber das

¹ Jean-Jacques Rousseau, *Emile oder die Erziehung* (1762) (Paderborn 1974) 72.

pädagogische Verständnis der Zeit als Problem der Erziehung durchaus epochentypisch. Vergleichbar entwirft der deutsche Theologe Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, aller Vorliebe für negative Erziehung völlig unverdächtig, in seinen bis heute systematisch diskutierten Vorlesungen über die Theorie der Erziehung ebenfalls eine Schematisierung der Zeit, die der Rousseaus vergleichbar ist. Nicht nur, daß er – hierin vielleicht doch konservativer als Rousseau – die Gleichzeitigkeit der Zeitoptionen betont, die Erhaltung des Erhaltenswerten am Bestehenden und die Herbeiführung einer besseren Zukunft², auch für ihn wirkt die Besonderheit der Erziehungsfrage das Problem der Gegenwart auf, und zwar als grundsätzliches Legitimationsproblem der Erziehung: „Jede pädagogische Einwirkung stellt sich dar als Aufopferung eines bestimmten Momentes für einen künftigen; und es fragt sich, ob wir befugt sind, solche Aufopferungen zu machen?“³

Schleiermachers Lösung ist salomonisch und dialektisch, aber seine Regel ist näher bei Rousseau als bei jenen Pädagogen, die ihr Tun im Auftrag der Gesellschaft je aktuell ohne Rücksicht auf die „Befriedigung“ in der Gegenwart allein unter Verweis auf die schöne Zukunft rechtfertigen. Schleiermacher hätte das nicht toleriert: „Die Lebenstätigkeit, die ihre Beziehung auf die Zukunft hat, muß zugleich auch ihre Befriedigung in der Gegenwart haben; so muß auch jeder pädagogische Moment, der als solcher seine Beziehung auf die Zukunft hat, zugleich auch Befriedigung sein für den Menschen, wie er gerade ist.“⁴ Schleiermacher löst die noch bestehenden Schwierigkeiten der konkreten Aktion dann dadurch, daß er dem pädagogischen Handeln selbst die dafür geforderte Qualität zuschreibt: „Die pädagogische Einwirkung selbst bietet durch die Art, wie die Zukunft in der Seele des Zöglings gesetzt ist, Befriedigung dar“, die drohende „Aufopferung“ der Gegenwart für die Zukunft sei also nicht zu befürchten.

Die pädagogischen Utopien der Moderne haben deshalb – neben der Anerkennung der Natur des Kindes als Voraussetzung einer anderen Konstruktion des Menschen⁵ – auch immer diese zumindest zweifache Referenz, räumlich und zeitlich: Sie entgehen der schlechten Gegenwart durch Konstruktion einer anderen Welt, wie man sie bei Rousseau radikal sieht, wie man sie aber ebenso in Pestalozzis Dorfutopie findet (bei „Lienhard und Gertrud“ in dem fiktiven Ort Bonnal, 1781) – die übrigens mit der gesamten Dorfutopie der Aufklärung nach 1918 eine

² Friedrich D. E. Schleiermacher, Die Vorlesungen aus dem Jahre 1826. Pädagogische Schriften Bd. 1 (Düsseldorf, München 1957) bes. 45–51; im folgenden zitiert: Schleiermacher, Vorlesungen. Für das systematische Problem der Zeit (nicht: der Utopie) in der Pädagogik vgl. auch Manfred Lüders, Zeit, Subjektivität und Bildung. Die Bedeutung des Zeitbegriffs für die Pädagogik (Weinheim 1995).

³ Schleiermacher, Vorlesungen 46.

⁴ Ebd. 48, 49 für das folgende Zitat.

⁵ Für Rousseau ist die Natur des Kindes Konstrukt der pädagogischen Aktion, aber offen für die moralische Qualifizierung; bei Schleiermacher gilt für die Natur die Prämisse der Unentschiedenheit und Unbestimmtheit der „Anlagen“, also der für Erziehung (durch andere) und Bildung (durch Selbsttätigkeit des Menschen) offene, gestaltbare Status der Natur des Menschen. Vgl. Schleiermacher, Vorlesungen bes. 35 ff.

Renaissance in der pädagogischen Diskussion erlebt⁶. Zugleich werden solche Vorstellungen auch literarisch und praktisch realisiert, z. B. in den Erfindungen der pädagogischen Welt der Philanthropine in der Pädagogik der Aufklärung⁷ sowie, nach 1800, in den frühsozialistisch inspirierten Erziehungsutopien bis hin zu Robert Owens „New Harmony“-Siedlung, die freilich zwischen 1825 und 1829 in Indiana ihr Scheitern ebenso erlebt wie die meisten der Philanthropine in Europa. In der Lektüre von Schleiermachers „Vorlesungen“ wird zugleich bewußt, daß auch die Schulen jenseits der Reformschulen wegen ihrer pädagogisch autonomen Struktur die Fähigkeit nicht allein zur Gestaltung der Zukunft generalisieren, sondern auch die Utopie einer anderen Welt eröffnen sollen, so daß „die Jugend tüchtig werde einzutreten in das, was sie vorfindet, aber auch tüchtig in die sich darbietenden Verbesserungen mit Kraft einzugehen“⁸.

Erziehung in der Moderne ist also in ihrer eigenen Selbstdeutung Antizipation der Zukunft, Vorwegnahme einer anderen und besseren Welt, aber von Politik oder sozialer Bewegung dadurch unterscheidbar, daß sie bereits in der Gegenwart mit ihrer utopischen Antizipation einsetzt und damit die alternative Welt auch schon realisiert: in einer separierten Welt, mit einer spezifischen Handlungsfigur und im Vertrauen auf die der alternativen Gestaltung offene, ja bedürftige und fähige Natur des Kindes. Es ist der Begriff der „Bildsamkeit“ des Kindes, als „Grundbegriff der Pädagogik“, der diese Antizipation legitimiert und technologisch abstützt⁹.

II. Kontinuitäten und Wandel – Erziehungsutopien zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Dieser zu Beginn des 20. Jahrhunderts also schon relativ alte und in seinen Topoi ziemlich stabile Diskurs über Erziehungsutopien läßt sich in seiner kontinuierlichen Charakteristik auch für die Zwischenkriegszeit wiedererkennen. Er ist jetzt freilich semantisch erneuert und in den politisch-pädagogischen Ansprüchen auf-

⁶ Olga von Hippel, Die pädagogische Dorfutopie der Aufklärung (Göttinger Studien 31, Langensalza, Berlin, Leipzig 1939).

⁷ Die beste Einführung gibt immer noch Auguste Pinloche, Geschichte des Philanthropinismus. Deutsche Bearbeitung von J. Rauschenfels und A. Pinloche (Leipzig 1914). Für die aktuelle Diskussion und in Anerkennung des spezifisch pädagogischen Utopietypus zwischen pragmatischem Gegenwartsbezug und utopischer Zukunftsantizipation jetzt exemplarisch Hanno Schmitt u. a. (Hrsg.), Visionäre Lebensklugheit. Joachim Heinrich Campe in seiner Zeit (1746–1818) (Wiesbaden 1996).

⁸ Schleiermacher, Vorlesungen 31.

⁹ Die zentrale theoretische Referenz bei Johann Friedrich Herbart, Umriss pädagogischer Vorlesungen (1835), in: ders., Werke Bd. 3, Ed. Walter Asmus (Stuttgart 1966) hier: 165. Für eine angemessene neue Interpretation Elmar Anhalt, Bildsamkeit und Selbstorganisation. Johann Friedrich Herbarts Konzept der Bildsamkeit als Grundlage für eine pädagogische Theorie der Selbstorganisation organismischer Aktivität (Weinheim 1999).

geladen durch den reformpädagogischen Jargon, der sich der Erziehungsreflexion – international – nach 1890 bemächtigt hatte. Nach wie vor sind es aber Bilder idealer Orte, die Visionen für die Erziehung des „neuen Menschen“ und die Erzeugung einer anderen Gesellschaft fundieren. Einer der Gründer der „Landerziehungsheime“ beschreibt seinen idealen Ort – „Emlohstobba“ – dann z.B. wie folgt:

„Ich kam mir heute vor wie in einem kleinen idealen Staate! Ach, wenn doch in unsern großen alles so wäre, wies hier im kleinen ist. Wie gesund waren seine Bürger! Wie waren doch ihre Leistungen der jedesmaligen Stufe so völlig angemessen! Wie trefflich verwalteten sie ihren kleinen Staat! Wie mutig fochten sie für ihn in der Schlacht! Wie eifrig waren sie in der Vorübung zu solcher! Wie schön stand's ihnen an, daß sie Krieger, Künstler, Handwerker, Arbeiter, Gelehrte, Verwaltungsbeamte, Richter und Kaufleute in einer Person waren. ...

Ich kam mir in diesem Staate wie in einer großen Familie vor. Gemeinsame Liebe zum Guten und Tüchtigen schien alle Glieder miteinander zu verbinden.“¹⁰

Herrmann Lietz, der Erfinder der Landerziehungsheime, läßt hier alle Elemente der Vision erkennen, die „Erziehungsstaaten“ als pädagogische Visionen anderer Welten auch nach 1900 auszeichnen: die Idee der befreiend-kontrollierenden Gemeinschaft, die Konsensannahmen, die Realisierung der Tugenden in einer Sozialität nach dem Familienmodell, die Harmonieunterstellung (etc.); hinzu tritt jetzt in den Zielformeln die medizinische Metaphorik und in den Begründungen auch das neue Wissen von der Erziehung¹¹. Seine Landerziehungsheime lassen sich deshalb aus dieser Tradition heraus deuten, aber zugleich auch als nicht politische, sondern bewußt pädagogische Konstruktionen lesen und von da aus in ihren paradoxen Strukturen verstehen¹². Selbst die Natur, das beweist den umfassenden Charakter der Konstruktion, ist dabei pädagogisch funktionalisiert und instrumentalisiert. Staatlichkeit als formierende Idee bestimmt bereits die lokal-räumliche Struktur; denn die Abgeschlossenheit des Landerziehungsheimes bietet die „freie Natur“, die es möglich machen soll, „ohne jeden Eingriff, die Jugend sich selbst entwickeln zu lassen“, ohne eine überwachend-kontrollierende Pädagogik. Die Struktur des Ortes übernimmt nicht nur die Freisetzung, sondern auch die Kontrolle.

¹⁰ Hermann Lietz, *Emlohstobba. Roman oder Wirklichkeit* (Berlin 1897). Der Titelbegriff ist im übrigen dem realen Vorbild – der englischen public school Abbotsholme – anagrammatisch abgewonnen.

¹¹ Für den Kontext und die Geschichte Heinz-Elmar Tenorth, „Erziehungsstaaten“. Pädagogik des Staates und Etatismus der Erziehung, in: Dietrich Benner, Jürgen Schriewer, Heinz-Elmar Tenorth (Hrsg.), *Erziehungsstaaten. Historisch-vergleichende Analysen ihrer Geschichte und nationaler Gestalten* (Weinheim 1998) 13–53; im folgenden zitiert: Benner, Schriewer, Tenorth, *Erziehungsstaaten*.

¹² Sehr schön unter Nutzung Foucaultscher Denkmittel demonstriert bei Jun Yamana, Die Struktur der „Übersichtlichkeit“ des Landerziehungsheimes Haubinda. Zur Interpretation des „Schulstaat“-Konzepts von Hermann Lietz, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 42 (1996) 407–421.

Man sollte also bei der Analyse von Erziehungsutopien diesen seit langem überlieferten und schon vor 1914 bereitliegenden Fundus an Ideen und Konstruktionen berücksichtigen, bevor man in dem Gesamtbild für die Zeit nach 1918 typische Veränderungen aufsucht und diskutiert. Die unterschiedlichen „Richtungen“ und „Strömungen“¹³, „Bewegungen“¹⁴ und „Schulen“ der Pädagogik verstehen ihr eigenes Wissen nämlich primär traditionskritisch, als eine ganz spezifische Denkform für eine ganz spezifische Praxis im Kontext neuer sozialer Bewegungen¹⁵. Vor allem bei der radikalen Reformfraktion gründet sie in der Einheit von (utopischer) pädagogischer Antizipation anderer Menschen und Welten mit einer kritischen Diagnose der gegebenen historischen Gestalt von Kultur und Erziehung sowie der politischen und pädagogischen – meist nur ideellen – Konstruktion der Bedingungen einer „Gemeinschaft“, die die neuen Welten hier und jetzt vorwegnehmen und die „neuen Menschen“ erzeugen kann.

In dieser spezifischen Denkweise von und über Erziehung ist die pädagogisch-professionelle Reflexion eher dem pädagogischen Diskurs der politischen und literarischen Öffentlichkeit als der distanzierten Analyse in den Wissenschaften verwandt. Dort, in der Öffentlichkeit von Parteien und Parlamenten, auch in kleinen, nicht selten sektiererischen Gruppen und Zirkeln, wird Erziehung ebenfalls in der geschilderten Weise thematisiert, und zwar vor und nach 1914 und 1918. Das Beispiel der bürgerlichen Jugendbewegung mag im 100. Jahr der Gründung besonders sichtbar geblieben sein, aber die „Lebensreform“ greift in ihren Themen, Arbeitsformen und Adressaten weit über Jugend und Erziehung hinaus¹⁶. Einige dieser pädagogisch-politisch inspirierten Zirkel, z.B. Leonard Nelsons Gruppen (vom ISK bis zum IB) bleiben ja auch bis weit nach 1945 pädagogisch wie politisch ausgesprochen folgenreich¹⁷.

¹³ Für die historische Wahrnehmung dieser Pädagogiken *Anton Herget*, Die wichtigsten Strömungen im pädagogischen Leben der Gegenwart, 2 Teile (Prag, Leipzig, Wien ³1925); *Otto Karstädt* (Hrsg.), Methodische Strömungen der Gegenwart (Langensalza ¹⁴1926).

¹⁴ Bereits systematisierend: *Herman Nohl*, Die pädagogische Bewegung in Deutschland und ihre Theorie (1933) (Frankfurt a. M. ⁷1978); *Peter Petersen*, Die neuuropäische Erziehungsbewegung (Weimar 1926). *Karl Friedrich Sturm*, Die pädagogische Reformbewegung der jüngsten deutschen Vergangenheit (Osterwieck 1930); die 3. Auflage erschien unter dem Titel: Deutsche Erziehung im Werden. Von der pädagogischen Reformbewegung zur völkischen und politischen Erziehung (Osterwieck, Berlin 1935). Sie ist Beleg für die breite Möglichkeit, die Intentionen, pädagogischen Ideen und Arbeitsformen in die Politik des NS-Staates zu übersetzen – vgl. unten Kap. 4.

¹⁵ *Jürgen Renlecke*, *Diethard Kerbs* (Hrsg.), Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933 (Wuppertal 1998).

¹⁶ Eine eindrucksvolle Übersicht bietet jetzt der (leider erst nach meinem Vortrag erschienene) zweibändige Katalog der einschlägigen Ausstellung, vgl. *Kai Buchholz* u.a. (Hrsg.), Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900, 2 Bde. (Darmstadt 2001).

¹⁷ Im übrigen in einer Pädagogik der Separation, im Landerziehungsheim Walkemühle (bei Nelson und Minna Specht) oder in der Odenwaldschule nach 1945 (mit Minna Specht), freilich auch mit großer Bedeutung für die sozialdemokratische Politik auf dem Weg nach Godesberg und in eine an Gesamtschulen ausgerichtete Bildungspolitik. Ein signifikantes

Die Rechtfertigung dieses Wissens suchen seine Urheber auch nach 1890 in zahlreichen Quellen, in den verschiedensten Sozialphilosophien, politischen Ideen, Weltanschauungen, auch in esoterischen Gesamtdeutungen der Welt wie z. B. den anthroposophischen „Geisteswissenschaften“, wie sie bei Rudolf Steiner für die Begründung der Waldorfpädagogik nutzbar gemacht wurden¹⁸. Quasireligiöse Annahmen über den Zusammenhang von Erziehung und Erlösung der Menschheit werden dabei vertreten, Bilder des „heiligen Kindes“¹⁹ gehören ebenso in diesen Kontext wie die Interpretation des Kindes als „Messias“, von dem allein die Rettung der Welt zu erwarten sei, wie man nicht allein bei Maria Montessori in Italien²⁰, sondern auch in Deutschland, z. B. bei dem linkssozialistischen Erziehungsreformer Paul Oestreich lesen kann²¹. Der starke Glaube an das Kind ist bei der Pädagogen begleitet von einer Deutung der eigenen professionellen Arbeit als einem „heiligen Amt“, der eigenen Aufgabe als „Mission“ und der eigenen Rolle als der eines Priesters²².

Dokument ist mit ihren Autoren und Themen die Festschrift für Minna Specht zum 80. Geburtstag: *Hellmut Becker, Willi Eichler, Gustav Heckmann* (Hrsg.), *Erziehung und Politik* (Frankfurt a. M. 1960). Eine knappe Skizze der Geschichte der Ideen L. Nelsons und ihrer Wirkung gibt Heinz-Joachim Heydorn, selbst der entschiedenste Bewahrer der pädagogischen Utopien nach 1960 und ein eschatologischer Erziehungstheoretiker in *ders.* (Hrsg.), *Leonard Nelson. Ausgewählte Schriften* (Frankfurt a. M., Köln 1974).

¹⁸ Zu Steiner jetzt die monumentale, freilich anthroposophieimmanente Biographie bei *Christoph Lindenberg*, *Rudolf Steiner: Eine Biographie*, 2 Bde. (Stuttgart 1997). Zur notwendigen Distanz verhelfen u. a. Arbeiten von Helmut Zander, vgl. *ders.*, *Ganz Dornach humpelt. Eine neue Biographie Rudolf Steiners*, in: *Neue Zürcher Zeitung* 15 (15. 2. 1998) 70, sowie seinen für den Gesamtkontext aufschlußreichen Beitrag: *Sozialdarwinistische Rasse-theorien aus dem okkulten Untergrund des Kaiserreichs*, in: *Uwe Puschner, Walter Schmitz, Justus H. Ulbricht* (Hrsg.), *Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1817–1918* (München 1999) 224–251.

¹⁹ *Jan Weisser*, *Das heilige Kind. Über einige Beziehungen zwischen Religionskritik, materialistischer Wissenschaft und Reformpädagogik im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts* (Würzburg 1995); *Heiner Ulbrich*, *Das Kind als schöpferischer Ursprung. Studien zur Genese des romantischen Kindbildes und zu seiner Wirkung auf das pädagogische Denken* (Bad Heilbrunn 1999).

²⁰ Aus der neueren Diskussion ihrer Anthropologie nenne ich nur *Christine Hofer*, *Die pädagogische Anthropologie Maria Montessoris – oder: Die Erziehung zum neuen Menschen* (Würzburg 2001). (Vgl. auch die weiteren Hinweise zum Verhältnis von Montessori und italienischem Faschismus unten in Kap. 4.).

²¹ Weitere Belege zum Mythos der Kindheit finden sich in Arbeiten von *Dieter Lenzen*, *Mythologie der Kindheit* (Reinbek 1985). Das Werk ist eher materialreich als historisch analysierend. Auch: *Hans-Christian Harten*, *Kreativität, Utopie und Erziehung. Grundlagen einer erziehungswissenschaftlichen Theorie sozialen Wandels* (Opladen 1997) bes. 10ff.; im folgenden zitiert: *Harten*, *Kreativität*.

²² Weitere Nachweise zu dieser Tradition der professionellen Selbstdeutung in *Heinz-Elmar Tenorth*, *Pestalozzis Rolle in der Preußischen Lehrerbewegung seit ihren Anfängen bis 1927*, in: *Fritz-Peter Hager, Daniel Tröhler* (Hrsg.), *Pestalozzi – wirkungsgeschichtliche Aspekte* (Dokumentationsband zum Pestalozzi-Symposium 1996, Bern, Stuttgart, Wien 1996) 423–447.

Die reformorientierte Pädagogik begründet ihren systematischen Anspruch²³ in der Regel aber nicht nur mit der Kritik am „Seelenmord“ in den Schulen²⁴, mit den dogmatischen Prämissen der kritischen Utopietradition oder mit der eigenen Erfahrung und der eigenen Methodenkompetenz, sondern von Beginn an auch wissenschaftlich. Hier geschieht das mit einem starken Naturbegriff, der die Bildsamkeit und Erziehungsbedürftigkeit des Menschen unterstellt und von der Pädagogik als System und seiner Profession erwartet, daß sie den Menschen zu dem macht, der er sein kann. „Das Jahrhundert des Kindes“, die reformpädagogische Kultschrift der Jahrhundertwende, bündelt diese alten Motive, neuen Kontexte und umfassenden Ambitionen in exemplarischer Weise – und zeigt zugleich die Partikularität der sozialen Verankerung, die Utopien der Erziehung nach 1900 finden²⁵.

Pädagogische Utopien (und nicht Utopien überhaupt, in denen Erziehungsprogramme irgendwie auch vorkommen, aber keine strategische und zentrale Bedeutung haben), lassen sich insofern auch nach 1900 immer noch systematisch lesen, wie die Tradition es vorgegeben hatte: als Konstruktionen einer eigenen Welt, als Gestaltung eines pädagogischen Reviere, also der „Pädagogischen Provinz“, wie es bei Goethe hieß, oder der „Inseln“ der pädagogischen Seligkeit, von denen noch die Jugendbewegung schwärmt²⁶; sie sind immer Indiz für den Auszug aus einer als Verderbnis angeprangerten Welt, ganz alltägliche „Exoduspädagogik“²⁷, abgegrenzt gegenüber dem Alltag von Staat und Gesellschaft, dominiert von einem eigenen Ziel und einer eigenen Logik. „Bildung“, später: „Emanzipation“²⁸ und –

²³ Einzelbelege wären uferlos, für einen Überblick über diese Reformreflexion u.a. *Jürgen Oelkers*, Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte (Weinheim, München ³1996); für den epochalen Kontext *Gottfried Küenzlen*, Der Neue Mensch. Zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne (München ²1994).

²⁴ In *Ellen Key*, Das Jahrhundert des Kindes (Stockholm 1900; Berlin 1902) wird der Begriff zum Topos, er ist aber Thema einer breiten schulkritischen Literatur von Pädagogen und Literaten, vgl. *York-Gothart Mix*, Schulen der Nation. Bildungskritik in der Literatur der (frühen) Moderne (Stuttgart 1995).

²⁵ Zu Text und Kontext jetzt *Meike S. Baader* u.a. (Hrsg.), *Ellen Keys reformpädagogische Vision. „Das Jahrhundert des Kindes“ und seine Wirkung* (Weinheim, Basel 2000); im folgenden zitiert: *Baader*, Vision.

²⁶ Neben der Insel sind auch das Dorf oder der Berg für ungewöhnliche Bildungsereignisse charakteristische Orte, vgl. *Marion E. P. de Ras*, Die Heilige Insel, in: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung 14 (1984) 87–103; *Ralph Rainer Wuthenow*, Inselglück. Reise und Utopie in der Literatur des XVIII. Jahrhunderts, in: *Wilhelm Vosskamp* (Hrsg.), Utopieforschung, 2 Bde. (Stuttgart 1982, Frankfurt a.M. 1985) 320–335. Auch: *Herwig Blankertz*, *Walter Müller*, Zauberberg erneut bestiegen (Wetzlar ²1994). In gewisser Weise sind die abgeschiedenen Orte nicht nur von mythischer Qualität, sondern anscheinend auch funktional; selbst die Liberalen um Friedrich August v. Hayek ziehen sich auf den Mont Perlerin zurück, um die Gesellschaft zur Erneuerung ihrer Theorie zu gründen. Vgl. die Dankagung in *Friedrich August v. Hayek*, Die Verfassung der Freiheit (Tübingen ³1991) VI.

²⁷ *Harten*, Kreativität 290f.

²⁸ Für die deutsche Diskussion besonders signifikant, auch in der relativierenden Distanz, *Klaus Mollenhauer*, Erziehung und Emanzipation (München 1968).

auch außerhalb Europas – „Befreiung“²⁹, das waren für Prozeß und Produkt die emphatischen Formeln. Regiert von einer „Gilde“³⁰ professioneller Erzieher, deren Methoden, Praktiken der Gestaltung von Mensch und Welt als geeignet beurteilt wurden, die neue, bessere Welt herbeizuführen, so wird die neue Erziehung konzipiert. Das erscheint in diesen Reflexionen und Programmsätzen auch deswegen aussichtsreich, weil die Pädagogen nicht nur über eine für ihre Gestaltungsambitionen geeignete Technologie zu verfügen meinten, sondern in den Naturwissenschaften endlich auch über ein diagnostisches Wissen, das es ihnen erlaubte, die wahren Möglichkeiten in der Natur des Kindes zu erkennen und seine bessere Natur durch Erziehung zu erzeugen.

Diverse, sehr variantenreiche Vorstellungen der Welt und der eigenen Methode sowie ein eigenständiges Bild des Kindes und seiner Natur konstituieren also neben der Kritik an der Realität diese Utopien. Die Elemente der antizipatorischen (wie der utopischen) Konstruktion liegen seit 1890 und nach 1918 also schon bereit, bevor sich die Modifikationen dieses Diskurses ereignen, die für die Zeit bis 1945 typisch werden.

III. Weimar:

Brüche und Spannungen in der Erziehungsreflexion und -praxis

Die Besonderheit der pädagogischen Debatte in der Weimarer Republik besteht darin, daß sich – auf der einen Seite – eine explizit distanzierte, theoretische Analyse dieser Denkbewegungen und Ambitionen entwickelt, obwohl natürlich die „Zukunftspädagogik“ auch schon früher kritisiert worden war³¹; die Besonderheit der pädagogischen Zeit nach 1918 besteht – auf der anderen Seite – darin, daß die überlieferte Melange der pädagogischen Reflexion in einer Weise neu formiert, begründet und artikuliert wird, daß der Übergang zum Nationalsozialismus schon vor 1933 erkennbar und möglich wird. Es sind vor allem drei Themenfelder, in denen sich die historischen Veränderungen ereignen: erstens in der Konzeption der Relation von Staat und Erziehung, zweitens in der Auseinandersetzung über die „Grenzen der Erziehung“ und drittens in der biologistischen Trans-

²⁹ Der brasilianische Pädagoge Paolo Freire vertritt das besonders folgenreich, vgl. *ders.*, *Pädagogik der Unterdrückten* (Reinbek 1971); sowie die systematische Rezeption und Diskussion in der *critical pedagogy* in den USA bei *Peter McLaren*, *Colin Lankshear*, *Politics of Liberation: Paths from Freire* (London, New York 1994).

³⁰ Diesen Begriff, die zur „Gilde der Erzieher zusammengeschlossene und zum Kampf um die Erhaltung und Bereicherung ihrer inneren Freiheit für eine reine und ungetrübte Durchführung ihres Berufes entschlossene Erzieherenschaft“, wählt im Kontext von Metaphern des „Dienstes“ am „Volke“ u. a. *Peter Petersen*, *Allgemeine Erziehungswissenschaft* (Berlin 1924) 276 (u.ö.).

³¹ Weitere Hinweise zum Kontext der kritischen Diskussion bis 1918 bei *Heinz-Elmar Tenorth*, *Zynismus – oder: das letzte Wort der Pädagogik*, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 47 (2001) 439–453.

formation des Begriffs der Natur. Die Konstruktion der pädagogischen Welt nimmt dabei neue Formen an, die tendenziell auf den Nationalsozialismus vorausweisen.

1. Bildungsideale und Erziehungsutopien – Staat und Erziehung

Für den theoretisch und systematisch besonders bedeutsamen Zweig der Reflexion steht die Diskussion von „Grenzen der Erziehung“, in der – nach außen – das Verhältnis von Staat und Erziehung behandelt wird sowie – nach innen – die Relation von Pädagogik und Klientel³². Diese Debatte ist – bleibt man zunächst beim ersten Thema, der Frage nach Staat und Erziehung – epochentypisch, weil nach der Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht nach 1918 die politisch-professionelle Aufsicht über die Schulen neu besetzt werden mußte; zugleich fehlte im Bildungsföderalismus der deutschen Staaten eine Instanz, die dem Verfassungsauftrag entsprechen konnte, reichseinheitliche Vorgaben für das Bildungswesen vorzugeben und durchzusetzen. Die kontroverse Reflexion der Pädagogen, Philosophen, Theologen und Politiker mußte deshalb ersetzen, was institutionell und gesetzlich nicht verfügbar war: den Rahmen für die bildungspolitischen Normen, Organisationen und Praktiken.

Selbstverständlich werden in diesem Prozeß immer noch „Bildungsideale“ diskutiert und in den Zeitdimensionen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schematisiert, aber das größte Problem für diese Gattung der Reflexion ist angesichts der inflationären Wucherung und dem unvermeidbaren Verdacht, nur „Weltanschauungen“ zu verbreiten und wissenschaftlich zu verbrämen, nicht der Zukunftsbezug oder die konstruktive Antizipation, der „Zukunftswille“, sondern die Gegenwartsdiagnose und die entsprechende Aufgabenkonstruktion. Gegen die Vielfalt der Zeitdiagnosen und der sie regierenden Disziplinen gewinnt dann im erziehungsphilosophischen Milieu doch die unterstellte Erwartung des Staates erneut an Bedeutung. Der Berliner Pädagoge und Philosoph Eduard Spranger bringt diese Referenz besonders stark und mit großer Wirkung zur Geltung³³. Seine leitende Formel ist die von der „Durchseelung des Staates und Durchstaatlichung der Seele“, und man erkennt die hegelsche Reinterpretation des Bildungsgedankens.

Spranger versteht seine Überlegungen zum „Bildungsideal der Gegenwart“ ausdrücklich als kritische Abgrenzung, und zwar zweifach: disziplinär und theoretisch gegenüber der Soziologie, politisch gegenüber der parlamentarischen De-

³² Übersicht jetzt *Peter Dudek*, Grenzen der Erziehung im 20. Jahrhundert. Allmacht und Ohnmacht der Erziehung im pädagogischen Diskurs (Bad Heilbrunn 2000).

³³ Statt vieler also nur *Eduard Spranger*, Das deutsche Bildungsideal der Gegenwart in geschichtsphilosophischer Beleuchtung, in: *Die Erziehung* 1 (1926) 7–27, 177–190, 473–492. Die Fortsetzung findet sich in: *Die Erziehung* 2 (1927) 142–164; im folgenden zitiert: *Spranger*, Bildungsideal 1 u. 2. Der Begriff „Zukunftswille“ bei *dems.*, Bildungsideal 1, 16, Bildungsideal 2, 148.

mokratie³⁴. Seine Absicht ist es, einer dreifachen Krise entgegenzuarbeiten, deren Dimensionen er wie folgt diagnostiziert: „1. Die Weltkrise der industriellen Masse; 2. Die Krise der politischen Weltordnung oder des Imperialismus; 3. Die Weltkrise der parlamentarischen Demokratie.“³⁵ In der Konstruktion bedient er sich bei Carl Schmitts Parlamentarismuskritik und bei den Aversionen gegen den Völkerbund, aber auch aus der Sekundärliteratur zu Henrik Ibsen und sieht die „Propheten des Dritten Reiches“ als eigene Gewährsmänner³⁶.

In der konkreten Zeitdiagnose gewinnt er sein Bildungsideal aus der etatistisch-pädagogischen Transformation der Idee der Demokratie: „Ist dies der Sinn der Demokratie“, so fährt Spranger fort, nachdem er die Dialektik von „Durchseelung“ und „Durchstaatlichung“ eingeführt hat, „an Stelle der seelenlosen parlamentarischen Parteitechnik, so wollen wir uns gern zur Demokratie bekehren. Und wir befinden uns damit auf Platos hohen Wegen“³⁷. Der Erziehungsstaat tritt also bei Spranger an die Stelle der parlamentarischen Demokratie und ihres Musters der öffentlichen Erziehung. „Die neue Gesellschaft“ jedenfalls, dieses „Schlagwort“ wehrt er ab; „denn die Gesellschaft als bloße Form des Verbundenseins und der Wechselwirkung zwischen Menschen, die selbständige Erlebnismittelpunkte sind, schafft keine neuen geistigen Bildungsgehalte“³⁸. Das sei nur „soziologische Augentäuschung“ (150), genauso wie der „ganze kühle Positivismus der Geisteswissenschaften unserer Tage“ nichts anderes sei als „schon ein Müdigkeitssymptom: die Dinge gehen, und man läßt sie gehen“³⁹.

Die bildungspolitische und pädagogische Kontroverse sieht diese Option und setzt sich mit Spranger auseinander, aber sie läßt sich von der weiteren Konstruktion eigener Welten und der pädagogischen Antizipation besserer Zukünfte durch solchen Etatismus nicht abhalten, sondern bleibt bei ihrer traditionellen Denkform utopischer Entwürfe. Erstmals wird jetzt aber auch die Kritik dieser Denkform aus dem pädagogischen Milieu selbst heraus formuliert, im Diskurs über die „Grenzen der Erziehung“.

2. „Grenzen der Erziehung“

Der Leipziger Erziehungsphilosoph Theodor Litt, neben Siegfried Bernfeld und den Vertretern der dialektischen Theologie wahrscheinlich der prominenteste

³⁴ In einem Briefwechsel mit Karl Mannheim sind die Optionen auch diskutiert worden, vgl. *Heinz-Elmar Tenorth, Sprangers Erziehungsphilosophie – ihre Bedeutung für Pädagogik und Erziehungswissenschaft*, in: *Gerhard Meyer-Willner* (Hrsg.), *Eduard Spranger* (Bad Heilbrunn 2001) 16–29, bes. 17ff.

³⁵ *Spranger*, *Bildungsideal* 1, 180.

³⁶ Zur Schmitt-Rezeption vgl. *Spranger*, *Bildungsideal* 1, 13. Spranger berief sich u.a. auf *Carl Schmitt*, *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* (Berlin 1923); zum Ibsen-Kontext vgl. *Spranger*, *Bildungsideal* 1, 15. Hier berief er sich auf *Rolf Engert*, *Henrik Ibsen als Verkünder des Dritten Reiches* (Leipzig 1921).

³⁷ *Spranger*, *Bildungsideal* 2, 160.

³⁸ *Spranger*, *Bildungsideal* 2, 149, 150.

³⁹ *Spranger*, *Bildungsideal* 1, 26.

Teilnehmer an diesem Diskurs, der seinen Höhepunkt in der Mitte der 1920er Jahre hatte, problematisiert die in der Reformfraktion behaupteten „Möglichkeiten“ der Erziehung und betont scharf ihre „Grenzen“⁴⁰. An die Stelle der utopischen Antizipation setzt er das alltägliche „Handwerk“, statt von Bildung spricht er nur noch von „Initiation“, weder Führerambitionen noch das Vertrauen auf die Natur und die heilsame Leistung des Wachsenlassens finden seine Zustimmung. Litt kritisiert vor allem die Überforderung des Pädagogen durch die reformpädagogischen Ansprüche und eine Mißachtung, Verkennung und Abwertung der Rolle von Staat und Politik in der Gestaltung der Zukunft. „Realismus“ wird seine Losung, eine Anerkennung der „Gegenwart“ die Grundlage seiner Ethik. Aber die „allgemeine Erziehungssucht“⁴¹ wird auch nicht nur bei Litt und den konservativen Pädagogen als Übel diagnostiziert, der „wildgewordene Pädagoge“⁴² wird vielmehr zum Topos der Erziehungskritik.

Auch ein unorthodoxer Marxist und Psychoanalytiker wie Siegfried Bernfeld spottet über die „Luftgebäude“ der Pädagogen, denen die „Tatsachengesinnung“ fehle⁴³. Bernfelds Kritik führt die Pädagogik in der bürgerlichen Gesellschaft zurück in den Alltag einer selbstillusionierenden, nicht einer zukunftsfähigen Praxis; sein leitendes Symbol, Sisyphos, verweist insofern auch nur auf die Ausweglosigkeit der Gegenwart (denn wie Camus – also als einen glücklichen Menschen – stellte sich Bernfeld den Sisyphos-Pädagogen nicht vor). Auch der Philosoph und Soziologe Helmut Plessner diskutiert und demonstriert die „Grenzen der Gemeinschaft“⁴⁴ nicht zuletzt am Jargon der bildungsreformerisch infizierten Reformpädagogik. Pädagogik, so auch die parallele Kritik eines orthodox marxistischen russischen Pädagogen, nämlich bei Anton Makarenko, folge einem falschen Bild des Kindes und der Möglichkeiten von Erziehung und verfehle die Möglichkeiten, die sie verspreche⁴⁵. Makarenko entwirft dagegen seine eigene Utopie, die kommunistisch sein soll und dem Stalinismus sehr ähnlich sieht; aber sie ist fundiert in einer Zeitschematisierung von drei Perspektiven („nahe – mittlere – weite“), in der – durchaus pädagogisch – die aktuelle Gegenwart und der Sinn der

⁴⁰ Theodor Litt, *Möglichkeiten und Grenzen der Pädagogik* (Leipzig, Berlin 1926). In den Kontext gehört auch *ders.*, *Führen oder Wachsenlassen* (Leipzig, Berlin 1927, Stuttgart 1958).

⁴¹ Aber auch außerhalb der Pädagogik und wohl nicht zufällig bei Philosophen, die der Emphase der pädagogischen Profession kritisch gegenüberstehen, vgl. *Eberhard Grisebach*, *Die Grenzen des Erziehers und seine Verantwortung* (Halle 1924) hier: 7; sowie *ders.*, *Gegenwart. Eine kritische Ethik* (Halle 1928).

⁴² Ernst Otto, *Der wildgewordene Pädagoge* (Leipzig-Gaschwitz 1920). Eine zweite Auflage erschien 1928.

⁴³ Siegfried Bernfeld, *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung* (Wien, Berlin 1925, ND Frankfurt a. M. 1967).

⁴⁴ Helmut Plessner, *Die Grenzen der Gemeinschaft* (1924). Eine Kritik des sozialen Radikalismus, in: *ders.*, *Gesammelte Schriften* Bd. 5 (Frankfurt a. M. 1981) 7–134.

⁴⁵ Anton Makarenko, *Methodik der Organisation des Erziehungsprozesses*, in: *ders.*, *Werke* Bd. 5 (Ost-Berlin 1974) 13–108; im folgenden zitiert: *Makarenko*, *Methodik*.

Arbeit im hier und jetzt mit der Vision einer anderen, fernen, besseren Zukunft verbunden wird⁴⁶.

Gleichwie, für die konservativen und etatistischen Erziehungskritiker ist Gegenwart statt Zukunft, Handwerk statt Emphase, Begrenzung der pädagogischen Welt statt der Pädagogisierung der gesellschaftlichen Wirklichkeit die einzig legitime Perspektive. Illusionsfreier Realismus statt des utopischen Überschwangs – das alles wird zur neuen, antiutopischen Losung, ja der Begriff der Utopie wird aus dem Fachwortschatz der neu etablierten Erziehungswissenschaft nahezu verbannt oder durch Historisierung entschärft⁴⁷.

Diese Kritik an der Erziehungsambition und -utopie hat selbstverständlich nicht nur unter den Pädagogen, sondern auch bei den sozialistischen und kommunistischen Politikern und Weltveränderern, bei Reformern und Revolutionären aller Lager, bis in die „Konservative Revolution“ hinein, einen natürlichen Feind. Die linken Lehrer verteidigen ihre Vision der neuen Welt gegen den Skeptizismus von Litt⁴⁸, die sozialistischen „Kinderfreunde“ halten unbeirrt daran fest, das „Kind als Träger der werdenden Gesellschaft“ zu sehen, wie es Kurt Löwenstein sagt⁴⁹, und die Jugend als „Bauvolk der kommenden Welt“⁵⁰. In den kommunistischen Jugendorganisationen wird, wie in der gesamten Jugendbewegung, die „Junge Generation“ – eine Zukunftsformel der Konservativen! – als Versprechen für eine andere Welt gehandelt. Kunst und Politik gehen in diesen Versprechen ge-

⁴⁶ Ebd. bes. 78 ff.

⁴⁷ Die Standardwörterbücher kennen nicht einmal einen eigenen Eintrag, vgl. das protestantische Lexikon von Hermann Schwartz (Hrsg.), Pädagogisches Lexikon, 4 Bde. (Bielefeld, Leipzig 1931), sowie das katholische von Josef Spieler (Hrsg.), Lexikon der Pädagogik der Gegenwart, 2 Bde. (Freiburg 1932). Auch in Herman Nohl, Ludwig Pallat (Hrsg.), Handbuch der Pädagogik, 4 Bde. (Langensalza 1927–1933) gibt es nur einen einzigen Verweis, und zwar auf den schultheoretisch-schulgeschichtlichen 3. Band über Allgemeine Didaktik und Erziehungslehre (1930), besonders auf den Abschnitt über Bildungsideale 36 f. Das entspricht der Sachlage im katholischen Bereich vor 1914, vgl. Otto Willmann, Ernst Max Roloff (Hrsg.), Lexikon der Pädagogik, Bd. 5 (Freiburg i. Br. 1917). Darin: Robert Stein, s.v. Utopische Schulpläne, Sp. 407–414 – die erwartbar mit einem Rekurs auf Edward Bellamy, *Looking Backward: 2000–1887* (Boston 1888) endet.

⁴⁸ Besonders vehement Paul Oestreich, Ruhe? Herr Litt!, in: Die neue Erziehung 9 (1927) 33–38; ders., Die Grenzüberschreitung der Wissenschaft, in: Die neue Erziehung 9 (1927) 161–165.

⁴⁹ Kurt Löwenstein, Das Kind als Träger der werdenden Gesellschaft (1924), in: ders., Sozialismus und Erziehung, hrsg. v. Ferdinand Brandecker, Hildegard Feidel-Mertz (Berlin, Bonn-Bad Godesberg 1976) 89–211; im folgenden zitiert: Löwenstein, Sozialismus. Der Aufsatz rekurriert auch auf die Erlösungsmetaphorik. Daneben sind natürlich auch andere Autoren des sozialistischen Milieus einschlägig, z.B. Max Adler, Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung (Berlin 1924) oder: Anna Siemsen, Die gesellschaftlichen Grundlagen der Erziehung (Hamburg 1948). Besonders wichtig ist hier das Kapitel über „Die Erziehung für die werdende Gesellschaft“ 156 ff.

⁵⁰ Wolfgang Neugebauer, Bauvolk der kommenden Welt. Geschichte der sozialistischen Jugendbewegung in Österreich (Wien 1975).

legendlich sogar die innigsten Verbindungen ein, wie man an Heinrich Vogeler belegen kann⁵¹.

Gegen die in der aktuellen Rezeption des Grenzendiskurses vielleicht dominierende These, daß erziehungsutopische Debatten randständig geworden seien, muß man deshalb für die historische Situation ganz eindeutig sehen und sagen, daß die „Neue Erziehung“ nicht allein als Zeitschrift (von Paul Oestreich und seinem „Bund Entschiedener Schulreformer“) Furore macht, sondern auch als Lösung für die pädagogisch-politische Gestaltung aller relevanten Handlungsfelder (und nebenher zu einer starken Campanella-Rezeption führt, dessen „Sonnenstaat“ gelesen wird, als könne man ihn mit seinem egalitären Anspruch und seinen einheitsschulisch interpretierbaren Vorschlägen an Stelle des fehlenden Reichsschulgesetzes gebrauchen⁵²): Schule und Kindergarten, Erwachsenenbildung und Sozialpädagogik, Beruf und Arbeit, Jugendleben und Freizeit werden dabei zum pädagogischen Thema. Immer ist es die Form der „Gemeinschaft“, von der man die Einlösung der hohen Ziele erwartet, immer ist es eine pädagogisch qualifizierte Profession, die das Programm umsetzen und den „neuen Menschen“ erzeugen oder die „Seele des Arbeiters“⁵³ pädagogisch formen soll.

Alle diese utopischen Entwürfe setzen auf Einheitsformeln und umfassende Konstruktionen pädagogischer Welten und gewinnen damit schließlich eine Gestalt, mit der sich die pädagogischen Erfinder von allen Schwierigkeiten der Heterogenität der Klientel und der gesellschaftlichen Verhältnisse dispensieren, die für moderne Erziehungsverhältnisse so typisch und erschwerend sind. Die pädagogischen Utopien setzen dagegen schon immer auf Zucht und Ordnung⁵⁴, Konsens und Harmonie als Funktionsvoraussetzungen der eigenen Praxis, aber auch auf einen umfassenden und umfassend kontrollierbaren Prozeß der Erziehung und gewinnen dadurch Attraktivität und Plausibilität in ihren Wirkungsverprechen.

⁵¹ Heinrich Vogeler, Das neue Leben. Ein kommunistisches Manifest (1919), in: ders., Das neue Leben. Schriften zur proletarischen Revolution und Kunst (Darmstadt, Neuwied 1993) 55–70; ders., Die Arbeitsschule als Aufbauzelle der klassenlosen menschlichen Gesellschaft (Hamburg 1921). Sowie für den Kontext und systematisch jetzt Johannes Bilstein, Jugendstil, Kommunismus, Reformpädagogik. Zur Analogie künstlerischer und pädagogischer Motive bei Heinrich Vogeler, in: Jahrbuch für historische Bildungsforschung 7 (2001) 7–38.

⁵² Auch dafür liefert vor allem Oestreich immer neue Belege, vgl. Winfried Böhm, Kulturpolitik und Pädagogik Paul Oestreichs (Bad Heilbrunn 1973) bes. 224 ff.

⁵³ DATSCH (Deutscher Ausschuß für technisches Schulwesen) und DINTA (Deutsches Institut für technische Arbeitsschulung) gehören deshalb in den utopischen Kontext der Pädagogik der Zwischenkriegszeit.

⁵⁴ Paul Oestreich kommentiert z.B. 1919: „In den Schulmauern muß Ordnung herrschen und nicht Tumult und Sinnlosigkeit.“ Aber er meinte damit „die Deutschnationalen“ und „ihre Agitation“ und bürgerliche Jugendliche, die gegen die sozialdemokratische Bildungspolitik demonstrieren: „Aber es muß endlich gezeigt werden, daß Schulbuben nicht zu streiken haben und daß die Lehrer nicht durch die Art ihres Unterrichts sie dazu ermuntern dürfen.“ Vgl. ders., Der Minister und der Entschiedene Schulreformer (1919), in: ders., Paul Oestreich 75. Aufsätze aus der Zeitschrift „Neue Erziehung“ (Freiburg i.Br. 1953) 9.

Bei solchen Gemeinsamkeiten linker wie rechter Erziehungsreformer und „Utopisten“⁵⁵ darf man die Differenzen nicht übersehen, die mit der antizipierenden Konstruktion von Erziehung verbunden sind. Sie zeigen sich angesichts der Dualisierung von Pädagogik und Politik und an der Frage, wem dabei der Primat zukommt. Die Debatten im bürgerlich-protestantischen Lager über die „Autonomie“ der Pädagogik haben insofern ihr sozialistisches Gegenstück.

Sozialisten und linke Sozialdemokraten finden sich dabei gemeinsam mit den bürgerlichen (Reform-)Pädagogen und ihren Erziehungstheoretikern auf der Bank derer, die von der Autonomie der Erziehung ausgehen, d.h. eine Eigenlogik des Erziehungsprozesses funktional, technologisch und ethisch unterstellen, die man nicht oder nur bei Strafe des Mißerfolgs oder mit dem Ergebnis der politisch wie pädagogisch unerwünschten „Dressur“ überspringen kann und darf. „Bildung“ bleibt hier der Leitbegriff, das Individuum behält nicht nur gegenüber dem Staat, sondern auch gegenüber Parteien, Sozialmilieus und sozialen Bewegungen sein eigenes, erstes Recht. Erziehung wird in diesen Utopien ein eigenes Ferment gesellschaftlicher Umwälzung, eine zentrale Mobilisierungsstrategie, bis hin in die preußische Staatsregierung⁵⁶.

In der Formulierung der Gegenposition tun sich zuerst die kommunistischen Erziehungstheoretiker und -funktionäre hervor, „Schulung“ als Leitbegriff geht bei ihnen parallel mit dem Primat der Politik, das Kollektiv bildet statt des Individuums den Fokus der Reflexion, die Zukunft gehört der Politik und dem Klassenkampf, nicht der Erziehung⁵⁷. Sie ist nur Mittel, nie eigenständiger Motor der gesellschaftlichen Erneuerung. Die Begrifflichkeit des „Staates“ bzw. des „Erziehungsstaates“, die in metaphorischer Transformation die bürgerlichen Debatten bestimmt und den Etatismus der Erziehung eher als die Staatlichkeit der Erziehung markiert oder – als „Kinderrepublik“ – die sozialistischen Utopien schon hier und jetzt einlösen soll, wird deshalb im kommunistischen Lager tatsächlich vom Staat aus und machtpolitisch gedacht und in einer verstaatlichten Kollektiv-erziehung literarisch propagiert bzw., in der Sowjetunion, umgesetzt⁵⁸.

⁵⁵ Der Begriff ist schon negativ konnotiert, vgl. *Paul Oestreich*, Die Erziehungsnot und die notwendige Schule, in: *ders.* (Hrsg.), Menschenbildung. Ziele und Wege der entschiedenen Schulreform. Vorträge Entschiedener Schulreformer, gehalten im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zu Berlin, Januar bis März 1922 (Berlin 1922) 1–28, Zit. 17: „Denn dann heißt man ‚Utopist‘ und ‚Schwätzer‘“, wenn man „für integrierende Schulreform als Bestandteil neuen Lebens einzutreten“ wage.

⁵⁶ Carl Heinrich Beckers Programm der Bildung des (deutschen) Volkes durch das Bildungssystem ist dafür paradigmatisch, vgl. *ders.*, Internationale Wissenschaft und nationale Bildung, in: *ders.*, Ausgewählte Schriften, hrsg. v. *Guido Müller* (Köln 1997). Sowie für den Kontext *Hellmut Becker*, *Gerhard Kluchert*, Die Bildung der Nation. Schule, Gesellschaft und Politik vom Kaiserreich bis zur Weimarer Republik (Stuttgart 1993).

⁵⁷ Die Texte von Edwin Hoernle bis Otto F. Kanitz wären hier zu nennen, exemplarisch und für die Verbindung von Schulung und utopischer Antizipation, vgl. *Otto F. Kanitz*, Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft (Jena 1925, ND Frankfurt a. M. 1974); vgl. auch die zentrale These seines Hauptwerkes *Kämpfer der Zukunft*. Eine systematische Darstellung der sozialistischen Erziehungsgrundsätze (Wien 1929, ND Frankfurt a. M. 1970) 107 ff.

⁵⁸ Für dieses Thema umfassend *Benner*, *Schriewer*, *Tenorth*, Erziehungsstaaten.

Die Differenz im sozialistischen Lager zeigt sich deshalb nicht allein politisch, sondern schließlich auch pädagogisch, sogar in der parteinahen Erziehung, vergleicht man die Programmatik und Arbeitsweise der sozialdemokratischen „Kinderfreunde“ mit dem kommunistischen Jugendverband. Die „Kinderfreunde“, obwohl der Partei und den Klasseninteressen der Arbeiterbewegung eindeutig zugeordnet, kennen dennoch eigene pädagogische Gesetzmäßigkeit. Deren erste Prämisse wird gegen die Kinder- und Jugendorganisationen der KPD formuliert: „Das Arbeiterkind kann nicht schon im frühen Alter für ein Parteiprogramm erzogen werden, das lehnen wir Kinderfreunde grundsätzlich ab. Es soll kein Gläubiger eines Parteidogmas werden.“⁵⁹ Die zweite Differenz von Politik und Pädagogik besteht in der Funktionsbestimmung der Kinderrepublik; denn sie gilt als „Insel, als Experimentierfeld, mitten in der niederdrückenden kapitalistischen Wirklichkeit, (die) auf einer naiven, kindgemäßen Ebene Sozialismus als Möglichkeit und Aufgabe praktisch erlebbar machen soll, ohne diese Wirklichkeit aus dem Bewußtsein der Kinder zu verdrängen“⁶⁰. Kurt Löwenstein, der Gründer und Mentor, nennt selbst die von den Kindern zu leistende und durch die Lagersituation erzwungene Konstruktion⁶¹ dieses pädagogischen Schonraums ein „Märchen der Wirklichkeit. ... Wir sind uns darüber vollkommen im klaren, daß sie künstliche Veranstaltungen sind und nur dadurch möglich sind, daß wir all das, was an ihnen bürgerlich-kapitalistisch ist, durch Fürsorge loslösen und daher für die Kinder bis zu einem gewissen Grade ausschließen.“⁶² Die Differenz zum Alltag proletarischer Wirklichkeit und damit die utopische Antizipation in der Gegenwart, aber auch die Differenz zum Alltag kommunistischer Jugenderziehung und Schulung könnte nicht größer – und pädagogischer – sein.

3. Die Transformation des pädagogischen „Natur“-begriffs

Die dritte kontroverse Diskursebene vor 1933 zeigt sich im Umfeld des Begriffs der „Natur“ und in der Diskussion der Möglichkeiten, die sich mit ihm für die Erziehung verbinden⁶³. Die Debatte setzt bereits vor 1914 ein, und dann in unter-

⁵⁹ Kurt Löwenstein, Die Aufgaben der Kinderfreunde (1929), in: *ders.*, Sozialismus 213–234, hier: 220, 230 f.; im folgenden zitiert: *Löwenstein*, Aufgaben.

⁶⁰ So interpretieren Ferdinand Brandecker und Hildegard Feidel-Mertz die im folgenden zitierte These Löwensteins. Die Stelle findet sich in *Löwenstein*, Sozialismus 231.

⁶¹ *Löwenstein*, Aufgaben 230: „Für sie sind Zeltgemeinschaft, Zeltobmann, Gemeindevorstellung, Bürgermeister, Lagerparlament, Sachwalter und Präsident keine leeren Worte. Alles ergibt sich für sie aus der praktischen Notwendigkeit ihres eigenen Lebens.“

⁶² Kurt Löwenstein, Sozialistische Erziehung als Fürsorge und Tat (1932), in: *ders.*, Sozialismus 231. In seiner Abhandlung über „Freie Bahn den Kinderfreunden“ betonte der Autor die Konstruktivität, den „pädagogischen Wert“, noch stärker; denn er weiß, daß die Kinderrepubliken „an sich keine wirklichen Staaten“ sind, und auch, daß „der Klassenkampf gewissermaßen aufgehoben (ist)“. Vgl. *ders.*, Freie Bahn den Kinderfreunden (1930), in: *ders.*, Sozialismus 235–278, hier: 252 f.

⁶³ Ich nehme hier Argumente aus einer bereits publizierten Abhandlung auf, vgl. Heinz-Elmar Tenorth, Natur als Argument in der Pädagogik des zwanzigsten Jahrhunderts, in:

schiedlichen Kontexten: in den emphatischen Texten der Reformpädagogen, die eine diffus beschworene Natur⁶⁴ zum Anwalt des Kindes gegen Kultur und Gesellschaft machen und dabei schon die weitere, theoretische Referenzebene zumindest aufnehmen: die Debatten in den empirischen Humanwissenschaften, bei Psychologen, Biologen und Anthropologen, aber auch bei Eugenikern und Rassenhygienikern. Natur wird aber auch im Umfeld der theoretischen Debatten und politischen Auseinandersetzungen über Begabung und Begabungsförderung zum gewichtigen Thema und dann zum positiven, im Effekt sogar gesellschaftskritischen Bezugspunkt, wenn man den „Aufstieg der Begabten“ rechtfertigen will; sie wird aber zum Begrenzungsargument, wenn die „Naturgrenzen geistiger Begabung“⁶⁵ proklamiert werden. Natur spielt schließlich als Argument eine Rolle innerhalb der Sonderpädagogik, die sich intensiv mit den Überlegungen zu Eugenik, Rassenhygiene und auch schon Euthanasie auseinandersetzt, sie meist affirmativ rezipiert und ihr eigenes professionelles Wissen und Handeln biologisch abzustützen sucht⁶⁶.

Ungeachtet solcher Vielfalt besteht die entscheidende Zäsur in der Thematisierung von Natur darin, daß die pädagogische Reflexion in diesen Debatten ihren alten Begriff der Bildsamkeit wenn nicht aufgibt, so doch naturwissenschaftlich überformt – und sich damit eines konstruktiven Anspruchs beraubt, der für alle Erziehungsutopien seit der Aufklärung typisch war, daß nämlich der Mensch nichts ist, als was die Erziehung aus ihm macht. Natur ging in dieses Argument nur als „Unbestimmtheit“ des Menschen ein, als Aufforderung also, im Lernprozeß selbst die Vielfalt der Möglichkeiten erst zu erzeugen, die dem Menschen offenstehen. In der naturwissenschaftlichen, biologistischen oder rassistischen Variante sind dagegen die Möglichkeiten des Menschen systematisch limitiert; statt der Konstruktion und der visionären Antizipation (die selbstverständlich ihre eigenen Schrecken entwickeln kann⁶⁷) rückt deshalb die Diagnose⁶⁸ der „An-

Baader, Jacobi, Andresen, Vision 301–322 (dort auch die Nachweise der Literatur im einzelnen).

⁶⁴ Ellen Key (Das Jahrhundert des Kindes, s. o. Anm. 25) ist dafür genauso repräsentativ wie die Arbeiten von *Ewald Haufe*, Das Evangelium der natürlichen Erziehung (Leipzig 1904), der intensiv Darwin und Herbert Spencer rezipiert.

⁶⁵ Man könnte insofern eine in der Nutzung des Naturarguments vergleichbare, in der politischen Intention konträre Linie von dem liberalen Psychologen und Pädagogen Ernst Meumann bis zu dem konservativ-sozialrassistischen Politiker und Schulmann Wilhelm Hartnacke ziehen.

⁶⁶ Materialreich dazu *Jürgen Reyer*, Alte Eugenik und Wohlfahrtspflege. Entwertung und Funktionalisierung der Fürsorge vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart (Freiburg i. Br. 1991); *Werner Brill*, Pädagogik im Spannungsfeld von Eugenik und Euthanasie (St. Ingbert 1994); *Hans-Christian Harten*, Pädagogik und Eugenik im „rassehygienischen“ Diskurs vor 1933, in: *Paedagogia Historica* XXXIII (1997) 765–800.

⁶⁷ *Manfred Kappeler*, Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen. Rassenhygiene und Eugenik in der sozialen Arbeit (Marburg 2000).

⁶⁸ Pädagogische Diagnostik entwickelt sich erst in diesem Zusammenhang, und zwar in enger Verbindung zur naturwissenschaftlichen Methodik der Psychologie und der Intelli-

lagen“ in den Vordergrund, die den Möglichkeitsraum des Menschen und den Handlungsraum des Pädagogen möglichst zuverlässig beschreiben soll, damit die Pädagogik – jetzt nur noch Technologie des Gegebenen, nicht mehr praktische Antizipation des Möglichen – umsetzen kann und soll, was die empirischen Disziplinen ihr vorgeben.

Die Gründe für diesen Wandel sind in gleicher Weise gesellschafts- wie professionspolitisch zu suchen. Mit der umfassenden Durchsetzung der Beschulung gewinnt das Bildungswesen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert eine Bedeutung, die es – für Qualifikation und Sozialisation, für Erziehung und Bildung, Disziplinierung und Statuserwerb – vorher nicht gehabt hat. Es wird in allen seinen Segmenten, nicht allein gymnasial, ein kontroverses öffentliches Thema, parteipolitisch mit großer Sichtbarkeit behandelt, vor allem weil es sozialen Aufstieg kanalisiert, und es bedarf wissenschaftlicher Legitimation. Die pädagogischen Berufe, Lehrer aller Schularten, erfahren zugleich, daß ihr traditionelles Berufswissen weder die Orientierung im Handeln noch die Legitimation der pädagogischen Arbeit stiftet, die nachgefragt wird. „Verwissenschaftlichung“ der Pädagogik wird daher eine zentrale Forderung und zumindest für die Lehrer an Volksschulen, die sich der sekundären Abstützung durch das Schulpublikum nicht erfreuen, die den höheren Schulen hilft, ist die moderne „Erfahrungswissenschaft“, die in Pädagogik, Psychologie und Soziologie entwickelt wird, die attraktive Instanz, die Orientierung, Legitimation und Reputation zugleich verspricht⁶⁹. Damit handeln sich die Pädagogen freilich, ohne den Verlust anders als in der Erziehungsphilosophie noch thematisieren zu können, die Komplikationen ein, die mit dem biologistisch-rassistisch-naturwissenschaftlichen Naturbegriff verbunden waren.

„Warum Erziehung trotz Vererbung?“ – so wird der nationalsozialistische Psychologe und Pädagoge Gustav Pfahler 1937 fragen und das Dilemma des pädagogischen Optimismus vor dem Gericht einer naturalistischen Anthropologie ins Bewußtsein heben. Im übrigen: selbst bei NS-Psychologen und Pädagogen wird diese Frage dann kontrovers und keineswegs mit einer strikten Begrenzungsdiagnose für die Erziehung beantwortet⁷⁰.

genzdiagnostik. Vgl. *Karlheinz Ingenkamp, Hermann Laux*, Geschichte der Pädagogischen Diagnostik. Pädagogische Diagnostik in Deutschland, 2 Bde. (Weinheim 1990).

⁶⁹ Ausführlich habe ich diese wissenschaftsgeschichtliche Zäsur an anderer Stelle diskutiert, vgl. *Heinz-Elmar Tenorth*, Kulturphilosophie als Weltanschauungswissenschaft. Zur Theoretisierung des Denkens über Erziehung, in: *Rüdiger vom Bruch, Friedrich Wilhelm Graf, Gangolf Hübinger* (Hrsg.), Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft (Stuttgart 1989) 133–154; *ders.*, Erziehungswissenschaftliche Forschung im 20. Jahrhundert und ihre Methoden, in: Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik 42 (Weinheim 2000) 264–293.

⁷⁰ *Gustav Pfahler*, Warum Erziehung trotz Vererbung? (Leipzig, Berlin 1938); für die Anschlußdiskussion *Karl Christoph Lingelbach*, Erziehung und Erziehungstheorie im nationalsozialistischen Deutschland (Weinheim 1970); im folgenden zitiert: *Lingelbach*, Erziehung.

IV. Übergänge: Erziehungsutopien und -praxen im Nationalsozialismus

Im Vorgriff auf die Erziehungskonzeption des Nationalsozialismus stellt man im Blick auf die Weimarer Republik rückblickend fest, daß die drei kontroversen Diskursfelder der Erziehungsreflexion in unterschiedlicher Gewichtung und Figuration die Diskussion nach 1933 weiter bestimmen können. Zunächst sieht man – mit einigem Erstaunen – für die antiutopische Debatte der 1920er Jahre, daß viele der Leitformeln der utopiekritischen Erziehungstheoretiker in den NS-Visionen der neuen Erziehung nach 1933 wiederkehren: der Realismus, die Betonung der Gegenwart als entscheidendem Handlungsfeld, die Begrenzung der professionellen Pädagogik. Nicht, daß sich hier Identität behaupten oder auch nur suggerieren ließe, aber zumindest die Semantik zeigt erstaunliche Kontinuitätslinien. Das, erstaunliche Kontinuität, gilt auch – jetzt in anderer Richtung – für die Argumente zur Autonomie der Erziehung und für das Verhältnis von Politik und Pädagogik: NS-Theoretiker setzen den Primat der Politik als feste Prämisse, sie problematisieren den Begriff der Bildung⁷¹ und favorisieren den der „Schulung“⁷² – selbstverständlich ohne daß sie sich auf kommunistische Erziehungstheoretiker berufen. Aber sie befürworten ebenfalls Formen kollektiver Massenerziehung als ideale Form der Konstruktion des neuen „Volksgenossen“ in der „Volksgemeinschaft“. Man sieht schließlich am Begriff der Natur, daß sich die rassistisch-sozialhygienische Linie der pädagogischen Reflexion fortsetzt, ohne daß damit ein pädagogischer Fatalismus parallel geht oder der Verzicht auf eine antizipierende Vision der anderen Erziehung. Selbst reformpädagogische Allmachtsphantasien werden dem Nationalsozialismus als Lösung seiner Probleme angedient, in unschuldig-naiver Manier oder berechnend, wie die einschlägige Theoriepolitik bei Peter Petersen in Deutschland oder bei Maria Montessori nachdrücklich belegen⁷³. Man kann also weiterhin vom Begriff der Utopie Gebrauch machen⁷⁴,

⁷¹ Hinweise zu den Differenzen bei *Heinz-Elmar Tenorth*, Einfügung und Formierung, Bildung und Erziehung – Positionelle Differenzen in pädagogischen Argumentationen um 1933, in: *Ulrich Herrmann, Jürgen Oelkers* (Hrsg.), *Pädagogik und Nationalsozialismus* (Weinheim, Basel 1988) 259–279.

⁷² Exemplarisch nur die Nachweise bei *Andreas Kraas*, Die „Überholung der Lehrer“ 1933–1936. Die Herausbildung der nationalsozialistischen Lagerpädagogik für Lehrer: Personen, Institutionen und Konzepte, in: *Jahrbuch für historische Bildungsforschung* 6 (2000) 117–142. Auch: *Karlheinz König*, „Erziehung unseres Standes zu einem Werkzeug unseres Führers“. Lehrerschulung im NLSB zwischen 1926/27 und 1943/45, a.a.O. 143–169.

⁷³ Die Debatte über Petersen und den Nationalsozialismus ist inzwischen nahezu unüberschaubar, als Übersicht *Hein Retter* (Hrsg.), *Reformpädagogik zwischen Rekonstruktion, Kritik und Verständigung. Beiträge zur Pädagogik Peter Petersens* (Weinheim 1996). Für Montessori jetzt *Hélène Leenders*, Der Fall Montessori. Die Geschichte einer reformpädagogischen Erziehungskonzeption im italienischen Faschismus (Bad Heilbrunn 2001). Für den Gesamtkontext *Tobias Rülcker, Jürgen Oelkers* (Hrsg.), *Politische Reformpädagogik* (Bern, Berlin 1998).

⁷⁴ Früh, intensiv und auch gegen Widerstände finden sich solche Analysen bei *Hans-Christian Harten* u.a., Vom Erlösungswahn zum Vernichtungswahn. Das nationalsozialistische

wenn man das pädagogische Denken im Nationalsozialismus behandelt, auch wenn es visionäre Antizipationen eigener Art sind, auf die man dann trifft, und es vielleicht auch eher „Umerziehung“ als „Erziehung“ darstellt, was sich praktisch realisieren soll⁷⁵.

Mit solchen – kontroversen – Urteilen über die Programmatik und Praxis der NS-Erziehung kommt man zur letzten Etappe in der Betrachtung von Erziehungsutopien der Zwischenkriegszeit. Wer mit dem Begriff der Utopie nur Visionen verbindet, die moralisch wertvoll und ethisch legitimierbar sind, der mag jetzt Schwierigkeiten mit dem Begriff haben; mir scheint es sinnvoller, die konkreten Formen der Antizipation von Erziehung zu studieren, die sich im NS finden lassen. Dann stößt man nämlich auf eigentümliche Befunde und eine Form der Erziehungsutopie, die in sich paradox erscheint, weil sie zwar überlieferten Vorbildern folgt, aber zugleich doch deutliche Trennungslinien zieht. Im Blick erstens auf Natur als Argument in der Erziehung, auf, zweitens, eine im Kontext der Utopien zentrale Frage, nämlich auf Zeitschematisierungen, und drittens für die räumlichen und sozialen Konstruktionsprinzipien der pädagogischen Welt soll das abschließend gezeigt werden.

Zugunsten dieser Fokussierung auf das Utopiethema wird im folgenden darauf verzichtet, die ganze normativ getönte Formelsprache für die Gestaltung der Zukunft der „rassischen“, „germanischen“, „nordischen“ oder „arischen“ Erziehung auszubreiten, die für die NS-Erziehungspläne neben der Gemeinschaftsmetaphorik und der „Bildung zum Volke“⁷⁶ schon vielfach beschrieben wurden⁷⁷. Auch die übrigen im Nationalsozialismus und seiner Pädagogik positiv besetzten Leitbegriffe – von „Führer“ bis „Kameradschaft“ – werden hier nicht aufgenommen, obwohl sie selbstverständlich für die Selbstreflexion und die Methodik der NS-Erziehung große Bedeutung gehabt haben. Schließlich werden auch die erziehungstechnologischen Formeln nicht erneut rekapituliert, die für den NS so

Millenium im utopie- und heilsgeschichtlichen Kontext, in: *Ulrich Herrmann, Ulrich Nassen* (Hrsg.), *Formative Ästhetik im Nationalsozialismus* (Weinheim, Basel 1993) 239–247; im folgenden zitiert: *Harten*, Erlösungswahn; *ders.*, Rasse und Erziehung. Zur pädagogischen Psychologie und Soziologie des Nationalsozialismus, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 39 (1993) 111–134. Für seinen systematischen Ansatz *ders.*, Kreativität, Utopie und Erziehung. Grundlagen einer erziehungswissenschaftlichen Theorie sozialen Wandels (Opladen 1997); *ders.*, Erziehung in Systemen revolutionärer Mobilisierung. Das Beispiel Kuba, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 44 (1998) 853–868.

⁷⁵ *Harald Scholtz* hat in diversen Publikationen – u.a.: *Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz* (Göttingen 1985) – die These von der „Umerziehung“ als Typik der NS-Erziehung vertreten; mir scheint das allenfalls für die plakative Intention, nicht für die Praxis und schon gar nicht angesichts der Wirkungen begründet.

⁷⁶ Bei dem Frankfurter Lehrerbildner Murtfeld z.B. nahezu bei C. H. Becker abgelesen, vgl. *Rudolf Murtfeld*, *Der Weg der deutschen Volksschullehrerschaft zum Dienst am deutschen Volke 1815–1871* (Frankfurt a.M. 1934). Zur Selbstverortung des Autors vgl. *ders.*, *Deutsches nationales Schrifttum*, in: *Internationale Zeitschrift für Erziehung* 3 (1933/34) 135–139.

⁷⁷ Früh bei *Hans Jochen Gamm*, *Führung und Verführung* (Frankfurt a.M. 1987). Übersicht bei *Harten*, *Erlösungswahn* sowie jetzt bei *Wolfgang Keim*, *Erziehung unter der Nazi-Diktatur*, 2 Bde. (Darmstadt 1995/1997).

typisch sind und auch die Erziehungspraxis beherrschen: von „Formung“ über „Zucht“ und „Züchtung“ bis hin zu „Auslese“ und „Ausmerze“.

Mit diesen Einschränkungen wird im Ergebnis deshalb nicht so sehr der Alltag der NS-Erziehung analysiert, sondern eher die zur Klärung des spezifischen Utopie-Konzepts zentralen Implikationen behandelt, die in diesem Alltag und seiner pädagogischen Reflexion enthalten waren bzw. ihn normieren sollten.

1. Die Redefinition der „Natur“ und die Transformation des Bildsamkeitsproblems

Angesichts der Dominanz des Rassegedankens, auch in vergleichender Perspektive, liegt es nahe, mit dem Thema der Natur zu beginnen. „Rasse“ ist – jenseits der großen historisch anzutreffenden Varianz der Bestimmungen⁷⁸ – als holistisch-totalitäre Formel auch schon für den pädagogischen Kontext mehrfach analysiert worden⁷⁹. Insofern kann man heute auch sehen, wie der Begriff der Rasse als Hyperbegriff fungiert, um unterschiedliche theoretische und praktische Referenzen zu bündeln und als ein die „Kluft zwischen Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften überwindendes Paradigma“⁸⁰ genutzt wurde.

Keineswegs wird der Rassebegriff allein biologisch verstanden, er gewinnt vielmehr im pädagogischen Diskurs eine eigene Bestimmtheit auch jenseits des Biologismus. Insofern kann Alfred Baeumler, wenn er über „Rasse als Grundbegriff der Erziehungswissenschaft“ schreibt⁸¹, die Unterstellungen des Biologismus ebenso abwehren wie Ernst Krieck, wenn er den Rassebegriff diskutiert⁸². Für den utopischen Erziehungsdiskurs ist diese historische, in der NS-Pädagogik dominierende Bestimmung des leitenden Konzepts in zweifacher Weise von Bedeutung: Mit dem Rassebegriff wird die alte Annahme von der Natur und den Anlagen des Menschen, die in Psychologie und Biologie diskutiert wurde, transformiert zu einem sozialen Schema, das nicht Anlagen, sondern Kriterien der Inklusion und Exklusion im Erziehungssystem bestimmt und organisiert. Anders als in den alten pädagogischen Theorien, die Natur von Bildsamkeit aus verstanden und universalistisch konzipiert hatten, separiert der Rassebegriff damit aber nicht nur die pädagogisch akzeptierte Klientel von sonstigen Personen, er unterscheidet, zweitens und vielleicht sogar noch folgenreicher, damit zugleich Bildsamkeit und Erziehbarkeit hier, die Ausgrenzung aus dem pädagogischen Kosmos dort.

⁷⁸ Übersicht: Peter Weingart, Jürgen Kroll, Kurt Bayertz, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland (Frankfurt a.M. 1988).

⁷⁹ Lingelbach, Erziehung. Für die Rassebegrifflichkeit bei dem einflußreichen NS-Erziehungstheoretiker sind aber auch schon die alten sportpädagogischen Studien aufschlußreich, vgl. u. a. Winfried Joch, Theorie einer politischen Pädagogik (Bern, Frankfurt a.M. 1971).

⁸⁰ Harten, Erlösungswahn.

⁸¹ Alfred Baeumler, Rasse als Grundbegriff der Erziehungswissenschaft, in: Internationale Zeitschrift für Erziehung 8 (1939) 252–255. Im folgenden zitiert: Baeumler, Rasse.

⁸² Ernst Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 3 Bde. (Leipzig 1936); ders., Erlebter Neuidealismus (Leipzig 1942).

Gleichzeitig wird nach 1933 früh bewußt, daß die Zuschreibung der richtigen Rasse nicht mit den erwünschten Ergebnissen im pädagogischen Alltag parallel geht, so daß „Erziehung trotz Vererbung“ und trotz der Inklusionsunterstellung ihre eigene Funktion behält: Wenn Rasse nicht einfach biologisch gegeben ist, sondern nur diagnostisch gefunden werden muß und kann und letztlich sogar handlungstheoretisch erst hergestellt wird, dann behält der Rassebegriff die erziehungsutopische Bedeutung. Rasse muß als Vorgriff gegen die Realität eingeführt werden; es ist freilich jetzt die Realität der individuellen Leistungen der Adressaten von Erziehung, nicht die Realität des Gesellschaftssystems, gegen die der Rassebegriff fungiert. Er tritt damit funktional an die Stelle des alten Begriffs der Bildsamkeit, verliert freilich dessen Universalität; denn die antizipierende Funktion des alten Natur- und Bildsamkeitsbegriffs wird nur für diejenigen Heranwachsenden unterstellt, die der richtigen Rasse zugerechnet werden. Damit ist also in den Prämissen der Erziehungsarbeit ein ebenso strikter Abschied von der Pädagogik der Moderne verbunden wie in der Technologie, die sich ja ebenfalls von der Pädagogik der Moderne verabschiedet, indem sie die Pädagogik der Individualität zugunsten kollektivpädagogischer Formen der Erziehung negiert.

Eine „Pädagogik der Aufnordnung“ setzt hier an, z. B. bei Günther oder Darré, die „Züchtungsprogramme“ entwickelten und „Siebung“ und „Auslese“ forderten, um der antizipierten Rasse zur Wirklichkeit zu verhelfen⁸³. Von solchen Schematisierungen aus wird auch die Fürsorgeerziehung wesentlich bestimmt: „Erziehung“ wird hier ein Privileg, das nur mit der arischen Rasse sinnvoll verbunden ist, weil es hier, bei diesen Adressaten, eine „Ehre“ gibt, die man als Ansatzpunkt für Erziehungsbemühungen, z. B. mit der Erfindung des pädagogisch definierten Jugendarrestes, ansprechen kann – ansonsten, für die anderen Jugendlichen, bleibt nur Ausmerze und die Diagnose der Nichterziehbarkeit.

Die Verwirklichung dieser Art von Erziehung wurde dann freilich anders als in alten Programmen gedacht, nämlich als „Verleiblichung der Bildungswerte“, letztlich also doch in Dimensionen der Körperlichkeit, nicht des Geistes, wie es der alten Bildungstheorie eigen war⁸⁴. Der Bildsamkeitsgedanke, gefaßt als Verweis auf die „Anlagen“, wird zugleich aber auch entsubjektiviert; denn es kommt nicht auf einen „Dienst am Einzelnen“ an oder auf eine Pädagogik, die den Menschen „nach Maßgabe seiner individuellen Anlagen zu entfalten und zu gestalten“ sucht. Erziehung trage dagegen „allewege überindividuellen Sinn“, sei auch weder funktional noch operativ „autonom“, „sondern eng und unabtrennbar mit ande-

⁸³ Einzelheiten bei Harten, Erlösungswahn 123 ff.

⁸⁴ Vgl. Karl Friedrich Sturm, Deutsche Erziehung im Werden. Von der pädagogischen Reformbewegung zur völkischen und politischen Erziehung (Osterwieck, Berlin 1935). Im folgenden zitiert: Sturm, Erziehung im Werden. Es ist allerdings anzumerken, daß in der Schematisierung von „Körper“ und „Leib“ die Differenz noch nicht verwischt wird: „Der Körper ist der enteelte Leib, dem die abstrakte Einheit des Bewußtseins gegenübersteht. Der Leib ist die ursprüngliche konkrete Einheit des Menschen“, sagt Sturm, Erziehung im Werden 76 unter Berufung auf Nietzsche und Heidegger.

ren Gemeinschaftsfunktionen verbunden⁸⁵. Der Gedanke einer „kollektiven Bildsamkeit“ als Prämisse der NS-Pädagogik wird hier sichtbar, begründet im Rassegedanken. Auch wenn eine Idee kollektiver Bildsamkeit im geisteswissenschaftlichen Kontext bis 1933 schon ausgearbeitet worden war, die Differenz bleibt trotz einer Semantik des Volkes und des Völkischen manifest, weil dieser Begriff nicht auf Rasse, sondern auf Kultur und Nation bezogen wurde und das Eigenrecht der „Erziehungsgemeinschaften“ zur programmatischen Leitlinie machte⁸⁶. Jetzt dagegen bestimmt der Begriff der Rasse den Spielraum der Möglichkeiten, den der Pädagoge nutzen kann; und nicht anthropologische oder biologische „Gleichheit der Rassen“ ist dafür der Ausgangspunkt, sondern Differenz, vor deren Hintergrund pädagogische Arbeit sinnvoll oder sinnlos wird⁸⁷.

2. Formprobleme der pädagogischen Utopie: Zeitschematisierungen

Die Differenzen bleiben also deutlich. Utopie als Modus der pädagogischen Antizipation einer noch nicht realisierten Welt bleibt zwar in Geltung, ihre Referenzen und Grundlagen verschieben sich aber von den Subjekten weg auf kollektive Träger: Rasse, Volk, Nation, aber auch von der Zukunft weg auf die Gegenwart, mit dem paradoxen Ergebnis, daß das „Werden der deutschen Erziehung“ (Karl Friedrich Sturm) zwar im „Hier und Jetzt“, aber doch als Antizipation einer anderen Welt verstanden wird⁸⁸.

Die Gegenwart wird damit zum utopischen Ort, „ein pädagogischer Realismus entsteht“ (S. 82), der „ganz konkret“ (S. 87) und in der „zeitgebundenen Form“ nicht allein die Philosophie, sondern auch die Erziehung in ihrer gegebenen Realität denkt: „Die neue Erziehungswissenschaft schreitet von bloß gedachter und geforderter Gemeinschaft fort zur gewachsenen, konkreten, deren Ort nicht die abstrakte Welt des Geistes ist, sondern die naturhaft geschichtliche Wirklichkeit. ... Erziehung ist in aller Welt Funktion konkreter Gemeinschaften ... Es hat griechische und römische Erziehung gegeben, es gibt deutsche, französische, chinesische Erziehung. Aber eine übervölkische Erziehung hat es nicht gegeben und wird es nicht geben. Sie ist und bleibt Traum.“ Sogar ein Unbegriff wie „die naturhaft geschichtliche Wirklichkeit“⁸⁹ wird dann genutzt, um die Utopie zum „Traum“ abzuwerten, ja den Begriff im Grunde nur noch pejorativ zu gebrauchen⁹⁰; der „Zug zum Konkreten“ wird zur Leitformel, die Anthropologie als

⁸⁵ Sturm, Erziehung im Werden 81.

⁸⁶ Wilhelm Flitner, Systematische Pädagogik (Breslau 1933); hier zitiert nach dem ND (Gesammelte Schriften Bd. 2, Paderborn 1983) 83 ff.

⁸⁷ Baeumler, Rasse 31. Der Autor verwandte ein ausführliches Hitler-Zitat aus „Mein Kampf“, der am Ende „den aristokratischen Grundgedanken der Natur“ zur Leitlinie macht und die Differenz der „Besseren, Stärkeren“ gegenüber den „Schlechteren und Schwächeren“ betont.

⁸⁸ Sturm, Erziehung im Werden 82.

⁸⁹ Ebd.; die folgenden Seitenangaben im Text in Klammern.

⁹⁰ In Wilhelm Hehlmann, Wörterbuch der Pädagogik (Stuttgart 3 1942) 436 wird – s.v. „Utopie“ – gegen die Reformpädagogen und ihre Utopie eingewandt, daß „die Losgelöstheit von

„treue Spiegelung der Wirklichkeit“⁹¹ soll das untermauern. Die Gemeinschaft muß deshalb nicht erst hergestellt werden, gar pädagogisch, sondern existiert bereits; ja, es war ein „Irrtum“ der „Reformpädagogen“, daß sie meinten, die „Gemeinschaft aus künstlich herbeigeführtem Zusammensein von jugendlichen Einzelnen entspringen zu lassen, also erst zu schaffen“. (S. 82) Sturms Fazit ist eindeutig: „Einzig der konkrete Mensch ist der wirkliche ganze Mensch.“ (S. 75). Vergleichbar ist für Alfred Baeumler die im Symbol, vor allem dem Hakenkreuz, gegebene Präsenz der Erziehungsidee angemessen nur als ein Verweis auf die reale Manifestation des Ideals zu interpretieren, nicht als Antizipation, sondern als Vergegenwärtigung des Ideals – und das ist Adolf Hitler, und er verlangt Identifikation, denn „Im Symbol sind Einzelner und Gemeinschaft eins“⁹². Man muß deshalb nicht an Zukunft denken, wenn man in dieser Gegenwart lebt.

3. Konstruktion der pädagogischen Welt: Exklusion und Entpädagogisierung

In der Konstruktion der pädagogischen Welt findet diese Utopie eines „Erziehungsstaates“ – wie nicht allein bei Sturm gesagt wird – ihre Vollendung und Charakteristik. Dabei steht sie einerseits in der Tradition alter Utopien, denn sie sieht den Raum als Erziehungswelt und die Gemeinschaft als Erziehungsform; aber sie kann weder den Begriff der „Menschheit“ einbinden noch die „Erziehungsgemeinschaften“; denn das sei „entgrenzend“, wie der Liberalismus.

Die Erziehungsgemeinschaft dagegen kann die NS-Pädagogik nicht anders als soldatisch und politisch denken, also ohne die Autonomie einer pädagogischen Form. So schrieb Sturm: „Gemeinschaft höchsten Wertes ist das Volk, ist der völkische Staat“ (73). Daneben werden Männerbünde und Kameradschaftshäuser begleitend und nachfolgend zu Familie und Schule die wesentlichen Erziehungsgemeinschaften, aber auch hier im wesentlichen politisch und militärisch konzipiert. Inklusion und Exklusion werden rassistisch und völkisch definiert, physischer und

den Voraussetzungen und Gegebenheiten der Wirklichkeit und die Flucht in die Welt des Gedankens“ bereits den utopischen Charakter ihrer Pädagogik und den „Gegensatz zur ernsthaften erzieherischen Darstellung oder Planung“ anzeige. Generell fügt Hehlmann hinzu: „In Deutschland erscheinen pädagogische U(topie)n bes. in Zeiten politischer Ohnmacht oder gestalterischen Unvermögens wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges oder des untergehenden ersten Deutschen Reiches.“ Als einzige Referenzliteratur fungiert im übrigen *Gerhard Ritter*, *Machtstaat und Utopie. Vom Streit um die Dämonie der Macht seit Machiavelli und Morus* (München, Berlin 1941). Im folgenden zitiert als *Ritter*, *Machtstaat*. Die Wahl ist aus Hehlmanns Sicht nicht unbegründet, ist es doch Ritters zeitdiagnostische Prämisse, daß „die Zusammenschmelzung der ganzen Nation zu einer einzigen politischen Gesinnungsgemeinschaft“ gelungen sei und die „Staatsgesinnung“, „untergeordnet den Bedürfnissen der Macht“, den liberalen Nationalstaat abgelöst habe. Vgl. *Ritter*, *Machtstaat* 142.

⁹¹ *Sturm*, *Erziehung im Werden* 77; Der Autor schrieb mit Berufung auf Baeumler und gegen die „idealistische“ Anthropologie; auch die Dichotomisierung von wirklicher „Gemeinschaft“ – als „gewordene, blutvolle Wirklichkeit“ – und „Gesellschaft“, die „eigentlich nicht Gemeinschaft“ ist, wird hier wiederholt (S. 82).

⁹² *Alfred Baeumler*, *Männerbund und Wissenschaft* (Berlin 1934); Zitat – aus der Antrittsvorlesung vom 10. Mai 1933 – 32.

sozialer Ein- und Ausschluß gehen parallel, letztlich wird Territorialität – neben der Entzeitlichung – zum Prinzip der Erziehungsform. Die alten Metaphern der „Insel“, der ausgegrenzten „Provinz“ oder der separierten autonomen pädagogischen Welt verschwinden im NS-Diskurs nahezu vollständig⁹³ und werden allein von den Ausgegrenzten wiederbelebt, wenn sie pädagogische Einrichtungen als letzte Rettung vor erneuter Bedrohung erleben⁹⁴. Die Erziehungsutopie des Nationalsozialismus dagegen geht aufs Ganze – aber sie hat damit auch die Eigenlogik einer pädagogischen Utopie und eines selbständigen Erziehungsraumes aufgegeben. Am Ende ist alles Pädagogik, aber auch Politik, Kampf, nur der Gegner bleibt unterscheidbar: „die Selbstkenntlichkeit und Selbstzwecklichkeit des Ich“⁹⁵.

Auch für ein solches Muster der ent- und ausgrenzenden Konstruktion der Welt als eines pädagogischen Raumes gab es im übrigen starke Vorbilder in der pädagogischen Tradition. Der Berliner Schulreformer Berthold Otto (dessen Buch „Der Zukunftsstaat als sozialistische Monarchie“ im übrigen zu Hitlers Privatbibliothek zählte und in seinen ökonomischen Passagen sogar intensiv gelesen worden ist⁹⁶) konstruierte seinen Zukunftsstaat und seine pädagogische Welt über strikte Exklusionsregeln gegen alle „Fremdkörper“. Demnach durfte an dieser Welt nur Teil haben, wer „vom Kinde aus“ dachte und pädagogisch arbeitete. Diese Pädagogik konzipierte also schon den Prozeß nationaler Reinigung durch exkludierende Erziehung. „Volksorganisches Denken“ steht bei Otto insofern, wenn auch nicht explizit antisemitisch, in dieser reformorientierten und kindzentrierten Traditionslinie. Das hindert anscheinend nicht, daß Otto aktuell ganz unpolitisch, nur in seinem didaktisch-methodischen Anregungsgehalt rezipiert wird⁹⁷, und wahrscheinlich mit akzeptablen Motiven und Gründen; denn das Recht zur selektiven Rezeption steht natürlich auch Pädagogen zu. Aber es bestätigt selbstverständlich auch, daß die Pädagogik am NS erkennen kann, welche Implikationen ihre romantischen Visionen haben, wenn man sie allein pädagogisch, nicht aber im Kontext liest.

⁹³ Obwohl sie im Diskurs der konservativen Revolution noch präsent waren, vgl. *Hans Freyer, Die politische Insel* (Leipzig 1936).

⁹⁴ Als „Insel der Geborgenheit“, also in einem pädagogischen Sinne utopisch, weil Geborgenheit in einer bedrohlichen Gegenwart, erleben jüdische Schüler im Nationalsozialismus ihre Schulen und Erziehungseinrichtungen, vgl. *Hertha Luise Busemann, Michael Daxner, Werner Fölling, Insel der Geborgenheit. Die private Waldschule Kaliski Berlin 1932–1939* (Stuttgart, Weimar 1992). Auch: *Hildegard Feidel-Mertz, Andreas Paez, Ein verlorenes Paradies. Das jüdische Kinder- und Landschulheim Caputh 1931–1938* (Frankfurt a. M. 1993).

⁹⁵ *Sturm, Erziehung im Werden* 74. Der Autor resümiert den subjektkritischen Affekt, der die einschlägige Reflexion bestimmt.

⁹⁶ Bei *Jehuda L. Wallach, Adolf Hitlers Privatbibliothek*, in: *Zeitgeschichte* 19 (1992) 29–50, bes. 33 f. mit einem unglaublich-unverständigen Erstaunen berichtet.

⁹⁷ *Annedore Prengel, Hanno Schmitt: Erziehung vom Kinde aus: Reformpädagogische Versuchsschulprojekte nach 1900 und ihre heutige Bedeutung*, in: *Petra Larass* (Hrsg.), *Kindsein kein Kinderspiel. Das Jahrhundert des Kindes (1900–1999)* (Halle 2000) 207–222.

Jürgen Reulecke

Utopische Erwartungen an die Jugendbewegung 1900–1933

Wir haben jetzt noch zehn Jahre vor uns, um folgende Zukunftsvision Realität werden zu lassen, die im Herbst 1913 der aus München stammende Wiener Philosophie- und Psychologieprofessor Friedrich Jodl als damals 64jähriger der Freideutschen Jugend auf dem Hohen Meißner in einem Geleitwort als ein „fernes Utopien“ für das Jahr 2013 ausmalte¹: Der enge Horizont des Christentums und das starre Festhalten an der klassischen Bildung seien dann überwunden; die geistigen Schätze der gesamten „Weltkultur“, d. h. die „ganze Fülle des innersten Lebens und geistigen Schauens, die sich in der Menschheit in Jahrtausenden erzeugt“ habe, werde dann durch den Aufbruch der Jugend seit Beginn des 20. Jahrhunderts, sofern diese nur auf Dauer die „rechte Entschiedenheit“ mitbringe, allen im Volke in gleicher Weise zugänglich sein – dies in einer Gesellschaft, die völlig frei sei von Klassenegoismus und dem Machtstreben „einiger weniger bevorzugter Geister und Herrenmenschen“, frei auch von der „Rohheit des heutigen politischen und sozialen Kampfes“. Eine weltoffene neue Jugend werde dazu beigetragen haben, daß im Jahre 2013 „ein einiges starkes Deutschland“ besteht, „das der Mittelpunkt der Kulturwelt ist, nicht weil es die andern Völker beherrschte und ihnen das Joch seiner Sitten und Gesetze aufzwänge, sondern weil es den Geist menschheitlicher Kultur am vielseitigsten, reinsten und klarsten in sich ausgeprägt und anderen Völkern zum leuchtenden Vorbild hingestellt“ habe.

Ähnlich wie Jodl, ein engagierter Kämpfer gegen Ultramontanismus und jede sonstige Form geistiger Gängelei aus den Kreisen des Wiener Liberalismus und Positivismus², hatten sich im Frühherbst 1913 rund dreißig weitere geistige Köpfe der Zeit einerseits von dem Verleger Eugen Diederichs (geb. 1867) und andererseits von dem von der Deutschen Akademischen Freischar beauftragten Münchener Studenten Arthur Kracke (geb. 1890, also damals 23jährig) einladen lassen, Geleitworte zu einer Festschrift zum bevorstehenden ersten Freideutschen Ju-

¹ Die folgenden Zitate sind dem Faksimileabdruck der Festschrift „Freideutsche Jugend. Zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner 1913“ entnommen, in: *Winfried Mogge, Jürgen Reulecke* (Hrsg.), *Hohen Meißner 1913* (Köln 1988) 165–169; im folgenden zitiert: *Mogge, Reulecke*, Festschrift. Der Titel des Beitrags von Jodl lautet: „1813–2013. Ein Programm“.

² S. NDB 10 (Berlin 1974) 450f.

gendtag auf dem Hohen Meißner bei Kassel Mitte Oktober 1913 zu schreiben, darunter die Pädagogen Ludwig Gurlitt, Gustav Wyneken und Georg Kerschensteiner, die Philosophen Ludwig Klages und Paul Natorp, die Historiker Hans Delbrück und Robert von Pöhlmann, der Kultursociologe Alfred Weber, die Schriftsteller Herbert Eulenberg und Ludwig Thoma, der Maler Fidus, der Mediziner Max von Gruber. Einige weitere angefragte Personen wie Gertrud Bäumer, Gerhart Hauptmann, Walter Goetz, Karl Lamprecht, Friedrich Naumann und Auguste Forel hatten zwar keinen Text geschickt, aber dem Vorhaben alles Gute gewünscht und freundschaftliche Grüße übermittelt. Ziel der Planer der Festschrift war es gewesen, „die bedeutendsten Führer des neuzeitlichen deutschen Geisteslebens zu Worte kommen (zu lassen), gewissermaßen in Ansprachen, mit Wünschen und Hoffnungen an die deutsche Jugend“³.

Appelle dieser älteren Jugendbewegungsfreunde, die sie im Zusammenhang mit dem Meißner-Treffen von 1913 formuliert haben, sollen im ersten Teil des vorliegenden Beitrags im Mittelpunkt stehen, ehe dann zunächst die frühen 20er Jahre und schließlich die Jahre um 1930 behandelt werden. Allerdings können hier zur Geschichte der Jugendbewegung und speziell jenes Treffens auf dem Hohen Meißner keine näheren Ausführungen gemacht werden; das würde den Rahmen sprengen⁴. Statt dessen soll es im folgenden um die generationsspezifischen Blickweisen gehen, die unter den Gesichtspunkten Zukunftshoffnung und -gefährdung von Beobachtern und Freunden jener Wandervögel und Freideutschen mit deren jugendbewegtem Aufbruch seit der Jahrhundertwende⁵ und – später dann – mit der Bündischen Jugend der Weimarer Republik in Verbindung gebracht worden sind.

Zurück zunächst zum Umfeld des Meißner-Treffens vom Oktober 1913, das mit dem berühmten Gelöbnis endete: „Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein.“⁶ Durchgängig waren die von Diederichs und Kracke um Grußworte Gebe-

³ Monatsbericht der Deutschen Akademischen Freischar (3/1913) 6; Zitat in: *Mogge, Reulecke*, Festschrift 72.

⁴ Vgl. die Einleitungsaufsätze zur Festschrift von *Winfried Mogge* und *Jürgen Reulecke*, 11–32, 33–62.

⁵ Des hundertsten Geburtstags des Wandervogels wurde übrigens Anfang November 2001 mit einer Konferenz in Berlin-Steglitz gedacht: Im zweiten Hinterzimmer des dortigen Ratskellers ist am 4. November 1901 der „Wandervogel. Ausschuss für Schülerfahrten“ von etwa zwölf Personen gegründet worden, darunter neben ehemaligen Schülern des Steglitzer Gymnasiums, allen voran dem Abiturienten Karl Fischer (geb. 1881) und einem Mechanikerlehrling, fünf väterliche ältere Freunde, alle geboren in den 1850er Jahren, von denen allein vier als ihren Beruf Schriftsteller angaben. Darunter war der wohl bekannteste der Schriftsteller und Propagandist der Heimatschutzbewegung Heinrich Sohnrey (geb. 1859); der Lehrer am Steglitzer Gymnasium Ludwig Gurlitt (s.u.) trat erst in den darauffolgenden Wochen hinzu. Siehe dazu *Siegfried Copalle*, *Annalen des Ur-Wandervogels*, in: *ders.*, *Heinrich Ahrens*, *Chronik der Deutschen Jugendbewegung 1* (Bad Godesberg 1954) 13f.; vgl. auch *Gerhard Ille*, *Günter Köhler* (Hrsg.), *Der Wandervogel. Es begann in Steglitz ...* (Berlin 1987) 68f.

⁶ *Mogge, Reulecke*, Festschrift bes. 50ff.

tenen keine Vertreter des wilhelminisch-nationalistischen oder militaristischen Establishments, sondern Personen, die als eher liberal-bürgerliche, z.T. sogar – wie der Göttinger Privatdozent Leonard Nelson (geb. 1882) – sozialistischen Ideen zuneigende Zeitkritiker bekannt waren. Entsprechend fielen die meisten ihrer Beiträge aus, die durchweg auf eine dem Geist des deutschen Idealismus entspringende kulturelle Erneuerung der deutschen Nation durch die „junge Generation“, vor allem durch die studentische Jugend, hinausliefen. Insofern schwebten immer auch Vorstellungen mit, die von utopischen Erwartungen im weitesten Wortsinn mitbestimmt waren, auch wenn manche der Autoren von aktuellen Bedrohungen und befürchteten Fehlentwicklungen ausgingen. Die damalige Presse hat übrigens über die Äußerungen in der Festschrift wie auch über das Treffen auf dem Hohen Meißner bemerkenswert breit berichtet, wobei vor allem der folgende gereimte Festgruß des Düsseldorfer Schriftstellers und Dramaturgen Herbert Eulenberg (geb. 1876) die Gemüter bewegte und als – wie es hieß – „gehässiger Angriff“ auf die Ehre der traditionsreichen studentischen Korporationen und schlagenden Verbindungen Anstoß erregte⁷:

„Ich grüße die Jugend, die nicht mehr säuft,
Die Deutschland durchdenkt und Deutschland durchläuft,
Die frei heranwächst, nicht schwarz und nicht schief.
Weg mit den Schlägern, seid wirklich ‚aktiv‘,
Das Mittelalter schlägt endlich tot!
Ein neuer Glauben tut allen not.
Bringt Humpen und Säbel zur Rumpelkammer,
Verjagt den Soff samt dem Katzenjammer
Und alles, was Euch verfault und verplündert!
Auf, werdet Menschen von unserm Jahrhundert!“

Es liegt selbstverständlich nahe, die in Verbindung mit dem Meißner-Treffen an die jugendbewegten jungen Menschen gerichteten Appelle ihrer älteren Freunde und Gönner mit dem sich seit Ende des 19. Jahrhunderts sprunghaft ausbreitenden Jugendkult und Jugendmythos einerseits und mit den apokalyptischen Visionen angesichts der vorwiegend im Bildungsbürgertum verbreiteten Fin-de-siècle-Stimmung andererseits in Verbindung zu bringen. Tatsächlich finden sich, wenn man vom zeittypischen Pathos absieht, auch heute noch beeindruckende Zeitanalysen und Zukunftswarnungen in den eingesandten Texten. So prangerte z.B. Ludwig Klages (geb. 1872) in seinem Beitrag „Mensch und Erde“⁸ vehement die durch die moderne Technik und den modernen Kapitalismus hervorgerufene, rasant voranschreitende Zerstörung der Natur an und setzte seine Hoffnung auf ein „kommendes Geschlecht“, welches „das Wissen von der weltschaffenden We-

⁷ Ebd. 145.

⁸ Ebd. 171–189; zu Klages vgl. *Hinrich Jantzen*, Namen und Werke. Biographien und Beiträge zur Soziologie der Jugendbewegung, Bd. 1 (Frankfurt a.M. 1972 ff.) 149–154; im folgenden zitiert: *Jantzen*, Namen und Werke. Auch: *Thomas Rohkrämer*, Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland 1880–1933 (Paderborn u. a. 1999) 162–211; außerdem *Diethart Kerbs*, *Jürgen Reulecke* (Hrsg.), Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933 (Wuppertal 1998) bes. 12 f.

bekraft allverbindender Liebe“ wiedergewinnen werde. Nur wenn – so Klages – diese Liebe in der Menschheit „wiederwüchse, möchten vielleicht die Wunden vernarben, die ihr muttermörderisch der Geist geschlagen“⁹. Die in Deutschland besonders offensichtliche Nähe von Apokalypse und Utopie bestimmte also die Argumentation von Klages in ausgeprägter Weise¹⁰.

Andere Bedrohungen malte der Historiker Hans Delbrück (geb. 1848)¹¹, mit Friedrich Jodl der älteste der Autoren, an die Wand. Geradezu prophetisch beschwor er die Gefahr, daß „die Welt einmal aufgeteilt (werde) zwischen englischem und russischem Wesen“, und beklagte übrigens in diesem Zusammenhang schon damals das „ungeheure Übergewicht der englischen Sprache“ in der Welt¹². Den Deutschen und besonders der deutschen Jugend wies er die Zukunftsaufgabe zu, sich als „Glieder einer umfassenden Völker- und Kulturgemeinschaft“ zu verstehen und aus diesem Bewußtsein heraus die Vielheit der Kulturvölker gegen „jene beiden Kolosse“ zu verteidigen. Gleichzeitig warnte er die Jugend nachdrücklich vor zwei Zeitströmungen, denen er „ödesten Schematismus“ vorwarf: Nationalismus und Sozialismus. Die Utopie eines sozialistischen Zukunftsstaates sei inhuman, weil dieser das Individuum ersticken und „uns damit in eine neue Barbarei stürzen würde“. Jede Übersteigerung der nationalen Idee verenge dagegen den Gesichtskreis, trübe den Blick und sei der Feind jeder tieferen Bildung.

Der sechs Jahre jüngere Paul Natorp (geb. 1854)¹³, seit 1894 Sozialdemokrat und ein Gegner jeder Art von Rassenideologie, nach dem Kriege engagierter Pazifist, holte mit seinem Beitrag¹⁴ wohl am weitesten aus: Er wünschte sich durch eine Verallgemeinerung des jugendbewegten Wollens und Fühlens auf die Gesamtgesellschaft, vor allem des „schlichten Selbstseinwollens“ der Jugendbewegten, nichts weniger als eine umfassende „Erneuerung des ganzen Lebens“, eines „neuen Leben(s) der Deutschen, eine(s) Leben(s) der Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Echtheit, Geradheit“. Über das, wovon man loskommen wolle, herrsche zwar, so Natorp, bei allen Reformern „hinreichende Klarheit“, nicht jedoch über das, „was man erringen möchte“; und so mahnte er die Jugendbewegten, sich klar zu machen, daß sie der Lösung dieser gewaltigen Aufgabe nicht allein „mit Zupfgeige, neuer Kleidung und ähnlichen, an sich unverächtlichen Dingen“ beikommen könnten. Entsprechend breit fiel das Spektrum seiner Appelle und Visionen aus, die er der Jugend vom Hohen Meißner zum Bedenken anbot. Exemplarisch nur zwei Punkte: Wie Delbrück und Jodl beschwor auch Natorp das kulturelle „Handinhandarbeiten der Kulturvölker des ganzen Erdenrunds“. Mit Kriegen

⁹ Mogge, Reulecke, Festschrift 188.

¹⁰ Vgl. dazu Klaus Vondung, *Die Apokalypse in Deutschland* (München 1988); dort zu Klages 350f; im folgenden zitiert: *Vondung, Apokalypse*.

¹¹ Zu Delbrück vgl. NDB 3 (Berlin 1957) 577f.; siehe auch *Rüdiger vom Bruch, Rainer A. Müller* (Hrsg.), *Historikerlexikon* (München 1991) 67f.

¹² Mogge, Reulecke, Festschrift 140f.

¹³ Zu Natorp s. NDB 18 (Berlin 1997) 752f.

¹⁴ Titel seines Beitrags: „Aufgaben und Gefahren unserer Jugendbewegung“ in: Mogge, Reulecke, Festschrift 203–216.

zwischen diesen Kulturvölkern – schon mit dem Gedanken an Krieg zu spielen, sei eine schwere Verantwortung! – sei deshalb kein „echter, innerer Ruhm ... zu holen“: „Denn ein heutiger Krieg, zwischen Völkern, die auf der Höhe heutiger, sich so nennender Kultur stehen, wäre nichts als ein technisches Exempel, in dem Menschen nur Ziffern oder Maschinenteile sind. Sein Leben wagen, das allein macht noch keinen Helden, zumal wenn so wenig von Freiwilligkeit dabei die Rede sein kann wie im Falle eines modernen Kriegs unter ‚Kultur‘-Völkern.“ Der zweite Punkt bezieht sich auf das, was Natorp „sittliche Reinheit“ genannt hat: Scharf kritisierte er einerseits die moderne Großstadtzivilisation, andererseits die Formen einer – wie er zu beobachten glaubte – rasch um sich greifenden „Verwüstung des sexuellen Lebens“. Mit einer „allgemeinen Gesundung des sexuellen Lebens“ verband er geradezu eine „Rettung vom (drohenden) physischen und seelischen Untergang der deutschen Nation“. Hier könne nichts anderes mehr helfen, als „daß eine neue Jugend ersteht, fest und klar entschlossen, die Reinheit und Vornehmheit des Geschlechterverkehrs, die ehemals ein Hauptruhm und Stolz gerade unseres Volkes war, für sich wieder zu erringen und in unnachsichtiger Strenge zu bewahren“. Die wenig später – 1916 – von Walter Flex in seiner in jugendbewegten Kreisen als eines der wichtigsten „Kultbücher“ verehrten Schrift „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ formulierte Devise „rein bleiben und reif werden“ ist also hier bereits wortgewaltig vorformuliert worden¹⁵!

Beim Lesen der Widmungsworte in der Meißner-Festschrift ist man versucht, möglichst viele der klingenden Zuschreibungen und Richtungsweisungen aus den Texten zu zitieren und sie – was auf der Hand liegt – mit der zeitgenössischen Debatte über den „neuen Menschen“, die Aufgaben der Jugend im gerade angebrochenen „Jahrhundert des Kindes“ und insbesondere die damals breit diskutierte Notwendigkeit umfassender Lebensreform in Verbindung zu bringen¹⁶. Eine Bemerkung in dem kurzen Gruß des Münchener Romanciers, Satirikers und Redakteurs beim „Simplizissimus“ Ludwig Thoma (geb. 1867) zum Meißner-Fest lenkt jedoch den Blick auf eine bemerkenswerte Konstellation unter der Oberfläche der großen Worte und weitreichenden Visionen. Thoma wünschte sich von der neuen Jugend zunächst, daß sie sich von Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und hohlen Phrasen freihalten, zur Pflichttreue erziehen und darum bemühen möge, „Normen (zu) finden für allein echten Patriotismus“, fügte dann aber noch den zunächst etwas verblüffenden Satz hinzu, er erhoffe sich von der neuen Generation vor allem, „daß sie in freier Menschlichkeit und in gerechter Würdigung des Nächsten den Großvätern ähnlicher werde als den Vätern“¹⁷. Thoma spielte mit dieser Bemerkung

¹⁵ Siehe zu Flex *Justus Ulbricht*, Der Mythos vom Heldentod. Entstehung und Wirkungen von Walter Flex' „Der Wanderer zwischen beiden Welten“, in: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung 16 (1986/87) 111–156.

¹⁶ Vgl. dazu *Gottfried Küenzlen*, Der Neue Mensch. Zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne (München 1994); außerdem den Ausstellungskatalog „Der Neue Mensch. Obsessionen des 20. Jahrhunderts“, hrsg. v. *Nicola Lepp* u. a. (Ostfildern 1999).

¹⁷ *Mogge, Reulecke*, Festschrift 247.

kung auf eine in unserem Kontext, d.h. für die Frage nach den Zukunftsvisionen und deren Trägern, bedeutsame und seither immer wieder im 20. Jahrhundert aufbrechende Generationsproblematik an. Die Großväter waren für ihn jene „Gründergeneration“, die das Deutsche Reich 1870/71 geschaffen und auf den Schlachtfeldern des deutsch-französischen Krieges gekämpft hatte. Mit den Vätern meinte er dagegen die um 1860 Geborenen, die als sog. „Wilhelminer“, benannt nach Wilhelm II. (geb. 1859)¹⁸, in den letzten beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg das öffentliche Leben und die Politik dominierten. Gegen deren aggressiv-autoritäres und unbeweglich-selbstsicheres Auftreten hatte sich bereits seit der Jahrhundertwende die wachsende Kritik einer jüngeren (Zwischen-)Generation gerichtet, die – geboren ab Ende der 1860er Jahre – mit den Fehlern dieser Wilhelminer abzurechnen begann und die Meißner-Jugend (geb. in den 1880er und 1890er Jahren) gegen deren Väter zu beeinflussen bzw. auf ihre Seite zu ziehen versuchte. Besonders massiv hat Arthur Moeller van den Bruck (geb. 1876) die Vorwürfe seiner Altersgruppe gegen die Wilhelminer formuliert und ihnen politische Inkompetenz und kulturelles Versagen vorgeworfen. „Die Schuld trifft nicht nur den Kaiser“, schrieb er 1904, „sie trifft seine Generation mit, die sich ein Zeitalter wilhelminischer Laienhaftigkeit gefallen ließ“, und kam zu dem Schluß: „Ein Blutwechsel tut der Nation not, eine Empörung der Söhne gegen die Väter, die Ersetzung des Alters durch die Jugend.“¹⁹

Es dürfte mehr als ein Zufall gewesen sein, daß zu den Autoren der Meißner-Festschrift kein einziger „echter“ Wilhelminer gehörte: Acht von ihnen zählten zu den Vertretern der vorhergehenden Altersgruppe (geb. um 1850), und die übrigen 21 Verfasser von Grußbotschaften waren deutlich jünger, nämlich fast alle nach 1867 geboren. Nur zwei Autoren mit eher unerheblichen Texten (der Verleger Karl Henckell und der Bildhauer Hermann Obrist, beide aus München) gehörten den Jahrgängen 1863 bzw. 1864 an. Entsprechend dieser klaren Zweiteilung der Schreiber der „Freundesworte“ in „Großväter“ einerseits und etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre ältere Freunde andererseits unterschieden sich auch die Inhalte und Stoßrichtungen der Appelle und der auf die Meißner-Jugend bezogenen Visionen. Ohne daß das jetzt hier breit belegt werden kann, läßt sich aus den Texten herauslesen, daß die an der Schwelle zum siebten Lebensjahrzehnt stehenden Älteren, wie die bereits zitierten Professoren Delbrück, Jodl und Natorp, aber auch die fünf anderen (Kerschensteiner, die Brüder Cornelius und Ludwig Gurlitt, der Althistoriker von Pöhlmann und der Mediziner von Gruber) intensive Beschwörungen an die Jugend formulierten, sich gegen den „Seelenfang“ (Gurlitt) durch Staat, politische Parteien, Kirchen und Ideologien aller Art sowie gegen die vielfältigen massenzivilisatorischen Verführungen zur Wehr zu setzen, aber dabei nicht „die

¹⁸ Vgl. *Martin Doerry*, Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs (Weinheim, München 1986).

¹⁹ Ebd. 31f; *Arthur Moeller van den Bruck*, Die Deutschen, Bd. 1: Verirrte Deutsche (München 1904) 142; auch *Barbara Stambolis*, Der Mythos der jungen Generation (Diss. Bochum 1982) 28; im folgenden zitiert: *Stambolis*, Mythos.

unabsehbar reiche Kulturarbeit der früheren Generationen“ zu mißachten. Das Treffen auf dem Hohen Meißner schien ihnen ein Beweis zu sein, daß die jugendbewegten Teile des Nachwuchses auf dem richtigen Wege waren; in sie setzten sie ihre Hoffnungen, zumal – so Gurlitt – diese Jugend nicht mehr den ihr von oben vorgesetzten Führern folgen wolle, sondern „sich nach altgermanischer Sitte ihre Herzöge selbst küre“²⁰. Das spätere Motto „Jugend soll durch Jugend geführt werden“ klingt also bereits hier an. Selbstkritisch hatte Gurlitt schon vorher der jungen Generation die Aufgabe zugeschrieben, sie solle aus eigener Kraft aufbauen, „was wir haben verfallen lassen“²¹. Ähnlich wie Gurlitt betonten deshalb fast alle Autoren, daß die Jugend unbedingt ihren Weg allein finden müsse. Alfred Weber (geb. 1868) drückte diese Grundüberzeugung mit am klarsten aus, indem er schrieb: „Die größte Gefahr, die einer Jugendbewegung drohen kann, ist, nicht auf sich selbst zu stehen. Was sie will, muß sie fühlen, und was sie fühlt, das soll sie tun.“²²

Einige der jüngeren Autoren versuchten dennoch zumindest implizit, sich selbst als Wegweiser zu neuen Ufern zu empfehlen und entsprechende inhaltliche Perspektiven zu zeigen, so der Reformpädagoge Gustav Wyneken (geb. 1875)²³ und die Schriftstellerin Gertrud Prellwitz (geb. 1869), übrigens die einzige Frau unter den Grußwortschreibern²⁴. So bot sich z. B. Wyneken an, der Meißner-Jugend die Richtung zu einer „noch zu erarbeitenden neuen Jugendkultur“ zu weisen, in der dann die verschiedenen lebensreformerischen Einzelbestrebungen ihren „allen gemeinsamen Gesichtspunkt“ finden würden. Ins Zentrum der von ihm empfohlenen Zukunftsstrategie stellte er das Feld, das seiner Meinung nach am meisten für die Entstehung des von ihm scharf kritisierten Philistertums verantwortlich war: die Schule. Die neue Jugend – so Wyneken – solle sich die Schule als ihr „geistiges Heim“ erobern; nur so werde sie der Welt wirkliche „Wiedergeburt und Verjüngung“ schenken können und „jene ersehnte innerliche Kultursynthese“ zum Blühen bringen, „die frühere Zeiten Religion nannten“. Deshalb lautete sein Fazit: Die Zeit des Plänkels, des Spiels und der idyllischen Selbstgenügsamkeit sei nun vorüber; jetzt gelte es, „zum Angriff auf die Schule überzugehen; sie muss unser, sie muss der Jugend werden. Dieser Kampf wird mehr und mehr die nächsten Jahre und Jahrzehnte ausfüllen.“ Und er fügte hintergründig hinzu: „Möge die Jugend ihren neuen Instinkt darin bewahren, daß sie ihre Führer zu finden weiß.“²⁵ Daß er u. a. sich selbst damit meinte, belegt seine große Rede während des Meiß-

²⁰ Mogge, *Reulecke*, Festschrift 161.

²¹ Ludwig Gurlitt, *Der Deutsche und sein Vaterland. Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen* (Berlin 1902) 12.

²² Mogge, *Reulecke*, Festschrift 247.

²³ Zu Wyneken siehe Jantzen, *Namen und Werke* 1, 321–328.

²⁴ Zu Gertrud Prellwitz s. *ders.*, *Namen und Werke* 4 (Frankfurt a.M. 1976) 229–234, außerdem Janos Frecot, *Johann Friedrich Geist, Diethart Kerbs, Fides 1868–1948. Zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen* (Hamburg 1997) passim.

²⁵ Mogge, *Reulecke*, Festschrift 250 f.

ner-Festes und sollten dann seine vielen Schriften und Stellungnahmen in den nächsten Jahren zeigen²⁶.

Die knappen Ausführungen von Gertrud Prellwitz in der Meißner-Festschrift mit dem Titel „Die Ehe und die neue Zeit“ zielten auf eine weitere Handlungsperspektive, die der Meißner-Jugend nahegelegt wurde und Aufsehen erregen sollte²⁷. Eher verklausuliert und vorsichtig als klar hatte sie den „jungen, freudigen Frühlingskräften“ des Meißner-Treffens nahegelegt, gerade auch im Bereich der Liebe und Erotik der eigenen „Linie der inneren Sicherheit“ anstatt der äußeren „Linie der Konvention“ zu vertrauen, wobei sie für die volle „Freiheit der lebensechten Innerlichkeit“ im Bewußtsein hoher Selbstverantwortung und innerster Wahrhaftigkeit plädierte und jede Art von Zuchtlosigkeit scharf ablehnte. Ihre Vision lief auf eine Zukunft hinaus, in der die neuen Menschen ein „ernstes Verantwortungsgefühl gegenüber dem wichtigen, heiligen Lebensgute, das (die) Natur dem Menschen anvertraute, dem Liebesvorgang“ entwickelt haben würden. Der Satz, der – aus dem Zusammenhang gerissen – in den folgenden Debatten den meisten Anstoß erregen sollte und zu der platten Unterstellung führte, die Prellwitz habe die Meißner-Jugend zur freien Liebe aufgefordert (zumal man auf dem Hohen Meißner auch für die Praktizierung der Nacktkultur eingetreten sei), lautete: „Wenn (sich) zum Beispiel die edlen jungen Kräfte der Quelle des Lebens, der Liebe nahen, da starrt ihnen etwas Todfremd-Feindliches entgegen: die heutige Form der Ehe.“ Die folgende Fortsetzung des Gedankens unterschlugen dann allerdings die Kritiker, wenn sie empört die Prellwitz zitierten: „Die Ehe, wie das Gesetz sie uns bietet, wie die Sitte sie heiligt, legt das Schwergewicht auf den äußeren Schutz und Halt. Dadurch entsteht ein Zwang, ein beabsichtigter, und, unbeabsichtigt, eine sittliche Dumpfheit, Äußerlichkeit, Gedankenlosigkeit, Heuchelei, die jede heimliche Unredlichkeit zudeckt.“²⁸ In eher zurückhaltender Form hatte die Autorin hier also einen Gedanken vertreten und visionär in die Zukunft verlängert, der in den Kreisen der Frauenbewegung schon seit der Jahrhundertwende breit diskutiert worden war und auf eine „neue Ethik“ in den Geschlechterbeziehungen hinauslief, in denen das freie Einverständnis beider Partner die Basis sein sollte²⁹. Die fünfte Strophe des 1913 von dem Meißner-Fahrer Hermann Claudius (geb. 1878)³⁰ gedichteten Textes des wohl mit am meisten gesungenen Jugendbewegungsliedes „Wann wir schreiten Seit’ an Seit’“ griff gemäß

²⁶ Vgl. die Rede, die Wyneken auf dem Hohen Meißner gehalten hat (ebd. 293–301); sowie die als Broschüren von ihm seit 1913 in mehreren Auflagen verbreiteten Schriften „Die neue Jugend. Ihr Kampf um Freiheit und Wahrheit in Schule und Elternhaus, Religion und Erotik“ (München 1913); und *ders.*, Was ist „Jugendkultur“? (München 1913).

²⁷ Vgl. Mogge, Reulecke, Festschrift 235–238; von ihr stammt auch ein weiterer Beitrag mit dem Titel „Was ist Vaterlandsliebe?“, in: ebd. 232–235.

²⁸ Ebd. 236 f.

²⁹ Siehe dazu Ute Frevert, Die Zukunft der Geschlechterordnung. Diagnosen und Erwartungen an der Jahrhundertwende, in: *dies.* (Hrsg.), Das Neue Jahrhundert. Europäische Zeitdiagnosen und Zukunftsentwürfe um 1900 (Göttingen 2000) 146–184, bes. 168 ff.

³⁰ Zu Claudius s. Jantzen, Namen und Werke 1, 43–50.

dem Refrainmotto „Mit uns zieht die neue Zeit“ genau diese Utopie auf und verkündete metaphorisch:

„Mann und Weib und Weib und Mann
Sind nicht Wasser mehr und Feuer.
Um die Leiber legt ein neuer
Frieden sich. Wir blicken freier,
Mann und Weib uns an.“

Die in der Festschrift vehement vorgetragenen Visionen bzw. Versuche von Gustav Wyneken und Gertrud Prellwitz, die Meißner-Jugend für von ihnen empfohlene spezielle Ziele und Handlungsfelder zu begeistern, sind deshalb hier ausgewählt worden, weil sie ganz erhebliche Nachspiele haben sollten, denn sie schienen – so registrierten es vor allem Kreise in Bayern – massive Gefährdungen für die innere Stabilität, Religion und Sitte der Wilhelminischen Gesellschaft zu enthalten. Neben scharfen Reaktionen in einer Reihe von konservativen Zeitungen kam es Ende Januar 1914 im Bayerischen Landtag zu einer erregten Debatte, in welcher der Hauptredner, der Zentrumsabgeordnete und Bamberger Gymnasialprofessor Sebastian Schlittenbauer (geb. 1874), unterstützt durch viele weitere Abgeordnete aus fast allen Parteien und Kultusminister Eugen von Knilling (geb. 1865), das Urteil fällt: „Die Ziele dieser freideutschen Jugendkultur sind Kampf gegen das Elternhaus, gegen die Schule, gegen jede positive Religion und gegen den Patriotismus.“³¹ Dem Minister rief Schlittenbauer abschließend unter dem Beifall des Hauses zu: Gegen diese modernen „destruierenden“ Bestrebungen könnten „kein schwächliches Paktieren ... und keine mattherzige Stellungnahme (helfen). Da heißt es: Nur immer feste druff!“ Und der liberale Abgeordnete Günther begründete die entschiedene Ablehnung der neuen Jugendkultur durch seine Partei mit den Worten: Liberalismus sei nicht Libertinismus; durch die neue Jugendkultur würden „nicht Männer von Charakter herangezogen, sondern aufgeblasene Frösche“, aber gerade die liberale Bewegung verlange ganze Männer³².

Es läge jetzt nahe, kann aber hier nicht unternommen werden, diese exemplarische Debatte am Vorabend des Ersten Weltkriegs detaillierter darzustellen. Ein erwähnenswerter Aspekt an ihr war jedenfalls, daß es neben Pauschalverurteilungen wie den oben zitierten vor allem scharfe Zurückweisungen der – meist aus dem Kontext gerissenen – Äußerungen von Gustav Wyneken und Gertrud Prellwitz waren, die ahnen lassen, daß eine deutliche Kritik an den Verhältnissen in der Schule und in der bürgerlichen Familie und Ehe als massives Rütteln an den Grundfesten der damaligen Gesellschaft verstanden wurde. Schlittenbauer hat mit seinem Satz: „Das Volk hat nur eine Jugend zu verlieren; wenn diese verdorben ist, ist das ganze Volk verdorben“ die durch Äußerungen aus dem Umfeld des Meißner-Festes ausgelösten Ängste in der Vätergeneration recht eindeutig auf den Punkt gebracht. Wie in einem Brennspiegel zeigen diese bemerkenswerten Aus-

³¹ Vgl. die Broschüre „Die Freideutsche Jugend im Bayerischen Landtag“ (Hamburg 1914) hier: 3.

³² Ebd. 5.

einandersetzungen in Bayern ebenso wie die vielfältigen entsprechenden Reaktionen in der damaligen Presse sowohl zum Meißner-Fest und seinem Umfeld als auch zu einer in diesem Kontext ebenfalls massiv ins Schußfeld geratenen „Zeitschrift der Jugend“ mit dem Titel „Der Anfang“, herausgegeben von Gustav Wyneken zusammen mit dem Wiener Freud-Schüler Siegfried Bernfeld (geb. 1892)³³, an welchen Frontlinien bzw. vor dem Hintergrund welcher generationsspezifischer Wahrnehmungen und Strategien die Frage nach den Zukunftsvisionen im Spätwilhelminismus verhandelt wurde. Es wäre reizvoll, darüber zu spekulieren, wie die Debatte weitergegangen wäre, wenn sie nicht im Sommer 1914 durch den Beginn des Ersten Weltkriegs in dieser kontroversen Form schlagartig überholt worden wäre.

Gegen die vielen Einwürfe und entstellenden Darstellungen in der Presse und besonders im Bayerischen Landtag mit ihren Folgen – der Wandervogel und die jugendbewegten sog. „Schülersprechsäle“ um die Zeitschrift „Der Anfang“ wurden in Bayern ebenso wie das Wandervogelliederbuch „Der Zupfgeigenhansl“ verboten – wehrte sich die Freideutsche Jugend, die in München besonders stark vertreten war, in einer bis dahin einmaligen Art: Sie veranstaltete in der Münchener Tonhalle am 9. Februar 1914 mit großem Erfolg eine sog. „Aufklärungsversammlung“, zu welcher der Heidelberger Kulturphilosoph und Soziologe Alfred Weber (geb. 1868) als Hauptredner gewonnen werden konnte und bei der Gustav Wyneken eine beeindruckende Verteidigungsrede hielt. Anwesend waren neben Siegfried Bernfeld und vielen Vertretern jugendbewegter Gruppierungen auch Ludwig Gurlitt, Ludwig Quidde und Arnold Zweig. Weber begrüßte in seiner Rede nachdrücklich die von der Freideutschen Jugend angestoßene Diskussion über Autorität und Freiheit und lobte die jungen Leute, weil sie „mit Dingen fertig geworden (seien), an die kein Mensch unserer Generation als spontane Leistungen der Jugend gedacht hat“³⁴. Er hielt ihre Aktionen für eine „geglückte Überrumpelung“ der Wilhelminischen Gesellschaft und forderte die Freideutsche Jugend auf, sich durch die vielen öffentlichen Repressalien nicht zerbrechen zu lassen und auch weiterhin „nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen zu handeln“, damit sie „jenes Geschlecht vielleicht schaffen könne“, von dem Deutschland seit hundert Jahren geträumt habe.

Die an die Jugendbewegung herangetragenen hoffnungsfrohen Erwartungen älterer Freunde und die gleichzeitig mit ihrem Aufblühen verbundenen Befürchtungen und Bedrohungsszenarien waren nur die eine Seite der Medaille. Im Kontext dieses ersten Höhepunktes der Auseinandersetzung über Sinn und Richtung der Jugendbewegung um 1913 fühlten sich auch die inzwischen älter gewordenen Wandervögel und jungen Freideutschen selbst aufgerufen, ihre Bewegung zu in-

³³ Siehe dazu *Klaus Laermann*, Der Skandal um den Anfang. Ein Versuch jugendlicher Gegenöffentlichkeit im Kaiserreich, in: *Thomas Koebner, Rolf-Peter Janz, Frank Trommler* (Hrsg.), „Mit uns zieht die neue Zeit“. Der Mythos Jugend (Frankfurt a.M. 1985) 360–381; im folgenden zitiert: *Koebner u.a., Mythos Jugend*. Vgl. auch *Ulrich Herrmann*, Die Jugendkulturbewegung. Der Kampf um die höhere Schule, in: ebd. 224–245.

³⁴ „Die Freideutsche Jugend im Bayrischen Landtag“ (Hamburg 1914) 19.

interpretieren. Seither entstand eine kaum mehr zu überschauende Flut von z.T. pathetischen Selbstdeutungen, aber auch gelegentlich durchaus selbstkritischen Äußerungen, die dann oft von den nachgeborenen Geschichtsschreibern und späteren Interpreten als Quellen zur Beschreibung angeblicher Realität oder als Ansatz zu massiver rückblickender Verurteilung benutzt werden konnten.

Eine zweite Welle zukunftsgerichteter Zuschreibungen an die Jugendbewegung entstand um 1920 und war Ausdruck jener Stimmungslage, die sich etwa auch in der Präambel des 1922 entworfenen Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes folgendermaßen niedergeschlagen hat: Zur körperlichen, geistigen und sittlichen Gesundheit und Erneuerung des niedergebrochenen deutschen Vaterlandes – so heißt es dort – müsse an erster Stelle bei der Jugend begonnen werden; sie solle befähigt werden, in Zukunft starke neue Kräfte zu entfalten³⁵. Klaus Vondung hat u. a. am Beispiel des 1918 erschienenen ersten Buches von Ernst Bloch „Der Geist der Utopie“ gezeigt, in welcher ausgreifender Weise direkt nach Kriegsende apokalyptisches und utopisches Denken als Reaktion auf die tiefe gesellschaftliche Sinnkrise geradezu zu einer Art intellektueller Mode wurde³⁶. Ernst Bloch (geb. 1885) hat übrigens später in seinem ab 1938 verfaßten Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“ die Jugendbewegung ausdrücklich in sein System der „Sozialutopien“ einbezogen und sie als ein „Beweisstück für den fragmentarischen und realutopischen Charakter der ‚noch nicht‘ zur Heimat gewordenen Welt“ bezeichnet³⁷.

Besonders klingend äußerte sich nach Kriegsende 1918/19 der Züricher Ethikprofessor und Erziehungswissenschaftler Friedrich Wilhelm Foerster (geb. 1869) über die Jugendbewegung, indem er ihr bestätigte, sie sei „das Schneeglöckchen mitten im harten deutschen Winterschnee“. Sie läute „den deutschen Frühling ein, sie (sei) ein wahrer Trost für jeden Deutschen, der schon daran verzweifeln wollte, daß sich die deutsche Seele jemals wieder aus der Verzauberung lösen werde, in die sie durch ihre Hinwendung zur Machtpolitik unwiederbringlich verstrickt schien“³⁸. Und er wiederholte ein damals viel zitiertes Motto, das in diversen Abwandlungen noch mehrfach im 20. Jahrhundert ertönen sollte: „Los von den Sünden der Väter!“ Allerdings war Foerster bei aller Euphorie über den „freideutschen Mensch(en)“ als einen neuen Jugendtypus, der zweifellos „zu größten Hoffnungen berechtig(e)“, nicht blind gegenüber inzwischen sichtbar gewordenen Fehlentwicklungen: Der jugendbewegte Mensch – so Foerster – sei nämlich in der Gefahr, nicht von sich selbst loszukommen und vor lauter Freude an sich selbst in einen inneren Stillstand, „nämlich in Selbsttäuschung und Phrasenmache-

³⁵ Zum Reichsjugendwohlfahrtsgesetz siehe *Christa Hasenclever*, Jugendhilfe und Jugendgesetzgebung seit 1900 (Göttingen 1978) bes. 54 (zur Begründung des Gesetzentwurfs).

³⁶ *Vondung*, Apokalypse bes. 225–257.

³⁷ Siehe dazu *Eckard Holler*, Ästhetik des Widerstandes und politisches Engagement in der bündischen Jugend, in: *Peter Ulrich Hein* (Hrsg.), Künstliche Paradiese der Jugend (Münster 1984) 73–99, bes. 85 ff.; im folgenden zitiert: *Holler*, Ästhetik.

³⁸ *Friedrich Wilhelm Foerster*, Jugendseele, Jugendbewegung, Jugendziel (München, Leipzig 1923) 7.

rei“ zu verfallen³⁹. Diese Gefahr hat der selbst von der Wandervogelbewegung geprägte evangelische Pfarrer und spätere Bischof Wilhelm Stählin (geb. 1883) noch krasser charakterisiert, als er in einer weit verbreiteten Broschüre aus dem Jahre 1922 mit dem Titel „Fieber und Heil in der Jugendbewegung“ sowohl das Motto „Los von den Sünden der Väter“ als auch „diese ewige Umschmeichelung der Jugend, wie sie namentlich Gustav Wyneken leider geübt hat,“ als „Verbrechen an der Jugend“ kritisierte: Unter der „Firma des Wandervogels und der Jugendbewegung“ seien auch ein „jugendlicher Größenwahn und eine jeder Ehrfurcht bare Frechheit groß (geworden)“⁴⁰. Noch massiver äußerte er sich mit Blick auf aus rassistisch-völkischen Kreisen stammende Utopien, die der Jugendbewegung nahe legten, in „Rasse-Siedlungen“ eine möglichst gesunde und reine Rasse „arischer Abstammung“ zu züchten. Diesen Gedanken hielt er für eine „barbarische Scheußlichkeit“ und warnte die Jugendbewegten nachdrücklich davor, sich auf solche Experimente einzulassen⁴¹. Stattdessen forderte er sie auf, den Aufruf zu Tat und Formgebung als Aufruf zum politischen Handeln in dem Sinn zu verstehen, „daß sie im sozialen Ganzen wirken und kämpfen für das, was sie als Heil erkannt haben“. Was das im einzelnen sein sollte, erläuterte Stählin in auch heute noch beachtlicher Weise, doch produzierten viele andere Autoren gleichzeitig eine solche Fülle pathetischer und tiefsinnig gemeinter Ideen, daß der der Jugendbewegung eigentlich wohlwollend gegenüberstehende Philosoph Max Scheler (geb. 1874) schon 1923 bedauernd schrieb, die allzu „gesteigerte Reflexion auf das ‚Jungsein‘ und seinen Selbstwert und die oft bis zur *Geistes- und Vernunftverachtung* fortschreitende Überbetonung der ‚Lebens‘- und ‚Vital‘werte gegenüber den Werten des Geistes“ seien höchst bedenklich, und er fügte hinzu: „Ja, diese ewige Reflexion auf die Jugend – ist sie nicht selbst im Grunde *unjugendlich*?“ Aber auch Scheler setzte große Erwartungen darauf, daß das deutsche Volk im Sinne des „Stirb und Werde“ mit Hilfe dieser Jugend seinen „kritischen Punkt“ überwinden werde, und glaubte in der Jugendbewegung, „in ihrem Glauben, in ihrer Kraft, in ihrer Hoffnung“, den „geheimnisvolle(n) Vorgang der ‚Wiedergeburt‘ des geistig-moralischen Springquells“ der Nation zu entdecken⁴².

Die zweite Hälfte der 1920er Jahre erzeugte zwar auch weiterhin manche hochgestimmten Beschwörungen jugendbewegten Wollens, und in jugendbewegten Gruppen schwärmte man in selbstverfassten Liedern und Geschichten von ästhetisch ausgeschmückten Traumwelten, von „Eutopien“ mit Namen wie „Thule“, „Falado“⁴³ und „Arkadien“, aber die selbstkritischen Stimmen und realistischeren Beurteilungen nahmen zu. So beklagte z.B. 1927 der aus der Freideutschen Ju-

³⁹ Ebd. 357.

⁴⁰ Wilhelm Stählin, *Fieber und Heil in der Jugendbewegung* (Hamburg 1922) 16f.

⁴¹ Ebd. 78.

⁴² Max Scheler, *Jugendbewegung*, in: *ders.*, *Gesammelte Werke*, Bd. 6 (Bern, München 1963) 396.

⁴³ Vgl. z.B. Jürgen Reulecke, *Wo liegt Falado? Überlegungen zum Verhältnis von Jugendbewegung und Heimatbewegung*, in: Edeltraud Klueting (Hrsg.), *Antimodernismus und Reform* (Darmstadt 1991) 1–19.

gend stammende Jurist Normann Körber (geb. 1891) die „oft in blassen Ästhetizismus oder intellektuellen Formalismus ausartende Haltung der Freideutschen Jugend“ und hielt ihr die gleichzeitige Vitalität der proletarischen Jugend entgegen. Enttäuscht stellte er fest, daß die Freideutschen „kein inhaltlich bestimmtes, lebendiges Bild vom Menschen aus sich herauszustellen vermocht (hätten)“⁴⁴. Der schon zitierte Wilhelm Stählin kritisierte gleichzeitig, daß die Jugendbewegung Jugendlichkeit als Wert an sich propagiert und damit den Weg der Jugend zur Reife „maßlos erschwert“ habe: „Jugend *ohne* den Blick auf die Reife, die den Heranwachsenden verantwortlich und mitgestaltend in diese Welt hineinstellt“, sei letztlich bloß „eine groteske Komödie“ – so Stählin⁴⁵. Die schärfste Kritik aber kam von außen und setzte ebenfalls an der Enttäuschung an, daß die utopischen Entwürfe und „der ungeheure Aufwand, der in der Jugendbewegung geleistet (werde), ... für die Umgestaltung der Gesellschaft in Deutschland fast vertan (gewesen sei)“: Unter den Titeln „Die tote Last“ und „Alte Wandervögel“ veröffentlichte 1926 Ignaz Wrobel alias Kurt Tucholsky (geb. 1890) in der „Weltbühne“ zwei höchst bissige Artikel⁴⁶, in denen er der Jugendbewegung vorwarf, sie sei bloß das gewesen, „was deutsche Organisationswut, Reglementstorheit und Gruppenspiel immer gewesen (sei): Selbstzweck“. Der gewaltige „Seelenrummel“ sei „langsam verdunstender Dampf, der nie ein Rad getrieben ... eine Lokomotive, die das Holz sägt, mit dem sie gefeuert wird“, und er bedauerte, „wie viel anständige Gesinnung, wie viel wahrhaftiger Idealismus hier ... abgefangen, in eine Sackgasse geleitet (worden sei)“. Auf Tucholskys Fazit, „das Missverhältnis zwischen den geradezu sektiererischen Aufregungen der Klüngel und ihrer tatsächlichen Wirksamkeit (sei) schlichtweg lächerlich“, antwortete ihm – ebenfalls in der „Weltbühne“ – Max Barth, ein Vorkriegswandervogel, mit der desillusionierten Erklärung, um die großen Ziele der Jugendbewegung in der Gesellschaft erreichen zu können, hätte es einer „intakte(n) Generation Intakter mit geschlossenem Willen oder ein(es) große(n) Einzelne(n)“ bedurft; aus dem Krieg seien jedoch nur „Fragmente einer defekten Generation“ mit einem „seelischen Knacks“ zurückgekommen, deren ehemalige „revolutionäre Bewegung“ als Bewegung einer „unbürgerlichen Bürgerjugend“ zudem bald durch die Alten ruiniert worden sei: vor allem durch Lebensreformer aller Bekenntnisse und durch Nationalisten⁴⁷. In Form vieler versprengter „Individualitäten“ sei aber im Alltag durchaus

⁴⁴ Normann Körber, Das Bild vom Menschen in der Jugendbewegung und unsere Zeit, wieder abgedruckt in: Grundschriften der deutschen Jugendbewegung, hrsg. v. Werner Kindt (Düsseldorf, Köln 1963) 472–487, hier: 481.

⁴⁵ Wilhelm Stählin, Vom Schicksal und Sinn der deutschen Jugend (Wülfingerode-Sollstedt 1927) 68.

⁴⁶ Ignaz Wrobel, Alte Wandervögel, in: Die Weltbühne 22 (1. Hj. 1926) 966–969; ders., Die tote Last, in: Die Weltbühne 22 (2. Hj. 1926) 855–857.

⁴⁷ Max Barth, Die Letzten der Mohikaner, in: Die Weltbühne 22 (2. Hj. 1926) 966 f.; s. auch die ebenfalls deutliche Selbstkritik des ehemaligen Jugendbewegten Max Peters, Partei der Jugend: Deutsche Linke, in: Die Weltbühne 21 (2. Hj. 1925) 736: Man habe erst nach 1923 zu entdecken begonnen, daß man „der Wirklichkeit gegenüber nichts vorzuweisen hatte“. Vgl.

inzwischen ein neuer Typus Mensch wirksam, und dieser habe als Wertvollstes Kinder hervorgebracht, „die ein besserer Wurf und eine tüchtigere Sorte (seien), als wir seinerzeit gewesen sind“. Diese Kinder sollten dann später – so ist aus der Rückschau anzumerken – die „Hitlerjugendgeneration“ genannt werden.

In den Älteren- und Führerkreisen der Jugendbewegung bahnte sich gegen Ende der 1920er Jahre aufgrund der genannten Erkenntnisse ein Trend an, der als Entwicklung „von der Utopie zur Sozialreform“ bezeichnet worden ist⁴⁸. D.h. statt der Propagierung hochfliegender Perspektiven und utopischer Ziele engagierte man sich zunehmend – dies trifft besonders auf das Umfeld der „Deutschen Freischar“ zu, eines 1927 erfolgten Zusammenschlusses mehrerer Wandervogel- und Pfadfinderbünde – in sozialen Projekten und startete eine Reihe bemerkenswerter Experimente, so z.B. die Gründung freier Volksbildungsstätten, Landvolkshochschulen und eines Musikheimes, die Einrichtung von Wohnheimen und freiwilligen Arbeitslagern für arbeitslose Jugendliche u.ä. Allerdings führten diese Aktivitäten gleichzeitig dazu, daß sich ab 1928/29 die jüngere Jugendbewegungsgeneration der im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg Geborenen gegen eine solche „Politik“ ihrer Bundesführer auflehnte und rebellierte. Mit anderen Worten: Der offensichtliche Verlust utopischen Potentials in den Bünden provozierte neue Auf- und Ausbrüche, allen voran die des Eberhard Köbel, genannt tusk (geb. 1907), der Ende 1929 seine d.j.1.11 (deutsche jungenschaft vom 1.11.) gründete und damit die gesamte bündische Szene bis zum Verbot der Bünde 1933 für kurze Zeit in erhebliche Beunruhigung versetzte. Von ähnlich exemplarischer Bedeutung und ausstrahlender Wirksamkeit war gleichzeitig das ebenfalls 1929 gegründete „Graue Korps“ Alfred (fred) Schmidts (geb. 1899), der ausdrücklich die (Selbst)Erziehung in einem Jungenbund – verstanden als „politisches Schutzgebiet“ – als Voraussetzung dafür ansah, daß demnächst ein „Aufstand der jungen Generation“ ein neues Reich schaffen werde, in dem dann die besten Kräfte der bündischen Jugend mit den besten Kräften der Arbeiterjugendbewegung zusammenwirken würden⁴⁹. Neben solchen Perspektiven waren es vor allem die mitreißenden neuen Stilformen und die ästhetisch überhöhte „Sozialutopie“ eines soldatisch-disziplinierten Jungenreichs unter der charismatischen Führung eines „großen Kameraden“, die viele der damals 14- bis 20-jährigen begeisterten⁵⁰ – dies

dazu auch *Frank Trommler*, *Mission ohne Ziel. Über den Kult der Jugend im modernen Deutschland*, in: *Koebner u.a., Mythos Jugend 14–49*, bes. 25 f.

⁴⁸ *Ortrud Wörner-Heil*, *Von der Utopie zur Sozialreform* (Darmstadt, Marburg 1996).

⁴⁹ *Alfred Schmid*, *Aufstand der Jugend* (Berlin 1930), hier zit. nach der Dokumentation der Jugendbewegung, Bd. 3, hrsg. von *Werner Kindt* (Düsseldorf 1974) 941–945; s. auch *Stambolis*, *Mythos* 287 ff. (zu Köbel und Schmid). *Hans Mommsen* hat in der Diskussion insbesondere auf einen von Alfred Schmid 1931 gedrehten Film über das „Graue Korps“ mit dem Titel „Der Ruf“ hingewiesen, in dem eindrucksvoll in einer symbolischen Handlung die Utopie eines zukünftigen Zusammengehens des kämpferisch-soldatischen und des lyrisch-geistigen Prinzips ästhetisch umgesetzt worden ist. Siehe zur Entstehung dieses Films *Wilhelm Wald*, *Inseln der Unantastbarkeit* (Heidenheim 1980).

⁵⁰ Vgl. *Holler*, *Ästhetik* 82 ff.

mit diversen Nachwirkungen weit über den Zweiten Weltkrieg hinaus, aber auch z. B. für jugendliche Widerstandskreise wie die „Weiße Rose“.

Der erwähnte Verlust an werbewirksamem Utopiegehalt in den inzwischen etablierten älteren Bündnissen der bürgerlichen Jugendbewegung hatte aber auch zur Folge, daß das plakative Utopieangebot der Nationalsozialisten, die zur Umwerbung der jungen Generation bedenkenlos jugendbewegte Stilmittel, Begriffe und Teilkonzepte kopierten und einsetzten, bei einer wachsenden Zahl junger Leute aus den Bündnissen Anklang fand, zumal Agitatoren aus der Frontkämpfergeneration wie Gregor Strasser (geb. 1892) mit seinem Slogan „Macht Platz, ihr Alten“ in der aufgeheizten Stimmungslage um 1930 Wege zu zeigen schienen, wie man das ungeliebte, „verknöcherte System“ von Weimar hinwegfegen konnte. Auch wenn radikale rechte Kreise vielerlei utopisch-völkische und rassistische Gedankengebäude produzierten und sie der Jugend anpriesen, so war letztlich das jetzt bewegende Element im wesentlichen ein immer hektischer werdender und auf Kampf drängender Aktionismus, der die – wie Peter Suhrkamp sie damals genannt hat⁵¹ – „Söhne ohne Väter und Lehrer“ mitriß: In der Zeitschrift „Die Tat“ vom Juni 1930 hat Uttmann von Elterlein (geb. 1902) die historische Mission der „jungen Generation“ z. B. folgendermaßen beschworen: „Das Gesicht des XX. Jahrhunderts wird von denen geprägt, die dieses Verhältnis (oder Missverhältnis)“ – gemeint ist hier lt. Autor das aus früheren Jahrhunderten ererbte Verhältnis von Materialismus und Spiritualismus, von Rationalismus und Idealismus – „als Befehl zum Kämpfen empfinden. Also gehören Frontgeneration und alle folgenden Jahrgänge zusammen; nicht, weil sie wollen (das ist nebensächlich), sondern, weil die Geschichte so will“⁵². Und dieses Kämpfen sollte dann, so verkündeten die NS-Ideologen, allen voran der Berliner Philosoph und Professor für politische Pädagogik Alfred Baeumler (geb. 1887), die Aufgabe disziplinierter Jungmännerbünde sein: Ihre innere Kraftquelle, aus der heraus der NS-Zukunftsstaat gespeist werden würde, sei ihr „heroischer Enthusiasmus“. Der Gegner, den diese Bünde allerdings vorher zu überwinden hatten, war laut Baeumler die bürgerliche Lebensform. Deshalb bestand seiner Meinung nach die Aufgabe der nationalsozialistischen Revolution darin, zunächst einmal das „intimste deutsche Problem (zu) lösen“, nämlich dem Philisterium, d. h. der bürgerlich-liberalen Entartung des Männerbundes zu entgehen und ihn als „deutschen Männerbund ... aus der Tiefe unseres Seins und Wesens neu (zu erzeugen)“⁵³.

Indem also führende NS-Denker aus der „Frontgeneration“ die Perspektive einer männerbündisch dominierten Zukunftsgesellschaft zum Programm erhoben und ihre Bewegung als eine „bündische“ deklarierten, köderten sie die vom Rückgang des utopischen Elans in den eigenen Bündnissen enttäuschten jüngeren Jugendbewegten aus der Generation der in den zwölf Jahren vor dem Ersten Weltkrieg

⁵¹ Peter Suhrkamp, Söhne ohne Väter und Lehrer. Die Situation der bürgerlichen Jugend, in: *Neue Rundschau* 43 (1932) 681–692.

⁵² Uttmann von Elterlein, Absage an den Jahrgang 1902?, in: *Die Tat* 21 (Juni 1930) 206.

⁵³ Alfred Baeumler, Männerbund und Wissenschaft (Berlin 1934) 34.

Geborenen: Ihren „liebgewordenen Idealvorstellungen von Jugendbewegung kam die scheinbare Übernahme der bündischen Lebensform als Struktur der Hitlerjugend, der Partei und Parteimiliz entgegen“ – so lautete ein rückblickendes Urteil des Soziologen Theodor Geiger (geb. 1891)⁵⁴. In eindrucksvoller Weise hat Geiger mit dem distanzierten Blick des Emigranten kurz nach dem Kriegsende – 1950 – die spezifische Vereinnahmung der bündischen Idee und – umgekehrt – die mentalitätsgeschichtlichen „Vorleistungen“ der Bünde in der Zeit der Weimarer Republik in Richtung Nationalsozialismus analysiert. Die Utopie einer Volksgemeinschaft ohne Klassegegensätze und Parteienzwist sei – so Geiger – gerade wegen ihrer Verknüpfung mit der „Sozialutopie“ des bündischen Gemeinschaftslebens für die jugendbewegten „junge(n) Träumer und alte(n) Utopisten“ so bestechend gewesen. Allerdings ging – wie bei manchen anderen Schlagworten, welche die Nationalsozialisten für sich okkupierten – mit der Vereinnahmung des Bündischen auch eine Pervertierung des bisherigen Inhalts einher, denn die elitäre bündische Lebensform war mit den autoritären NS-Massenorganisationen eigentlich nicht vereinbar. Daß sich viele Bündische der Frontgeneration und der Vorkriegsgeneration dennoch auf diesen Etikettenschwindel einließen, habe – so Geiger – mit der nationalsozialistischen Verwandlung des „einfühlsamen Expressionismus der Jugendbewegung ... in atemloses Pathos und barbarischen Heroismus“ zusammengehangen.

Wenn Geiger in diesem Zusammenhang von „Expressionismus“ spricht, spielt er auf jenen expressiven Ästhetizismus bzw. „ästhetischen Fundamentalismus“⁵⁵ an, der im Grunde auch das, was die Jugendbewegung an utopischem Denken produziert hat oder was ihr als solches unterstellt worden ist, weitgehend ausmachte. Denn abgesehen von jenen oben zitierten, anlässlich des Meißner-Festes von 1913 von den damaligen „Großvätern“ formulierten Zukunftshoffnungen an den jugendbewegten Aufbruch der Freideutschen und der Wandervögel gerieten die meisten utopischen Zuschreibungen an die Jugendbewegung in der Folgezeit weitgehend zu einer ästhetisch ausgeschmückten Jugendmetaphysik⁵⁶. Symbole, Stilisierungen, Ritualisierungen sowie die Beschwörungen eines farbig ausgemalten Arkadiens⁵⁷ bestimmten die Vorstellungen über ein in der Zukunft herzustellendes humanes Zusammenspiel von Gesellschaft bzw. Kultur und Natur weit mehr als der Versuch, sich rational Rechenschaft über Sein, Sollen und Wollen ab-

⁵⁴ Theodor Geiger, *Die Gesellschaft zwischen Pathos und Nüchternheit* (Kopenhagen 1950) 21.

⁵⁵ Siehe dazu Stefan Breuer, *Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus* (Darmstadt 1995).

⁵⁶ Vgl. Peter Ulrich Hein, *Jahrhundertwende, Kunstenthusiasmus und Jugendbewegung*, in: ders. (Hrsg.), *Künstliche Paradiese der Jugend. Zur Geschichte und Gegenwart ästhetischer Subkultur* (Münster 1984) 24–29 (Unterkapitel „Ästhetizismus statt Utopie“).

⁵⁷ Joachim Wolschke-Bulmahn, *Auf der Suche nach Arkadien. Zu Landschaftsidealen und Formen der Naturaneignung in der Jugendbewegung* (München 1990); s. auch Jost Hermand, *Grüne Utopien in Deutschland. Zur Geschichte des ökologischen Bewußtseins* (Frankfurt a.M. 1991); sowie ders., *Der alte Traum vom neuen Reich. Völkische Utopien und Nationalsozialismus* (Frankfurt a.M. 1988).

zulegen, wie ihn etwa Wilhelm Stählin gefordert hatte. Bereits die Tatsache, daß Jugend nach dem Motto „Jugend ist eine Haltung, nicht eine Sache der Lebensjahre“ als die entscheidende utopiefähige Kraft in der Gesellschaft vom Lebensalter abgekoppelt wurde, belegt, daß vor allem Ästhetizismus der Bewegungsmotor war, der die Beschwörungen und Deutungen der Jugendbewegung in der Zwischenkriegszeit letztlich antrieb, und nicht Utopie im engeren Wortsinn. Daß damit zugleich auch eine weitgehende inhaltliche Beliebigkeit verbunden war, hat Karl Jaspers in seiner bekannten Schrift „Die geistige Situation der Zeit“ aus dem Jahre 1931 deutlich gemacht: „Hat der Mensch eigentlich kein Lebensalter mehr, so fängt er stets von vorn an und ist stets am Ende: er kann dies tun und auch das, und einmal dies, ein andermal jenes; alles scheint jederzeit möglich zu sein, nichts eigentlich wirklich.“⁵⁸

Dennoch gab es jugendbewegte Zirkel, die sich seit etwa 1929/30 darum bemühten, ein auf kritischer Befragung beruhendes, differenziertes Verhältnis zum Nationalsozialismus zu gewinnen. Ein Beispiel dafür ist die Münchener Hochschulgilde „Greif“, in der um 1930 der damals 22-jährige Theodor Schieder (geb. 1908) „Gildenmeister“ war. Hier wurde angesichts der immer stärker bewußt werdenden Herausforderung durch den Nationalsozialismus und angeregt durch die Argumente der „konservativen Revolution“, wie sie vor allem im Tat-Kreis diskutiert wurden, intensiv über die Situation des Parteiensystems, die „Krise des Parlamentarismus“ und die Zukunftsoptionen der „jungen Generation“ debattiert. Trotz einiger Sympathie zur nationalsozialistischen Bewegung und trotz deren „innerer Verwandtschaft mit dem, was man unter bündischer Bewegung versteht“, betonte Schieder in einem Grundsatzartikel im „Rundbrief“ der Gilden die Unterschiede und vor allem die Notwendigkeit des Entwurfs von Zukunftsperspektiven über den von den Nationalsozialisten plakativ und demagogisch vorgetragenen „Generalnenner“ hinaus: Dieser bestehe im Grunde nur aus einigen „großen Negationen“! Von den Nationalsozialisten würden bloß „Absolutierungen vorgenommen und die eigentlich wirksamen historischen Kräfte dahinter verschleiert. Und Lösungen, die nur Durchgangslösungen sind, vorläufige Mittel, die Formen des bestehenden Staates zu bekämpfen, (würden) als Endlösungen ausgegeben“. Das Fazit Schieders lautete deshalb: „Für uns beginnt dahinter erst das feste Neuland.“⁵⁹ Die eigentlich zukunftssträchtige NS-Bewegung – so Schieder – sei noch viel zu sehr „mit einem in der Vergangenheit verhafteten und mit ihren Begriffen arbeitenden System belastet“; in ihr sei „die wilhelminische Ära noch nicht überwunden“. Hier klingt ein Gedanke an, den auch führende Sprecher des Tat-Kreises wie Hans Zehrer (geb. 1899) und Ernst Wilhelm Eschmann

⁵⁸ Karl Jaspers, *Die geistige Situation der Zeit* (zuerst 1931 Berlin, hier zitiert nach dem Abdruck der im Sommer 1932 bearbeiteten 5. Aufl. Berlin, New York 1979) 44.

⁵⁹ Theodor Schieder, *Unsere Stellung zum Nationalsozialismus*, in: *Gemeinsamer Rundbrief der Gilden des Arbeitsabkommens*, 1. Folge (Februar 1930) 16–22. Siehe dazu auch Jürgen Reulecke, *Hat die Jugendbewegung den Nationalsozialismus vorbereitet?* in: *ders.*, *„Ich möchte einer werden so wie die...“ Männerbünde im 20. Jahrhundert* (Frankfurt a.M. 2001) 151–176, bes. 153 ff.; im folgenden zitiert: *Reulecke, Männerbünde*.

(geb. 1904) – beide aus der Jugendbewegung stammend – um 1930 vertraten, daß nämlich der Nationalsozialismus nur eine Übergangsstufe sei: Als „Vierte Front“ werde die „junge Generation“ anschließend – voraussichtlich von den 1940er Jahren an, so Eschmann – die eigentliche Wende herbeiführen⁶⁰.

Es ist bezeichnend, daß die sich in der Machtergreifungsphase 1932/33 an die studierende Jugend wendenden NS-Professoren wie der Pädagoge Ernst Krieck (geb. 1882) und der Philosoph Alfred Baeumler (geb. 1887) letztlich ästhetisch argumentierten, wenn sie die große Bedeutung betonten, die der Nationalsozialismus der Zeremonie und „dem Symbolischen in Wort und Tat“ beimesse⁶¹. „Haltung“ war wichtiger als Inhalt, und die Absage an die Ratio gipfelte dann in solch lapidaren Sätzen wie dem folgenden von Joseph Goebbels (geb. 1897): „Es ist nicht so sehr von Belang, woran wir glauben; nur daß wir glauben!“⁶² – ein Motto, das sich in vielen Varianten z. B. auch in den zündenden NS-Marschliedern und in den von Autoren aus der „Jahrhundertgeneration“ geschaffenen Liedern für die Hitlerjugend wiederfindet (z. B. in Liedtexten von Heinrich Anacker, Werner Altendorf, Herybert Menzel, Gerhard Schumann, Baldur von Schirach und vor allem Hans Baumann⁶³). Die NS-Pädagogik schloß sich dieser Argumentation an: Die Erziehung in allen Männerbünden des NS-Staates von der Hitlerjugend bis zur SA, zur SS und zum Heer werde bestimmt sein – so der Erziehungswissenschaftler Karl Friedrich Sturm 1933 – von der „Vorherrschaft der leiblichen und Willenserziehung“, und er fügte kurz und unmißverständlich hinzu: „Geistige Schulung und insbesondere Bildung stehen zurück.“⁶⁴

Daß die genannten Formen der Umwerbung der Jugendbewegten aus der seit etwa 1902 geborenen Kriegsgeneration nach der „Machtergreifung“ durch die Wortführer der Frontgeneration überflüssig geworden waren und dann auch sofort ad acta gelegt wurden, ist vielfältig nachweisbar: Zwar seien der italienische Faschismus wie der deutsche Nationalsozialismus „vom heißen Atem der Jugend erfüllt“, verkündete z. B. Goebbels 1934, aber die Jugend gehöre dem Staat und müsse entsprechend diszipliniert werden⁶⁵. Jugend besaß nun kein Eigenrecht mehr und gehörte für ihn zur „Rohstoffmasse Mensch“, aus der die schöpferische Einzelpersönlichkeit in der Art eines Künstlers, der große Politiker, der „Führer“ also, ein Volk formen und dieses dann zu „nationalpolitischer Bedeutsamkeit“

⁶⁰ Vgl. *Hans Mommsen*, Generationskonflikt und Jugendrevolte in der Weimarer Republik, in: *ders.*, Von Weimar nach Auschwitz. Zur Geschichte Deutschlands in der Zwischenkriegszeit (Stuttgart 1999) 59–72, bes. 68 f.

⁶¹ *Vondung*, Apokalypse 213.

⁶² Zit. ebd. 224; aus *Joseph Goebbels*, Michael. Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern (München 1929) 31.

⁶³ Siehe dazu *Jürgen Reulecke*, „Wir reiten die Sehnsucht tot“ oder: Melancholie als Droge, in: *ders.*, Männerbünde bes. 116 f.

⁶⁴ *Karl Friedrich Sturm*, Deutsche Erziehung im Werden (Osterwieck, Berlin 1933, hier zitiert nach der 4. Auflage 1938) 141 f.

⁶⁵ *Joseph Goebbels*, Der Faschismus und seine praktischen Ergebnisse (Berlin 1934) bes. 27 und 29.

emporheben werde⁶⁶. Und in einer programmatischen Broschüre mit dem bezeichnenden Titel „Schluss mit ‚junger Generation‘!“ aus dem Jahre 1933 ist zu lesen, die junge Mannschaft sei zwar „kraft ihrer Lebendigkeit und ihrer Hingabebesessenheit“ zu zweierlei fähig, nämlich zur Zerstörung und zur Eroberung; Staatsgründung und Volksformung seien dagegen Aufgaben des Mannes! Es gehe deshalb jetzt um „die notwendige, endliche Rückführung aus atavistischer Besessenheit zu den ewigen Aufgaben der Menschen, die jeder an seiner Stelle still und bescheiden zu lösen (habe), die Verpflichtung zur Ordnung im allerengsten Umkreis des Persönlichen, den Jünglinge und Jüngling bleibende Männer allzu gern überspringen“⁶⁷. Das Besondere an diesem Text ist, daß der Verfasser Karl Rauch (geb. 1897) aus der bündischen Pfadfinderschaft stammte, mit Saint-Exupéry (geb. 1900) befreundet war, sich in den 20er Jahren als „Gauherzog“ bei den Neupfadfindern in Mitteldeutschland engagiert hatte und insofern ein Beispiel dafür ist, wie „Bündische“ der Weimarer Zeit auf das neue Regime einschwenkten – sich andienend bzw. in der Erwartung, daß ihre bündischen Ideale nun in die Tat umgesetzt werden könnten. Die gesamte Broschüre – insofern ist sie eine besonders exemplarische Quelle – ist von Hoffnung auf eine neue Zeit, aber auch von dem Bewußtsein eines Ausgeliefertseins bestimmt: Teig sei das Volk in des Führers Hand, schrieb auch Rauch metaphorisch, und er, der Führer, könne es (!) kneten. Was er daraus formen werde, liege an ihm. Was daraus folge, sei Sache des Glaubens und der Hoffnung, und er fügte dann – mehrdeutig – hinzu: „Es gibt nichts anderes.“⁶⁸ Der Text endet mit der nüchternen Aufforderung an die Jugend und besonders die Jugendbewegten, sich als „Stand der jungen Mannschaft“ in Volk und Staat einzuordnen, sich der Führung jener Männer anzuvertrauen, deren Werk das neue Staatswesen sei, und sich durch „Bereitung und Schulung“ auf „Dienst und Bewährung“ als Mann in einem bisher nur erträumten „kommenden Reich“ vorzubereiten⁶⁹.

Kurz zusammengefaßt: Was die utopischen Erwartungen im frühen 20. Jahrhundert an die um 1900 mit dem Wandervogel und dann mit der Freideutschen Jugend ins Leben getretene bürgerliche Jugendbewegung angeht, spannt sich in den zwanzig Jahren von 1913 bis 1933 ein weiter Bogen von den enthusiastischen Hoffnungen, die junge Generation werde im 20. Jahrhundert frei und selbstbewußt von „innen“ heraus die Weichen für eine humanere Zukunftsgesellschaft stellen und den „neuen Menschen“ schaffen, bis hin zur massiven Einhegung aller jugendlichen Bewegungskräfte in einem diktatorischen Erziehungsstaat. Dieser Staat, im wesentlichen gegründet von der „Frontgeneration“, instrumentalisierte in umfassender Weise die Jugend für seine Zwecke (Motto: „Auch Du gehörst dem Führer!“) und begann gleichzeitig seine utopischen Vorstellungen von einer rassereinen Volksgemeinschaft der Zukunft mit brutalen Methoden zu verwirk-

⁶⁶ Ebd. 7.

⁶⁷ *Karl Rauch*, *Schluß mit „junger Generation“!* (Leipzig 1933) Titelseite, sowie 51, 63.

⁶⁸ Ebd. 47.

⁶⁹ Ebd. 119f.

lichen. Er versicherte sich dabei gerade jener „jungen Generation“, die als „Jahrhundertgeneration“ – von hohen Erwartungen begleitet – im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg geboren war und – als revolutionäre Erneuerungskraft umworben – ihre Jugend z.T. in jugendbewegt-bündischen Gruppen der Weimarer Republik erlebt hatte. Die Bedeutung dieser Altersgruppe für die Mentalitätsgeschichte der frühen Bundesrepublik, d.h. die sich daran anschließende Frage nach deren „mentalem Gepäck“ und der Art und Weise, wie nicht zuletzt jugendbewegt geprägte Angehörige dieser Generation wie Theodor Schieder, Werner Conze, Günther Franz und Ernst Rudolf Huber nach 1945 eine „Verwandlungszone“ (Gottfried Benn) durchlaufen haben, hat ja in jüngster Zeit insbesondere die Historikerkunft intensiv beschäftigt ...

Lucian Hölscher

Die verschobene Revolution

Zur Generierung historischer Zeit in der
deutschen Sozialdemokratie vor 1933

In den gegenwärtigen Debatten um die Globalisierung und ihre Gefahren für den Weltfrieden fühlt man sich leicht an die Marx'sche Kapitalismustheorie und -kritik erinnert: Erfüllen sich nicht gerade heute, so fragt man sich unwillkürlich, viele der Marxschen Prognosen in einem Ausmaß, wie es selbst überzeugte Marxisten noch vor zwanzig Jahren kaum für möglich gehalten hätten? Weist der kapitalistische Expansionsdrang nicht in weiten Teilen der Welt, ja selbst in den westlichen Industriestaaten heute genau jene Ausbeutungs- und Verelendungstendenzen auf, die Karl Marx und seine Schule im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert beobachtet und für die Zukunft vorausgesagt hatten?

Zugleich ist allerdings auch nicht zu übersehen, daß der revolutionäre Erwartungshorizont, der diese Voraussage über mehr als ein Jahrhundert hinweg wach hielt, zumindest in der westlichen Welt spätestens seit Ende der 1980er Jahre weitgehend zusammengebrochen ist. Zu groß waren die jahrzehntelangen Enttäuschungen, zu schmerzhaft die Erfahrungen mit dem „real existierenden“ Sozialismus, zu illusorisch die Hoffnungen auf eine gigantische Freisetzung gesellschaftlicher Produktivkräfte in der Folge sozialistischer Revolutionen. Daher glauben heute nur noch kleine Minderheiten in den kapitalistisch „fortgeschrittenen“ Gesellschaften an die Herankunft und den Segen einer kommenden sozialistischen Revolution. Die Situation mag manchen ehemaligen Sozialisten heute geradezu tragisch erscheinen, scheint sich doch nicht nur die Richtigkeit der Marxschen Kapitalismuskritik gerade zu einem Zeitpunkt zu bestätigen, an dem niemand mehr an sie glaubt, sondern mehr noch: Manchen beschleicht das Gefühl, als habe gerade dieser Verlust ihrer Glaubwürdigkeit nicht unwesentlich zum Eintreten ihrer Voraussagen beigetragen, weil die politischen Hemmungen weggefallen sind, welche die ungehemmte Entfaltung des Kapitalismus lange Zeit gebremst haben.

Wie immer es sich damit aber auch verhält, so gibt die gegenwärtige Situation jedenfalls Anlaß darüber nachzudenken, welche Rolle die sozialistische Revolutionsprognostik im Rahmen der politischen Entwicklung westlicher Gesellschaften im 20. Jahrhundert eigentlich gespielt hat. Die Frage ist nicht neu, sie ist jedoch

fast immer – und gerade von Marxisten – unter der theoretischen Vorgabe aufgeworfen worden, daß historische Prognosen nur insofern einen politischen Wert haben, als sie den tatsächlichen Gang der historischen Entwicklung zutreffend vorzeichnen. Eben dem scheint die gegenwärtige Weltlage jedoch zu widersprechen: Prognosen können, wie sich zeigt, indem sie erstellt werden, auch dazu beitragen, daß das, was sie voraussagen, nicht eintrifft; sie können sich allerdings auch umgekehrt gerade erfüllen, wenn und weil niemand mehr an sie glaubt¹.

Wenn die Frage deshalb hier noch einmal am Beispiel der deutschen Sozialdemokratie zur Zeit der Weimarer Republik aufgerollt wird, so liegt ihr die Hypothese zugrunde, daß Prognosen und andere kollektive Zukunftsvorstellungen ein politisches Eigengewicht besitzen, dessen historische Bewertung sich nicht darin erschöpft nachzuprüfen, ob sie sich in der mittlerweile verflossenen Zeit erfüllt haben oder nicht. Vergangene Zukunftsvorstellungen sollen deshalb hier als ein partiell autonomer Gegenstandsbereich der historischen Analyse und als politischer Handlungsfaktor betrachtet werden, dessen historiographische Bedeutung auch weiterreichende Fragen an die Theorie der Geschichte überhaupt aufwirft. Letztlich zielen die folgenden Ausführungen deshalb über die im ersten Teil behandelten sozialistischen Zukunftserwartungen der deutschen Sozialdemokratie vor 1933 hinaus auf den im zweiten Teil diskutierten Erkenntniswert von Zeitanalysen historischer Prozesse überhaupt².

1. Die Fernerwartung der sozialistischen Revolution

Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs war die sozialistische Zukunftserwartung der deutschen Sozialdemokratie relativ klar bestimmt gewesen durch ihre oppositionelle Stellung im und zum politisch-sozialen System des Kaiserreichs³. Auf der marxistischen Grundlage des stark von Karl Kautsky geprägten Erfurter Programms von 1891 erwartete man einerseits die fortschreitende krisenhafte Zuspitzung des kapitalistischen Konzentrationsprozesses, andererseits den kommenden Machtverlust derjenigen politischen Parteien und gesellschaftlichen Gruppen, welche die bestehende bürgerlich-monarchische Ordnung stützten.

Größere Erwartungsdifferenzen bestanden innerhalb der Partei vor dem Ersten Weltkrieg lediglich über den erwarteten Zeitpunkt und die Form des Systemzusammenbruchs, dies allerdings mit erheblichen Folgen für die Planung ihrer gegenwärtigen Strategie und Taktik: Auf der einen Seite standen dabei die Revolu-

¹ Zur Typologie der Prognostik vgl. *Bertrand de Jouvenel*, Die Kunst der Vorausschau (Neuwied 1967); *Lucian Hölscher*, Weltgericht oder Revolution (Stuttgart 1989) 16 ff.; im folgenden zitiert: *Hölscher*, Weltgericht oder Revolution; *Reinhard Koselleck*, Die unbekannte Zukunft und die Kunst der Prognose, in: *ders.*, Zeitschichten. Studien zur Historik (Frankfurt a. M. 2000) 203 ff.

² Zum theoretischen Zusammenhang vgl. *Lucian Hölscher*, Neue Annalistik. Umriss (Göttingen 2003).

³ Zum Folgenden vgl. *Hölscher*, Weltgericht oder Revolution.

tionäre um August Bebel und Karl Kautsky (sowie die verschiedenen Formen linker Opposition von Johann Most bis zu Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht) mit ihrer Erwartung eines baldigen und wahrscheinlich eher plötzlichen Systemzusammenbruchs, auf der anderen Seite die Reformgruppen von Wilhelm Hasenclever über Georg von Vollmar bis zu Eduard Bernstein u. a. mit ihrer Erwartung eines eher langfristigen und graduellen Übergangs zum Sozialismus. Rechneten die einen in Jahren und allenfalls wenigen Jahrzehnten, so die anderen in vielen Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten.

Der Gegensatz zwischen den Anhängern einer revolutionären Nah- und Fernerwartung war in der Partei schon alt und begleitete sie vom Gegensatz zwischen Lassalle und Marx in den 1860ern über die Jahrzehnte hinweg, wenn auch in den jeweiligen Generationen auf jeweils unterschiedlichem Niveau. Dabei verschoben sich zwar im Laufe der Zeit die politischen Gewichte – in den 1870er Jahren zugunsten der marxistischen Nahperspektive, seit Mitte der 1890er Jahre dann zugunsten der reformistischen Fernperspektive. Da die Partei aber auch nach der Jahrhundertwende selbst auf ihrem reformistischen Flügel an ihrer marxistischen Systemanalyse festhielt, ergab sich nun eine eigentümliche Erwartungsspannung zwischen der Annahme eines kommenden politischen Systemzusammenbruchs und der eines eher graduellen Machtgewinns innerhalb des bestehenden Systems.

Auch jetzt dominierte allerdings bald die eine, bald die andere Seite: Bis 1914 setzte die Partei zweifellos stärker auf die absehbare Eroberung einer parlamentarischen Mehrheit im Reichstag, seither dagegen wieder auf den kommenden Systemzusammenbruch. Sie sah sich dabei während des Krieges aufgrund ihrer jahrelangen loyalen Mitwirkung bei der „Vaterlandsverteidigung“ sogar in der komfortablen Lage, sowohl im Fall eines deutschen Sieges als auch in dem einer deutschen Niederlage zu gewinnen: im einen Fall in Form des dann anfallenden politischen „Lohns“ für ihren patriotischen Einsatz, im andern als einzig bestehende Alternative zum politisch-gesellschaftlichen System des Kaiserreichs.

In jedem Fall wurde der politische Erwartungshorizont jedoch bis zum Ende des Ersten Weltkriegs durch die Erwartung des politischen Systemwechsels begrenzt. Über ihn hinaus zu denken, galt seit der von den Marxisten heftig bekämpften innerparteilichen Zukunftsstaatsdebatte der 1880er Jahre, welche die Gegner in den sog. „bürgerlichen“ Parteien weidlich gegen die Partei auszubeuten verstanden hatten, als verpönt: Die konkreten Maßnahmen nach der Revolution würden sich, so die offizielle Parteilinie, dann ergeben, wenn sie auf der Tagesordnung stünden. „Wissenschaftlich“ könne man nur die allgemeinen Tendenzen und die Richtung der Entwicklung, nicht die konkreten Formen des Übergangs zum Sozialismus voraussagen.

Die Position der Sozialdemokratie änderte sich erst, als sie Ende 1918 die politische Macht selbst in Händen hielt, allerdings hatte sich der Wandel schon einige Zeit zuvor angekündigt: Schon 1917 hatte Philipp Scheidemann in einer vielbejubelten Rede auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Würzburg angedeutet, daß sich die Zukunftsperspektive der Partei nach dem Krieg erheblich verschieben

werde⁴. „Wir stehen in einem Strom der Entwicklung“, stellte er drei Jahre nach Kriegsbeginn fest, „von dem wir nur sagen können, daß er reißend ist, aber nicht sagen können, wo er mündet.“ So sei es auch nur scheinbar ein Widerspruch, wenn er für die Zeit nach dem Krieg vorhersage: „Wir werden uns dann vielleicht manchmal zurücksehnen in die Zeit, in der wir nicht nur rechtlos, sondern sogar verfolgt und unterdrückt waren, denn damals durften wir auf den Bänken der Kritiker sitzen, waren von aller Verantwortung für das, was oben geschah, frei und durften des lautesten Beifalls sicher sein, wenn wir an dem Spiel der Herren in Uniform und Ordensfrack schonungslos Kritik übten. (Heiterkeit und Sehr richtig!)“

In dieser Lage sahen sich nach Ende des Krieges in der Tat weite Kreise der in der Regierungsverantwortung stehenden Partei. Nun bestätigte sich Scheidemanns Warnung von 1917, die simple Hoffnung, mit der Machtübernahme werde sich sogleich alles zum Guten wenden, sei durchaus verfehlt. Denn der Krieg habe mittlerweile so große Wunden geschlagen, daß auch das beste System sie nicht schnell würde heilen können. Die Situation werde nach dem Krieg sogar noch viel schlimmer sein als es sich selbst die schlimmsten Pessimisten erträumt hätten: „Wäre die sozialistische Machtergreifung, vor der manche schon vor dem Krieg ein ‚gelindes Grausen‘ empfanden, unter den damaligen Verhältnissen Wirklichkeit geworden, es wäre ein Kinderspiel gewesen gegen das, was sie jetzt zu leisten hätten: Wenn wir jetzt in unser Land der Verheißung kommen, so wird es wahrscheinlich kein gelobtes Land sein, in dem Milch und Honig fließt. (Sehr richtig.) Es ist, wie alle anderen am Krieg beteiligten Länder, ein armes, entblößtes, aus tausend Wunden blutendes Land, in dem es kaum genug Brot für alle gibt und nicht so viel Leder, daß es für alle zu Schuhen reicht.“

So suchte Scheidemann die Partei schon vor Ende des Krieges auf einen Aufschub ihrer sozialistischen Zukunftshoffnungen einzustimmen. Politisch ging es ihm darum, einerseits Zeit zu gewinnen, andererseits dabei aber zugleich auch die Hoffnung auf eine Besserung am Leben zu erhalten, ohne die man die Parteibasis nicht gewinnen konnte: „Wir werden“, versicherte er deshalb, „dem Volk sicher nicht versprechen, daß wir ihm alsbald den Himmel auf Erden beschere[n] können, wenn es uns zur Macht verhelfen wollte. Aber das werden wir mit gutem Gewissen und aus voller Überzeugung sagen dürfen, daß Aufbau und Erholung nach dem Kriege nicht anders denkbar sind, als durch die wohl überlegte planvolle Anwendung sozialistischer Grundsätze ... Das Problem einer sozialistischen Wirtschaftsordnung steht riesengroß vor uns. Auf unsere Schultern ist die ungeheure Aufgabe gelegt worden, nicht mehr nur Theoretiker und Agitatoren, die wir bisher in der Hauptsache waren, sondern Praktiker des Sozialismus zu sein.“ Vor der drohenden Legitimationskrise suchte Scheidemann Schutz bei der Behauptung, angesichts des ungeheuren Ordnungsbedarfs dränge sich der Sozialismus nach

⁴ Philipp Scheidemann, Die nächsten Aufgaben der Partei. Eine Rede auf dem Sozialdemokratischen Parteitag in Würzburg 1917, Sonderdruck (Institut für Soziale Bewegungen Bochum, D 1229/104). Die folgenden Zitate finden sich auf den Seiten 1, 2, 4, 5, 6.

dem Krieg dem Staat „als eine Notstandsmaßregel staatlicher Selbsterhaltung“ ganz von selbst auf.

So änderte sich also schon im Vorfeld der Revolution von 1918 die Perspektive und der historische Zeitraum sozialdemokratischer Politik: An die Stelle der Revolution trat der Aufbau, an die Stelle der gewünschten Zeitverkürzung bis zum Tag der Revolution die gewünschte Zeitverlängerung bis zur Einlösung des Versprechens einer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Konkret bedeutete dies, daß selbst Kernpunkte des sozialistischen Programms wie die Verstaatlichung der Großindustrie nach dem Krieg zeitlich würden gestreckt werden müssen. Sicher sei lediglich, prophezeite Scheidemann, daß sich die „Durchstaatlichung der Wirtschaft ... in viel schnellerem Tempo vollziehen“ werde als vor dem Krieg.

Die drohende Verknappung der Zeit, welche mit der Revolution eintrat, wurde aufgefangen durch die Konstruktion einer Übergangsperiode, in der die sozialistische Gesellschaft aufgebaut werden würde. Dadurch entstand zwar das Problem, daß die Revolution nicht mehr als Garant des Vollzugs der sozialistischen Neuordnung dienen konnte – und damit die bald von den Kommunisten aufgeworfene Frage, ob dies dann überhaupt noch eine sozialistische Revolution sei –, aber es eröffnete eine brauchbare Perspektive für die kommende sozialistische Regierungspolitik. Wie zukunftssträchtig diese Strategie war, zeigte sich spätestens nach den ersten Reichstagswahlen im Januar 1919. Der Riß zwischen denen, die auf eine schnelle Vollendung der sozialistischen Revolution drängten (KPD und USPD), und den Mehrheitssozialisten, welche die Regierungsaufgabe übernahmen, rief nach einer stärkeren theoretischen und programmatischen Verankerung der neuen Zukunftsperspektive.

Es dauerte mehrere Jahre, bis dies mit der Konstruktion eines „Übergangsstadiums“ zum Sozialismus im September 1921 auf dem Görlitzer Parteitag wenigstens vorläufig, 1925 dann mit dem Heidelberger Parteiprogramm längerfristig gelang: Schon 1920 ließ sich in den Vorschlägen für die Erneuerung des Erfurter Programms das mittlerweile große Bedürfnis der Parteiführung nach Erweiterung ihres politischen Zeitbudgets ablesen: Das Erfurter Programm, so argumentierte etwa Adolf Braun in einem programmatischen Aufsatz, mit dem er diese Erneuerung einleitete⁵, sei überholt, teils weil sich manche seiner Forderungen (wie das allgemeine, gleiche, auch für Frauen geltende Wahlrecht, die gesetzliche Verankerung des Achtstundentags u. a. m.) mittlerweile durchgesetzt hätten, teils weil in den vergangenen 29 Jahren „durch die Umgestaltung der Verhältnisse“ neue, damals noch nicht absehbare Probleme und Bedürfnisse entstanden seien. Mit der Figur des Fortschreitens wurde zugleich die entwicklungsgeschichtliche Linie des sozialdemokratischen Fortschrittsglaubens gewahrt und die Abkehr vom alten Programm legitimiert.

⁵ Adolf Braun, Ist die Zeit für die Revision des Parteiprogramms gegeben?, in: Das Programm der Sozialdemokratie. Vorschläge für seine Erneuerung (Berlin 1920) 3; die folgenden Zitate auf Seite 4.

Was erhalten bleibe, so beteuerte Braun, sei der „einheitliche“ und „geschlossene“ „Wille, aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in die sozialistische Gesellschaftsordnung zu kommen, alle Hindernisse zu überwinden ...“. So „klar umrissen“ aber auch das Ziel sei, so umstritten sei in der Sozialdemokratie gegenwärtig „der Weg zu diesem Ziel: Gewaltig große Steine hemmen den Vormarsch, die einen meinen, sie überflügelnd zum Ziel gelangen zu können, die andern fürchten, daß sie zum Teil aus dem Weg geräumt werden müssen oder umgangen werden sollen.“ Umstritten war also nicht nur die Länge des Weges zum Sozialismus, sondern auch die Form seiner Bewältigung. Adolf Braun bot ein ganzes Arsenal von Argumenten auf, um die Schwierigkeit zu verdeutlichen, gegenwärtig überhaupt eine klare programmatische Perspektive zu entwickeln. Dazu gehörten seiner Ansicht nach erstens die bestehende „starke Unklarheit über die Entwicklungstendenzen unserer Wirtschaft“, welche nicht einmal in den entwickelten Industriestaaten eine einheitliche Linie aufweise, zweitens die Notwendigkeit zur Zusammenarbeit und damit zum Kompromiß mit den bürgerlichen Parteien, drittens die Lasten des Versailler Vertrags, welche keine Wirtschaftsordnung, so vollkommen sie auch sei, in kurzer Zeit beseitigen könne. Angesichts dieser schwierigen Lage sei jedenfalls die Leichtigkeit möglicher Veränderungen, wie sie die „radikalen Parteien“ vorspiegeln, reine Augenwischerei.

Gegen die ersten von Braun und seinen Mitarbeitern vorgelegten Entwürfe eines neuen Parteiprogramms erhob sich deshalb, wie abzusehen, in der sozialdemokratischen Presse bald starker Widerspruch. Die Partei verlangte nach einem zuversichtlicheren Ton, wie ihn das im September 1921 verabschiedete Görlitzer Programm dann auch anstimmte. Wesentlich selbstsicherer begründete in dessen offizieller Einleitung Friedrich Stampfer die Notwendigkeit des neuen Programms mit der veränderten Zeitlage: Das Erfurter Programm von 1891 habe noch nichts über das gegenwärtige „Übergangsstadium zwischen Kapitalismus und Sozialismus“ sagen können – das lag damals „noch zu weit im Dunkel der Zukunft“ – seine Forderungen galten dem damaligen „Gegenwartsstaat“. „Das Görlitzer Programm dagegen stellt Forderungen für diesen Übergang. Das Erfurter Programm sagt: ‚Wir stehen davor‘, das Görlitzer: ‚Wir sind mitten drin‘. Das ist der Unterschied.“⁶

Der Wille zur bewußten Gestaltung des Weges zum Sozialismus hatte, so die offizielle Selbstdeutung der Partei Anfang der 20er Jahre, mit dem neuen Staatswesen eine neue Epoche in der Geschichte der Sozialdemokratie eingeleitet. Auf deren neue Fähigkeit, ihr Geschick selbst in die Hand zu nehmen, hob auch Paul Kampffmeyer 1922 in seinem Kommentar zum Görlitzer Programm ab: „Im Jahr 1891 überließ die Sozialdemokratie gleichsam noch der triebhaft vorwärts drängenden Entwicklung die Verwirklichung des Sozialismus ... Jetzt zeichnet die Sozialdemokratie in Görlitz ein Programm der bewußten Überleitung des Kapitalis-

⁶ Das Görlitzer Programm, erläutert von *Friedrich Stampfer* (Berlin 1922) 5f.; im folgenden zitiert: Das Görlitzer Programm.

mus in den Sozialismus auf ...“⁷ Statt der kommenden Revolution wurden nun die demokratische Staatsform und die politische Vormachtstellung der Sozialdemokratie in ihr zum Garanten der kommenden gesellschaftlichen Neuordnung.

Deren Vollendung glaubte man allerdings immer weniger zeitlich genau absehen zu können. Denn die Epoche des Übergangs gehörte in der Sicht der Sozialdemokratie trotz der politischen Errungenschaften von 1918 durchaus noch zur kapitalistischen Geschichtsepoche: Der Weltkrieg, so argumentierte z.B. Friedrich Stampfer⁸, habe den Sozialismus in weite Ferne gerückt, neue Krisen des kapitalistischen Systems würden noch bevorstehen, ja selbst der Weltkrieg bilde noch keinen „in sich abgeschlossenen Prozeß“: „Also von 1914 bis zum Jahre X nicht *ein* Weltkrieg, sondern eine Serie von Weltkriegen.“ „Erst wenn sich die neuen Wirtschaftsformen gestaltet haben werden, in denen die Menschen leichter schaffen und besser leben können als in den alten, wird die Stunde des Kapitalismus geschlagen haben.“ Damit war ein Zeithorizont eröffnet, der wieder wie schon im Kaiserreich viele Jahrzehnte umfaßte und das Endziel als solches nur noch in unbestimmter Ferne erkennen ließ. Und selbst dort, meinte Stampfer, solle man sich das Endziel „nicht als eine einzige Entscheidungsschlacht vor(stellen), sondern als eine Kette von Kämpfen“, über deren Dauer das Görlitzer Programm nichts aussage.

So festigte sich nun der Spagat zwischen der Hoffnung auf die schon bald greifbaren Früchte sozialdemokratischer Politik und der Fernperspektive auf den vollendeten Sozialismus. In seinem „Grundsätzlichen Teil“ beschrieb das Heidelberger Programm von 1925 eine fortschreitende Tendenz der ökonomisch-sozialen Entwicklung zum kapitalistischen Großbetrieb und zur relativen Verelendung des Proletariats, ohne diesem Prozeß jedoch ein zeitliches Ende zu setzen. An die Stelle der Aussicht auf die kommende sozialistische Revolution war die Aussicht auf die volle Macht im Staat getreten. Für sie, hieß es⁹, besaß die Partei zwar in der „demokratischen Republik ... die Staatsform, deren Erhaltung und Ausbau für ihren Befreiungskampf eine unerläßliche Notwendigkeit ist“. Doch könne sie „die Vergesellschaftung der Produktionsmittel nicht bewirken, ohne in den Besitz der politischen Macht gekommen zu sein“, und wann dies sein werde, darüber könne man heute noch nichts sagen.

In der bundesdeutschen Geschichtsschreibung ist die Fernperspektive der Sozialdemokratie auf den vollendeten Sozialismus nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem nach der Verabschiedung des Godesberger Programms von 1957, meist wenig hervorgehoben worden. Im Nachhinein erschienen die sozialistischen Fernerwartungen der Vorkriegssozialdemokratie überwiegend als Überhang eines illusionären Utopismus innerhalb der Partei, den Eduard Bernstein schon um die Jahrhundertwende gegeißelt und die Praktiker in der Partei nach dem Ersten

⁷ Paul Kampffmeyer, *Der Geist des neuen sozialdemokratischen Programms* (Jena 1922) 10.

⁸ Das Görlitzer Programm 19. Das folgende Zitat auf Seite 18.

⁹ Vgl. Das Heidelberger Programm. Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie (mit einem Vorwort von Paul Kampffmeyer (Berlin 1925) 7.

Weltkrieg längst überwunden hätten¹⁰. Doch diese in den 1950er und 60er Jahren vorherrschende Unterschlagung der revolutionären Fernperspektive verkennt deren Bedeutung sowohl für die politische Strategie und Taktik der Parteiführung als auch für den politischen Erwartungshorizont der zeitgenössischen Parteibasis.

Was die Parteiführung betrifft, so half die sozialistische Fernerwartung zweifellos dabei, ungestillte weitreichende Erwartungen der Parteibasis zumindest mittelfristig ruhig zu stellen. Angesichts des angestauten Erwartungsdrucks nach Krieg und Revolution hoffte sie, auf diese Weise Zeit zu gewinnen für ihre sozialdemokratische Reformpolitik. Zugleich setzte sie sich damit allerdings auch einem politisch äußerst gefährlichen Erfolgsdruck aus, der Angriffsflächen von links wie von rechts bot. Denn mochten sozialdemokratische Regierungen – gemessen an den Möglichkeiten eines pluralistischen parlamentarischen Systems, wie es in Weimar bestand – auch noch so erfolgreich sein, so erzeugte das gleichzeitige Festhalten an der sozialistischen Fernperspektive und einer kompromißorientierten Reformpolitik der kleinen Schritte doch zwangsläufig eine doppelbödiges Meßlatte für sozialdemokratische Erfolge: Für die sozialistische Basis bestand stets eine enorme Diskrepanzerfahrung zwischen dem, was man in der Gegenwart und nahen Zukunft erreichen konnte, und dem, was man sich von der Zukunft versprach.

Für die Gegner der Sozialdemokratie hingegen bestätigte das Festhalten am sozialistischen Endziel immer nur die Unglaubwürdigkeit auch ihrer gegenwärtigen Politik. Am Beispiel einer Agitationsschrift des Schutzverbands für Deutschen Grundbesitz gegen das Kieler Agrarprogramm der SPD von 1927 kann dies illustriert werden¹¹: Nach den Worten ihres sozialdemokratischen Kommentators Baade hatte die Partei dort mit ihrer Bestandsgarantie für den ländlichen Grundbesitz keineswegs auf „die sozialistische Lösung“ verzichtet, sondern lediglich den „besten“, „praktischsten“ und „wirksamsten“ „vorbereitenden Schritt für eine Durchführung gemeinwirtschaftlicher und sozialistischer Grundsätze in der Wirtschaft“ getan. Doch gerade dies entlarvte nach den Worten ihres Gegenspielers von Bovenschen vom Schutzverband für Deutschen Grundbesitz die sozialdemokratischen Beteuerungen als bloßes taktisches Manöver, um die bäuerliche Bevölkerung einzufangen: Letztlich halte die Partei nämlich doch am „Endziel der Durchführung einer lückenlosen Sozialisierung unverrückbar“ fest.

Die Aussicht auf das sozialistische Fernziel gehörte in den 1920er Jahren noch zum festen Bestandteil des politischen Weltbilds der deutschen Sozialdemokratie. Mochte seine Verwirklichung auch noch so fern sein, so glaubte man auf diesen perspektivischen Brennpunkt der geschichtlichen Entwicklung schon aus weltanschaulichen Gründen nicht verzichten zu können. Der Glaube an den kommenden Sozialismus diene geradezu als eine Art von Religionsersatz, mit dem

¹⁰ Vgl. z. B. *Helga Grebing*, *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* (München 1977) 170.

¹¹ Vgl. *A. Bovenschen*, *Das Kieler Agrarprogramm der SPD* (Schriften des Schutzverbandes für Deutschen Grundbesitz 44, Berlin 1928) 66.

man zugleich dem christlichen Glauben an das kommende Reich Gottes und der agnostischen Überzeugung entgegen trat, das Ziel der geschichtlichen Entwicklung sei überhaupt nicht vorauszusehen.

Anders als nach dem Zweiten Weltkrieg kam der Sozialdemokratie damals noch eine extreme Erweiterung des Zukunftshorizonts entgegen, welche die kulturpolitische Zukunftsperspektive nach dem Ersten Weltkrieg überhaupt auszeichnete. Mit ihrer Faszination für extrem langfristige Zukunftsentwürfe partizipierte sie damals an einer weltgeschichtlichen Fernperspektive, die sich in der europäischen und amerikanischen Gesellschaft seit dem Ende des 19. Jahrhunderts größter Beliebtheit und Überzeugungskraft erfreute¹². In der Ausmalung der Zukunft rechnete man oft weit eher in Jahrtausenden als in Jahrhunderten oder gar Jahrzehnten. Beliebte Gegenstände solcher Fernsicht waren etwa die kosmologischen Revolutionen der Zukunft, das Erkalten der Erde und die Entstehung neuen Lebens auf anderen Planeten; dann aber auch die kulturhistorische Frage nach dem Aufstieg und Fall der Nationen und nach der Dekadenz der Menschheit insgesamt¹³, die Aussichten auf gewaltige kommende Revolutionen der Technik und die Erschließung ganz neuer Energiequellen u. a. m.

Ihre weltanschauliche Heimat hatte die langfristige Perspektive auf die Zukunft der Menschheit und des Kosmos insgesamt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in der naturwissenschaftlich unterfütterten Kritik freireligiöser und atheistischer Autoren am christlichen Weltbild: Kritisiert wurde dort vor allem die Begrenzung des christlichen Zukunftshorizonts durch das angeblich bevorstehende göttliche Weltgericht, die anthropozentrische Konzentration des christlichen Weltentwurfs auf das Schicksal des Menschen in der Natur und auf seine Friedens- und Leidensethik. Statt eines die Welt lenkenden göttlichen Willens wurde dem Weltall ein immanentes Entwicklungsgesetz und eine innere Harmonie unterstellt, in die sich der Mensch getrost einfügen könne und die alle seine religiösen Bedürfnisse nach Größe und Geborgenheit voll erfülle. So hieß es etwa in einer 1914 in der „Bibliothek für freien Geistesaustausch“ erschienenen Broschüre „Das Entwicklungsgesetz der Geschichte“¹⁴: „Ja wahrlich, viele Jahrtausende hindurch wird die Menschheit in stets neuen Aufgaben und Kämpfen ihr Naturreich auf Erden ... zu gründen und zu erweitern haben. Es wird eine neue Ära beginnen von der ‚Menschwerdung der Gesellschaft‘ ab, und die paar Jahrtausende der Kämpfe der Menschheit gegeneinander ... wird man ebenso als ‚vorkulturgeschichtlich‘ ansehen, wie wir heute die ersten Zeiten bis zur ersten Erweiterung der Futterkrippe der Menschenaffen in der Erfindung des ersten Handwerkszeugs als vorge-schichtliche Zeit ansehen.“

¹² Zum Folgenden vgl. *Lucian Hölscher*, Die Entdeckung der Zukunft (Frankfurt a.M. 1999) 129 ff.; im folgenden zitiert: *Hölscher*, Entdeckung der Zukunft.

¹³ Vgl. z.B. *Oswald Spengler*, Der Untergang des Abendlandes (Berlin 1919); *Herbert G. Wells*, Die Zeitmaschine (The Time Machine, London 1895).

¹⁴ *Theodor von Wächter*, Das Entwicklungsgesetz der Geschichte. Weihnachtsgedanken von T. v. W. Bibliothek für freien Geistesaustausch (Berlin 1914) 39. Vgl. auch *Paul Barthol*, Der Mensch und das Weltall. Flugblätter des freien Geistes 1 (Selbstverlag o.J.) 12.

Die liberalen Freireligiösen und die sozialistischen Freidenker waren nicht die einzigen, die sich die Zukunft vor und nach dem Ersten Weltkrieg in Zeiträumen von Jahrtausenden entwarfen. An der weltanschaulich aufgeladenen Fernsicht partizipierten auch rechte Propheten und Kulturkritiker wie Dietrich Eckart, Arthur Moeller van den Bruck, Kurt Eggers und eine Fülle anderer nationalsozialistischer Utopisten, die nach dem Ersten Weltkrieg das Evangelium vom kommenden „Tausendjährigen Reich“ verkündeten¹⁵. Und auch im europäischen Ausland grassierten ähnlich weite Erwartungshorizonte, wie auf der Linken etwa das Beispiel der russischen Bolschewiki, auf der Rechten das der italienischen Futuristen zeigt.

Die Fernsicht auf kommende Jahrtausende war in den 1920er Jahren eine gemeinsame Signatur linker wie rechter Zukunftsvisionen. Sie verweist auf eine Tiefenstruktur politischer Mentalitäten, die sich in ganz Europa bis zum Ende des Zweiten Weltkrieg erhielt und erst in den 1950er Jahren einer breiten Skepsis gegenüber der Einlösbarkeit so weitreichender utopischer Zukunftsprogramme wich. In diesem veränderten Erwartungshorizont löste sich dann auch die deutsche Sozialdemokratie Ende der 1950er Jahre offiziell im Godesberger Programm von ihrem Selbstverständnis, sozialistische Politik im Dienste der Einlösung eines vorgefertigten Modells der sozialistischen Zukunftsgesellschaft zu betreiben. Die marxistische Analyse des kapitalistischen Entwicklungsprozesses wurde von ihr zwar niemals explizit zurückgewiesen, aber seine Folgen konnten – und das zählte jetzt mehr – kurz- und mittelfristig durch das System sozialer Marktwirtschaft entschieden abgemildert werden. Als sich Mitte der 1980er Jahre deren Instrumente als weitgehend ineffektiv gegenüber der neuen Phase kapitalistischer Expansion im Zeichen der Globalisierung erwiesen, stand der gesellschaftliche Erwartungshorizont deshalb nicht mehr bereit, der eine sozialistische Überwindung dieses Systems noch als möglich oder auch nur wünschenswert erscheinen ließ.

2. Die Generierung historischer Zeit und die Aufgabe der Geschichtswissenschaft

Die Produktion politischer und sozialer Erwartungshorizonte gehört zu den Grundfunktionen politischer Parteien und Bewegungen. Seit der theoretischen Entfaltung der historischen und sozialwissenschaftlichen Prognostik im 19. Jahrhundert sehen sich diese um ihrer Glaubwürdigkeit willen genötigt, die zukünftigen Entwicklungen und Szenarien im Anschluß an vergangene und gegenwärtige Erfahrungen zu entwerfen. Solchen Zukunftsentwürfen fallen deshalb zugleich mehrere Aufgaben zu:

Zum einen deuten sie mit der Zukunft zugleich auch die Vergangenheit, d. h. jeder Zukunftsentwurf enthält zugleich auch einen Vergangenheitsentwurf und

¹⁵ Vgl. Hölscher, Entdeckung der Zukunft 210ff.

eine Gegenwartsbestimmung in sich. Solche Entwürfe mögen sich auf die gesamte Gesellschaft oder auf Teilentwicklungen derselben beziehen, auf kurz- oder langfristige Prozesse und Szenarien, doch gelten für die unterschiedlichen Zukunfts- und Vergangenheitsentwürfe immer dieselben Bedingungen: Fassen die einen nur Teilprozesse ins Auge, so tun dies auch die anderen; entwerfen jene Gesamtbilder zukünftiger Entwicklungen, so stützen sie sich dabei auch auf Gesamtbilder der Vergangenheit.

Zukunftsentwürfe dienen aber zugleich auch dazu, neu eintretende Ereignisse und Entwicklungen schon bekannten Erwartungsmustern zuzuordnen und damit im unübersichtlichen Gestrüpp des täglichen Geschehens Orientierungshilfe zu leisten¹⁶. Das ältere sozialistische Theoriemodell bot hierfür – bei aller Offenheit im einzelnen – einen letztlich doch zu unflexiblen Interpretationsrahmen: Denn indem es die grundsätzliche Entwicklungsrichtung vorgab und nur Variationen bei der Geschwindigkeit und den konkreten Formen ihrer historischen Konkretisierung vorsah, nötigte es zu einer steten Wiederbestätigung der einmal gefaßten Meinung über den Entwicklungsgang der Geschichte. Selbst in den sozialistischen Staaten des Ostblocks wurde dies auf die Dauer immer mehr als unerträglicher Dogmatismus empfunden und von undogmatischen Kritikern subversiv unterlaufen.

In den demokratischen Gesellschaften des Westens hat sich demgegenüber in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein flexibleres Theoriemodell durchgesetzt: Dieses sieht unterschiedliche wahrscheinliche Szenarien vor, die in ihrer Deutung neuer historischer Ereignisse teils konkurrieren, teils aber auch miteinander kombiniert werden können. Privilegiert wird vom politischen System jeweils dasjenige Zukunftsmodell, das neu auftretende Ereignisse von großer Bedeutung für die Zeitgenossen am plausibelsten zu deuten vermag und so als Bestätigung dieser Zukunftsperspektive verstanden werden kann. Innerhalb dieses Theoriemodells können zwar Prognosen für sich keine ebenso große Sicherheit beanspruchen wie innerhalb des marxistischen Modells, aber sie dienen gleichwohl der Entscheidungsfindung in überraschenden neuen Situationen. Notfalls muß eben eine Partei ihren Platz in der Regierung räumen und einer anderen Partei Platz machen, wenn sich ihre Prognosen nicht erfüllt haben.

Auch die Deutungen der Vergangenheit folgen dann jeweils dem Erfolg der ihnen korrespondierenden Zukunftsentwürfe. In den modernen westlichen Industrienationen gibt es keine dauerhaft gesicherte Geschichtserzählung mehr; sondern diese wechselt ihre inhärente Stoßrichtung von Zeit zu Zeit (und von Partei zu Partei) nach den Vorgaben des jeweils gerade dominierenden Zukunftsentwurfs. All dies besagt nichts anderes, als daß die Geschichte nach modernem Verständnis richtungsorientiert ist. Das relativiert nicht die Dignität historischer

¹⁶ Vgl. dazu ausführlicher *Lucian Hölscher*, Die Einheit der Geschichte und die Konstruktivität historischer Wirklichkeit. Die Geschichtswissenschaft zwischen Realität und Fiktion, in: Kontinuität und Wandel. Geschichtsbilder in verschiedenen Fächern und Kulturen, hrsg. v. *Wolfgang Sonne, Evelyn Schulz* (Zürich 1999) 28; ferner *ders.*, Neue Annalistik 52 ff.

Sachverhaltsforschung, aber es zeigt, daß der theoretische Rahmen historischer Arbeit weiter gespannt ist als auf die Vergangenheit, d. h. daß sie implizit auch die Zukunft, von der wir wenig wissen, aber viel vermuten, mit einschließt.

Gegenstand der Geschichte wie der Geschichtsschreibung ist deshalb nicht die Vergangenheit, sondern die Produktion historischer Zeit. Geschichte „machen“ und Geschichte „schreiben“ sind beides Geschäfte, an denen wir als historisch denkende und als politisch handelnde Menschen gleichermaßen beteiligt sind. Als Historiker müssen wir uns auf diesen Zusammenhang allerdings zugleich auch reflexiv und im zeitlichen Abstand späterer Generationen beziehen, deshalb verdient er hier abschließend noch einige zusätzliche Überlegungen.

Betrachten wir zunächst die Generierung historischer Zeit am Beispiel der deutschen Sozialdemokratie vor 1933: Wie oben ausgeführt, gehörte der Zeitgewinn bis zur erstrebten sozialistischen Zukunftsgesellschaft zu den dringendsten Voraussetzungen sozialdemokratischer Politik am Ende des Ersten Weltkriegs. Für die Umsetzung programmatischer Forderungen in gesetzliche Maßnahmen und gesellschaftliche Veränderungen war es unerlässlich, den Erwartungshorizont der sozialdemokratischen Wähler möglichst weit aufzuspannen. Allerdings durfte man dabei das Fernziel des Sozialismus keinesfalls grundsätzlich zur Disposition stellen. Ohne das Abstecken von Horizonten und politischen Fahrplänen hätte keine sozialistische Regierung damals politisches Vertrauen für sich gewinnen können. Vergleicht man allerdings die Strategie der regierenden Mehrheitssozialisten mit der der Unabhängigen Sozialdemokraten und der Kommunisten, so lassen sich deutlich zwei unterschiedliche Strategien der Zeitplanung erkennen: Während die Mehrheitssozialdemokraten auf Zeitgewinn drängten, drängten ihre Gegner auf Zeitverkürzung. Beide wollten die sozialistische Zukunftsgesellschaft verwirklichen, aber die einen wollten sie schon sehr schnell und wenn nötig gewaltsam erreichen, die anderen sich damit mehr Zeit lassen und den friedlichen Weg der demokratischen Reform und Überzeugung einhalten.

Der Widerspruch zwischen beiden trug erheblich zur Unversöhnlichkeit der politischen Strategien bei. Erst nach der Machtergreifung Hitlers fanden sie wieder zusammen: An die Stelle der Zeiterweiterung trat jetzt auch bei den Mehrheitssozialisten wieder die Zeitverkürzung. Davon zeugt z. B. das Prager Manifest von 1934. In ihm verband die SPD mit der Erwartung einer kriegesischen Zuspitzung der nationalsozialistischen Herrschaft wieder wie schon im Kaiserreich die positive Erwartung, daß sich damit die Chance zum sozialistischen Umsturz erhöhen und in greifbare zeitliche Nähe rücken werde. Nachträglich schätzte sie jetzt sogar die Form der Machtübernahme 1918 in Kooperation mit den demokratischen Kräften des Liberalismus und Katholizismus als einen „schweren historischen Fehler“ ein, aus dem man künftig lernen müsse¹⁷. Das bedeutete für sie, daß alle Maßnahmen einer zukünftigen sozialistischen Regierung zunächst und in erster Linie der eigenen Machtsicherung und der Vernichtung des politischen Gegners bis in alle gesellschaftlichen Institutionen dienen mußten. Die politische

¹⁷ Das Prager Manifest von 1934, hrsg. v. *Wolfgang Runge* (Hamburg 1971) 47.

Differenz im Erwartungshorizont von Reformisten und Radikalen war damit wenigstens für die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft geschlossen und brach erst nach deren Ende wieder auf.

Die Generierung historischer Zukunftshorizonte ist das wesentliche Geschäft des Politikers. Ihr korrespondiert die Generierung historischer Vergangenheitsräume auf Seiten des Historikers. Doch beide Geschäfte hängen, wie schon gezeigt, eng miteinander zusammen: Mit den Zukunftsentwürfen wechseln auch die Vergangenheitsentwürfe und ebenso geht von deren Wechsel auch umgekehrt ein Veränderungsdruck auf jene aus. Deshalb müssen Historiker ebenso ihre politische wie Politiker ihre historische Verantwortung wahrnehmen, indem sie – und dies nicht nur im ethischen, sondern auch im ganz wörtlichen Sinne – auf die Entwürfe der jeweils anderen Seite „Antwort“ geben. Für einen zeitgemäßen Begriff von Geschichte bedeutet dies, daß wir uns von der Fiktion lösen müssen, als bestehe das Geschäft des Historikers darin, unser Wissen von der Vergangenheit immer mehr zu erweitern und die wirklichen historischen Zusammenhänge ein für allemal zu ermitteln und historiographisch festzuhalten. Die moderne Gesellschaftsentwicklung mit ihrer Vielzahl paralleler und sukzessiver Zukunftsentwürfe läßt eine solche Konzeption nicht mehr zu.

Will die Geschichtswissenschaft allerdings nicht zum bloßen Anhängsel politischer Bewegungen und Parteien werden, so muß sie sich darauf konzentrieren, die historische Reichweite vergangener Zukunftshorizonte und Vergangenheitsräume selbst zum Gegenstand ihrer Forschung zu machen. D.h. sie muß, ohne damit zur reinen Theoriegeschichte zu werden, die politisch-historischen Horizontbildungen vergangener Gesellschaften mit in deren sachliche Analyse einbinden. An der Notwendigkeit einer solchen „doppelten“ (Winfried Schulze) oder besser: einer „selbstreflexiven“ Geschichtsschreibung führt heute kein Weg mehr vorbei.



Paul Nolte

Ständische Ordnung im Mitteleuropa der Zwischenkriegszeit

Zur Ideengeschichte einer sozialen Utopie

1. Ständische Ordnung als Utopie?

Ständische Ordnung als Utopie – passen diese beiden Kategorien überhaupt zusammen, oder bezeichnen sie nicht vielmehr etwas prinzipiell Unvereinbares? Wenn Stände als soziale Großgruppen, die auf spezifischem Recht, spezifischer Ehre und Lebensführung beruhen, als zentrales Strukturmerkmal der traditionellen, der agrarischen, der alteuropäischen Gesellschaft gelten können, ist dann nicht die Berufung auf sie im Zeitalter der Industrialisierung, erst recht der fortgeschrittenen Moderne des 20. Jahrhunderts, pure Vergangenheitsbeschwörung und Nostalgie? Und ist damit nicht gerade das Gegenteil der „Utopie“ gemeint, eines Begriffes, in dem die radikalisierte Projektion einer Zukunft, einer geradezu chiliastisch übersteigerten Moderne eine zentrale Rolle spielt? Gegen eine solche klare Unterscheidung steht aber nicht nur ein häufig sehr enger Zusammenhang von Vergangenheitssehnsüchten und Zukunftsvorstellungen, von Nostalgie und Utopie, sondern vor allem der Befund, daß die Brisanz der ständischen Ordnungsvorstellungen in den 20er und 30er Jahren häufig gerade auf ihrer spezifischen Modernität – oder dem, was die Zeitgenossen dafür hielten – beruhte. Ständische Gesellschaftskonzepte wurden an die Realitäten der arbeitsteiligen industriellen Gesellschaft und der technisierten Moderne anzupassen versucht, und eben dies, nicht einfach ihr nostalgisch-romantischer Charakter, ließ diese Ideen in der Zwischenkriegszeit ungemein attraktiv erscheinen. Dahinter stand die während dieser Zeit im deutschsprachigen Mitteleuropa weithin geteilte Überzeugung, eine ständische Sozial-, Wirtschafts- und möglicherweise auch Staatsverfassung werde die überkommene und überlebte Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts mitsamt dem Individualismus und politischen Liberalismus in Zukunft ablösen können und zum eigentlichen, zeitgemäßen Ausdruck einer funktional hochgradig differenzierten Gesellschaft werden.

Bei dieser „Modernität“ eines eigentlich schon überlebt geglaubten Modells handelte es sich zweifellos zu großen Teilen um einen „reactionary modernism“

(Jeffrey Herf)¹. Das ist jedoch kein Argument gegen den utopisch-modernen Gehalt ständischer Gesellschafts- und Staatskonzepte, sondern unterstreicht ihre Ambiguität ebenso, wie es auf ihren weiteren soziokulturellen Kontext in der Zeit der „klassischen Moderne“ des beginnenden 20. Jahrhunderts verweist, als die Grenzen zwischen radikaler Moderne und reaktionärem Atavismus auf vielen Feldern von Politik und Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft nur noch schwer zu ziehen waren. Deshalb soll im folgenden jene Sichtweise, die in ständischen Mentalitäten oder Verfassungsmodellen ausschließlich das traditionelle und „rückwärtsgewandte“ Element sieht – letztlich ein Relikt aus vorindustrieller Zeit, das noch nicht vollständig überwunden war –, in mancher Hinsicht differenziert und anders nuanciert werden.

Auf solche ständischen „Relikte“ in der kulturellen Selbstdefinition und auch dem politisch artikulierten Selbstverständnis sozialer Gruppen in Deutschland zwischen dem späten Kaiserreich und der Weimarer Republik hat die sozialgeschichtliche Forschung seit langem immer wieder hingewiesen. Dabei standen verschiedene Formationen der Mittelschichten und des Bürgertums im Vordergrund, zumal die technischen und kaufmännischen Angestellten als Teil des sog. „neuen Mittelstandes“, deren weithin ständisches Selbstbewußtsein ihrem Status als de facto-Lohnabhängige keineswegs entsprochen habe². In jüngerer Zeit ist auch darauf hingewiesen worden, wie sehr die Vorstellung einer ständischen Gliederung der Gesellschaft die politische Sprache der Weimarer Republik, zum Beispiel in den Parteiauseinandersetzungen und Wahlkämpfen, bestimmt habe³.

Eine weit verbreitete ständische Sozialmentalität und politische Semantik in diesem Sinne, wie wir sie z. B. aus den Forschungen über die Angestellten kennen, muß man freilich von expliziten Entwürfen, Modellen und Theorien ständischer Gesellschaftsordnung und ihrer Institutionalisierung im politisch-staatlichen Raum unterscheiden. Bei solchen stärker explizierten und intellektuell elaborierten Konzepten kann man dann wiederum ein weites Spektrum erkennen, das von Ideen ständischer Sozialgliederung über verschiedene Zwischenstufen der ständischen Interessenformierung und -organisation bis hin zu einer regelrechten ständestaatlichen Verfassung führen konnte.

Dieser Aspekt der expliziten Reflexion ständischer Ordnung soll im folgenden im Vordergrund stehen. Er erschließt keineswegs völliges Neuland und ist im einzelnen – für verschiedene Autoren oder politisch-soziale Strömungen – schon häufiger untersucht worden. Aber im ganzen ist der deutschsprachige Ständediskurs der Zwischenkriegszeit noch nicht genügend gewürdigt worden; es fehlt eine größere Untersuchung im Zusammenhang und eine Einordnung, welche die teils

¹ Vgl. *Jeffrey Herf*, *Reactionary Modernism: Technology, Culture, and Politics in Weimar and the Third Reich* (Cambridge 1984).

² Vgl. nur *Jürgen Kocka*, *Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850–1980*. Vom Privatbeamten zum angestellten Arbeitnehmer (Göttingen 1981).

³ Vgl. *Thomas Childers*, *The Social Language of Politics: The Sociology of Political Discourse in the Weimar Republic*, in: *American Historical Review* 95 (1990) 331–358.

sehr unterschiedlichen Ansätze ständischen Denkens erfaßt und vergleicht und sie insgesamt in den Kontext von Gesellschaft und Kultur, Politik und Staatsrecht zwischen Erstem Weltkrieg und den europäischen Faschismen einordnet. In dieser Feststellung verbirgt sich bereits eine weitere These der folgenden Ausführungen: Trotz gemeinsamer Kernbestände und häufig wiederkehrender Grundelemente war Ständeidee nicht gleich Ständeidee; der Begriff konnte in mehrfacher Hinsicht ein ganz weites Spektrum abdecken, gewissermaßen in unterschiedliche Visionen von Staat und Gesellschaft „eingebaut“ werden – und nicht zuletzt das machte ihn für die damaligen Zeitgenossen attraktiv.

Vorstellungen und Zukunftsentwürfe ständischer Ordnung waren in der Zwischenkriegszeit in Mitteleuropa nicht auf einen kleinen, rechtsradikalen, reaktionären oder faschistischen „lunatic fringe“ beschränkt, sondern waren ganz weit verbreitet bis in den politischen „mainstream“ der Weimarer Republik und die sie tragenden politischen Parteien und gesellschaftlichen Bewegungen hinein wie namentlich die sozialistische Arbeiterbewegung und den politischen Katholizismus. Sie standen im Zusammenhang der von ganz rechts bis ganz links sehr weit verbreiteten Überzeugung, die bürgerliche Welt des 19. Jahrhunderts, soweit sie durch den Weltkrieg nicht ohnehin schon zerfallen war, würde in der näheren oder fernerer Zukunft einer neuen sozialen und politischen Zukunft Platz machen. Aus der „Krise“ sollte eine „neue Ordnung“ entstehen – dieser Nexus von Krisenbewußtsein und emphatischem, auch dezisionistischem Zukunftsentwurf war ja für die Zwischenkriegszeit überhaupt sehr charakteristisch⁴ und ist in letzter Zeit von der historischen Forschung wieder vermehrt betont worden.

Was die gesellschaftliche Ordnung im engeren Sinne, aber auch die Verfassung von Wirtschaft und Staat betraf, so wurde diese „neue Ordnung“ ganz wesentlich als eine funktionalisierte berufsständische Ordnung gesehen. Überlegungen zu einer künftigen ständischen Gliederung konnten sich dann zum Beispiel auch mit hochaktuellen amerikanischen Ideen der „Industrieführung“ verbinden, die nach dem Weltkrieg in Deutschland diskutiert wurden. Gegen eine solche „Synthese von Amerikanismus, ständischer Romantik und Führerkult“ polemisierte zum Beispiel Ernst Troeltsch schon 1921 in seinen „Spektator“-Artikeln⁵. Die Tatsache, daß ständische Ideen in den 20er und frühen 30er Jahren so weit verbreitet waren und vielfach für ein modernes, in die Zukunft weisendes Konzept gehalten

⁴ Zum „Dezisionismus“ der Zwischenkriegszeit vgl. *Christian Graf v. Krockow*, Die Entscheidung. Eine Untersuchung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger (Göttingen 1958, Frankfurt a. M. 21990). Siehe auch *Kurt Sonthheimer*, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik (München 21978) 259–263; im folgenden zitiert: *Sonthheimer*, Antidemokratisches Denken.

⁵ *Ernst Troeltsch*, Die Amerikanisierung Deutschlands (12. 12. 1921), in: *ders.*, Die Fehlgelburt einer Republik. Spektator in Berlin 1918 bis 1922 (Frankfurt a. M. 1994) 237–245, hier: 244 f.; vgl. dazu z. B.: *Mary P. Nolan*, Visions of Modernity: American Business and the Modernization of Germany (New York 1994); als Fallstudie: *Heidrun Homburg*, Rationalisierung und Industriearbeit. Arbeitsmarkt – Management – Arbeiterschaft im Siemens-Konzern Berlin 1900–1939 (Berlin 1991).

wurden, bedeutet also nicht, daß es damals nicht schon scharfsichtige Kritiker gegeben hätte, die sehr prinzipielle Einwände, besonders aus der Perspektive westlich-demokratischen Denkens, geltend gemacht hätten. Aber man sollte dennoch versuchen, den spezifischen Modernitätsidealen und dem Zukunftsglauben der Zwischenkriegszeit erst einmal auf die Spur zu kommen, um seine zeitgenössische Plausibilität zu rekonstruieren.

Um das zu tun, werde ich im folgenden zunächst den Wandel des Ständebegriffes vor allem in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft des beginnenden 20. Jahrhunderts knapp skizzieren. Auf dieser Grundlage schlage ich dann Schneisen in drei verschiedene, konkrete „Diskurszusammenhänge“ der 20er und frühen 30er Jahre: Es geht zuerst um ständische Ideen in der katholischen Soziallehre; zweitens um die Debatte über den Artikel 165 der Weimarer Verfassung im Spannungsfeld zwischen Arbeiterbewegung und konservativer Staatslehre; drittens um ständisches Denken im Vor- und Umfeld des Nationalsozialismus. Dabei sollte das weite Spektrum und die Besonderheit der jeweiligen ständischen Vorstellungen hervortreten, aber auch Gemeinsamkeit und Grundkonsens in Voraussetzungen, Begriffen oder Organisationsmodellen deutlich werden. Abschließend frage ich noch kurz nach dem Ende ständischer Utopien in Deutschland in der Mitte des 20. Jahrhunderts.

2. Der Wandel des Ständebegriffs: Beruf und funktionales Expertentum

Wie war es möglich, daß ein Begriff und soziales Ordnungskonzept in der dynamisierten, hochindustriellen und massendemokratischen Gesellschaft des frühen 20. Jahrhunderts noch einmal eine solche Karriere machte, der offensichtlich dem Kontext der vorindustriellen, der agrarischen, der rechtlich gebundenen, der personalisierten Gesellschaft entstammte, deren Überwindung durch die moderne Klassengesellschaft ein Hauptthema der Geschichte des zu Ende gegangenen 19. Jahrhunderts gewesen war? Hier ist nicht der Ort, in ausführliche Überlegungen zur Begriffsgeschichte von „Stand“ vor etwa 1900 einzutreten⁶. Die auch danach sich fortsetzende Karriere des Begriffes gewinnt jedoch vor dem Hintergrund jenes „Leidens an der Modernisierung“ größere Plausibilität, das in letzter Zeit von der Sozial- und Kulturgeschichte als zentrale Erfahrung der vorletzten Jahrhundertwende genauer erforscht worden ist. Dabei spannt sich ein weiter Bogen von der Agrarromantik zur intellektuellen und akademischen Kulturkritik, von Reform- und Avantgardebewegungen bis zu einer „nervösen“ Mentalität, und fast immer stößt man dabei auf ein kompliziertes Mischungsverhältnis von

⁶ Vgl. v.a. Werner Conze u. a., Art. Stand, Klasse, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. v. *dems.*, Otto Brunner, Reinhart Kosel-Leck, Bd. 6 (Stuttgart 1990) 155–284.

Vergangenheitsbeschwörung und Zukunftssehnsucht, von Abgestoßensein und Fasziniertsein durch die kulturelle Moderne⁷.

Die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts rasch sich vermehrenden technischen Innovationen – man denke nur an den Bereich Verkehr und Transport, mit Automobilen, Flugzeugen, Untergrundbahnen usw. – radikalisierten diesen Zwiespalt in vieler Hinsicht noch. Sie versprachen eine grundlegende Transformation von gesellschaftlichen Funktionsprinzipien und alltäglichen Lebensweisen in erreichbarer Zukunft, aber sie verstärkten auch Verunsicherung und das Bedürfnis nach Ordnung und Stabilität. Deshalb ist es wohl unstrittig, und wird durch zahlreiche Beiträge auch in diesem Band sehr differenziert hervorgehoben, daß es einen engen Zusammenhang zwischen den Erfahrungen des Modernitätsschocks um 1900 und dem für das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert so charakteristischen Utopismus gegeben hat. Ob man auf radikale Entwürfe in der Architektur oder auf die bildenden Künste, auf proletarisch-sozialistische oder auf bürgerliche Vorstellungen blickt: Nostalgie und Utopie, die Rückversicherung in einer vermeintlich besseren Vergangenheit und die radikale Fortschreibung in die Zukunft, konnten zu dieser Zeit, in Westeuropa und Nordamerika wie in Osteuropa, enge Verbindungen miteinander eingehen⁸.

Das gilt auch für die Ständeproblematik, deren Wiederaufleben im politischen und sozialwissenschaftlichen Diskurs am Beginn des 20. Jahrhunderts dieses nostalgische Element keineswegs abgesprochen werden kann. Die vermeintlich bessere Vergangenheit der (alt-)ständischen Welt vor der Industrialisierung klang meist auch dann mindestens unterschwellig an, wenn ständische Ordnung neu und auf eine moderne Zukunft hin entworfen wurde. Dennoch darf man nicht allein das Moment der Vergangenheitsbeschwörung sehen. Zum einen sollte man die *Kontinuität* ständischer Deutungen der Gesellschaft über das gesamte 19. Jahrhundert, und auch noch darüber hinaus, nicht unterschätzen: Der „language of class“ war es in Deutschland nie wirklich gelungen, die „Ständesprache“, also die Beschreibung von sozialer Ordnung und sozialer Ungleichheit in ständischer Terminologie, zu verdrängen. Soziale Formationen, in welchem Sinne auch immer, sogar einschließlich der modernen, marktförmigen „Erwerbsklas-

⁷ Vgl. u. a.: *August Nitschke* u. a. (Hrsg.), *Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880–1930*, 2 Bde. (Reinbek 1989); *Paul Nolte*, 1900: Das Ende des 19. und der Beginn des 20. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 47 (1996) 281–300; *Klaus Lichtblau*, Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende. Zur Genealogie der Kultursoziologie in Deutschland (Frankfurt a. M. 1996); *Joachim Radkau*, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler (München 1998); *Ute Frevert* (Hrsg.), *Das Neue Jahrhundert. Europäische Zeitdiagnosen und Zukunftsentwürfe um 1900* (Göttingen 2000); *Klaus Bergmann*, Agrarromantik und Großstadtfetterschaft (Meisenheim 1970); sowie *Detlef J. K. Peukert*, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne* (Frankfurt a. M. 1987).

⁸ Vgl. allg.: *Lucian Hölscher*, *Die Entdeckung der Zukunft* (Frankfurt a. M. 1999); auch *ders.*, *Weltgericht oder Revolution. Protestantische und sozialistische Zukunftsvorstellungen im deutschen Kaiserreich* (Stuttgart 1989).

sen“ (Max Weber), als „Stände“ zu bezeichnen, blieb außerhalb des Diskurses der Arbeiterbewegung geläufig und selbstverständlich, nicht nur in der Alltagssprache, sondern auch in Politik und Wissenschaft⁹. Zum anderen wissen wir aus der Begriffsgeschichte, daß die politisch-sozialen Leitbegriffe offen sind für grundlegende Umprägungen und Neudeutungen, und diese Geschichte semantischer Neuaufladungen ist keineswegs auf die klassische „Sattelzeit“ beschränkt gewesen, sondern setzte sich ins 20. Jahrhundert hinein fort¹⁰. Auf diese Weise sind auch die Kategorien des Standes und der ständischen Gesellschaft im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts neu gefaßt und an die gesellschaftliche Realität der Gegenwart angepaßt worden. Kurz und überspitzt gesagt, wurde dabei aus einer sozialen Kategorie der „Geburt“ und der „Ehre“ eine solche des Berufes und des funktionalen Expertentums.

Dieser Wandel vollzog sich in vielen Etappen und Schattierungen, die hier höchstens angedeutet werden können – und auch das ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit. Innerhalb der Sozialwissenschaft, auf die ich mich im folgenden zunächst konzentrieren will, war die Zurückdrängung und Umdeutung der historischen Soziologie Max Webers dabei von erheblicher Bedeutung. Ohne die Debatte über systematische versus historische Zugangsweise in „Wirtschaft und Gesellschaft“ (und überhaupt in der Weberschen Soziologie) hier aufrollen zu können, kann man doch sagen, daß Webers Begriffe des Standes und des Ständischen primär von einer historischen Zuordnung zu agrarischen Gesellschaften mit traditionellen Formen politischer Herrschaft her gedacht waren. Diese historische Korrelation schimmert jedenfalls auch dann immer sehr deutlich durch, wenn Weber sich um eine systematische Begriffsfassung bemühte und dabei die Definition im Sinne einer epochalen Abfolge „vom Stand zur Klasse“ sorgfältig zu vermeiden suchte. Stände waren für ihn zudem gerade keine ökonomisch bedingten Formationen, sondern Herrschaftsstände oder (bzw. damit verknüpft) Stände einer spezifischen Ehre und Lebensführung, sei es in traditionellen Gesellschaften, sei es in seiner eigenen Gegenwart des frühen 20. Jahrhunderts¹¹.

⁹ Vgl. dazu insgesamt: *Paul Nolte, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert* (München 2000) bes. 26, 37 ff., 159 ff.; im folgenden zitiert: *Nolte, Ordnung*.

¹⁰ Vgl. *Paul Nolte, Gesellschaftstheorie und Gesellschaftsgeschichte. Umriss einer Ideengeschichte der modernen Gesellschaft*, in: *Thomas Mergel, Thomas Welskopp* (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte* (München 1997) 275–298.

¹¹ Vgl. *Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie* (Tübingen 1980) bes. 177–180, 531–540. Eine klare historische Abfolge „vormoderner“ Stände und „moderner“ Klassen findet sich bei Weber jedoch kaum – das haben vielmehr erst Teile der Weberianischen Soziologie und Sozialgeschichte in ihn hineingelesen. Für Weber entstehen Stände „primär“ durch eine „eigene ständische Lebensführung“, darunter insbesondere die „Art des Berufs“ (Ebd. 180, Hervorhebung im Orig.); und er bezog sich immer wieder auf Prozesse der Formierung von Ständen in der Moderne und seiner eigenen Gegenwart, z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika (Ebd. 535). Vgl. auch *Wolfgang Schluchter, Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschafts-*

Dieser Sichtweise Webers aber wurde in den 20er Jahren überwiegend nicht mehr gefolgt. Eine Ausnahme bildet interessanterweise Hans Freyer, der in seiner rechtshegelianisch inspirierten historischen Soziologie der bürgerlichen Gesellschaft Weber in gewisser Hinsicht sogar noch radikalisierte: Das Strukturprinzip der „Ständegesellschaft“ gehörte für ihn einer bestimmten Phase der Geschichte an, es war nicht in ein allgemeines, überhistorisches Prinzip umzudeuten. So wandte sich Freyer 1931 in seiner „Einleitung in die Soziologie“ gegen die „formale Soziologie“ einerseits, die eben dies betrieb, gegen „alle Romantiker der Vergangenheit und der Gegenwart“ andererseits – und damit war ganz offensichtlich Othmar Spann gemeint¹². Wenn man genau liest, erkennt man jedoch das Einsickern einer veränderten Terminologie, mit deren Hilfe der Ständebegriff auf Gegenwartsdiagnose und Zukunftsaufgaben hin geöffnet werden konnte. So knüpfte Freyer mit dem Hinweis auf „ständische Ethik“ und „besondere Lebensform“ einerseits an Webers Definition an, schränkte aber ein, das allein genüge noch nicht: „Nur wenn ernsthafte Aufgaben vorliegen, die bestimmte Kräfte wachzurufen und einen bestimmten Menschentypus zu züchten vermögen, gibt es Stände von geschichtlichem Rang.“¹³ Damit verwandelte sich die historische Deskription unversehens in eine nicht mehr nur wissenschaftliche Aufgabe für die Zukunft. Dem entsprach, daß Hans Freyer in der Ständegesellschaft eine Gliederung nicht nur nach Vorrechten, sondern auch nach „Leistungen“ sah¹⁴ – mit dem Leistungsbegriff nahm er eine, wie wir noch sehen werden, schlechthin zentrale Kategorie des neuen, „modernisierten“ Ständebegriffes auf.

Die teils auf Georg Simmel zurückgehende, in den 20er Jahren ihren kurzlebigen Siegeszug antretende „formale Soziologie“ (in der Weimarer Republik vor allem durch Alfred Vierkant repräsentiert) verstärkte die Neigung, soziale Begriffe wie Stand und Klasse zu enthistorisieren und als allgemeingültige Formen der Vergesellschaftung zu betrachten, die auch in der Gegenwart ihre Bedeutung nicht verloren hatten. In diese Richtung bewegte sich z.B. auch Ferdinand Tönnies in den 20er Jahren. Er unterschied, wie das meistens getan wurde, Geburtsstände von Berufsständen und sah die Existenz von Berufsständen im Deutschen Reich als ein ganz offensichtliches Faktum an, das in den Berufs- und „Standes“-Organisationen der Rechtsanwälte und Ärzte, in den Handels-, Handwerks- und Gewerbekammern, in den Berufsgenossenschaften der Arbeiter usw. auch insti-

geschichte (Tübingen 1979) 120f. („Berufslage“ mit den zwei Varianten „Erwerbsklassen“ und „Berufsstände“ als spezifisches Merkmal „funktionaler“ sozialer Schichtung im modernen Anstaltsstaat).

¹² Hans Freyer, *Einleitung in die Soziologie* (Leipzig 1931) 137–140, hier: 137; im folgenden zitiert: Freyer, *Einleitung in die Soziologie*. Vgl. hierzu und zum folgenden außerdem ders., *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft. Logische Grundlegung des Systems der Soziologie*, (Leipzig 1930) bes. 264–275 (hier ist die rein „historische“ Perspektive auf Stände und Ständegesellschaft noch klarer durchgeführt als ein Jahr später in der „Einleitung in die Soziologie“).

¹³ Freyer, *Einleitung in die Soziologie* 138.

¹⁴ Ebd.

tutionell zu Tage trete¹⁵. Im Kontrast zu Freyer erkennt man hier übrigens, daß politische und wissenschaftliche Optionen keineswegs parallel gehen mußten; Freyer blieb auch als „konservativer Revolutionär“ in vieler Hinsicht Weberianer, während Tönnies' für unsere Begriffe diffuse und antiquierte Ständetheorie mit zunehmenden Sympathien für die Sozialdemokratie einherging.

Tönnies' Sichtweise war andererseits aber gar nicht so antiquiert, weil er dem „Beruf“ als sozialer Kategorie der modernen, arbeitsteiligen Gesellschaft einen hohen Stellenwert einräumte und von hier aus den Ständebegriff auf neue Weise füllte. Man kann gar nicht genug unterstreichen – und es wäre eine eigene Untersuchung wert –, welche Bedeutung der „Beruf“ als Leitkategorie in der Selbstwahrnehmung der deutschen Gesellschaft am Beginn des 20. Jahrhunderts gewann. Eine weit verbreitete Sichtweise der Zeitgenossen kann man so zusammenfassen: Das 19. Jahrhundert war die Zeit der beginnenden industriellen Klassengesellschaft mit ihrer einfachen Zweiteilung in Bürgertum und Proletariat. In der weiter entwickelten Industriegesellschaft setzte sich jedoch eine hochgradige Spezialisierung und Arbeitsteilung immer mehr durch, so daß der konkrete Beruf, nicht mehr einfach der Status z. B. als Lohnarbeiter, das eigentliche Kriterium für Selbsteinschätzung und Gruppenzugehörigkeit des Einzelnen war. Dabei konnte man auch an ältere Überlegungen Gustav Schmollers zur „Arbeitsteilung“ anschließen, welche die Bedeutung der Berufsarbeit für die soziale Gruppenbildung gerade auch in den unteren Schichten, in der Arbeiterschaft, besonders hervorgehoben hatten¹⁶.

Dieses Bild korrespondierte mit der schon erwähnten Überzeugung, die Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts gehe ihrem unaufhaltsamen Ende entgegen und verschwinde zugunsten einer neuen Moderne des funktionalen Expertentums. In seiner berühmten Untersuchung über die „Umschichtung des Proletariats“ aus dem Jahre 1929 sah sogar ein aufgeklärter Marxist wie Emil Lederer dies als „die entscheidende Frage der sozialen Entwicklung in unserer nächsten Zukunft: Kann sich in diesen Tendenzen zur immer stärkeren Aufgliederung und Zerspaltung der modernen Gesellschaft zugleich eine Integration zu Klassen durchsetzen? Ist der Berufsgedanke, ist die konkrete Funktion, die Aufgabe im Wirtschaftskörper das schlechthin Entscheidende für die Gruppierung, die Gestaltung des Bewußtseins? Sind also die Gruppierungen nach Berufen und Berufsfunktionen, hierarchisch geordnet, die letzten Formungsprinzipien der modernen

¹⁵ *Ferdinand Tönnies*, Art. Stände und Klassen, in: *Alfred Vierkandt* (Hrsg.), *Handwörterbuch der Soziologie* (Studienausgabe Stuttgart 1931) 188–209, hier bes. 195; im folgenden zitiert: *Vierkandt*, *Handwörterbuch der Soziologie*.

¹⁶ Vgl. v.a. *Gustav Schmoller*, Das Wesen der Arbeitsteilung und der sozialen Klassenbildung, in: *Schmollers Jahrbuch* 14 (1890) 45–105, hier: 89: „In allen mittleren und unteren Schichten ist es noch mehr die Berufsarbeit als der Besitz, welche klassenbildend wirkt. ... Die Arbeiter sind weder ganz besitzlos, noch fühlen sie sich wegen ihres Nichtbesitzes als eine einheitliche Klasse; gerade die Berufsverschiedenheiten gliedern sie zu allermeist in verschiedene Gruppen.“ Zur Sozialgeschichte der Klassenbildung in Deutschland um die Jahrhundertwende vgl. z.B. *Gerhard A. Ritter*, *Klaus Tenfelde*, *Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871–1914* (Bonn 1991).

Gesellschaft ...?“¹⁷ Und in der sozialistischen „Gesellschaft“ Rudolf Hilferdings konnte man schon einige Jahre früher lesen, das Problem des Berufs sei ein Problem, das erst und spezifisch „der modernen Gesellschaft gegeben“ sei, „die sich nach der Zersetzung der ständischen Gesellschaft durch die Entstehung der freien Wirtschaft bildete“¹⁸. Trat hier der Beruf noch in einen Gegensatz zur (geburts-) ständischen Ordnung, war es in den 20er Jahren bereits typischer, diese beiden Begriffe im neuen Entwurf einer funktionsmäßig gegliederten berufsständischen Gesellschaft, zu der auch eine entsprechende politische Interessenartikulation gehörte, zusammenzuziehen. Auf diesen Nexus von Beruf als spezifisch modernem System sachlich-funktionaler Differenzierung und ständischer Vision gesellschaftlicher Gesamtordnung trifft man im deutschsprachigen Mitteleuropa in den 20er und frühen 30er Jahren in ganz unterschiedlichen Kontexten, wie wir noch sehen werden.

Mit Absicht ist diese sozialwissenschaftliche Entwicklungslinie hier einmal in den Vordergrund gerückt, und der Wiener Soziologe Othmar Spann (1878–1950), der in diesem Zusammenhang häufig an erster Stelle genannt wird, bisher nur am Rande erwähnt worden. Spanns soziologisch-philosophischer „Universalismus“, den er seit der Veröffentlichung des „Kurzgefassten Systems der Gesellschaftslehre“ im Jahre 1914 in immer neuen Anläufen vertiefte¹⁹, ging von einem romantischen Gesellschaftsbild aus, das Adam Müller viel verdankte, und gab von hier aus den „Ständen“, einschließlich einer ständestaatlichen politischen Ordnung, einen besonders prominenten Platz. Spanns Einfluß war in Österreich größer als in Deutschland – man mag sagen: seine Ständekonzeption war einer noch stärker agrarisch geprägten Gesellschaft angemessener als dem hochindustriellen, großstädtischen Deutschland. Aber es gibt auch Gemeinsamkeiten eines „modernistischen“ Vokabulars, zum Beispiel in Spanns offenem Bekenntnis zum italienischen Faschismus: Mit der Überwindung von Demokratie und des Liberalismus sei, so Spann, die „Sachsoveränität“ an die Stelle der „Volkssoveränität“ getreten²⁰. In

¹⁷ *Emil Lederer*, Die Umschichtung des Proletariats (1929), in: *ders.*, Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910–1940, hrsg. v. *Jürgen Kocka* (Göttingen 1979) 172–185, hier: 181 f.

¹⁸ *Anna Siemssen*, Beruf und Erziehung, in: Die Gesellschaft 1 (1/1924) 579–584, hier: 579. Vgl. auch *Werner Sombart*, Beruf und Besitz, in: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik 18 (1903) 1–20; *ders.*, Art. Beruf, in: *Vierkandt*, Handwörterbuch der Soziologie 25–31.

¹⁹ *Othmar Spann*, Kurzgefasstes System der Gesellschaftslehre (Leipzig 1914); später erweitert unter dem Titel „Gesellschaftslehre“ (z. B. Leipzig 1930); siehe auch *ders.*, Das Verhältnis von Ganzem und Teil in der Gesellschaftslehre, in: (Wiener) Zeitschrift für Volkswirtschaft und Sozialpolitik 1 (1921) 477–492. Zu Spann vgl. u. a. *Klaus-Jörg Siegfried*, Universalismus und Faschismus (Wien 1974); *Martin Schneller*, Zwischen Romantik und Faschismus. Der Beitrag Othmar Spanns zum Konservatismus in der Weimarer Republik (Stuttgart 1971); *Reinhold Knoll*, Die Sozialwissenschaften in den 20er Jahren – Österreichs Größe im Untergang, in: *Knut Wolfgang Nörr* u. a. (Hrsg.), Geisteswissenschaften zwischen Kaiserreich und Republik (Stuttgart 1994) 243–265.

²⁰ *Othmar Spann*, Die Bedeutung des ständischen Gedankens für die Gegenwart, in: Ständisches Leben 3 (1933) 353–361, hier: 357 (Vortrag am 9. Juni 1933 vor der „Confederazione Nazionale Fascista del Commercio“ in Rom).

jedem Fall aber konnte sich in den 20er Jahren auch eine Vision wie die Spanns, die wesentlich mehr als andere Ständetheorien romantischen Idealen einer traditionellen Gesellschaft verhaftet blieb, behaupten, weil ihre Exzentrizität in der selbstverständlichen Präsenz des Ständediskurses in der „Mitte“ von Politik und Gesellschaft gar nicht weiter auffiel.

3. Die ständische Ordnung der Zukunft – Elemente einer Utopie? Drei Skizzen

Wenn man die Entwürfe einer ständischen Zukunft mit ihren teilweise utopisch übersteigerten Elementen genauer verstehen will, muß man zwischen unterschiedlichen politisch-sozialen Kontexten und den durch sie konstituierten „Diskursräumen“ unterscheiden. Ständische Ordnungsvorstellungen konnten für ganz unterschiedliche Interessen und Bewegungen attraktiv erscheinen, aber ihre Wirkung war in keinem Fall auf einen engeren akademisch-intellektuellen Bereich begrenzt; fast immer ging es zugleich um den Versuch einer Lösung konkreter Probleme der Verfassungsordnung oder der Sozialpolitik. Wie auf diese Weise Modelle ständischer Staats- und Gesellschaftsorganisation aus verschiedenen Richtungen immer deutlicher die Debatten der 20er und frühen 30er Jahre bestimmten, soll anhand dreier Beispiele im folgenden knapp skizziert werden. Das erste Beispiel ist die katholische Soziallehre; das zweite die Diskussion um den „Räte-Artikel“ 165 der Weimarer Verfassung; das dritte die Affinität zwischen ständischem Denken und Nationalsozialismus zwischen der Mitte der 20er und der Mitte der 30er Jahre. In jedem dieser Beispiele tritt eine spezifische Verbindung von intellektuellen Milieus und politischer Praxis, und zugleich eine Verbindung von Geschichtsdeutung und Zukunftsentwurf, von Traditionalismus und Utopie hervor. Jedes der Beispiele verweist außerdem auf Überlappungen oder Konvergenzen „linken“ und „rechten“ Denkens; diese breite, scheinbar überideologische Ausstrahlung erklärt zum Teil die bemerkenswerte Anziehungskraft der neu-ständischen Konzepte und ist ein Merkmal auch ganz anderer Utopien des frühen und mittleren 20. Jahrhunderts. Dennoch blieben diese ständischen Entwürfe und Utopien in Deutschland nach 1933 unrealisiert, weil andere, gegenläufige Utopien, nicht zuletzt die einer rassistisch homogenen Volksgemeinschaft, in den Vordergrund traten. Aber das spricht noch nicht gegen die enorme Virulenz radikalisierten Ständekonzepte in der Zwischenkriegszeit.

a) Die katholische Soziallehre

Mit der katholischen Soziallehre sind Konzepte, Debatten und Visionen angesprochen, die von vornherein eine „europäische“, jedenfalls nationale Diskursgrenzen sprengende Dimension besaßen. Andererseits ist hinreichend bekannt, daß die politisch-sozialen Ordnungsvorstellungen im Katholizismus auch des frü-

hen 20. Jahrhunderts von der jeweiligen nationalen politischen Kultur und Verfassung maßgeblich mitgeprägt wurden und darüber hinaus, gerade in Deutschland, Besonderheiten regionaler Milieus – z.B. des rheinischen Katholizismus – eine wichtige Rolle spielten. So kann man im Umfeld des Mönchengladbacher „Volksvereins für das katholische Deutschland“ gut verfolgen, wie Ständekonzepte in eine prinzipiell eher „linke“, fortschrittsorientierte und gewerkschaftsfreundliche Position integriert wurden, von der praktischen Politik der christlichen Gewerkschaften – z.B. bei Theodor Brauer – bis hin zur intellektuellen, sozialphilosophischen Absicherung in der vor allem jesuitisch geprägten akademischen Soziallehre. Dabei teilte man die nach dem Ersten Weltkrieg nicht zuletzt auf der liberaldemokratischen Linken, im linksbürgerlichen Lager weitverbreitete Überzeugung, die tiefe Klassenspaltung der deutschen Gesellschaft müsse nun endlich durch eine neue „Volksgemeinschaft“ überwunden werden²¹. Für die Gesellschaft jenseits der Dichotomie von Bürgertum und Proletariat galt jedoch nicht „öde Gleichmacherei“, so der Jesuit Constantin Noppel 1921, sondern ein Zusammenwirken der verschiedenen „Stände“, wobei der „Eingliederung des vierten Standes“, wie es in sozialkatholischer Diktion immer noch hieß, besondere Aufmerksamkeit galt²². Das Betriebsrätegesetz von 1920 setzte dieses Ziel „in der wirtschaftlichen Urzelle, dem Einzelbetrieb“ um, doch es bedurfte darüber hinaus einer ständischen Organisation im großen Maßstab. „Das Streben nach der Volksgemeinschaft führt daher sofort, so paradox dies auch scheinen könnte“ – höchst aufschlußreich, wie Noppel selber hier die mögliche Spannung zweier Prinzipien konstatierte! – „zur Erneuerung des berufsständischen Gedankens.“²³ Auch dafür bot die Weimarer Verfassung mit dem Art. 165 und dem (vorläufigen) Reichswirtschaftsrat einen begrüßenswerten institutionellen Ansatzpunkt²⁴, auf den gleich ausführlicher zurückgekommen wird.

Dabei konnten auch innerhalb des sozialen Katholizismus mit „Ständen“ bzw. „Berufsständen“ teils sehr unterschiedliche Konzepte angesprochen sein. Während Noppel, wie wir gesehen haben, eher einen konventionellen, aus dem 19. Jahrhundert übernommenen Begriff weitertrug, lehnte sich August Pieper, der in den 20er Jahren mit zahlreichen Veröffentlichungen zu dieser Thematik im Verlag des Volksvereins hervortrat, enger an die neuromantische Ständekonzeption Othmar Spanns und dessen „Universalismus“ an, einschließlich eines spezifischen Antikapitalismus, der für die pragmatischeren Richtungen nicht unbedingt typisch war. Aber auch hier war ständische Ordnung ein Projekt für die Zukunft,

²¹ Vgl. *Constantin Noppel J.*, Neuproletarier?, in: *Stimmen der Zeit* 100 (1921) 26–37.

²² Vgl. ebd. 29; auch *August Pieper*, Von der Arbeiterbewegung zum Arbeiterstande (Mönchengladbach 1920). Im folgenden zitiert: *Pieper*, Arbeiterbewegung.

²³ *Constantin Noppel J.*, Volksgemeinschaft, in: *Stimmen der Zeit* 100 (1921) 343–354, hier: 347; im folgenden zitiert: *Noppel*, Volksgemeinschaft. Vgl. auch *ders.*, Dreigliederung des sozialen Organismus?, in: *Stimmen der Zeit* 98 (1920) 150–153.

²⁴ Vgl. *Noppel*, Volksgemeinschaft z.B. 347f.; *August Pieper*, Berufsgedanke und Berufsstand im Wirtschaftsleben (Mönchengladbach 1925) 19; im folgenden zitiert: *Pieper*, Berufsgedanke. Siehe auch schon *ders.*, Arbeiterbewegung.

für die Gesellschaft nach dem nunmehr vermeintlich zu Ende gehenden Individualismus²⁵. – Die spezifisch „moderne“ Ausrichtung des Ständedenkens in der katholischen Soziallehre dagegen repräsentierte die Richtung des sog. „Solidarismus“, die sehr einflußreich von Gustav Gundlach (1892–1963), seit Beginn der 30er Jahre auch von Oswald v. Nell-Breuning (1890–1991), formuliert worden ist. Der Artikel Gundlachs über „Stand, Ständewesen“ in der fünften Auflage des „Staats-Lexikons“ der Görres-Gesellschaft kann dafür repräsentativ herangezogen werden²⁶. Stand ist für Gundlach genuin „Berufsstand“ im Sinne moderner Funktionsdifferenzierung der Gesellschaft; der Geburtsstand ist nur noch eine Reminiszenz, denn „das Wesentlichste des Standesbegriffs, nämlich die gleiche gesellschaftlich bedeutsame Funktion“, tritt im Geburtsstand hinter andere Kriterien deutlich zurück²⁷.

Den modernen Berufsstand dagegen verortet Gundlach im semantischen Dreieck von „Sachgebieten“, „Funktionen“ und „Leistungseinheiten“. Die Gesellschaft baut auf „Sachgebieten“ wie „Wissenschaft“, „Kunst“, „Wirtschaft“ auf – heute würde man mit Luhmann von den Funktionsbereichen einer funktional differenzierten Gesellschaft sprechen –, „in deren gemeinsamer Erstrebung durch Funktions- oder Berufseinheiten die einzelnen Gruppen zum umfassenden Leistungszusammenhang der ‚Gesellschaft‘ dauernd einen“²⁸. Stände erscheinen hier also als berufliche Expertengruppen, die spezifische Funktionen und Leistungen für das Ganze einer arbeitsteilig komplexen Gesellschaft erbringen. Das ist mehr und konkreter als eine Utopie, aber es ist interessant zu beobachten, wie Gundlach gegen Schluß seines Artikels sprachlich ins Futur wechselt und von den kulturellen und zivilisatorischen Chancen einer zukünftigen ständischen Gesellschaft spricht, die sich an das auch von ihm vorhergesehene Ende des liberalen Zeitalters anschließen wird²⁹. Die Bestimmung von Ständen als „Leistungsgemeinschaften“ ist dann besonders von Nell-Breuning in den Vordergrund gerückt worden, ganz ausdrücklich auch noch nach 1945³⁰; gleichzeitig sei hier nur an die Affinität des

²⁵ Vgl. Pieper, Berufsgedanke bes. 19; auch bei Pieper spielt übrigens die Verknüpfung von Berufsständen und „Volksgemeinschaft“ eine wichtige Rolle.

²⁶ Gustav Gundlach J., Art. Stand, Ständewesen, in: Staats-Lexikon der Görres-Gesellschaft Bd. 5 (Freiburg 1932) Sp. 45–62; im folgenden zitiert: Gundlach, Stand, Ständewesen. Vgl. auch ders., Art. Ständestaat, in: Ebd. Sp. 67–71; im folgenden zitiert: Gundlach, Ständestaat. Ders., Stand und Klasse, in: Stimmen der Zeit 117 (1929) 284–293. Vgl. auch schon ders., Zur Soziologie der katholischen Ideenwelt und des Jesuitenordens (Diss. Berlin 1927) (bei Werner Sombart); sowie: Franz Schürholz, Entwicklungstendenzen im deutschen Wirtschaftsleben zu berufsständischer Organisation (Mönchengladbach 1922). Siehe darüber hinaus: Gustav Gundlach J., Die Ordnung der menschlichen Gesellschaft Bd. 2 (Köln 1964) bes. 237–335.

²⁷ Gundlach, Stand, Ständewesen Sp. 48; vgl. zur Bedeutung der Kategorie des „Berufes“ auch ders., Berufsethos, in: Stimmen der Zeit 118 (1930) 97–106.

²⁸ Gundlach, Stand Ständewesen Sp. 55.

²⁹ Ebd. Sp. 61 f.

³⁰ Vgl. z. B. Oswald v. Nell-Breuning, Gesellschaftsordnung (Nürnberg 1947) bes. 32 ff. Die Bedeutung der „Leistung“ für das Gesellschaftsbild Hitlers hebt überpointiert hervor:

Vokabulars von „Leistung“ und „Leistungsgemeinschaft“ zur Sprache des Nationalsozialismus kurz erinnert. – Auf der anderen Seite grenzte sich der Solidarismus aber vehement von den neoromantischen Ständetheorien und namentlich von Othmar Spann immer wieder ab. Gundlach nannte es „abwegig“, den Staat selber als einen „Großstand“ zu sehen; der „Staat“ behielt für ihn eine Stellung gegenüber der „Gesellschaft“ mit ihren berufsständischen Gliederungen, der „Staatsbürger“ ging im „Standesglied“ nicht auf³¹. Das ließ Raum für eine wenigstens halbe Anerkennung des Parlamentarismus und für eine Abwehr des „totalen Staates“³². Andererseits muß man sehen, daß es gerade die ständische Inanspruchnahme des Staates war, die den Nationalsozialismus in den 30er Jahren zunehmend von Spann abrücken, ja dessen Lehre als Gefahr für die staatliche Überformung des einheitlichen „Volkes“ sehen ließ.

Die Auseinandersetzung über die ständische Gesellschaft in den verschiedenen Richtungen des Katholizismus, nicht nur in Deutschland, erhielt 1931 mit der Enzyklika „Quadragesimo Anno“ Pius' XI. einen neuen Schub. Sie erschien weithin als ein definitives Zeichen, daß der berufsständische Gedanke „die Zukunft für sich (hat)“, wie Nell-Breuning es 1932 ausdrückte³³. Aber was mit der in „Quadragesimo Anno“ apostrophierten „berufsständischen Ordnung“ konkret gemeint sein sollte, vor allem im Hinblick auf eine praktische Umsetzung als ständische Staatsverfassung, war in der ersten Hälfte der 30er Jahre umstrittener denn je. Hier gingen Deutschland und Österreich unterschiedliche Wege. Während die Auslegung der Enzyklika in Deutschland intellektuell vom Solidarismus dominiert blieb und politisch vom Volksverein für das katholische Deutschland ebenso wie von den christlichen Gewerkschaften – zum Beispiel auf Tagungen in Mönchengladbach und in Essen im Jahre 1932 – verfochten wurde, blieb in Österreich der romantisch-organische Universalismus Spanns viel stärker im Vordergrund, und politisch war es die „Christlich-Soziale Partei“, welche die berufsständische Ordnung auf ihre Fahne schrieb und auch verfassungspolitisch umzusetzen versuchte³⁴. Das mündete 1933/34 in den Staatsstreich von Dollfuß und die Etablierung des österreichischen Ständestaates³⁵ – eine Option, die im Deutschen Reich

Rainer Zitelmann, Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs (Hamburg 1987). Zur Kategorie der Leistung in der nationalsozialistischen Arbeitsordnung vgl. z.B. Tilla Siegel, Leistung und Lohn in der nationalsozialistischen „Ordnung der Arbeit“ (Opladen 1998).

³¹ Gundlach, Ständestaat Sp. 67 f.

³² Vgl. ebd. Sp. 67, 71 (gegen Carl Schmitt; zu diesem siehe den folgenden Abschnitt).

³³ Oswald v. Nell-Breuning, Um den berufsständischen Gedanken. Zur Enzyklika „Quadragesimo anno“ vom 15. Mai 1931, in: Stimmen der Zeit 122 (1932) 36–52, hier: 38; im folgenden zitiert: v. Nell-Breuning, Um den berufsständischen Gedanken. Ders., Die soziale Enzyklika. Erläuterungen zum Weltrundschreiben Papst Pius XI. über die gesellschaftliche Ordnung (Köln 1932).

³⁴ Vgl. dazu im deutsch-österreichischen Vergleich: Heinrich Bußhoff, Berufsständisches Gedankengut zu Beginn der 30er Jahre in Deutschland und Österreich, in: Zeitschrift für Politik 13 (1966) 451–463.

³⁵ Vgl. allg.: Ulrich Kluge, Der österreichische Ständestaat 1934–1938. Entstehung und Scheitern (München 1984).

kaum denkbar gewesen wäre, nicht nur wegen der dortigen Minderheitsposition des Katholizismus, sondern vor allem wegen dessen ganz anderer Ausrichtung in intellektueller wie in politischer Hinsicht. Namentlich Oswald v. Nell-Breuning kritisierte immer wieder alle korporativistischen und, mit Blick auf Italien, faschistischen Interpretationen der Ständeidee im allgemeinen und von „Quadragesimo Anno“ im besonderen³⁶. Dennoch: Die „linke“, fortschritts- und moderneorientierte, von Funktion und Leistung her denkende Vision einer Ständegesellschaft im deutschen Katholizismus der 20er und frühen 30er Jahre berührte sich in mancher Hinsicht ihrerseits mit der deutschen Variante des Faschismus, auch wenn nach 1933 die Wege wieder auseinander gingen.

b) Die Debatte um den Art. 165 der Weimarer Verfassung

Die Mehrdeutigkeit ständischer Utopien in der Zwischenkriegszeit tritt im nächsten Beispiel besonders deutlich hervor: Es geht dabei um den Artikel 165 der Weimarer Reichsverfassung und die teils auffällig benachbarten Vorstellungen, die sich auf der Linken und auf der Rechten damit, eigentümlich changierend zwischen Räte- und Berufsständen, verknüpften. Der sogenannte „Räteartikel“ 165 sah eine Wahrnehmung der „sozialen und wirtschaftlichen Interessen“ der Arbeiter und Angestellten nicht nur in Betriebsarbeiterräten, sondern in einem mehrstufigen System auch über die betriebliche Ebene hinaus vor. Mit den Vertretern der Unternehmer „und sonst beteiligter Volkskreise“ sollte außerdem ein „Reichswirtschaftsrat“ gebildet werden, dem vor allem ein Begutachtungs- und Initiativrecht bezüglich sozial- und wirtschaftspolitisch belangvoller Gesetzentwürfe eingeräumt war. Bekanntlich ist die Verwirklichung dieses Artikels über die Einberufung eines „Vorläufigen Reichswirtschaftsrates“ nie hinausgekommen, und auch dieser trat nur zwischen 1920 und 1923 im Plenum zusammen. Aber dieses faktische Scheitern darf nicht dazu verleiten, die ideenpolitische Wirkungsgeschichte des Art. 165 zu unterschätzen. In den spröden institutionellen Bestimmungen des Artikels bündelten sich sehr zentrale Hoffnungen und Erwartungen, die sich in den 20er Jahren immer wieder an eine Neuformierung sozialer Interessen in Staat und Gesellschaft der Zukunft knüpften. Denn um diese Frage ging es hier im Kern: Wie sollten die Gruppeninteressen einer entwickelten industriellen Gesellschaft organisiert sein, welche neuen Formen konnten für die „industrial relations“ im System des „Organisierten Kapitalismus“ (Rudolf Hilferding) gefunden werden, und bot der klassische Parlamentarismus des 19. Jahrhunderts dafür noch die geeigneten Institutionen? Die Ansätze zu einem Neuarrangement der industriellen Beziehungen zwischen Kriegsende und Gründung der Weimarer Republik wie die „Zentralarbeitsgemeinschaft“ galten deshalb vielen Zeitgenossen als Vorboten einer zukünftigen Interessenorganisation auf berufsständisch-funktionaler Basis.

³⁶ Vgl. z. B. v. Nell-Breuning, *Um den berufständischen Gedanken* 39.

Die Entstehung des Artikels 165 WRV ist vor einigen Jahren von Gerhard A. Ritter präzise rekonstruiert worden³⁷; sie stand vor allem im Kontext politischer Ideen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, also der Räteidee und überhaupt von Konzepten, die etwas später von Fritz Naphtali als „Wirtschaftsdemokratie“ bezeichnet wurden³⁸. Aber die Ausgangsdiagnose, aus der heraus dies entwickelt wurde, ähnelte bis hinein in semantische Details auf verblüffende Weise der Zeitdiagnose der Rechten, besonders der „jungen“ Rechten der 20er Jahre: Krieg und Revolution ließen das Interesse der „Volksgemeinschaft“ in den Mittelpunkt rücken³⁹, und das bedeutete auf lange Sicht eine Überwindung der bürgerlichen Demokratie. Denn „die bürgerliche Demokratie wertet“, so hieß es in der entsprechenden Resolution des Berliner Rätekongresses im April 1919, „in ihrem Vertretersystem die Bevölkerung nach der bloßen Zahl. Die sozialistische Demokratie muß deren Ergänzung bringen, indem sie die Bevölkerung aufgrund ihrer Arbeitstätigkeit zu erfassen strebt.“⁴⁰ Max Cohen, der wichtigste Protagonist dieser Richtung innerhalb der SPD, scheute sogar vor der Kennzeichnung einer solchen Vertretung als „berufsständisch“ nicht zurück. Mit den von ihm anvisierten „Kammern der Arbeit“ werde „ein anderer Querschnitt durch das deutsche Volk gezogen“ als mit dem Reichstag, denn „die Wahl zu diesem berufsständisch zusammengesetzten Parlament erfaßt das deutsche Volk in ganz anderen Schichtungen“⁴¹. Tatsächlich erhielt Cohen viel ausdrückliche Zustimmung von der politischen Rechten, die in einem solchen Rätekonzept eine Annäherung der SPD an die Bismarckschen Überlegungen zu einem „Volkswirtschaftsrat“ in den 1870er und 1880er Jahren erkannten⁴². Doch das focht Cohen nicht an. Es sei wahr, daß berufsständische Vertretungen „im früheren liberalen Staat“ des 19. Jahrhunderts „oft einen rückständigen Charakter gezeigt“ hätten. „Das beweist indes gar nichts für die Gegenwart. Der alte liberale Staat ... existiert nicht mehr.“⁴³

Diese Formulierung, die genauso gut von Hans Freyer, Hans Zehrer oder Carl Schmitt stammen könnte, bündelt über das Problem des Art. 165 hinaus noch einmal den Basiskonsens, die grundlegende Überzeugung aller Verfechter von

³⁷ Gerhard A. Ritter, Die Entstehung des Räteartikels 165 der Weimarer Reichsverfassung, in: Historische Zeitschrift 258 (1994) 73–112. Siehe auch: Gerhard Schulz, Räte, Wirtschaftsstände und die Transformation des industriellen Verbandswesens am Anfang der Weimarer Republik, in: Gerhard A. Ritter (Hrsg.), Gesellschaft, Parlament und Regierung (Düsseldorf 1974) 355–366.

³⁸ Vgl. Fritz Naphtali, Wirtschaftsdemokratie. Ihr Wesen, Weg und Ziel (Berlin 1928).

³⁹ So Max Cohen, Deutscher Neuaufbau und Arbeiterschaft, in: Neue Rundschau 30 (1919) 656–671, hier: 657; im folgenden zitiert: Cohen, Neuaufbau.

⁴⁰ Ebd. 664. Vgl. auch ders., Was wird aus dem Rätegedanken?, in: Neue Rundschau 31 (1920) 657–670. Vgl. dazu neben Ritter v.a. Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918–1924 (Berlin 1985) 201–205, 235–238; im folgenden zitiert: Winkler, Revolution. Auch: Nolte, Ordnung 171–174.

⁴¹ Cohen, Neuaufbau 663.

⁴² Vgl. dazu Winkler, Revolution 202 f.

⁴³ Cohen, Neuaufbau 668.

ständischen Zukunftsvisionen in den 20er und frühen 30er Jahren. Nun soll nicht verschwiegen werden, daß die Position Cohens und seiner Anhänger innerhalb der SPD bei weitem nicht mehrheitsfähig war. Im Gegenteil, zumal die sozialdemokratischen oder der SPD nahestehenden Staatsrechtler wie Hermann Heller⁴⁴ oder Hugo Sinzheimer kritisierten solche Gesellschafts- und Verfassungskonzepte immer wieder heftig. Mit Berufsständen wollte Sinzheimer nichts zu tun haben; darin sah er 1920 „eine Schranke für die volle Auswirkung des demokratischen Prinzips“⁴⁵. Aber gleichzeitig teilte er doch jene tief in der Geschichte des deutschen Konstitutionalismus und seines „dualistischen Prinzips“⁴⁶ verankerte Überzeugung, die Gesellschaft müsse sich neben dem Staat eine eigene Artikulationsmöglichkeit, eine eigene „Gesellschaftsverfassung“ geben, damit ihre Kräfte „unmittelbar zur Geltung kommen“ und „nicht nur durch die Staatsgesetze und Staatsverwaltung hindurch“⁴⁷. Man erkennt daran nicht nur sehr gut bestimmte Tiefenprägungen der deutschen Arbeiterbewegung, sondern kann auch erneut beobachten, wie Traditionsbestände des 19. Jahrhunderts in den 20er Jahren nicht einfach als Nostalgie zitiert, sondern in eine Zukunftsvision hinein transformiert wurden.

Nach den Weimarer Gründungsjahren war die Geschichte des Artikels 165 weniger, als Ritters Darstellung vielleicht glauben macht, abgeschlossen; die Argumente eines Teils der Linken wurden vielmehr weitergeführt, vor allem in der konservativen Staatsrechtslehre, die sich sehr häufig auf diesen Verfassungsartikel bezog und sich überhaupt ausführlich mit dem Problem berufsständischer Interessenvertretung und Verfassung beschäftigte. Ohne die Unterschiede zwischen rechten Berufsständen und linkem Rätedenken zu verwischen, kann man doch sagen, daß die auffällige Affinität weder zufällig war noch auf einem Mißverständnis beruhte. Staatsrechtler wie Edgar Tatarin-Tarnheyden knüpften bei den Plädoyers für eine berufsständische Verfassung ihrerseits an den Berliner Rätekongreß und

⁴⁴ Vgl. z. B. *Hermann Heller*, Rechtsstaat oder Diktatur?, in: *Neue Rundschau* 40 (1929) 721–735, bes. 730 ff., mit einer Polemik gegen (berufs-)ständische Konzepte, namentlich gegen Oswald Spengler.

⁴⁵ *Hugo Sinzheimer*, Rätebewegung und Gesellschaftsverfassung (1920), in: *ders.*, Arbeitsrecht und Rechtssoziologie. Gesammelte Aufsätze und Reden Bd. 1 (Frankfurt a. M. 1976) 356–363, hier: 362. Vgl. auch *ders.*, Die Grundbeziehungen zwischen Staats- und Wirtschaftsleben (1920), in: *ders.*, Aufsätze und Reden Bd. 1 bes. 368 ff.

⁴⁶ Vgl. zusammenfassend zur Kontinuität des deutschen Konstitutionalismus und seiner vordemokratischen Implikationen in die Verfassungs- und Mentalitätsgeschichte der Weimarer Republik hinein: *Andreas Wirsching*, Die Weimarer Republik. Politik und Gesellschaft (München 2000) bes. 49; hier findet sich weitere Literatur. Siehe auch schon *Ernst Fraenkel*, Deutschland und die westlichen Demokratien (Stuttgart 1964) 117 („Geburtsfehler“ der Weimarer Republik).

⁴⁷ *Sinzheimer*, Rätebewegung 357. Vgl. dagegen *Leo Wittmayer*, Die Weimarer Reichsverfassung (Tübingen 1922) 424 (kritisch gegenüber Sinzheimer; Wittmayer polemisierte vom Standpunkt des liberalen Parlamentarismus und Parteienstaates gegen die Affinität von Berufsständen und sozialistischen Räteideen (vgl. bes. 411 f.). Vgl. weiter: *Gerhard Anschütz*, Die Verfassung des Deutschen Reichs vom 11. August 1919. Ein Kommentar für Wissenschaft und Praxis (3. Bearbeitung Berlin 1930) 639–646 (Kommentar zu Art. 165)).

die Entstehung des Artikels 165 positiv an. In seiner Marburger Antrittsvorlesung von 1922, drei Jahre später in „Schmollers Jahrbuch“ veröffentlicht, würdigte Tatarin-Tarnheyden auch die „Zentralarbeitsgemeinschaft“ als Schritt in die richtige Richtung und kritisierte in ganz ähnlicher Diktion wie Cohen den Parlamentarismus als die „vom Westen aus gepredigte Kopfszahlendemokratie“⁴⁸. Zur richtigen, seiner Ansicht nach berufsständischen Interpretation des Art. 165 publizierte er noch 1930 einen ausführlichen Kommentar in monographischer Form unter dem Titel „Berufsverbände und Wirtschaftsdemokratie“⁴⁹. Wie die meisten Zeitgenossen grenzte auch Tatarin-Tarnheyden, der sich soziologisch stark von Spann beeinflussen ließ, die neuen Berufsstände scharf von den Geburtsständen der vorindustriellen Gesellschaft ab; genauso unzweifelhaft war ihm aber, daß die Berufsstände mit einer Klassengesellschaft unvereinbar waren und deren Überwindung dienen sollten⁵⁰.

Hier ist nicht der Platz, auf diese und ähnliche Positionen – Heinrich Herrfahrdt wäre als weiterer, wichtiger Autor in der rechten Staatstheorie der 20er Jahre zu nennen⁵¹ – ausführlicher einzugehen. Nur ein markanter Endpunkt der Debatte soll noch kurz bezeichnet werden: In seinem „Hüter der Verfassung“ ging auch Carl Schmitt 1931 auf das Problem der Berufsstände, den Artikel 165 und eine eigene „Wirtschaftsverfassung“ ein. Schmitt lehnte es zwar ab, in dem Art. 165 den Keim einer Nebenverfassung der Weimarer Republik zu sehen, stimmte jedoch mit dem Blick auf die Überwindung Weimars Heinrich Herrfahrdt zu, der im „letzten Artikel der geltenden Verfassung“ zugleich den „ersten Artikel einer künftigen Verfassung“ gesehen hatte⁵². Für Deutschland schien Schmitt eine stände- oder rätestaatliche Verfassung freilich nicht angemessen, sie passe eher auf weithin noch agrarische Länder wie das faschistische Italien und das kommunistische Rußland. In Deutschland konnte der Ständestaat höchstens ein Durchgangsstadium der Überwindung des liberalen Parlamentarismus auf dem Weg zum „totalen Staat“ sein. Gleichzeitig nannte er den Reichswirtschaftsrat aber auch als ein positives Beispiel für jene Form der Expertenherrschaft und des „Expertenstaates“, der durch seine Neutralität und Fachkompetenz der vermeint-

⁴⁸ Edgar Tatarin-Tarnheyden, Die staatsrechtliche Entwicklung des Rätegedankens in der russischen und deutschen Revolution, in: Schmollers Jahrbuch 49 (1925) 921–937; vgl. ders., Die Berufsstände, ihre Stellung im Staatsrecht und die Deutsche Wirtschaftsverfassung (Berlin 1922); im folgenden zitiert: Tatarin-Tarnheyden, Die Berufsstände. Siehe auch Axel Frhr. v. Freytagh-Loringhoven, Die Weimarer Verfassung in Lehre und Wirklichkeit (München 1924) bes. 188–191 (über „Rätegedanke und Berufsstände“: im Anschluß an Tatarin-Tarnheyden; rechtsnationalistische, antisemitische Position). Als klugen, kritischen Überblick vgl. Arnold Bergsträsser, Neuere Literatur zum Gedanken des berufsständischen Staates, in: Schmollers Jahrbuch 47 (1924) 283–299.

⁴⁹ Edgar Tatarin-Tarnheyden, Berufsverbände und Wirtschaftsdemokratie. Ein Kommentar zu Artikel 165 der Reichsverfassung (Berlin 1930).

⁵⁰ Tatarin-Tarnheyden, Die Berufsstände 12–16.

⁵¹ Vgl. Heinrich Herrfahrdt, Das Problem der berufsständischen Vertretung von der französischen Revolution bis zur Gegenwart (Stuttgart 1921).

⁵² Carl Schmitt, Der Hüter der Verfassung (Tübingen 1931) 96–104, hier: 97 (vgl. auch Anm. 1).

lichen Beliebigkeit des pluralistischen Parteienstaates entgegenwirken sollte. „In gewissem Sinne“, so Schmitt, „kann auch die ganze Institution eines aus Wirtschaftskennern und Interessenten zusammengesetzten, bei der Gesetzgebung gutachtlich mitwirkenden Reichswirtschaftsrates ... als Ansatz zu einem Expertenstaat bezeichnet werden, wenn man hier nicht sogar schon das Übergangsglied zu einer eigentlichen Wirtschaftsverfassung finden will.“⁵³ Das gibt ein weiteres Beispiel dafür, wie der Ständegedanke in Zukunftsvisionen politischer Technokratie überführt wurde.

c) Ständisches Denken und Nationalsozialismus

Aus verschiedenen Richtungen – von der Sozialwissenschaft aus, der katholischen Sozial- und Staatslehre sowie der allgemeinen Verfassungs- und Staatstheorie – sind wir bereits auf Berührungspunkte zwischen ständischem Denken und Nationalsozialismus gestoßen; in der abschließenden dritten Skizze soll dieses Problem noch einmal für sich betrachtet werden: Es geht um die Genese und Umformung ständischer Gesellschafts- und Staatsvorstellungen seit der Mitte der 20er Jahre in solchen Strömungen, die unmittelbar in den Nationalsozialismus hineinführten bzw. ein Teil dieser Bewegung waren. Dabei wird man im Ergebnis dreierlei feststellen können: Erstens, Ständeideen spielten in der Genese des Nationalsozialismus eine ganz erhebliche Rolle; sie gehörten zu seinen politisch-sozialen Entwürfen und Visionen fast immer dazu. Für Hitler selber gilt das freilich kaum; und das korrespondiert mit der Beobachtung: Explizite ständische Ordnungsvorstellungen waren in *intellektuellen* Milieus der extremen Rechten besonders attraktiv. – Zweitens: „Die“ nationalsozialistische Ständekonzeption gab es gleichwohl nicht, vielmehr ein breites Spektrum unterschiedlicher und auch konkurrierender Modelle, wie das ja überhaupt für die nationalsozialistische Ideologie vor der „Machtergreifung“ gilt. – Nach dem 30. Januar 1933 jedoch, drittens, traten Ideen eines „ständischen“ Aufbaus des neuen, nationalsozialistischen Staates schnell in den Hintergrund, genauer: Sie wurden abgedrängt und auch bekämpft; im Gegensatz zu der Aufstiegsphase des NS galten sie jetzt nicht mehr als praktikabel und zukunftsfähig. Nach 1935 waren sie praktisch völlig verschwunden.

Aber noch einmal der Reihe nach. Eine wesentliche Wurzel nationalsozialistischen Ständedenkens kann man in den (ihrerseits vielfältigen) Strömungen der jungkonservativen Bewegung der Weimarer Republik sehen. In einer Synthese aus altem, preußisch-agrarisch-adligem, und neuem Konservatismus setzte z.B. die „Ring“-Bewegung bereits seit Anfang der 20er Jahre auf einen ständestaatlichen Umbau als grundlegende Alternative zur Weimarer Parlamentsdemokratie. Diese Bestrebungen erhielten mit den „Blättern für ständischen Aufbau“ 1920 und ein Jahr später mit der „Vereinigung für ständischen Aufbau“ auch eine publizistische und organisatorische Basis, die jedoch nur kurz auf eigenen Füßen stehen konnte

⁵³ Ebd. 104; vgl. über Expertenherrschaft und politische „Neutralität“ des Staates ebd. 100–115.

und dann in der „Ring“-Bewegung weitergeführt wurde⁵⁴. Hier griff man zwar gleichfalls den „Räteartikel“ der Reichsverfassung auf, aber der Ansatzpunkt war wesentlich weiter, auch aggressiver, als in der konservativen Staatslehre. Ständische Gliederung und autoritärer Führerstaat gehörten von vornherein zusammen; auch völkische und Rassegedanken verbanden sich damit. In sozialer Hinsicht stand wiederum die Abgrenzung gegen das Prinzip der „Klasse“ und der Klassengesellschaft im Vordergrund, gegen das die Stände als die modernere, als die zeitgemäße Form der Vergemeinschaftung hervorgehoben wurden. „Der Stand ist eine Leistungsgemeinschaft“, formulierte Heinz Brauweiler, einer der führenden Autoren in diesem Umkreis, 1925. „Der Stand will leisten, die Klasse beschränkt sich darauf, Ansprüche zu erheben.“ Stände waren „Leistungsgemeinschaften der Berufsarbeit“⁵⁵.

Auf andere Weise nahmen ständische Leitvorstellungen um 1930 jedoch auch in den eher „linken“, arbeiterfreundlichen Strömungen der Konservativen Revolution und der NSDAP einen prominenten Platz ein. Das gilt z.B. für die sozialen Diagnosen des „Tat“-Kreises seit der Weltwirtschaftskrise, die immer wieder das Zerreißen der Gesellschaft zwischen den Extremen von „Kapital“ und „Masse“ beklagten. Dagegen wollten Hans Zehrer und seine Mitstreiter eine Besinnung auf die „ständische, gewerkschaftliche oder berufliche Grundlage“ stellen – man beachte den Dreiklang dieser Begriffe⁵⁶! Nach dem vermeintlichen Scheitern anderer Modelle hieß die Antwort auf die selbstgestellte Frage „Was bleibt?“: „Das Ständische!“⁵⁷, und das bezog sich sowohl auf Organisation und Selbstbewußtsein der Mittelschichten wie auf, so Ernst Wilhelm Eschmann, „die endgültige Eingliederung des deutschen Arbeiters in den Staat“⁵⁸. Noch im April 1933 knüpfte Zehrer an die Machtergreifung die Erwartung einer Stärkung des bündisch-genossenschaftlichen, des dezentralen und eben ständischen Elementes in dem neuen Staat; ihm schwebte eine „Selbstverwaltung“ vor, deren Körperschaften auf die dreifache Grundlage der konfessionellen, der landschaftlichen und der berufsständischen Zugehörigkeit gegründet sein sollten⁵⁹. Die Grundlage dieser politischen Organisation sollte für Zehrer wie für so viele seiner Zeitgenossen in

⁵⁴ Vgl. *Heinz Brauweiler*, Berufsstand und Stand. Betrachtungen über eine neuständische Verfassung des Deutschen Staates (Berlin 1925) 7.

⁵⁵ Ebd. 22, 27. Vgl. auch schon *Heinz Brauweiler*, Stand und Staat, in: *Deutsche Rundschau* 192 (1922) 168–177.

⁵⁶ *Anonymus*, Der Zusammenbruch der bürgerlichen Parteien, in: *Die Tat* 22 (1930/31) 401–433, hier: 414. Allg. zum Tatkreis vgl. *Sontheimer*, Antidemokratisches Denken 273 ff.; *ders.*, Der Tatkreis, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 7 (1959) 229–260.

⁵⁷ *Anonymus*, Der Zusammenbruch der bürgerlichen Parteien 420 (mit Blick auf die „Mittelschicht“).

⁵⁸ *Ernst Wilhelm Eschmann*, Ständische Ordnung der Nation, in: *Die Tat* 25 (1933/34) 105–121, hier: 105.

⁵⁹ *Hans Zehrer*, Die Revolution von rechts, in: *Die Tat* 25 (1933/34) 1–16, hier: 11; in diesem Zusammenhang sprach sich Zehrer auch dezidiert gegen eine Auflösung der Gewerkschaften aus, die vielmehr in den Neuaufbau der ständisch-beruflichen Selbstverwaltung einbezogen werden müßten – unmittelbar vor dem 2. Mai 1933!

einer „qualitativ gestuften Gesellschaftsform“ liegen, die nicht auf der Klassenposition beruhte, „sondern nach dem Prinzip der persönlichen und fachlichen Qualität bestimmt werden wird“⁶⁰.

Ähnliche Vorstellungen gab es zu Beginn der 30er Jahre auch im engeren Umkreis der NSDAP, z. B. in den „Nationalsozialistischen Monatsheften“, in denen häufig Vertreter des „sozialistischen“ Flügels der Partei zu Wort kamen. Der „richtige“, also nicht marxistische Sozialismus wurde hier geradezu als eine „sinnvoll geordnete Ständegemeinschaft“ definiert⁶¹. Der „Handarbeiterstand“ solle auf diese Weise, so argumentierte Ludolf Haase, „seine Eingliederung in die Volksgemeinschaft finden“, und als politischen Überbau stellte er sich „eine Zusammenfassung der Stände in einem Wirtschaftsparlament“ vor, das der „Selbstverwaltung“ dienen und gleichzeitig die eigentliche, politische Staatsführung beraten solle⁶². Bernhard Köhler, der sich in der für Wirtschafts- und Sozialpolitik zuständigen Hauptabteilung IV der NSDAP-Reichsleitung auf Arbeitsbeschaffungspolitik spezialisierte⁶³, definierte seinerseits Sozialismus als das „Recht auf Arbeit“, und die Gewähr für die Sicherung dieses Rechtes liege „in der Hand der ständischen Organisation, in der die Arbeiterschaft selbst wirkt“⁶⁴. Auch hier übrigens – wenn auch auf andere Weise als in der katholischen Soziallehre – waren ständische Gliederung und „Volksgemeinschaft“ mühelos miteinander vereinbar.

Aber es deuteten sich wichtige Verschiebungen an, die auf eine immer stärkere Einschränkung des ständischen Prinzips hinausliefen. „Ständischer Aufbau“ und berufsständische Gliederung sollten für die Neuordnung der Wirtschaft zunächst noch von Bedeutung bleiben, aber eben auch nur hier; aus den eigentlichen staatlichen Kompetenzen, so sah es 1933 auch Theodor Adrian v. Renteln, einer der „Ständexperten“ der NSDAP aus dem Umfeld des „Kampfbundes für den gewerblichen Mittelstand“, hatten sich die Berufsstände herauszuhalten⁶⁵. Max Frauendorfer, der bis 1936 dem „Amt für ständischen Aufbau“ in der Reichsleitung der Partei vorstand und besonders 1933 mit zahlreichen Veröffentlichungen zur Bedeutung des ständischen Gedankens im Nationalsozialismus hervortrat, ordnete die ständische Gliederung bereits eindeutig dem völkischen Prinzip unter und schloß zugleich aus, daß der „nationalsozialistische Staat“ ein „Ständestaat“

⁶⁰ Hans Zehrer, Die dritte Front, in: Die Tat 24 (1932/33) 97–120, hier: 102.

⁶¹ Ludolf Haase, Marxismus und Nationalsozialismus Die Ablösung der Zerstörung durch organischen Aufbau, in: NS-Monatshefte 1 (1930) 201–223, hier: 204.

⁶² Ebd. 220.

⁶³ Vgl. Martin Broszat, Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung (München 1989) 77; im folgenden zitiert: Broszat, Staat Hitlers.

⁶⁴ Bernhard Köhler, Das Recht auf Arbeit, in: NS-Monatshefte 3 (1932) 290–305, hier: 292, 304.

⁶⁵ Adrian v. Renteln, Nationalsozialistischer Wirtschaftsneubau, in: NS-Monatshefte 4 (1933) 403–406, hier: 405. Vgl. Broszat, Staat Hitlers 208f. Siehe hierzu auch: Heinrich August Winkler, Unternehmerverbände zwischen Ständeideologie und Nationalsozialismus, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 17 (1969) 341–371; Manfred Ohlsen, „Ständischer Aufbau“ und Monopole, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 22 (1974) 28–46.

sein könne⁶⁶. Auch könnten die Stände nicht in einem Verhältnis der Über- und Unterordnung zueinander stehen; nur in sich sollten sie „vertikal“ gegliedert sein und im übrigen „sich völlig gleichberechtigt gegenüber“ stehen. Dahinter stand wieder die prinzipielle Unterscheidung, die zwischen den alten, aristokratischen „Geburtsständen“ einerseits, den modernen „Berufsständen“ andererseits gemacht wurde, denn: „Der Nationalsozialismus vertritt das Leistungsprinzip.“⁶⁷ Irgendeine Anknüpfung an den Artikel 165 der Weimarer Verfassung, der „in einem Versuch zur Verewigung und Legalisierung des Klassenkampfes“ stecken geblieben sei, schloß Frauendorfer kategorisch aus⁶⁸. Ähnlich argumentierte zeitweise auch Robert Ley, doch läßt sich bei ihm zugleich die generelle Tendenz gut ablesen, den Einflußbereich des Ständischen noch weiter zu begrenzen: Nicht nur der Staat, sondern auch die Gesellschaft sollte davon freigehalten werden, weil jede Art der Segmentierung letztlich der homogenen Volksgemeinschaft widersprach. Was übrig blieb, war der ständische Aufbau als Organisierung der Wirtschaft: „Während der ständische Aufbau die neue Wirtschaftsordnung formt“, so Ley 1933 in einer Rede vor den „Gaufachberatern für Ständischen Aufbau“ in Bernau, „formt die Arbeitsfront die neue Gesellschaftsordnung, die heute noch in Schichten und Klassen auseinander strebt“⁶⁹.

Damit ist fast schon der Endpunkt dieser Entwicklung in der Mitte der 30er Jahre bezeichnet: Der „Ständische Aufbau“ wurde schrittweise zu Grabe getragen, auch in seinen Staats- und Parteiorganisationen; zuletzt stellte im Februar 1936 das „Amt für ständischen Aufbau“ seine Tätigkeit ein, und Hitler untersagte jede weitere Diskussion über das Projekt⁷⁰. Die Anhänger Othmar Spann's wurden verfolgt, nach dem „Anschluß“ 1938 kam es auch zu Verhaftungen. Den Ausklang der nationalsozialistischen Beschäftigung mit ständischen Zukunftsvorstellungen bildeten einige halbwissenschaftliche Rückblicke in Buchform, welche die Ständeidee jetzt zunehmend der überwundenen Vergangenheit zuordneten: „Die Ständeideologien der Systemzeit und ihre Überwindung“, lautete sehr bezeichnend der Titel eines 1941 erschienenen Buches von Justus Beyer⁷¹. Es waren vor allem zwei Gründe, aus denen ständische Ideen mit dem Nationalsozialismus nicht mehr zusammenpaßten: zum einen der Konflikt mit der Vision der „Volksgemeinschaft“, deren nationalsozialistische Variante sich, anders als ihr katholi-

⁶⁶ Max Frauendorfer, *Der Ständische Gedanke im Nationalsozialismus* (München 1933) bes. 24; im folgenden zitiert: Frauendorfer, *Der Ständische Gedanke*. Vgl. auch ders., *Der ständische Gedanke*, in: NS-Monatshefte 4 (1933) 398–403; sowie Willy Müller, *Grundzüge einer neuen Sozialpolitik*, in: NS-Monatshefte 4 (1933) 409–417.

⁶⁷ Frauendorfer, *Der Ständische Gedanke* 23f. Ähnlich auch: Wilhelm Rössle, *Ständestaat und politischer Staat*, in: Die Tat 26 (1934/35) 102–112.

⁶⁸ Frauendorfer, *Der Ständische Gedanke* 27.

⁶⁹ Robert Ley, *Vom Wesen des Ständischen Aufbaus*, in: NS-Monatshefte 4 (1933) 388–398.

⁷⁰ Vgl. dazu Broszat, *Staat Hitlers* 226 ff.

⁷¹ Justus Beyer, *Die Ständeideologien der Systemzeit und ihre Überwindung* (Darmstadt 1941). Vgl. dazu Sonthheimer, *Antidemokratisches Denken* 199. Siehe auch: Walter Adolf Jöhr, *Die ständische Ordnung. Geschichte, Idee und Neuaufbau* (Leipzig 1937) (eine bei Werner Sombart entstandene Berliner Dissertation, die nüchterner gehalten ist).

sches Pendant, mit Ständen nicht vertrug⁷²; zum anderen der Konflikt mit dem „totalen Staat“ und seinem unmittelbaren Durchgriff auf den Einzelnen, der nicht durch intermediäre Stände abgefangen werden durfte. Das war die neue Utopie, gegenüber der manche Utopien der 20er und frühen 30er Jahre wieder als antiquiert galten. Auch *innerhalb* der „reaktionären Moderne“ gab es eben unterschiedliche, teils gegensätzliche Visionen und Utopien.

4. Ausblick: Nach den Utopien

Konnte nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Utopien in Deutschland noch einmal an die älteren ständischen Zukunftsvorstellungen angeknüpft werden? Aus zwei Gründen gewannen entsprechende Versuche in der Mitte des 20. Jahrhunderts keine durchschlagende Überzeugungskraft mehr. Erstens hatten solche Entwürfe in dem zunehmend westlich beeinflussten Sozial- und Verfassungsdenken der späten 40er und 50er Jahre keinen Raum mehr, und zweitens artikuliert sich immer häufiger eine grundlegende Skepsis gegenüber jeglicher Art von Utopien, die auf eine Überwindung und ideale Neugestaltung gegenwärtiger Verhältnisse abzielten. Nicht nur in Mitteleuropa hatten sich die utopischen Energien, die sich seit der Kulturkrise der Jahrhundertwende aufgebaut hatten, verbraucht.

Aber die Vorstellung von einem ganz radikalen Bruch wäre falsch. Vielmehr gab es durchaus Kontinuitäten des ständischen Denkens in die Frühgeschichte der Bundesrepublik hinein, weil es für Teile des bürgerlich-konservativen Lagers naheliegend schien, auf „bewährte“ Modelle sozialer Gliederung und politischer Organisation zurückzugreifen, nachdem die Nationalsozialisten, wie es aus dieser Perspektive schien, jede Ordnung aufgelöst und gewaltsam zerstört hatten. In den Zukunftsvorstellungen des Widerstandes am Anfang der 40er Jahre gewannen ständische Ideen vor allem dort größere Bedeutung, wo Verbindungen zur katholischen Soziallehre bestanden; insgesamt blieb ihr Einfluß jedoch begrenzt⁷³. Auch nach 1945 war die Kontinuität im sozialen Katholizismus weitaus am stärksten ausgeprägt. Besonders Oswald v. Nell-Breuning knüpfte zunächst – erst in den frühen 50er Jahren änderte er allmählich seine Position – nahtlos an seine um 1930 formulierten Überzeugungen an. In einem Artikel für die „Frankfurter Hefte“ schlug er 1947 erneut eine Gliederung der Gesellschaft in „Leistungsgemeinschaften“ auf beruflicher Grundlage als einen Weg zur Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft vor. „In dieser leistungsgemeinschaftlichen oder, wie man sie mit einem leider sehr mißverständlichen und tatsächlich meist mißverstandenen Ausdruck zu bezeichnen pflegt, ‚berufsständischen‘ Ordnung der Ge-

⁷² Siehe dazu auch noch: Georg Weippert, Der Stand und sein Gefüge, in: Volksspiegel 1 (1934) 266–271.

⁷³ Vgl. z. B. Ger van Rooy, Neuordnung im Widerstand. Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung (München 1967) 52 ff., 412 ff., 424 ff. u. passim.

sellschaft würden die ‚Klassen‘ der kapitalistischen Klassengesellschaft als Klassen nicht mehr bestehen.“⁷⁴ Nell-Breuning blieb dabei nicht nur den inhaltlichen Konzepten und der Semantik der frühen 30er Jahre erstaunlich treu, sondern auch der für moderne Utopien so charakteristischen radikalen, fast chiliastischen Zukunftspjektion: Die berufsständische und leistungsgemeinschaftliche Ordnung sollte sich in einer Zukunft jenseits der kapitalistischen Gesellschaft, und als prinzipielle Alternative zu ihr, verwirklichen.

Sozialkatholische, „linke“ Strömungen der CDU griffen Nell-Breunings Gedanken anfangs auf und versuchten sie zur Grundlage der Unionspolitik zu machen⁷⁵, aber das spiegelte nie die Mehrheitsposition und zumal nicht die Auffassungen Konrad Adenauers und Ludwig Erhards. Vielmehr überwog schon zu Beginn der 50er Jahre eine diffusere Form der Mittelstandsideologie, die ihrerseits eine Vorgeschichte im Kaiserreich und in der Weimarer Republik hatte, die jedoch nicht Bestandteil eines utopischen Neugliederungsprojekts der ganzen Gesellschaft war⁷⁶. Besonders die intellektuellen Protagonisten des Ordoliberalismus der sog. „Freiburger Schule“ der Nationalökonomie, die durch Erhard einen überragenden Einfluß auf die Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik der frühen Bundesrepublik gewannen, wandten sich in den Nachkriegsjahren immer wieder sehr explizit gegen die berufsständischen Vorstellungen der katholischen Soziallehre. Walter Eucken erhob den Vorwurf, „eine gewisse romantische Verklärung des Mittelalters“ zu betreiben und erklärte Ständeprinzip und Ständestaat für unvereinbar mit einer Wettbewerbsordnung⁷⁷. Dabei ging es wiederum nicht nur um einen Streit der Konzepte, sondern um Grundsätzlicheres: nämlich um die Überwindung dessen, was Alfred Müller-Armack als den „utopischen Ansatz“ des politischen und sozialen Denkens kritisierte⁷⁸. Die sozialen Utopien von links oder rechts hatten in Unfreiheit geführt, so argumentierte Müller-Armack, und die radikale Verabsolutierung eines einzelnen Ordnungsprinzips führte in die Irre. Man mußte sich deshalb „von solcher utopischen Verabsolutierung einzelner sozialer Ziele abwenden“⁷⁹.

⁷⁴ Oswald v. Nell-Breuning, Kapitalismus und Sozialismus in katholischer Sicht, in: Frankfurter Hefte 2 (1947) 665–681, hier: 668 f. Vgl. auch ders., Gesellschaftsordnung, Wesensbild und Ordnungsbild der menschlichen Gesellschaft (Nürnberg 1947) 34–48 („Leistungsgemeinschaftliche Ordnung“); ders., Berufsständische Ordnung und Monopolismus, in: Ordo 3 (1950) 211–237.

⁷⁵ Vgl. z. B.: „Erbe und Aufgabe der christlichen deutschen Sozialpolitik“, in: Politisches Jahrbuch der CDU/CSU 1 (1950) 67–72, hier: 71: „Die gesellschaftliche Neuformung soll sich auf berufsständischer oder leistungsgemeinschaftlicher Grundlage vollziehen und aus der klassenkämpferischen Auseinandersetzung zur Zusammenarbeit der sozialen Gruppen untereinander führen.“

⁷⁶ Vgl. allg. dazu: Nolte, Ordnung 318–351.

⁷⁷ Walter Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, hrsg. v. Edith Eucken, K. Paul Hensel (Bern 1952) 148, 348. Siehe zu diesem Konflikt auch Nolte, Ordnung 290–303.

⁷⁸ Alfred Müller-Armack, Die Wirtschaftsordnungen sozial gesehen, in: Ordo 1 (1948) 125–154, hier: 141 ff.

⁷⁹ Alfred Müller-Armack, Diagnose unserer Gegenwart. Zur Bestimmung unseres geistesgeschichtlichen Standorts (Gütersloh 1949) 250.

Frank-Lothar Kroll

Nationalsozialistische Rassenutopien in der Deutungskultur der Zwischenkriegszeit

Es gehört zu den eigentümlichen Erscheinungsformen der politischen Kultur der Weimarer Republik, daß in ihr von Anfang an nicht jene Kräfte dominierten, denen an einer Stabilisierung der demokratischen Ordnung gelegen war, sondern solche Tendenzen überwogen, die nach deren Überwindung strebten –, daß sich also der Weimarer Intellektuellendiskurs weitaus weniger am Phänomen der konkreten politischen Herrschaft als vielmehr am Denkhabitus der Utopie orientierte. Für die Linke von Weimar galt dieser Befund seit langem unbestritten. Der utopische Gehalt antidemokratischen Denkens von rechts ist hingegen erst in den letzten Jahren verstärkt ins Blickfeld der Forschung getreten¹ – wie denn überhaupt die vor allem im Gefolge Ernst Blochs vorgetragenen Bemühungen zur Einschränkung des Utopiebegriffs auf die marxistische Welt heute nicht mehr akzeptiert werden können². Inzwischen weiß man: Auch die politische Rechte hatte nach 1919 ihre Utopien, auch sie strebte nach einer Transzendierung der konkret bestehenden Gegenwartsordnung in Richtung einer neu zu schaffenden, substantiell anderen Zukunftswelt. Wie diese Zukunftswelt indes im einzelnen auszusehen habe, darüber gab es im rechten politischen Lager fast so viele Opta-

¹ Vgl. als erste Bilanz *Joachim C. Fest*, *Der zerstörte Traum. Vom Ende des utopischen Zeitalters* (Berlin 1991) bes. 59–80; *Enrico Syring*, *Hitler. Seine politische Utopie* (Berlin, Frankfurt a. M. 1994) 156–239; *Richard Saage*, *War Hitler ein „Utopist“?*, in: *Michael Salewski* (Hrsg.), *Was Wäre Wenn. Alternativ- und Parallelgeschichte: Brücken zwischen Phantasie und Wirklichkeit* (Stuttgart 1999) 141–152; *Frank-Lothar Kroll*, *Utopie als Ideologie. Geschichtsdenken und politisches Handeln im Dritten Reich* (Paderborn, München, Wien, Zürich 21999); *ders.*, *Endzeitvorstellungen im Kommunismus und im Nationalsozialismus*, in: *Stefan Krimm, Ursula Triller* (Hrsg.), *Der Engel und die siebte Posaune. Endzeitvorstellungen in Geschichte und Literatur* (München 2000) 286–304.

² So beispielsweise noch *Jost Hermand*, *Von der Notwendigkeit utopischen Denkens*, in: *Reinhold Grimm, ders.* (Hrsg.), *Deutsches utopisches Denken im 20. Jahrhundert* (Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1974) 27, dem „rechtes“ bzw. konservatives Denken grundsätzlich als gesinnungsloser Opportunismus gegenüber den bestehenden Gewalten und dem „Terror des Status quo“ – also als Ideologie – gilt, wohingegen „nur die Linke eine wirkliche Weltanschauung“ und eine diese Weltanschauung überhöhende Utopie besitze. Zu derart absurden Blickverzerrungen vgl. die Richtigstellungen von *Joachim C. Fest*, *Die andere Utopie. Eine Studie über Heinrich Himmler*, in: *ders.*, *Fremdheit und Nähe. Von der Gegenwart des Gewesenen* (Stuttgart 1996) 138–166, bes. 162, 165.

tive, wie es rechte politische Ideenträger und Meinungsführer gegeben hat. Eine noch nicht geschriebene Geschichte der Zukunftsvorstellungen in der Weimarer Republik³ würde hier zweifellos interessante Ergebnisse zutage fördern.

Wenn im Rahmen des so markierten Themenhorizontes die nationalsozialistischen Rassenutopien näher diskutiert werden sollen, so sind zunächst einige Klarstellungen erforderlich. Der Rassegedanke war nicht das einzige utopische Ingrediens im Rahmen des vielfältig ausdifferenzierten nationalsozialistischen Ideenkonglomerats. Es gab andere, innerhalb der NSDAP zeitweise mit gleicher Vehemenz vertretene utopische Ideologiesegmente – zum Beispiel die Utopie eines „nationalen Sozialismus“ –, und es gab auch, zumindest in den Jahren vor 1933, zahlreiche führende Nationalsozialisten – zum Beispiel Joseph Goebbels, Gregor und Otto Strasser oder Ernst Röhm –, für die der Rassegedanke eine untergeordnete Rolle spielte. Sodann war das Argumentieren in rassistischen Kategorien selbstverständlich keine exklusiv nationalsozialistische Spezialität. Es gab zahlreiche nicht-nationalsozialistische Repräsentanten der intellektuellen Rechten, die dem Rassegedanken zuarbeiteten⁴ – aber auch ebenso viele, die ihn strikt verwarfen. Selbst innerhalb des nationalsozialistischen Rassenutopismus herrschte keineswegs Einigkeit über das, was man dem Begriff der Rasse an inhaltlichen Qualitäten zuzubilligen geneigt war, welchen Zuschreibungsmustern das Paradigma „Rasse“ mithin eigentlich folgen sollte.

Angesichts dieser ideengeschichtlichen Situation erscheint es sinnvoll, drei Themenaspekte genauer zu untersuchen. Zunächst sollen in einer Art Typologie rassenideologischen bzw. rassenutopischen Denkens Stellenwert, Erscheinungsbild und charakteristische Signatur jener nationalsozialistischen Rassenutopien innerhalb der antidemokratischen Deutungskultur der Weimarer Republik herausgearbeitet werden, die im Intellektuellendiskurs der späten 1920er und frühen 1930er Jahre präsent waren und ernst genommen wurden. Hitlers Auslassungen gehörten nicht dazu, wohl hingegen die Bücher und Zeitschriftenpublikationen seiner damaligen Mitarbeiter und späteren Minister Alfred Rosenberg und Richard Walther Darré. Danach soll versucht werden, den Rang, die Funktion und die Bedeutung genauer zu bestimmen, die Hitlers Rassenutopie in diesem Bezugsrahmen, also in den Jahren vor 1933 bzw. 1939 besaß. Ein dritter Teil schließlich erweitert

³ Erste Ansätze dazu bieten *Thomas Koebner* (Hrsg.), *Weimars Ende. Prognosen und Diagnosen in der deutschen Literatur und politischen Publizistik 1930–1933* (Frankfurt a.M. 1982); *Peter S. Fisher*, *Fantasy and Politics. Visions of the Future in the Weimar Republic* (Wisconsin 1991); *Jürgen Brokoff*, *Die Apokalypse in der Weimarer Republik* (München 2001); *Klaus Schreiner*, „Wann kommt der Retter Deutschlands?“ Formen und Funktionen von politischem Messianismus in der Weimarer Republik, in: *Saeculum* 49 (1998) 107–160. Für den Zusammenhang wichtig *Klaus Vondung*, *Die Apokalypse in Deutschland* (München 1988); *ders.*, *Die Apokalypse des Nationalsozialismus*, in: *Michael Ley, Julius H. Schoeps* (Hrsg.): *Der Nationalsozialismus als politische Religion* (Bodenheim bei Mainz 1997) 33–52. Neuerdings auch *Lucian Hölscher*, *Die Entdeckung der Zukunft* (Frankfurt a.M. 1999) 129 ff. und *passim*.

⁴ Sein Einzugsfeld reichte bis ins katholische Lager (z.B. Hermann Muckermann, Friedrich Merkenschlager) und in den Kreis der Emigranten (z.B. Eric Voegelin, Ferdinand Lion).

die ideengeschichtliche Perspektive in Richtung einer „Sozialgeschichte der Ideen“: Gefragt wird nach jenen von der historischen Forschung bisher kaum beachteten literarischen Multiplikationsfaktoren und Popularisierungsmechanismen rassenutopischen Argumentierens, welche im Verlauf der 1930er Jahre die Realisierung des Utopischen als Denkmöglichkeit breiten Leserschichten vermittelt haben: die ab etwa 1930 in großer Zahl produzierten völkischen Zukunfts- und Science-Fiction-Romane.

I.

In Deutschland hatte das Interesse am Rassegedanken seit der Jahrhundertwende Ausmaße angenommen, welche die Verhältnisse in anderen Ländern, etwa in Frankreich oder in Großbritannien, wo das Denken in rassischen Kategorien gleichfalls stark vertreten war, deutlich übertrafen⁵. Es entstanden, vermehrt dann noch einmal nach dem Zusammenbruch von 1918, zahlreiche der Verbreitung des Rassegedankens gewidmete Zeitschriften, flankiert von einer wahren Flut von Büchern und Broschüren rassenideologischen Inhalts, die auf ein vehementes allgemeines Interesse an der gesamten Thematik schließen lassen⁶. Man wird sicherlich sagen können, daß die Kriegsniederlage des Kaiserreichs für diese gesteigerte Produktion mitverantwortlich gewesen ist, insofern der gedemütigte und geschlagene deutsche Nationalismus in Rassegedanke und Germanenkult einen Zufluchtsort suchte und fand, der die Verheißung für einen neuen Aufstieg Deutschlands, glänzender als jemals zuvor, in sich trug. Die Attraktivität rassenutopischen Denkens in der Zwischenkriegszeit ergab sich nicht zuletzt daraus, daß dieses Denken der vielfach als trist empfundenen Weimarer Gegenwartsordnung mit ihren zahlreichen Herrschaftskompromissen das strahlende und beliebig ausschmückbare Bild einer nach rassischen Kriterien völlig neu gestalteten, besseren und angemesseneren Zukunftswelt entgegenstellte.

Versucht man, innerhalb dieses rassenideologischen Diskurses den spezifischen Stellenwert nationalsozialistischer Rassenutopien zu verorten, so wird man diese, im Interesse einer schärferen Profilierung, zunächst von zwei ihnen zwar teilweise nahestehenden, aber keineswegs mit ihnen zusammenfallenden Gruppierungen und Personenkreisen abgrenzen müssen: (a) von jenen Vertretern der „Konservativen Revolution“, die einzelne Begriffe, Elemente und Gedankenfiguren der Rassenideologie aufgriffen und ihrem Denksystem inkorporierten; (b) von jenen Vertretern einer dezidiert rassenbiologischen Weltansicht, die sich um eine pseudowis-

⁵ Die entsprechenden Entwicklungslinien skizziert vorzüglich *Patrik von zur Mühlen*, *Rassenideologien. Geschichte und Hintergründe* (Berlin, Bonn-Bad Godesberg 1977) 230ff.

⁶ Ein ausführliches Verzeichnis rassentheoretischer Publikationen unter Einschluß der Zeitschriftenliteratur bieten *Achim Gercke*, *Rudolf Krummer*, *Die Rasse im Schrifttum. Ein Wegweiser durch das rassenkundliche Schrifttum* (Berlin 1933).

senschaftliche, vorderhand eher unpolitische Grundlegung der Rassenlehre bemühten.

(a) Stefan Breuer hat 1993 erstmals die Einstellung führender Vertreter der „Konservativen Revolution“ zur Rolle der Rasse zusammenhängend analysiert⁷ und dabei ein erstaunlich breites Spektrum möglicher Gewichtungen ermittelt. Es gab Autoren, die das rassenideologische Denken heftig angriffen – etwa Oswald Spengler – oder es bewußt ignorierten – etwa Carl Schmitt, Hans Zehrer und, mit Einschränkungen, Ernst Jünger. Daneben standen solche, die sich dem rassenideologischen Denken zumindest partiell öffneten – etwa Edgar Julius Jung, Arthur Moeller van den Bruck und, bis 1933, vor allem Ernst Niekisch. Vorherrschend waren derartige Tendenzen indes hier allesamt nicht, keiner der genannten prominenten Weltanschauungsliteraten der „Konservativen Revolution“ erhob rassistische Denkfiguren zum zentralen Bezugspunkt politischen Argumentierens. Alle distanzieren sich insbesondere von einem biologistisch-naturalistischen, den „Geist“ zugunsten der „Materie“ herabwürdigenden Rasseverständnis, und so wird man in der unterschiedlichen Gewichtung „rassischer“ Kriterien wohl einen jener Gesichtspunkte zu erblicken haben, welcher die Trennungslinie zwischen „Konservativer Revolution“ und Nationalsozialismus in der Deutungskultur der Zwischenkriegszeit markierte⁸.

(b) Problematischer ist die Abgrenzung nationalsozialistischer Rassenutopien von den im Weimarer Intellektuellendiskurs stark präsenten Lehren einer sich als wissenschaftlich gerierenden Rassenkunde, deren maßgebliche Vertreter Hans Friedrich Karl Günther und Ludwig Ferdinand Clauss erst jüngst wieder Gegenstand eindringlicher monographischer Untersuchungen geworden sind⁹. Beide waren keine nationalsozialistischen Theoretiker im engeren Sinne. Günther, von den Nationalsozialisten zunächst umworben und protegiert – Wilhelm Frick als thüringischer Innen- und Volksbildungsminister hatte ihn 1930 als Ordinarius für Sozialanthropologie an der Universität Jena durchgesetzt – geriet mit seinem bei aller metaphysischen Verschwommenheit doch auch immer wieder bekundeten Hang zu positivistischen naturwissenschaftlichen Erklärungsmustern mehrfach in Konflikt zur offiziellen Parteiideologie und publizierte nach 1933 kaum mehr zum Thema „Rasse“, sondern über Fragen des Bauerntums, der Ehe und der Familie. Clauss, Schüler Edmund Husserls und von der strengen Phänomenologie her kommend, deklarierte seine „Rassenseelenkunde“ ausdrücklich als Weg zum

⁷ Stefan Breuer, *Anatomie der Konservativen Revolution* (Darmstadt 1993) 86–95; vgl. jetzt auch ders., *Ordnungen der Ungleichheit. Die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945* (Darmstadt 2001) 47 ff.

⁸ Vgl. Frank-Lothar Kroll, *Konservative Revolution und Nationalsozialismus. Aspekte und Perspektiven ihrer Erforschung*, in: *Kirchliche Zeitgeschichte* 11 (1998) 339–354.

⁹ Grundlegend noch immer Hans-Jürgen Lutzböft, *Der Nordische Gedanke in Deutschland 1920–1940* (Stuttgart 1971); vgl. sodann Margrit Bensch, *Die „Blut und Boden“-Ideologie. Ein dritter Weg der Moderne* (Berlin 1995); Peter Weingart, *Doppel-Leben. Ludwig Ferdinand Clauss: Zwischen Rassenforschung und Widerstand* (Frankfurt a. M., New York 1995) bes. 19 ff., 39 ff.; ferner Cornelia Essner, *Im „Irrgarten der Rassenlogik“ oder nordische Rassenlehre und nationale Frage (1919–1935)*, in: *Historische Mitteilungen* 7 (1994) 81–101.

Verstehen des Anderen, gerade auch der semitischen Kulturen, und geriet im installierten Dritten Reich wegen demonstrativer Weiterbeschäftigung jüdischer Mitarbeiter in Bedrängnis¹⁰. Andererseits inspirierten die Werke von Clauss mit ihrer methaphysischen, anti-naturalistischen und anti-biologistischen Rassedeutung nachhaltig die Sichtweise Alfred Rosenbergs und anderer nationalsozialistischer Rassenideologen. Und Günther bot durch die stets erneut vorgetragene Betonung der Höherwertigkeit nordisch-heldischen Menschentums sowie die unterschiedene Verwerfung von vermeintlich kulturzerstörender Rassenmischung den nach 1933 auf rassenpolitischem Gebiet praktizierten Methoden des Staatsterrorismus eine gleichsam antizipierende Legitimation.

In dieser komplizierten ideenpolitischen Gemengelage erschienen nahezu zeitgleich Anfang 1930 die beiden für die Deutungskultur der Zwischenkriegszeit wichtigsten rassenutopischen Entwürfe spezifisch nationalsozialistischer Provenienz: „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ von Alfred Rosenberg, dem Haupttheoretiker der NSDAP und späteren Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, sowie „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“ von Richard Walther Darré, dem agrarpolitischen Experten der Partei, Schöpfer des Schlagworts von „Blut und Boden“ und späteren „Reichsbauernführer“ bzw. Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft. Die beiden jeweils über 500 Seiten starken Programmschriften sind für den vorgegebenen Themenzusammenhang insofern von besonderem Interesse, als die Verfasser beider Utopien zu den nach 1933 zumindest zeitweise maßgeblichen Trägern politischer Herrschaft in Deutschland zählen sollten und damit in ihrer Person ideologische und „realpolitische“ Aspekte rassenutopischen Denkens jeweils gleichsam miteinander verklammerten. Zugleich wichen ihre beiden Utopien, so genuin nationalsozialistisch sie auch sein mochten, in ihren Zielvorgaben erheblich voneinander ab.

Darrés Rassenutopie basierte auf einem Ursprungsmythos: der Vorstellung, daß die Welt des „nordischen Menschen“ solange intakt gewesen sei, wie sie von bäuerlich-ländlichen Lebensformen geprägt wurde. Der Niedergang der „nordischen“ Lebenswelt, von deren Fortbestand nichts Geringeres als die Existenz der Menschheit abhing, begann nach Darrés Meinung mit deren Abkehr vom Land und der Preisgabe des agrarischen Lebensstils¹¹. Diesen Degenerationsprozeß galt es zu stoppen, den Verfall des Bauerntums und mit ihm den der nordischen Kultur aufzufangen, ja ihn mittels eines Bündels agrarpolitischer und züchterischer Maßnahmen, über deren Zuschnitt sich Darré bereits in einem 1929 erschienenen Buch

¹⁰ Kein Geringerer als Eric Voegelin empfand 1933 die Ausführungen von Clauss als „gewaltige(n) Schritt zur Reform der Rassenlehre von innen her“ und attestierte dessen Arbeiten, daß sie „der Rassentheorie ein Niveau gegeben (haben), auf dem sich zu bewegen niemand scheuen muß“; *Eric Voegelin*, *Rasse und Staat* (Tübingen 1933) 13, 12; zu Clauss vgl. ebd. explizit 92–101.

¹¹ Dazu die aspektreiche Untersuchung von *Mathias Eidenbenz*, „Blut und Boden“. Zur Funktion und Genese der Metaphern des Agrarismus und Biologismus in der nationalsozialistischen Bauernpropaganda R. W. Darrés (Bern, Berlin, Frankfurt a. M., New York, Paris, Wien 1993).

„Neuadel aus Blut und Boden“ verbreitet hatte und in späteren Jahren noch weiter verbreiten sollte, wieder rückgängig zu machen. Konservierung des ländlichen Milieus, Wiederverwurzelung des Landstandes im Boden, Regeneration des deutschen Volkes aus dem Geist eines derart bodenverbundenen und überdies rassebewußten Bauerntums – das waren Inhalt und Ziel von Darrés konkreter Utopie, der rückwärtsgewandten Utopie einer Restituierung vormoderner agrarischer Lebenswelten, heiler, unverdorbener Idealzustände jenseits aller durch Technik und Industrie hervorgerufenen Entartungserscheinungen, fernab auch von allen Fehlleistungen und Verwerfungen der eigenen Gegenwart. Diese Gegenwart, zerrissen und deformiert, galt es durch Rückkehr zum Ursprung in eine strahlende Zukunft zu transformieren. „Zukunft“ erschien in dieser Perspektive nichts weiter als Rückholung von Gewesenem – Neuformung der Vergangenheit auf einer „höheren“ Ebene.

Ihre eigentliche Brisanz und Militanz gewann diese rückwärtsgewandte Utopie Darrés dadurch, daß er sein Rückholungswerk durch bewußt vorgenommene Züchtungsprozesse zu forcieren gedachte. Schutz des im Bauerntum verkörperten „guten“ Blutes „nordischer“ Provenienz galt daher als vorrangige Aufgabe einer die vermeintliche Gegenwarts Krise überwindenden Politik. Darré hat in seinen verschiedenen politischen Funktionen nach 1933 dann auch versucht, durch züchterische Maßnahmen zur „Aufartung“¹², „Aufnordnung“¹³ und Schaffung eines „Blutsadels“¹⁴ diese Ziele konkret zu realisieren. Damit wird auch hier, im Rahmen rassenutopischen Denkens des Nationalsozialismus, ein Topos sichtbar, der zu den Grundfiguren utopischen Denkens im 20. Jahrhundert gehört: der Topos vom „Neuen Menschen“¹⁵.

Das Projekt des „Neuen Menschen“ war auch der Rassenutopie Alfred Rosenbergs inhärent. Allerdings hatte seine Sichtweise nichts zu tun mit der von Darré vertretenen, strikt biologistischen Weltauffassung. Dies galt zunächst und vor allem für Rosenbergs Rassebegriff. Daß rassische Kriterien den Entwicklungsgang der Weltgeschichte dominierten, daß die „Rassenseele“ eines Volkes dessen Kulturvermögen und schöpferische Leistungsgrenzen bestimmte, galt auch Rosenberg als unumstößliches Grundaxiom philosophischen Argumentierens. Jedes Volk und jede Kultur besaßen – so die immer erneut vorgetragene Kernaussage des „Mythus“ – ihre eigene „Rassenseele“, und sie waren in ihrer Substanz nur so

¹² Richard Walther Darré, *Neuadel aus Blut und Boden* (München 1930) 144, 152, 159, 168, 172, 183; im folgenden zitiert: Darré, *Neuadel*.

¹³ Richard Walther Darré, *Blut und Boden als Lebensgrundlagen der nordischen Rasse* (1930), in: *ders.*, *Um Blut und Boden. Reden und Aufsätze* (München 1940) 28.

¹⁴ Darré, *Neuadel* 17.

¹⁵ Dazu den perspektivenreichen Überblick von Günter Scholdt, *Die Proklamation des Neuen Menschen in der deutschsprachigen Literatur vom Ausgang des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*, in: *Der Traum vom Neuen Menschen. Hoffnung – Utopie – Wunsch? Herrenalber Protokolle*, hrsg. v. der *Evangelischen Akademie Baden* (Karlsruhe 1999) 22–62; Skizze bei Frank-Lothar Kroll: *Der Neue Mensch. Eine totalitäre Utopie*, in: *Albrecht Jébens, Stefan Winckler* (Hrsg.), *In Verantwortung für die Berliner Republik. Festschrift für Klaus Hornung zum 75. Geburtstag* (Berlin 2002) 86–93.

viel „wert“, wie in dieser „Rassenseele“ an spezifischer Qualität, an „Rang“ und „Begabung“ potentiell vorhanden war. Eine solche Konzeption operierte nun aber mit einem äußerst verschwommenen Rassebegriff, der sich, im Unterschied zu Darré, nicht an biologischen, sondern an metaphysischen Kriterien orientierte und nicht empirisch-naturwissenschaftlich, sondern pseudo-historisch bzw. pseudo-philosophisch argumentierte. Dementsprechend verwarf Rosenberg, anders auch als Hitler, das ihm so verhaßte Judentum keineswegs aus rassischen, sondern aus religiösen Gesichtspunkten. „Rasse“ geriet Rosenberg zu einer ganz unkörperlichen, rein ideellen Größe, einer nebulösen, nach eigener Aussage letztlich unerklärlichen¹⁶, sich jeder konkreten physiognomischen oder gestaltpsychologischen Bestimmung entziehenden Angelegenheit des Bewußtseins, zu einem Gefühl subjektiver Zugehörigkeit, einem mystischen „Urboden“¹⁷, kryptisch, enigmatisch, ein Mythos – der Mythos des 20. Jahrhunderts.

Eine in dieser Weise den Mythosbegriff strapazierende Rassenutopie wie diejenige Rosenbergs fand ihre Fluchtpunkte denn auch nicht wie diejenige Darrés in der züchterischen Neuschöpfung ahistorischer Retortenmenschen, sondern im Rückgang bzw. Rückgriff auf eine konkrete bzw. als konkret ausgegebene Geschichtsepoche, auf den vermeintlichen Geist des Germanentums, dessen reaktivierte Tugenden – Rosenberg nannte in diesem Zusammenhang immer wieder Begriffe wie „Ehre“¹⁸, „Persönlichkeit“¹⁹, „Freiheit“²⁰, „Tatgesinnung“²¹ als germanische „Charakterwerte“²² – Basis und inhaltlicher Bezugspunkt für die aktuell anzustrebende rassische Regeneration des „nordischen Menschen“ sein sollten. Das Streben nach dessen Erneuerung stand somit auch im Zentrum der Rosenbergschen Rassenutopie. Doch ihre Einlösung war für ihn eben nur möglich unter Reaktivierung eines ganzen Arsenal historischer bzw. pseudo-historischer Vorbilder, in deren Anrufung sich ein Großteil des Rosenbergschen „Mythus“ denn auch erschöpfte – bis hin zur Forderung nach Rückbesinnung auf die Persönlichkeit Christi als einer germanischen Heldengestalt und Anknüpfung an die „authentische“ christliche Verkündigung vor deren vermeintlicher Entstellung durch die Paulinische Theologie, die katholische Dogmatik und die Kanonisierung des Alten Testaments²³. Nirgends wird deutlicher, daß die nationalsozialisti-

¹⁶ Vgl. *Alfred Rosenberg*, Houston Stewart Chamberlain als Verkünder und Begründer einer deutschen Zukunft (München 1927) 74.

¹⁷ *Alfred Rosenberg*, Letzte Aufzeichnungen. Ideale und Idole der nationalsozialistischen Revolution (Göttingen 1955) 293.

¹⁸ *Alfred Rosenberg*, Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit (1930) (München 111933) 115, 147 ff., 153 ff., 187, 400 f., 455, 514, 573, 598, 686; im folgenden zitiert: *Rosenberg*, Mythos.

¹⁹ Ebd. 220, 270, 305, 369, 374, 692.

²⁰ Ebd. 111, 209, 217, 251, 436, 490, 694.

²¹ Ebd. 259, 271 ff., 349, 406.

²² *Alfred Rosenberg*, Weltanschauung und Glaubenslehre (1938), in: *ders.*, Tradition und Gegenwart. Reden und Aufsätze 1936–1940, Bd. 4 (Blut und Ehre), hrsg. von *Karlheinz Rüdiger* (München 1941) 185.

²³ Kritik an der Paulinischen Theologie: *Rosenberg*, Mythos 74, 235, 243, 605 ff.; an der

sche Rassenutopie in ihrer Rosenbergschen, „methaphysischen“ Variante tatsächlich ohne jede eigene Metaphysik, ohne eigene tragende Ideen gewesen ist. Ihre Ideen waren geborgt, selbst diejenige der Rasse, die zu einem Derivat der Geschichte, einer Chiffre für pseudo-historische Aufladungen gerann. Ihre Gefährlichkeit minderte dies indes keineswegs. Das wiederum haben innerhalb der Weimarer Deutungskultur vor allem die katholischen und evangelischen Opponenten erkannt und sich den Rosenbergschen Zumutungen an das Christentum am entschiedensten widersetzt²⁴.

II.

Stellenwert, Funktion und Bedeutung der Hitlerschen Rassenutopie innerhalb des so skizzierten Deutungsgeflechts wird man nicht allein von der Ideologie her bestimmen können. Man wird vielmehr auf die in den Jahren vor 1933 in hohem Maß gegebene Notwendigkeit partei- und wahltaktischer Rücksichtnahmen zu achten haben, welche Hitler im Rahmen seiner Machteroberungsstrategie während der Endphase der Weimarer Republik zu vorgeblich bekundeter Kompromißbereitschaft zwang und ihm zeitweise eine weniger starke öffentliche Akzentuierung bestimmter Segmente seiner Weltanschauung nahelegte. Es ist auffällig, wie stark das rassistische und antisemitische Paradigma, von dem die – jetzt in 16 voluminösen Bänden gesammelt vorliegenden²⁵ – Hitler-Äußerungen nach 1925 zunächst geradezu strotzten, in den Verlautbarungen ab 1929/30 gegenüber dem Paradigma eines „nationalen Sozialismus“ zurücktrat, die Rassenutopie mithin im Deutungskurs der frühen 1930er Jahre propagandistisch zugunsten einer Sozialutopie zurückgenommen wurde. Das war auch wichtig für die fortdauernde Bindung jener Gruppierungen innerhalb der NSDAP, die mit der Rassenidee nichts zu schaffen hatten, vor allem für die norddeutschen „nationalen Sozialisten“ um Gregor Strasser²⁶ und Joseph Goebbels²⁷ sowie die nationalsozialistische SA-Linke um Ernst Röhm²⁸.

römisch-katholischen Priesterherrschaft: Ebd. 160ff.; an den „Zuhälter- und Viehhändlergeschichten“ des Alten Testaments: Ebd. 614.

²⁴ Dazu vorzüglich *Raimund Baumgärtner*, Weltanschauungskampf im Dritten Reich. Die Auseinandersetzung der Kirchen mit Alfred Rosenberg (Mainz 1977) bes. 42–81; unergiebig hingegen *Harald Iber*, Christlicher Glaube oder rassistischer Mythos. Die Auseinandersetzung der Bekennenden Kirche mit Alfred Rosenbergs „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ (Frankfurt a. M., Bern, New York, Paris 1987).

²⁵ *Adolf Hitler*, Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte, Bd. 1–5 (München 1992–1998); dazu *Frank-Lothar Kroll*, Die Edition von Hitlers Reden, Schriften und Anordnungen, in: *Horst Möller, Udo Wengst* (Hrsg.), 50 Jahre Institut für Zeitgeschichte. Eine Bilanz (München 1999) 237–247.

²⁶ Vgl. *Udo Kissenkoetter*, Gregor Strasser und die NSDAP (Stuttgart 1978).

²⁷ Vgl. *Ulrich Höver*, Joseph Goebbels – ein nationaler Sozialist (Bonn, Berlin 1992).

²⁸ Vgl. *Reinhard Kühnl*, Die nationalsozialistische Linke 1925–1930 (Meisenheim am Glan 1967).

Gleichwohl war das rassenutopische Paradigma vor 1933 auch in seiner sozialutopischen Einhegung bei Hitler stets präsent, das Postulat eines die Klassenunterschiede und gesellschaftlichen Interessengegensätze nivellierenden „Volksstaats“²⁹ konzeptionell aufs engste verknüpft mit den Fiktionen und Phobien des Rassedenkens. Gehörte doch Hitler zufolge zur vollgültigen Installierung dieser die Nation sozial einigenden Volksgemeinschaft stets auch deren biologische Konsolidierung, um den nach wie vor drohenden rassischen Verfall des deutschen Volkes zu verhindern und der neugeeinten Nation durch – bereits in der Bekenntnisschrift „Mein Kampf“ 1925 erwogene – Maßnahmen zur „Rassenzucht“, „Rassenhygiene“ und „Blutspflege“³⁰ bessere Überlebensmöglichkeiten im weltgeschichtlichen Daseinskampf der Gegenwart und der Zukunft zu verschaffen³¹. Überdies stand die zu realisierende Volksgemeinschaft als Ausdruck der Utopie eines „nationalen Sozialismus“ keineswegs allen Bevölkerungsgruppen gleichermaßen offen. Sie war in ihrer gewünschten Zusammensetzung von Anfang an rassistisch disponiert bzw. kontaminiert, da die sozialutopischen Verheißungen des neuen „Volksreiches der Zukunft“ nur den Angehörigen der eigenen Rasse zugute kommen sollten. Die „Anderen“ waren ausgeschlossen – bestenfalls, wie die slawische „Minderrasse“, der Versklavung ausgesetzt, schlimmstenfalls, wie die jüdische „Gegenrasse“, der Vernichtung preisgegeben.

Zweifellos war es diese extreme Zuspitzung auf irreversible Haß- und Feindbilder, die der Hitlerschen Rassenutopie im Deutungsdiskurs der Zwischenkriegszeit, auch verglichen mit den anderen skizzierten Entwürfen spezifisch nationalsozialistischen Rassedenkens, ihren exponierten Charakter verlieh. Darré verzichtete darauf, das Judentum als eigenen Faktor im Entwicklungsgang der Weltgeschichte herauszustellen. Antisemitische Polemik nahm in seinen Reden und Schriften einen relativ geringen Raum ein und hatte für das Gesamttableau seiner Rassenutopie keine Relevanz³². In Rosenbergs Rassenutopie besaß das von ihm gezeichnete Zerrbild des Juden die Funktion eines säkularen Gegenparts zum nordisch-germanischen Menschheitsideal. Doch der Antijudaismus

²⁹ *Adolf Hitler*, Reden und Proklamationen 1932–1945, hrsg. u. kommentiert von *Max Domarus*, Bd. 1–2 (Wiesbaden 1962/63) 2073, 2085, 2162; zur wechselnden Verwendung des Begriffs „Volksgemeinschaft“ bei Hitler vgl. in diesem Zusammenhang *Rainer Zitelmann*, *Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs* (Hamburg, Leamington Spa, New York 1987) 173–194.

³⁰ Vgl. *Adolf Hitler*, *Mein Kampf*. Zwei Bände in einem Band. Erster Band: Eine Abrechnung (1925); Zweiter Band: Die nationalsozialistische Bewegung (1927) (Ungekürzte Ausgabe, München ⁶⁰1933) 438, 445 f., 448, 492 f., 732; *ders.*, *Hitlers Zweites Buch*. Ein Dokument aus dem Jahr 1928, eingeleitet u. kommentiert von *Gerhard L. Weinberg* (Stuttgart 1961) 130.

³¹ Dazu *Frank-Lothar Kroll*, Der Faktor „Zukunft“ in Hitlers Geschichtsbild, in: *ders.* (Hrsg.), *Neue Wege der Ideengeschichte. Festschrift für Kurt Kluxen zum 85. Geburtstag* (Paderborn, München, Wien, Zürich 1996) 391–410.

³² Sie finden sich vor allem in seinen nach 1933 gehaltenen Reichsbauerntagsreden; vgl. *Richard Walther Darré*, *Aufbruch des Bauerntums. Reichsbauerntagsreden 1933–1938* (Berlin 1942) z.B. 36, 60 ff. Vgl. insgesamt *Anna Bramwell*, *Blood and Soil*. *Richard Walther Darré and Hitler's „Green Party“* (Bourne End, Buckinghamshire 1985).

war auch für ihn nicht ausschließlicher Bezugspunkt seines rassebezogenen Argumentierens³³. Allein Hitlers Rassenutopie verstieg sich in der bekannten Hypertrophierung der jüdischen „Gegenrasse“ als einer für den dialektischen Fortgang des Geschichtsprozesses geradezu unverzichtbaren negativen Antriebskraft³⁴, allein bei ihm wurde der arisch-jüdische Weltgegensatz zur konstitutiven Kategorie eines dualistisch konzipierten Weltbildes, dessen latenter Antagonismus zur gewaltsamen kämpferischen Entscheidung im Sinne einer „Sieg oder Vernichtung“, „Sein oder Nichtsein“, „Leben oder Tod“ bringenden Alternativlösung drängte³⁵.

III.

Ein auf derart radikale Antithesen und extreme Alternativen zugespitzter Utopieentwurf war selbst im gewaltgeladenen und zutiefst polarisierten Klima der politischen Deutungskultur der späten Weimarer Republik ungewöhnlich. Auf einem anderen, gar nicht so weit entfernten soziokulturellen Sektor indes gehörten solche Töne längst zum rhetorischen Alltag, zählte das Bekenntnis zu Kampf und Gewalt, das Denken in den Kategorien der Eroberung, Unterwerfung und Ausrottung, die Berufung auf das Lebensrecht der höheren und auf die zur Disposition stehende Existenz der niederen Rasse, das Hantieren mit Hierarchien des Menschseins, mit der Polarität von „Herrenmensch“ und „Untermensch“, deren beider „Endkampf um die Welt“ entweder dem Prinzip des Lichtes oder dem Prinzip der Finsternis zum Durchbruch ver helfe, schon längst zum Standardrepertoire fiktionaler Spannungsvermittlung; auf dem Gebiet der Science-Fiction-Literatur und der mit ihr eng verknüpften Gattung völkischer Zukunftsromane, die den belletristischen Markt der frühen 1930er Jahre geradezu überschwemmten.

³³ Dazu jetzt zusammenfassend *Frank-Lothar Kroll*, Alfred Rosenberg. Der Ideologe als Politiker, in: *Michael Garleff* (Hrsg.), *Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich*, Bd. 1 (Köln, Weimar, Wien 2001) 147–166, bes. 153 ff.

³⁴ Zu diesem Aspekt *Frank-Lothar Kroll*, *Geschichte und Politik im Weltbild Hitlers*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 44 (1996) 327–353, bes. 333 ff.

³⁵ Auch im Geschichtsbild von Joseph Goebbels fanden sich antithetische Gegensatzpaare vergleichbarer Art. Doch galt dort das Judentum nicht aus rassischen Gründen als Todfeind des deutschen Volkes, sondern infolge der ihm unterstellten Eigenschaft als vermeintliche Verkörperung kapitalistischer Raubtiergesinnung; vgl. *Claus-Ekkehard Bärsch*, *Erlösung und Vernichtung. Dr. phil. Joseph Goebbels. Zur Psyche und Ideologie eines jungen Nationalsozialisten 1923–1927* (München 1987); *ders.*: *Die Geschichtsprophetie des Joseph Goebbels*, in: *Joachim H. Knoll, Julius H. Schoeps* (Hrsg.), *Von kommenden Zeiten. Geschichtsprophetien im 19. und 20. Jahrhundert* (Stuttgart, Bonn 1984) 169–179; *ders.*, *Die politische Religion des Nationalsozialismus. Die religiöse Dimension der NS-Ideologie in den Schriften von Dietrich Eckart, Joseph Goebbels, Alfred Rosenberg und Adolf Hitler* (München 1998) 124–131.

In den Erzeugnissen dieses Genres, dessen systematische Auswertung aus spezifisch geschichtswissenschaftlicher Perspektive bisher nur ein einziges Mal erfolgt ist³⁶, verbinden sich regressiv-antizivilisatorische und progressiv-technizistische Tendenzen der nationalsozialistischen Rassenideologie zu einem höchst eigentümlichen Amalgam von fataler Suggestionskraft. Das inhaltliche Strickmuster ist dabei stets das gleiche: Nordisch gesinnte, zumeist deutsche Techniker und Ingenieure setzen ihre überlegenen militärischen Erfindungen – Strahlengeschütze, Atomkanonen, Weltraumschiffe – rücksichtslos ein, um die bedrohte Vorherrschaft der arisch-germanischen Rasse gegenüber „minderrassischen“ feindlichen Angreifern – Japanern und Chinesen, Mongolen und Negern – zu sichern und sämtliche nordischen Völker unter Deutschlands Führung zusammenzuschließen. Die „Minderrassischen“ werden dabei von der die Weltherrschaft erobernden arisch-deutschen Führungs- und Herrenrasse entweder dauerhaft unterworfen oder mittels ominöser Wunderwaffen schlichtweg vom Erdboden vertilgt – so in Stanislaus Bialkowskis „Krieg im All“ 1935 oder in Hans Dominiks „Befehl aus dem Dunkel“ 1933. Und nicht selten gelingt dann in vielen dieser Romane nach geglückter Beendigung der Rassenkämpfe auch noch die von Darré geforderte „Rückkehr zur Scholle“, insofern die siegreiche arisch-deutsche Herrenrasse in den neuerobernten Regionen zum Pflug greift, den Boden urbar macht, Siedlungsraum schafft und, vom Fluch technischer Zivilisation erlöst, in einer bäuerlich-ländlichen Lebensweise im Einklang mit der Natur ihr Genügen findet – so in Dietrich Kärners „Per Krag und sein Stern“ 1939 oder in Hans Dominiks „Land aus Feuer und Wasser“ 1939³⁷.

Es wäre sicherlich übertrieben, in solchen kurz vor Kriegsbeginn entworfenen literarischen Zukunftsszenarien eine unmittelbare Antizipation dessen zu erblicken, was dann nach 1939 bzw. 1941 im Rahmen der deutschen Ostexpansion an militant-expansionistischen Siedlungs- und Kolonisationsplanungen in Umlauf geriet. Und es wäre ebenso unangemessen, hier gar einen bisher übersehenen

³⁶ Michael Salewski, *Zeitgeist und Zeitmaschine. Science Fiction und Geschichte* (München 1986) bes. 153–210; dazu direkt Frank-Lothar Kroll, *Zeitgeistforschung als Methodenproblem der Literaturwissenschaft*, in: *Arcadia* 25 (1990) 73–79; vgl. ferner Manfred Nagl, *Science Fiction in Deutschland. Untersuchungen zur Genese, Soziographie und Ideologie der phantastischen Massenkultur* (Tübingen 1972) bes. 172 ff.; Klaus-Peter Klein, *Zukunft zwischen Traum und Mythos: Science Fiction. Zur Wirkungsästhetik, Sozialpsychologie und Didaktik eines literarischen Massenphänomens* (Stuttgart 1976); Ulrich Suerbaum, *Ulrich Broich, Raimund Borkmeier, Science Fiction. Theorie und Geschichte, Themen und Typen, Form und Weltbild* (Stuttgart 1981). Zum Ganzen sodann Jost Hermand, *Ein Volk von östlich Auferstehenden. Zukunftsvisionen aus dem ersten Jahr des Dritten Reichs*, in: *Hiltrud Gnüg* (Hrsg.), *Literarische Utopie-Entwürfe* (Frankfurt a.M. 1982) 266–276; ders., *Ultima Thule. Völkische und faschistische Zukunftsvisionen*, in: ders., *Orte. Irgendwo. Formen utopischen Denkens* (Königstein 1981) 61–86; ders., *Der alte Traum vom neuen Reich. Völkische Utopien und Nationalsozialismus* (Frankfurt a.M. 1988) 293–311.

³⁷ Andere, ähnliche Erzeugnisse dieser Gattung waren z.B. die Romane „Leuchfeuer im Mond“ von Stanislaus Bialkowski (1934), „Weltbrand von morgen“ von Werner Chompton (1934), „Der Mars greift ein“ von Titus Taeschner (1935), „Verschollen im Weltall“ von Dietrich Kärner (1938).

Schlüssel zur Erklärung des Holocaust zu wittern. Doch ohne Zweifel wurde mit alledem einmal mehr ein Denkarsenal bereitgestellt, das eine Realisierung des Unvorstellbaren zumindest als Möglichkeit präformierte und so den national-sozialistischen Rassenutopien, von denen hier summarisch die Rede war, einen Nährboden bereitete.

Winfried Nerdinger

Architekturutopie und Realität des Bauens zwischen Weimarer Republik und Drittem Reich

Zum utopischen Gesellschaftsentwurf gehören seit Platons „Politeia“ Idealstädte, deren zumeist strenge geometrische Struktur mit der politischen Ordnung korrespondieren sollte¹. Diese Verbindung von Gesellschafts- und Architekturutopie erhält im Zuge von Industrialisierung und rapidem technischen Fortschritt eine neue Dimension. Technische Entwicklungen können ohne Verbindung zur Gesellschaft linear in die Zukunft projiziert werden, damit wird die Idee der „perfectio“², die utopisches Denken prägte, zur technizistischen Prognose. Um die Wende zum 20. Jahrhundert führte dies zu zahllosen Zukunftspantasien, deren „utopischer“ Gehalt zumeist nur noch in der Extrapolation technischer Entwicklungsschritte lag³. Mit dem Ersten Weltkrieg erhielt die Fortschrittseuphorie eine kritische Brechung, die auch viele Architekten erfaßte.

Bereits 1917 formulierte Hans Kampffmeyer, ein führender Vertreter der Gartenstadtbewegung, die Idee einer „Friedensstadt“, der dann Bruno Taut in den Publikationen „Die Stadtkrone“ (1919), „Alpine Architektur“ (1919) und „Die Auflösung der Städte“ (1920) architektonische Form verlieh⁴. Die alten Städte waren für Taut Ausdruck egoistischer Geldsucht, aus ihnen war der mörderische Weltkrieg erwachsen und deshalb forderte er: „Steinhäuser machen Steinherzen.

¹ Vgl. Lewis Mumford, *The Story of Utopia* (New York 1962); Lucie Schauer (Hrsg.), *Stadt und Utopie. Modelle idealer Gemeinschaften* (Berlin 1982); Virgilio Vercelloni, *Europäische Stadtutopien* (München 1994); Gerd de Bruyn, *Die Diktatur der Philanthropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken* (Braunschweig 1994); Roland Schaer u. a. (Hrsg.), *Utopia: The Search for the Ideal Society in the Western World* (Oxford 2000); Ruth Eaton, *Die ideale Stadt* (Berlin 2001).

² Reinhart Koselleck, *Die Verzeitlichung der Utopie*, in: *ders., Zeitschichten. Studien zur Historik* (Frankfurt a. M. 2000) 131–149.

³ *Landesmuseum für Technik und Arbeit* (Hrsg.), *Mythos Jahrhundertwende – Mensch, Natur, Maschine in Zukunftsbildern 1800–1900–2000* (Baden-Baden 2000).

⁴ Die Zeichnungen zu diesen Publikationen entstanden zum Teil noch während des Krieges 1917/18, vgl. Iain Boyd Whyte, *Bruno Taut – Baumeister einer neuen Welt. Architektur und Aktivismus 1914–1920* (Stuttgart 1981); Winfried Nerdinger u. a. (Hrsg.), *Bruno Taut 1880–1938. Architekt zwischen Tradition und Avantgarde* (Stuttgart und München 2001) mit Werkkatalog und Verzeichnis der Schriften Tauts sowie kompletter Bibliographie zu Taut; im folgenden zitiert: Nerdinger, Taut.

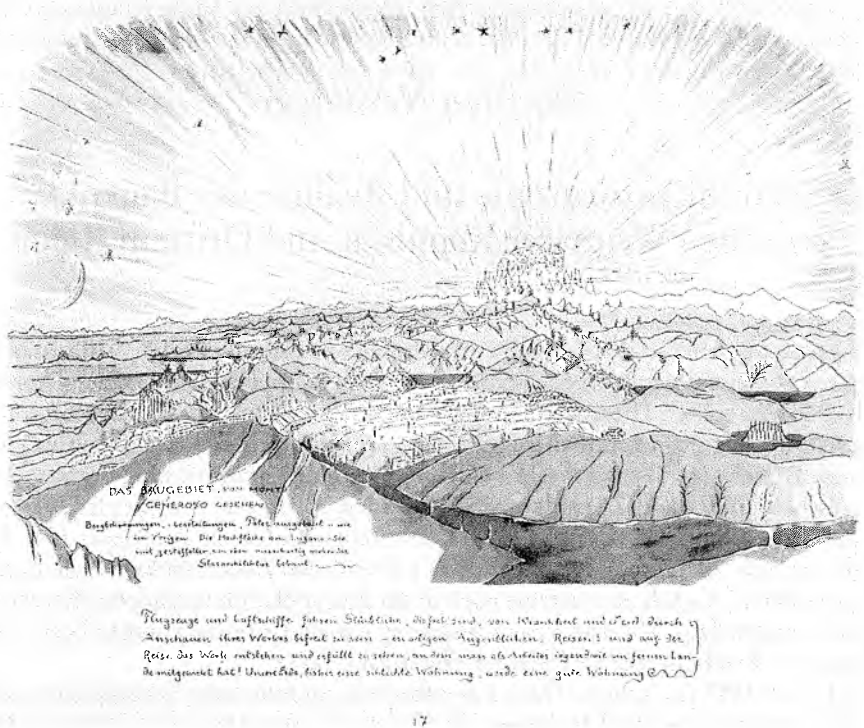


Abb. 1: Bruno Taut, *Alpine Architektur* (Hagen 1919) Tafel 17. Blick über die Alpen zur gläsernen Stadtkrone.

Laßt sie zusammenfallen die gebauten Gemeinheiten. Nun blüht unsere Erde auf.“⁵ Da die nationale, ichsüchtige Zersplitterung der Völker zur Orgie des „Blutsaufens“⁶ im Weltkrieg geführt habe, sollten als friedliche Kompensation in einer ungeheuren *gemeinsamen* Leistung neue kristallklare Städte in der reinen Bergwelt der Alpen errichtet werden. Die Baukosten kalkulierte Taut so hoch wie die gesamten Kriegskosten. Was vorher zur Zerstörung ausgegeben worden war, sollte nun dem Aufbau einer neuen Welt dienen. Im Stadtzentrum plante er eine „Stadtkrone“, die in einem farbigen lichtdurchströmten Kristallhaus kulminierte. Dieser völlig zweckfreie „Tempel des Schweigens“ – Gegenpol zum Dröhnen des Krieges – sollte nur den „vollen harmonischen Ton der Menschengemeinschaft“ ausdrücken und damit der geistigen Erhebung der Individuen und der Zusammenführung zu neuen friedlichen Gemeinschaften dienen.

⁵ Bruno Taut, *Die Auflösung der Städte oder Die Erde eine gute Wohnung* (Hagen 1920) Tafel 1; im folgenden zitiert: Taut, *Auflösung der Städte*.

⁶ Bruno Taut, *Nieder mit dem Seriosismus*, in: *Frühlicht* 1 (1920) 11.

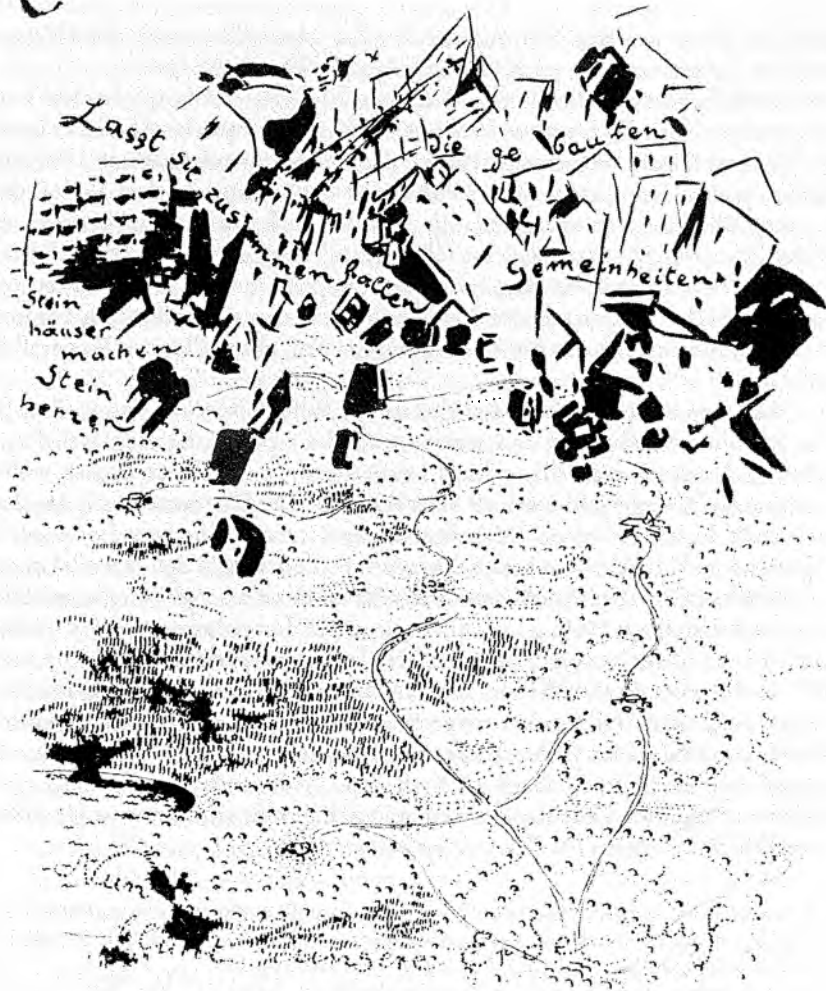


Abb. 2: Bruno Taut, *Die Auflösung der Städte* (Hagen 1920) Tafel 1. „Lasst sie zusammenfallen, die gebaute Gemeinheits.“

Die Herkunft von Tauts Visionen kann leicht aufgezeigt werden: Es ist eine Mischung aus Konzepten der Gartenstadt- und Volkshausbewegung⁷, durchsetzt mit nietzscheanischen Ideen⁸. Wie ein neuer Zarathustra wollte Taut ein „Monu-

⁷ Romana Schneider, Volkshausgedanke und Volkshausarchitektur, in: Vittorio Magnago Lampugnani, Romana Schneider (Hrsg.), *Moderne Architektur in Deutschland 1900–1950. Reform und Tradition* (Stuttgart 1992) 185–200.

⁸ Dietrich Schubert, Nietzsche-Konkretionsformen in der bildenden Kunst 1890–1933, in: *Nietzsche-Studien* 10/11 (Berlin. New York 1981/1982) 278–327; Hubertus Adam, „Die

ment des neuen Gesetzes“⁹ errichten und als „Weltbaumeister“¹⁰, so der bezeichnende Titel einer weiteren Schrift, stellte er der Menschheit nach dem Weltenbrand eine übermenschlich große architektonische Friedensaufgabe.

Die Kristallstädte und die blumen- oder sternförmigen Siedlungsprojekte Tauts sind somit pazifistische Gegenwelten zum Weltkrieg, utopische Architekturprojekte für neue friedliche Gemeinschaften, die aus dem revolutionären Umbruch entstehen sollen. Der Gestus des „Weltbaumeisters“ entspricht dem Verständnis von einer Weltenwende, die durch die Revolution herbeigeführt worden war und der nun eine geradezu planetarische Veränderung der Architektur antworten sollte. Diese kosmische Dimension der Utopien Tauts korrespondiert dem Kosmismus vieler Künstler in der Sowjetunion, die den revolutionären kommunistischen Umbruch mit der Entstehung eines neuen „roten Planeten“¹¹ parallelierten.

Als Vorsitzender des Berliner Arbeitsrats für Kunst¹² vereinte Bruno Taut für kurze Zeit die künstlerische und architektonische Avantgarde, die parallel zum politischen Umsturz auch alle anderen Lebensbereiche radikal verändern wollte. Gemeinsamer Beweggrund war eine Verweigerung aller Formen, die mit der alten Gesellschaft verknüpft waren. Deshalb sollte zuerst eine völlig neue Formenwelt, ein „neues Kleid“ für den Umbruch erfunden werden. Gegen den Vorwurf utopischer Weltflucht erklärte Adolf Behne, der Wortführer des Arbeitsrats, anlässlich der ersten Ausstellung 1919: „... eine Utopie ist für den Arbeitsrat nichts Lächerliches“, sie ist „in der jetzigen Zeit wichtiger als das einfache Aufrichten von Mauern“¹³. In der zweiten Publikation des Arbeitsrats hieß es dann programmatisch: „Wir leisten Zukunftsarbeit. Die Gegenwart müssen wir preisgeben. ... Unsere Luftschlösser sind zähere Arbeit als das eilige Tagwerk ... Denen, die am Haus der Vergangenheit reparieren, damit es noch eine Weile auch für die Gegenwart ausreiche, ist die Anerkennung der Zeitgenossen gewiß; wir halten es für unsere höhere Pflicht, das Haus der Zukunft zu bauen.“¹⁴

Alpen zur Vollkommenheit erheben“. Bruno Tauts „Alpine Architektur“ – eine Vision aus dem Geist Friedrich Nietzsches, in: *Landeshauptstadt Magdeburg* (Hrsg.), Symposium Bruno Taut in Magdeburg, Heft 48 I/II (Magdeburg 1995) 131–145.

⁹ *Dietrich Schubert*, Bruno Tauts „Monument des neuen Gesetzes“. Zur Nietzsche-Wirkung im sozialistischen Expressionismus, in: *Jahrbuch der Berliner Museen* 29/30 (1987/88) 241–255.

¹⁰ *Bruno Taut*, *Der Weltbaumeister*. Architekturschauspiel für symphonische Musik (Hagen 1920).

¹¹ Vgl. z.B. die Gemälde und Entwürfe „Der neue Planet“ von Konstantin Youon, „Die schwebende Stadt“ von Georgiu Kroutikov, die „Planiten“ von Kasimir Malewitsch, die „Geschichte der zwei Quadrate“ oder die „Wolkenbügel“ von El Lissitzky.

¹² *Regine Prange*, *Architekturphantasie ohne Architektur?* Der Arbeitsrat für Kunst und seine Ausstellungen, in: *Thorsten Scheer* u.a. (Hrsg.), *Stadt der ARCHITEKTUR der Stadt* (Berlin 2000) 93–104.

¹³ *Adolf Behne*, *Ausstellung für unbekannte Architekten*, in: *Sozialistische Monatshefte* 25 (10/1919) 422f.

¹⁴ *Adolf Behne*, *Ruf zum Bauen*. Zweite Publikation des Arbeitsrats für Kunst (Berlin 1919) 4f.

Radikal und utopisch waren zentrale Begriffe in den Diskussionen der Künstler während der ersten Monate nach der Revolution. Als sich unter dem Druck der Anforderungen des Tages eine allmähliche Ernüchterung einstellte, versuchten Taut und sein Nachfolger im Arbeitsrat, Walter Gropius, das utopische Ziel in kleinen „verschwoenen Gemeinschaften“¹⁵ weiterzutragen. Gropius gründete im April 1919 das Bauhaus in Weimar, das anfangs von der Idee einer fundamentalen Erneuerung von Kunst und Leben beherrscht war. Lyonel Feiningers Holzschnitt zum Bauhaus-Manifest illustriert dieses Ideal als Zusammenklang von Kathedrale und Sternenwelt. Der „Dreiklang“ der Türme und Sterne ist gleichzeitig Symbol des Dreiklangs der Künste¹⁶, des Zusammenwirkens der drei Kunstgattungen beim Aufbau der großen Zukunftskathedrale, die über alle Länder- und Klassengrenzen hinweg als Zeichen der neuen Einheit *gemeinsam* errichtet werden soll. In einer zurückgezogenen kleinen Gemeinschaft wollte Gropius neue Menschen erziehen, die Handwerker und Künstler in einem sind, in denen die von der Industrialisierung bewirkte Spaltung zwischen Kunst und Handwerk aufgehoben ist und die eine neue, einheitliche Kultur nach dem Zusammenbruch des Weltkriegs aufbauen¹⁷. Im Rückgriff auf die Bauhütte des Mittelalters sollten am Bauhaus freie und angewandte Kunst wieder miteinander verknüpft werden, eine Vision, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder formuliert worden war. Auch bei Gropius, der über dem Weimarer Bauhaus, dem „Bethlehem des Geistes“¹⁸, einen „zweiten Stern“ aufgehen sah, wirken somit ähnlich wie bei Bruno Taut kosmische Harmonieideale und nietzscheanische Ideen ineinander.

Während am Bauhaus im kleinen Kreis an der Verwirklichung einer Utopie gearbeitet wurde, vereinte Bruno Taut im November 1919 einige gleichgesinnte Künstler zu einem korrespondierenden Zirkel. Als Aufgabe formulierte er die Erfindung einer neuen, bewußt „utopischen“ Architektur: „Seien wir mit Bewußtsein ‚imaginäre Architekten‘.“¹⁹ Da Glas und Kristall als bevorzugte Symbole der Erneuerung dienten, nannte sich der Kreis „Die gläserne Kette“²⁰. Die Entwürfe für „Sternenhäuser“, mit denen die Harmonie des Kosmos wieder auf der Erde zurückgewonnen werden sollte, führte Taut zwar noch einige Zeit in der Zeitschrift „Frühlicht“ weiter, aber bereits im April 1920 schrieb er an die Mitglieder der Gläsernen Kette: „Jetzt bin ich fertig mit Anschauungsarbeiten, ich möchte

¹⁵ Walter Gropius, Das Ziel der Bauloge, Manuskript im Nachlaß Gropius (Bauhaus-Archiv Berlin).

¹⁶ Vgl. Helga Kliemann, Die Novembergruppe (Berlin 1969); Winfried Nerdinger, Rudolf Belling und die Kunstströmungen in Berlin 1918–1923 (Berlin 1981) 24 ff.

¹⁷ Peter Hahn, Black Box Bauhaus. Ideen und Utopien der frühen Jahre, in: Das frühe Bauhaus und Johannes Itten, Ausstellungskatalog (Stuttgart 1994) 13–36.

¹⁸ Walter Gropius, Werbetext für die Stadt Weimar vom 2. 1. 1919, Gropius-Nachlaß 19/234 (Bauhaus-Archiv Berlin).

¹⁹ Bruno Taut, Brief an die Gläserne Kette vom 24. 11. 1919, in: Iain Boyd Whyte, Romana Schneider (Hrsg.), Die Briefe der Gläsernen Kette (Berlin 1986) 18 f.; im folgenden zitiert: Whyte, Briefe.

²⁰ Die Gläserne Kette, Ausstellungskatalog (Leverkusen, Berlin 1964) 60 f.

fast hoffen, für immer. Die Dinge, die harten, sollen mich jetzt stoßen.“²¹ Auf die letzte Zeichnung der Publikation „Die Auflösung der Städte“ schrieb er: „Kann man das Glück zeichnen? Wir alle können es erleben und bauen. UTOPIE! Ist nicht das ‚Sichere‘, ‚Reale‘ die Utopie, schwimmend auf dem Sumpf der Illusion und trägen Gewohnheit.“²²

Die Wirklichkeit hatte Taut eingeholt. Die politische Situation hatte sich zwar geändert, aber nicht nach seinen Träumen, und das expressive Formenvokabular vieler Utopisten der ersten Nachkriegszeit von Otto Bartnings Sternkirche bis zu Hermann Finsterlins organoïden Stadtgebilden wurde tagtäglich nahezu beliebig für alle Zwecke und Bauaufgaben eingesetzt und dadurch völlig trivialisiert²³. Vom Vergnügungspark bis zur Schaufenstergestaltung fanden sich fast überall in Deutschland die expressionistisch aufgewühlten Zackenformen, die bald als „Inflations-Zickzack“ karikiert und persifliert wurden. Das Formenvokabular der Sternenhäuser diente nur als „Dekoration für Schieber und Kriegsgewinnler“ wie Adolf Behne bitter feststellte²⁴. Enttäuscht vom Ausbleiben einer radikalen Umbildung der Gesellschaft verabschiedete sich Bruno Taut – wie auch die anderen Mitglieder der Gläsernen Kette – von den alpinen Kristallträumen, wurde im Mai 1921 Stadtbaurat in Magdeburg und begann wieder mit dem konkreten Bauen. Walter Gropius strukturierte das Bauhaus Ende 1922 völlig um und verkündete im Sommer 1923 die Devise „Kunst und Technik eine neue Einheit“²⁵, eine Umkehrung der Ideale des ersten Manifests. Die Utopien der Umbruchjahre lösten sich somit spätestens in der Inflation auf.

Stadtkrone und Gemeinschaftshaus, die zentralen Konzepte der Umbruchzeit, die auf die Lebensreformbewegung²⁶ der Jahrhundertwende zurückgehen, ziehen sich jedoch – ohne utopischen Gehalt und Anspruch – durch die Weimarer Republik und sind dann, nochmals modifiziert, als „Gauforum“, „Gefolgschaftshaus“ oder „Haus der Arbeit“ auch in der NS-Zeit zu finden²⁷. Die „Denkmäler der Gemeinschaft“²⁸ zur Schaffung des „Menschentyps der Zukunft“ oder die Stadtkrone der neuen „Stadt des KdF-Wagens“ sind nicht mehr Räume zur Entfaltung einer demokratischen Gemeinschaft, sondern Appellplätze zur Gleichschaltung und Einübung in den Nationalsozialismus.

²¹ Bruno Taut, Brief an die Gläserne Kette vom 15. 4. 1920, in: Whyte, Briefe 82.

²² Bruno Taut, Die Auflösung der Städte, Tafel 30.

²³ Vgl. Wolfgang Pehnt, Die Architektur des Expressionismus (Ostfildern-Ruit 1998).

²⁴ Adolf Behne, Berlin: Bauten, in: Sozialistische Monatshefte 27 (2/1921) 165 f.

²⁵ Wulf Herzogenrath (Hrsg.), bauhaus utopien (Stuttgart 1988) 19–32.

²⁶ Diethard Krebs, Jürgen Reulecke (Hrsg.), Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933 (Wuppertal 1998) 155–244.

²⁷ Winfried Nerdinger, Versuchung und Dilemma der Avantgarde im Spiegel der Architekturwettbewerbe, in: Hartmut Frank (Hrsg.), Faschistische Architekturen. Planen und Bauen in Europa 1930–1945 (Hamburg 1985) 65–87; ders., Sich versammeln. Architektur und öffentliches Leben, in: Romana Schneider u. a. (Hrsg.) Architektur im 20. Jahrhundert: Deutschland (München 2000) 264–271.

²⁸ Denkmäler der Gemeinschaft. Ein Buch von den Gemeinschaftsarbeiten im Traditionsgau München-Oberbayern (München o.J.) VII.

Den expressiven Träumen in Deutschland 1918–1921 vom Aufbau einer neuen Weltharmonie korrespondieren universalistische Utopien in Holland und der UdSSR. Die 1917 gegründete holländische De-Stijl-Bewegung propagierte mitten im Weltkrieg als Ziel, eine Weltharmonie durch Kunst zu schaffen. Das gesamte Leben sollte den universal gültigen Ordnungsgesetzen der De-Stijl-Kunst untergeordnet und dadurch eine neue Harmonie mit dem Kosmos gefunden werden²⁹. Das „Pendant“ zum De Stijl ist der sowjetrussische Konstruktivismus, der zumindest in den ersten Jahren nach der Revolution ebenfalls mit kosmischen Bezügen eine neue Weltenordnung künstlerisch antizipieren wollte, allerdings mit ganz anderen formalen Mitteln und mit eindeutig politischer Zielsetzung³⁰.

Beide Richtungen hatten großen Einfluß in Deutschland, aber ihre Wirkung veränderte sich im Zuge der Nachkriegskonsolidierung. Aus den neuen Weltentwürfen wurde nach der Inflation das Ideal einer „internationalen“³¹ Gestaltung, einer neuen technisch geprägten, funktional entwickelten Formsprache, die sich in allen Ländern der Erde und für alle Lebensbereiche allmählich durchsetzen und damit, wenn nicht zu einer Vereinigung, so doch zumindest zu einer Vereinheitlichung der Völker führen sollte. Der Weltbürger, den der zweite Bauhaus-Direktor Hannes Meyer in seinem Manifest „Die neue Welt“³² 1926 antizipierte, lebte nur mit standardisierten „internationalen“ Gegenständen wie Grammophon, Glühbirne und Klappstuhl, er aß Liebigs Fleischextrakt, hörte Jazz und sprach Esperanto. Im Ideal einer internationalen Formsprache, die bei der Mustersiedlung am Weißenhof in Stuttgart 1927 exemplarisch präsentiert wurde, steckt also immer noch ein Funken der Nachkriegsutopie einer Welterneuerung, auch wenn diese „Internationalität“ weitgehend auf formale Erkennungszeichen wie weiße Baukuben und Flachdach reduziert war³³. In einer umfassenden Ausstellung des Deutschen Werkbundes mit dem programmatischen Titel „Die Neue Zeit“ sollte diese Internationalisierung aller Lebens- und Kunstformen 1932 in Berlin demonstriert werden. Die Weltwirtschaftskrise machte das Projekt obsolet.

Während der gesamten Weimarer Republik ist die Erneuerung der industriellen Stadt das zentrale Experimentierfeld „utopischer“ architektonischer Projektionen. Dabei kann zwischen rein technisch-organisatorischen Visionen und gesellschaftsbezogenen Utopien differenziert werden: Vorschläge für eine mehr oder weniger radikale Lösung aller technischen, hygienischen oder organisatorischen Probleme

²⁹ Mildred Friedman (Hrsg.), *De Stijl: 1917–1931. Visions of Utopia* (Oxford 1982); Hans L. C. Jaffé, *De Stijl 1917–1931. The Dutch Contribution to Modern Art* (Amsterdam 1986); Carsten-Peter Warncke, *Das Ideal als Kunst: De Stijl 1917–1931* (Köln 1990).

³⁰ Die große Utopie, Ausstellungskatalog (Frankfurt a. M. 1990).

³¹ Walter Gropius, *Internationale Architektur* (München 1925); Ludwig Hilberseimer, *Internationale neue Baukunst* (Stuttgart 1927); Henry-Russell Hitchcock, Philip Johnson, *The International Style: Architecture Since 1922* (New York 1932).

³² Hannes Meyer, *Die neue Welt*, in: *Das Werk 7* (1926) 13; vollständiger Abdruck in: *Bauhaus-Archiv u. a. (Hrsg.), Hannes Meyer 1889–1954. Architekt – Urbanist – Lehrer* (Berlin 1989) 70–73.

³³ Vgl. die zeitgenössische Kritik von Josef Frank, *Architektur als Symbol – Elemente deutschen neuen Bauens* (Wien 1931) 128 ff., 172 ff.

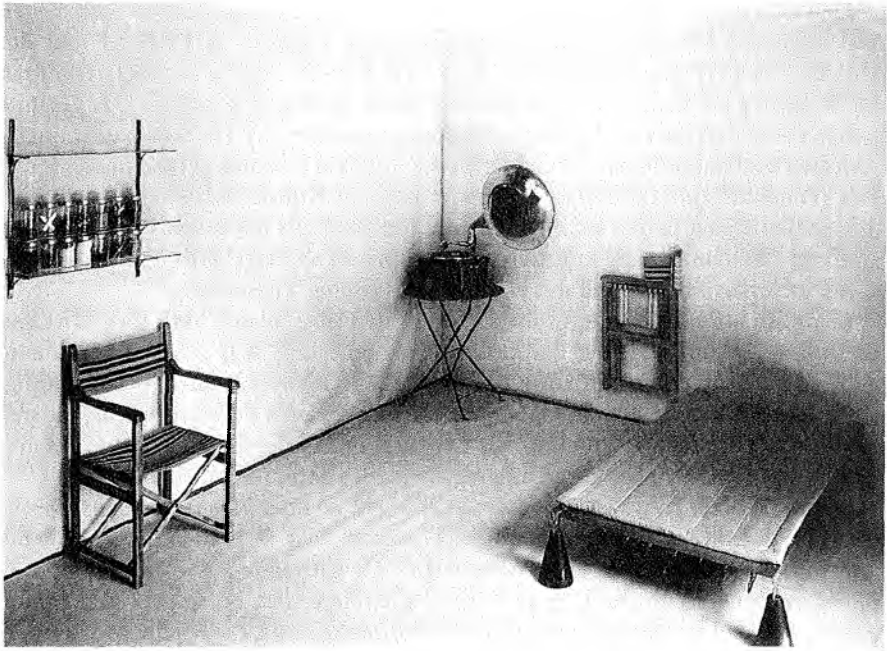


Abb. 3: Hannes Meyer, Die internationale Standardwohnung, aus: *Bauhaus-Archiv u. a.* (Hrsg.), Hannes Meyer 1889–1954. Architekt – Urbanist – Lehrer (Berlin 1989).

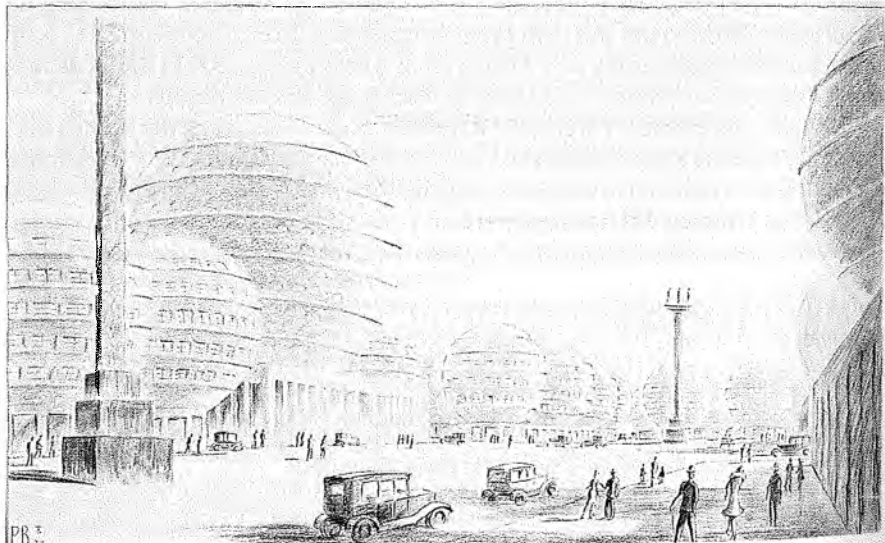


Abb. 4: Peter Birkenholz, Kugelhausstadt (Entwurf 1928), Zeichnung im Architekturmuseum der Technischen Universität München.

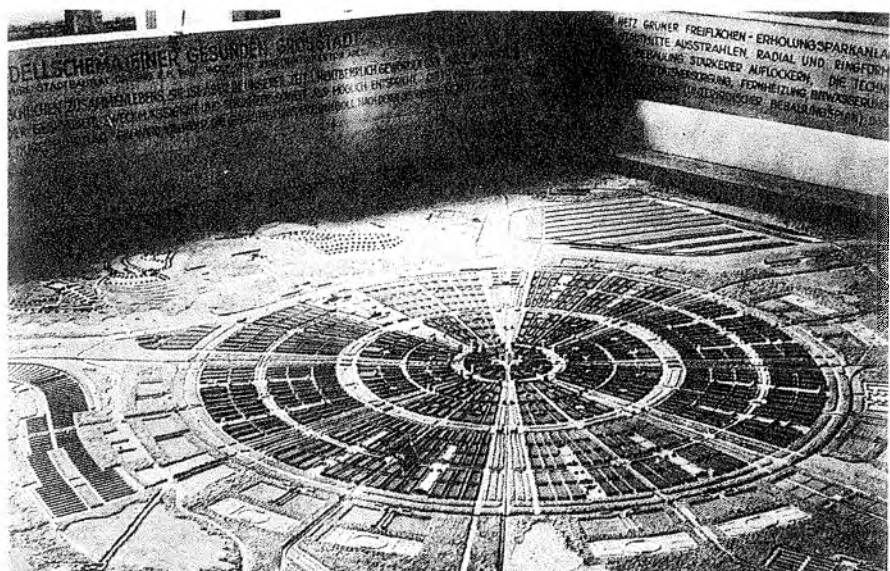


Abb. 5: Paul Wolf, Technische Stadt, aus: Stadt und Siedlung (1928).

der Stadt sind relativ zahlreich. Zu nennen wären die „Stadtzellen“³⁴ von Erich Gloeden, die „Kugelhausstadt“³⁵ von Peter Birkenholz, die „Hängehausstadt“³⁶ der Brüder Rasch, die „Technische Stadt“³⁷ des Dresdener Stadtbaurats Paul Wolf oder die „vertikale Stadt“³⁸ von Ludwig Hilberseimer. Noch 1930 präsentierte das Ministerium für Volkswohlfahrt einen Lehrfilm über „Die Stadt von Morgen“³⁹. Während diese Stadtutopien als geometrisch konstruierte Neustädte einfach in leere Flächen und Räume hinein geplant wurden, demonstrierte Hilberseimer an einer Großblockbebauung⁴⁰ im Zentrum Berlins nicht nur die Trennung zwischen Fußgänger- und Fahrverkehr, sondern auch die radikale Ablehnung der alten Stadt,

³⁴ Erich Gloeden, Die Inflation der Großstädte und ihre Heilungsmöglichkeiten, in: Stadtbaukunst (November 1922), 202 f.

³⁵ Peter Birkenholz, Das Kugelhaus als neue Bauform für Großbauten, in: Der Bauingenieur 9 (42/1928) 1124.

³⁶ Brüder Rasch, Material Konstruktion Form 1926–1930 (Düsseldorf 1981) 75 ff.

³⁷ Paul Wolf, Die Gliederung der Großstadt, in: Stadt und Siedlung, Monatsschrift zur deutschen Bauzeitung, Heft 10 (Oktober 1928) 129–134; Edmund Schulz, Ernst Jünger, Die veränderte Welt (Breslau 1933) 66.

³⁸ Ludwig Hilberseimer, Großstadtarchitektur (Stuttgart 1927) 13 ff.; ders., Flachbau und Stadtraum, in: Zentralblatt der Bauverwaltung (1931) 773–776.

³⁹ Maximilian von Goldeck, Erich Kotzer, Die Stadt von Morgen. Ein Film vom Städtebau, in: Städtebau, Beilage zu Wasmuths Monatshefte zur Baukunst, Heft 14 (1930) 237–239; Ein Städtebaufilm, in: Zentralblatt der Bauverwaltung, Heft 50 (1930) 229; Die Stadt von Morgen. Ein Film vom Städtebau, in: Der Baumeister, Heft 28 (1930) 318–320.

⁴⁰ Ludwig Hilberseimer, Vorschlag zur City-Bebauung, in: Die Form 6 (1930) 608–611.



Abb. 6: Ludwig Hilberseimer, *Vertikale Stadt* (1927), aus: ders., *Großstadtarchitektur* (Stuttgart 1927).

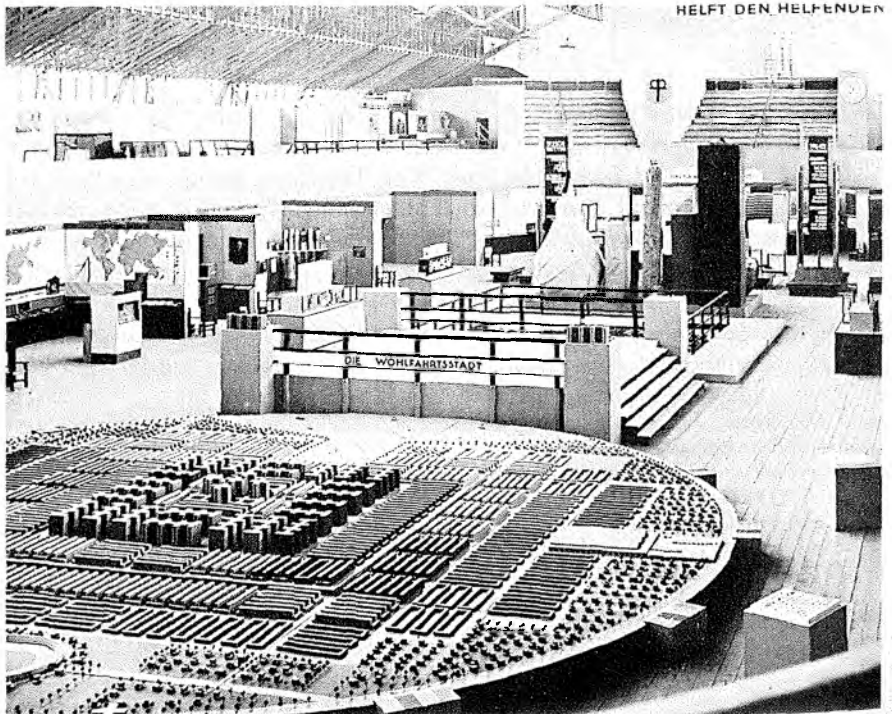


Abb. 7: Ludwig Hilberseimer, *Wohlfahrtsstadt* (1927), aus: Richard Pommer u. a., *In the Shadow of Mies* (Chicago 1988).

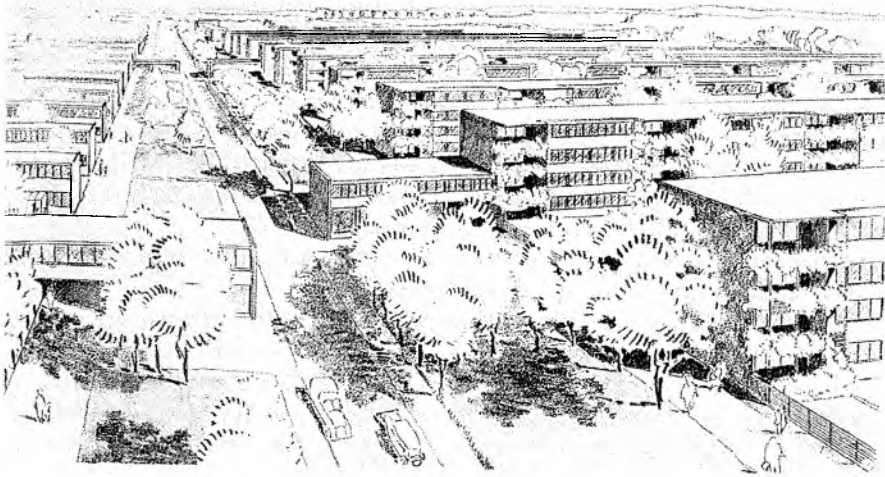


Abb. 8: Walter Gropius, *Genossenschaftsstadt* (1929), aus: Winfried Nerdinger, *Der Architekt Walter Gropius* (Berlin 1996).

die er buchstäblich auslöschen wollte. Vorbild dieser am Reißbrett entwickelten Idealstädte sind zumeist die Stadtutopien Le Corbusiers, der mit radikalen „chirurgischen“ Eingriffen die von Verkehr und Industrie geprägten Städte autogerecht, hygienisch und durchgrünt umformen oder ersetzen wollte⁴¹.

Von diesen technischen Stadtphantasien unterscheiden sich einige Idealplanungen, die darüber hinaus auch auf einer neuen Gesellschafts- oder Wirtschaftsordnung basieren. So präsentierte Ludwig Hilberseimer 1926 in Düsseldorf und 1927 in Stuttgart auf einer Ausstellung privater Wohlfahrtsverbände das Modell einer ganzen „Wohlfahrtsstadt“⁴² auf genossenschaftlicher Basis. Die kreisförmige Stadtanlage wurde allerdings, wie einige andere Idealstadtprojekte der Zwanziger Jahre, in Architekturzeitschriften kaum wahrgenommen. 1929 legten Friedrich Paulsen und Walter Gropius das Konzept einer „Genossenschaftsstadt“⁴³ vor. Die Architektur entsprach formal den damals bereits geläufigen Zeilenbau-Siedlungen. Das Besondere an diesem Projekt war das Finanzierungs- und Bewirtschaft-

⁴¹ *Le Corbusier*, *Urbanisme* (Paris 1925; deutsch: *Der Städtebau*, Stuttgart 1929); zur zeitgenössischen Kritik an Le Corbusiers Städtebau vgl. *Hugo Häring*, *Zwei Städte*, in: *Die Form* 2 (1926) 172–175; vgl. *Matthias Schirren*, *Hugo Häring* (Berlin 2001) 42 ff.

⁴² *Fritz Werner*, *Die Ausstellung der freien Wohlfahrtspflege in Düsseldorf*, in: *Freie Wohlfahrtspflege* 1 (1926) 123 f.; vgl. *Richard Pommer* u. a. (Hrsg.), *In the Shadow of Mies: Ludwig Hilberseimer* (Chicago 1988) 38 f.

⁴³ Vgl. *Winfried Nerdinger*, *Der Architekt Walter Gropius* (Berlin 21996) 120–123; im folgenden zitiert: *Nerdinger*, *Gropius*.

tungsmodell: Die zukünftigen Nutzer sollten Anteile an der Stadt für 20000 Einwohner am Stadtrand Berlins erwerben und mit diesem Kapital sowie zusätzlichen Krediten sollte dann für eine genossenschaftlich organisierte Gemeinschaft gebaut werden. Das Berechnungsmodell basierte auf der Prämisse, daß Boden und Häuser im Gemeinschaftsbesitz verbleiben, daß sich alle Bewohner aus Coop-Läden ernähren sowie Energie und Wasser über Coop-Zentralen beziehen. An den kooperativen Einrichtungen sollte niemand verdienen, so daß alle Einnahmen zur Tilgung der Kreditzinsen verwendet werden konnten. Das Modell wurde kontrovers diskutiert, aber nur wenige glaubten, daß „eine Insel Utopia inmitten der kapitalistischen Welt“⁴⁴ eingerichtet werden könnte. Da sich zu wenige Interessenten meldeten und dann auch noch die beteiligte Bank im Börsenkrach zusammenbrach, erledigte sich das Projekt von selbst.

Genossenschaftlich organisierte Siedlungsgemeinschaften gab es zwar vielfach in der Weimarer Republik, sie gingen aber nie über allgemeine Coop-Einrichtungen hinaus. Als Entsprechung zum evolutionären „weißen Sozialismus“ der Sozialdemokraten wurden derartige Genossenschaftsmodelle bis 1929 besonders gefördert⁴⁵. Die bedeutendste architektonische Umsetzung mit Modellcharakter ist Bruno Tauts Hufeisensiedlung: Eine lange Gebäudezeile, die „rote Front“, grenzt die Siedlung von der Umgebung ab, nur an einer Stelle öffnet sich diese rote Wand und läßt, wie eine verheißungsvolle Vision, einen Blick in die weiße genossenschaftliche Welt frei⁴⁶.

Einige Architekten griffen soziologische Prognosen über die Entwicklung der Gesellschaft auf und entwickelten Planungen für die neue Familie oder die Wohnform des neuen beweglichen Menschen der Zukunft. So prognostizierte beispielsweise Walter Gropius in Anlehnung an die Publikation des Soziologen Franz Müller-Lyer „Die Entwicklungsstufen der Menschheit“⁴⁷, daß die Familie der Zukunft immer kleiner werde, da die Frau arbeite, die Kinderzahl zurückgehe und mehr Aufgaben wie Kinderbetreuung, Alten- oder Krankenpflege aus der Familie herausgenommen und auf den Staat übertragen würden. Für die neue kleine Familie würden also auch nur noch kleine Wohnungen benötigt. Die Entwicklung gehe sogar dahin, daß man in den Wohnungen gar nicht mehr selbst koche, wasche und putze, sondern man werde wie im Hotel oder auf dem Schiff wohnen und leben. Die Last der täglichen Arbeit werde von Serviceeinrichtungen abgenommen, und da Möbel und Ausstattung in allen Wohnungen normiert vorhanden seien, brau-

⁴⁴ Alexander Schwab, Ist die Genossenschaftsstadt möglich?, in: Die Form 5 (1929) 296–298; Ludwig Hilberseimer, Ja, die Genossenschaftsstadt ist möglich!, in: Die Form 5 (1929) 332; Alexander Schwab, Zur Genossenschaftsstadt – Insel oder Zelle?, in: Die Form 5 (1929) 362f.; vgl. die Kritik an den architektonischen Utopien der Zwanziger Jahre bei *Manfredo Tafuri*, *Architecture and Utopia. Design and Capitalist Development* (Cambridge Ma 1976).

⁴⁵ Vgl. Klaus Novy u. a. (Hrsg.), *Reformführer NRW – Soziale Bewegungen, Sozialreform und ihre Bauten* (Wien 1991).

⁴⁶ Vgl. Annemarie Jaeggi, Die Berliner Hufeisensiedlung von Bruno Taut, in: *Klaus Beukers, Annemarie Jaeggi* (Hrsg.), *Festschrift für Johannes Langner* (Münster 1977) 273–296; Nerdinger, Taut 12 ff., 363 ff.

⁴⁷ Franz Müller-Lyer, *Die Entwicklungsstufen der Menschheit* (München 1910 ff.).

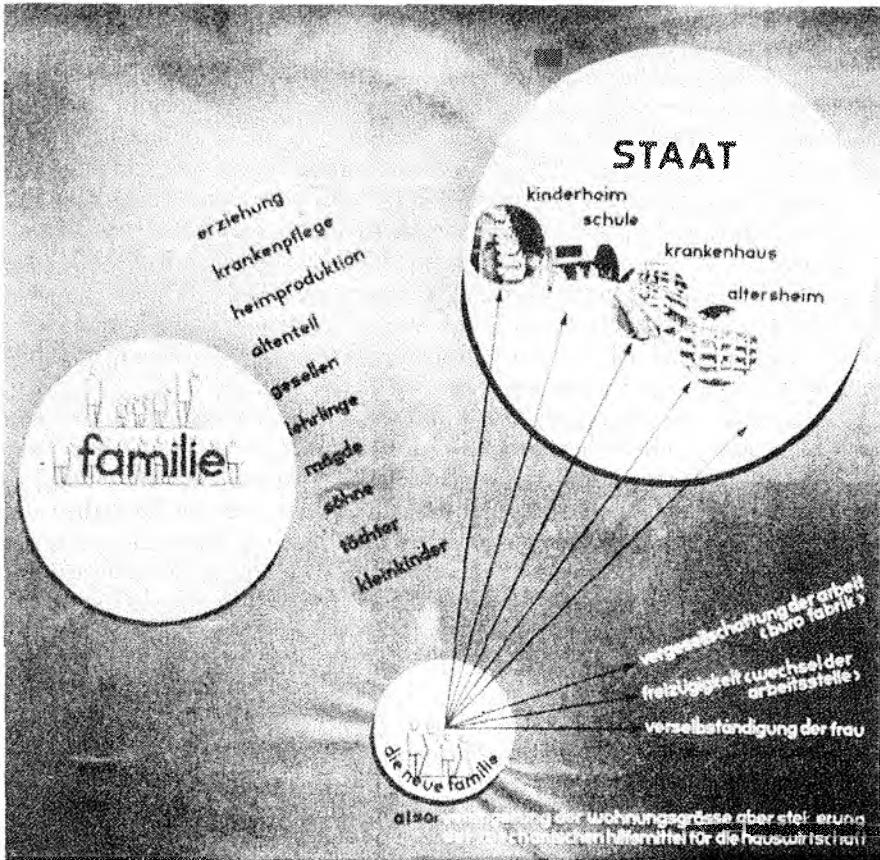


Abb. 9: Walter Gropius, Schaubild der gesellschaftlichen Entwicklung (1929), aus: Zentralblatt der Bauverwaltung (1931).

che man beim Umzug gar keinen Möbelwagen mehr, sondern nur noch einen Koffer⁴⁸.

Während der „neue Mensch“ des Kommunismus in Kommunehäusern mit kleiner privater Schlafzelle und großen Gemeinschaftseinrichtungen leben sollte, planten bürgerliche Avantgarde-Architekten Boardinghäuser für einen beweglichen „neuen Menschen“. Nach dem Leit- und Zukunftsbild eines friedlichen Internationalismus sollten die gleichberechtigten Bürger, denen die gleichen Wohnvorstel-

⁴⁸ Walter Gropius, Die soziologischen Grundlagen der Minimalwohnung für die städtische Industriebevölkerung, in: Die Justiz, Heft 8 (Mai 1930) 454–466; Winfried Nerdinger, Walter Gropius – totale Architektur für eine demokratische Gesellschaft, in: Jahrbuch des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, Bd. 2 (München 1985) 343–373; Andreas K. Vetter, Die Befreiung des Wohnens (Tübingen 2000).

lungen unterstellt wurden, mit genormten Gegenständen in perfekt organisierten „Wohnmaschinen“ leben und überall zu Hause sein. Für Konservative und Nationalisten galt diese internationale traditionslose Wohn- und Lebensform allerdings als „wurzelloses Nomadentum“, und die damit verbundene Architektur wurde als „seelenlose Maschine“ oder als „jüdischer Baubolschewismus“ diffamiert⁴⁹.

Für das neue Wohnen der Zukunft im Boardinghaus legten einige Avantgarde-Architekten bereits Projekte vor, und Walter Gropius präsentierte mit großem Erfolg den Prototyp einer zukünftigen Service-Einrichtung auf einer Ausstellung des Deutschen Werkbunds 1930 in Paris. Keine einzige derartige Wohnanlage für den „neuen Menschen“ wurde allerdings errichtet, denn in der Praxis zeigte sich, daß aus Kostengründen die Service-Einrichtungen eingespart und nur minimierte kleine Wohnungen erstellt wurden, daß also letztlich nur der Forderung nach billigen Wohnungen entsprochen wurde.

Die kleine aber perfekt organisierte Wohnung, die ideologisch zur internationalen Wohnmaschine überhöht wurde, spiegelt somit das zentrale Problem des Bauens in der Weimarer Republik. Aufgrund der Finanzknappheit war Wohnungsbau immer zu teuer und unrentabel, und deshalb richtete sich das Bestreben der Architekten darauf, durch Minimierung der Grundrisse und Rationalisierung der Bauvorgänge das Bauen insgesamt zu verbilligen. Die Utopie des international gleichen, beweglichen Wohnens ist somit Teil der Rationalisierungsstrategien des Fordismus und Taylorismus, die als eine Art Utopieersatz im Zentrum der Diskussionen um das Bauen in der Weimarer Republik standen⁵⁰. Um das rückständige Bauwesen radikal zu rationalisieren, entwickelten einige Architekten Projekte, die für die Zeitgenossen utopisch wirkten, die aber letztlich nur Projektionen und Extrapolationen technischer Prozesse waren. So propagierten insbesondere Walter Gropius und der Frankfurter Stadtbaurat Ernst May die Errichtung von Hausbaufabriken mit fließbandartiger Wohnungsproduktion in Anlehnung an den Erfolg der Fordschen Automobilfabriken⁵¹. Der Fordismus diente somit im Sinne Karl Mannheims als Handlungsanweisung zur Umsetzung der Vision einer allgemeinen egalitären Wohnversorgung⁵². Walter Gropius sah sich selbst als neuen „Wohn-Ford“ und bezeichnenderweise entwickelte sein ehemaliger Mitarbeiter Ernst Neufert die erste konsequente Planung für eine derartige „Wohnbaumaschine“, bei der Häuser entlang einer Kranspur wie vom Strang produziert werden sollten⁵³.

⁴⁹ Vgl. *Paul Schmitthenner*, Baugestaltung, 1.Folge: Das deutsche Wohnhaus (Stuttgart 1932); *Wolfgang Wilrich*, Die Säuberung des Kunsttempels. Eine kunstpoltische Kampfschrift zur Gesundung deutscher Kunst im Geiste nordischer Art (München 1938).

⁵⁰ Vgl. *Winfried Nerdinger*, Walter Gropius – Vom Amerikanismus zur Neuen Welt, in: *ders.*, Gropius 9–28; *Stiftung Bauhaus Dessau* (Hrsg.), Zukunft aus Amerika. Fordismus in der Zwischenkriegszeit (Dessau 1995).

⁵¹ *D. Andernacht, G. Kuhn*, Frankfurter Fordismus, in: Ernst May und das Neue Frankfurt 1925–1930 (Frankfurt a. M. 1985) 55 ff.

⁵² *Karl Mannheim*, Ideologie und Utopie (Frankfurt a. M. 1985).

⁵³ *Ernst Neufert*, Bauordnungslehre (Berlin 1943) 435 ff.; vgl. *Wolfgang Voigt*, Vitruv der

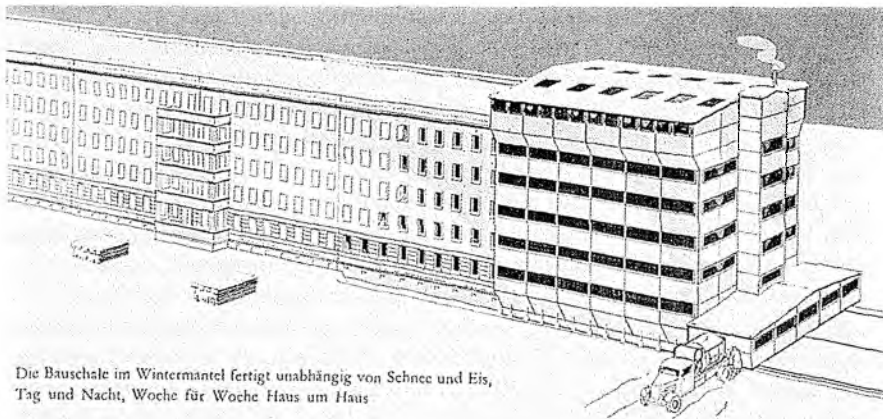


Abb. 10: Ernst Neufert, *Hausbaumaschine* (1941), aus: ders., *Bauordnungslehre* (Berlin 1943).

Die Wohnbaumaschine entwarf Neufert allerdings erst 1941 als Beauftragter Albert Speers für Rationalisierung im Rahmen des von Adolf Hitler beschlossenen großen Wohnungsbauprogramms, das nach Beendigung des Krieges jährlich 600 000 Wohnungen liefern sollte⁵⁴. Zur Ausführung und Anwendung kam die Wohnbaumaschine aber erst nach 1955 in veränderter Form im Plattenbauprogramm der DDR⁵⁵. Diese rein technische fordistische Utopie zieht sich somit ein halbes Jahrhundert quer durch Parteien und Weltanschauungen.

Eine Sonderform technisch-architektonischer Utopie ist das Atlantropa-Projekt, das Hermann Sörgel von 1928 bis zu seinem Tod 1952 propagierte⁵⁶. Besonders in den Jahren der Wirtschaftsdepression fand diese größte technische Phantasie des 20. Jahrhunderts, die Arbeit und allgemeinen Wohlstand versprach, erstaunliche Resonanz. Sörgel entwickelte eine gezielte Gegenutopie zu Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“: Durch die Absenkung des Mittelmeers und die Bewässerung der Sahara sollte das mit Afrika verbundene Europa zur Großmacht zwischen Amerika und Asien aufsteigen. Die dafür notwendigen Sperrmauern, Großkraftwerke und neuen Städte ließ Sörgel von einer Reihe renommierter Architekten bereits in eindrucksvolle Schaubilder umsetzen, mit denen er wiederum Werbung betrieb. Ähnlich wie bei Tauts Alpiner Architektur werden bei

Moderne: Ernst Neufert, in: Walter Prigge (Hrsg.), Ernst Neufert: normierte Baukultur im 20. Jahrhundert (Dessau 1999) 20–34.

⁵⁴ Tilman Haylander, Gerhard Febl (Hrsg.), Hitlers sozialer Wohnungsbau 1940–1945. Aufsätze und Rechtsgrundlagen zur Wohnungspolitik, Baugestaltung und Siedlungsplanung aus der Zeitschrift „Der soziale Wohnungsbau in Deutschland“ (Hamburg 1986).

⁵⁵ Thomas Topfstedt, Wohnen und Städtebau in der DDR, in: Ingeborg Flagge (Hrsg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5 (Stuttgart 1999) 419–562.

⁵⁶ Vgl. Wolfgang Voigt, Atlantropa: Weltbauen am Mittelmeer. Ein Architektentraum der Moderne (Hamburg 1998).

Sörgel Teile der Erdoberfläche einfach zur Disposition gestellt. Der Ingenieur tritt nun als Weltbaumeister auf, der den Europäern neuen „Lebensraum“ und – durch Ausbeutung der Afrikaner – Macht gibt. Obwohl Sörgels Projekt großes Interesse und sogar eine gewisse Förderung fand, blieb Atlantropa immer Utopie.

Das Jahr 1933 und die Machtergreifung der Nationalsozialisten bedeuteten im Bereich der Architektur einen gravierenden Einschnitt. Das Bauwesen wurde systematisch auf „Baulenkung“⁵⁷ umgestellt, damit konnten zum einen formale und inhaltliche Elemente des Neuen Bauens wie Flachdach, großflächige Verglasung oder Zeilenbau durch die Genehmigungsbehörden im Sinne einer „deutschen Architektur“ zensiert werden, zum anderen wurde systematisch auf Kriegswirtschaft umgestellt, Baumaterialien wie Stahl und Beton wurden rationiert und Bauaufgaben nach Kriegswichtigkeit klassifiziert. Im Gegensatz zu dieser Reglementierung und Einschränkung des Bauens entstanden zahlreiche architektonische Großprojekte als Pendants zu den großdeutschen Herrschaftsphantasien. Die Planungen für den Umbau der Führer- und Gauhauptstädte mit teilweise gigantischen Projekten wie die 150 Meter hohen Pfeiler der neuen Elbe-Brücke in Hamburg, die 250 Meter frei gespannte stählerne Bahnhofskuppel in München, die 300 Meter hohe „Große Halle“ in Berlin oder das „Deutsche Stadion“ für 400 000 Menschen in Nürnberg sind keine Utopien, sondern architektonisch antizipierter Ausdruck des umfassenden NS-Herrschaftsanspruchs durch technische oder architektonische Imponiergesten⁵⁸.

Diesen architektonischen Großplanungen im Dienste der NS-Ideologie stehen relativ belanglose und traditionelle städtebauliche Visionen gegenüber, die allerdings stark divergieren, da keine eindeutigen Zielvorgaben über die zukünftige Wohn- und Stadtform existierten. Die präzisesten Vorstellungen entwickelte Gottfried Feder, Erfinder des Schlagworts von der „Brechung der Zinsknechtschaft“ und relativ einflussloser „Reichskommissar für das Siedlungswesen“. Die neuen Städte der Zukunft bezeichnete Feder zwar als lebendigen Ausdruck des neuen Zeitgeistes, aber die von ihm konzipierten „organischen Landstädte“⁵⁹ mit ca. 20 000 Einwohnern, mit denen die „entartete Großstadt“ überwunden werden sollte, sind letztlich nur modifizierte und geometrisch systematisierte Gartenstädte der Jahrhundertwende.

Auch in der „Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung“, in der „Deutschen Akademie für Städtebau, Reichs- und Landesplanung“ beim Reichskommissar für sozialen Wohnungsbau oder im „Arbeitsstab für den Wiederaufbau zerstörter Städte“ wurden bis 1945 fast durchweg nur die alten Ideen von der

⁵⁷ Eitelfritz Kühne, *Gelenkte Bauwirtschaft* (Berlin 1940); Rolf Kornemann, *Gesetze, Gesetze – Die amtliche Wohnungspolitik in der Zeit von 1918 bis 1945 in Gesetzen, Verordnungen und Erlassen*, in: Gert Kähler (Hrsg.), *Geschichte des Wohnens*, Bd. 4 (Stuttgart 1996) 599–723.

⁵⁸ Jost Dülffer u. a. (Hrsg.), *Hitlers Städte. Baupolitik im Dritten Reich* (Köln 1978); Winfried Nerdinger (Hrsg.), *Bauen im Nationalsozialismus – Bayern 1933–1945* (München 1993) 20f.

⁵⁹ Gottfried Feder, *Die neue Stadt. Versuch der Begründung einer neuen Stadtplanungskunst aus der sozialen Struktur der Bevölkerung* (Berlin 1939) 18–29, 459–468.

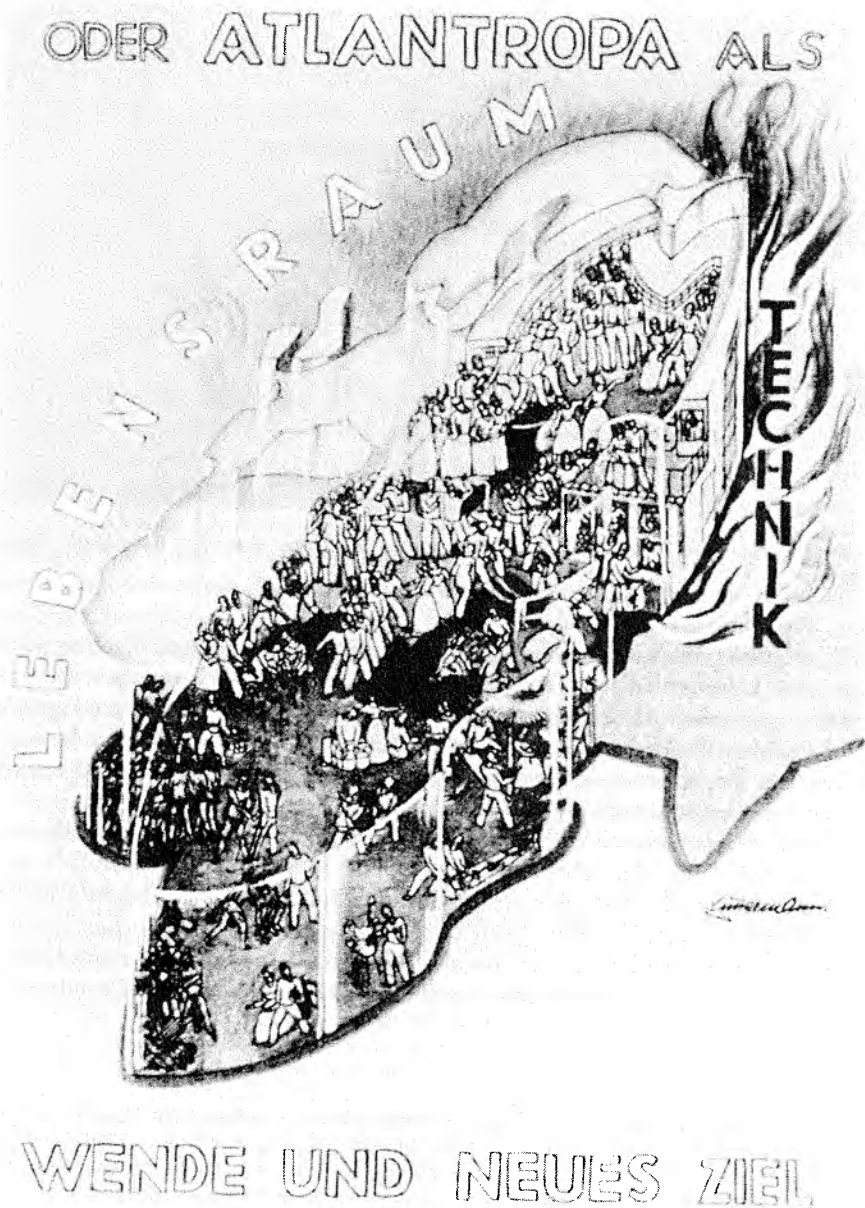


Abb. 11: Hermann Sörgel, *Atlantropa* (Zürich 1932): „Entweder: Untergang des Abendlandes, oder: Atlantropa als Wende und neues Ziel.“

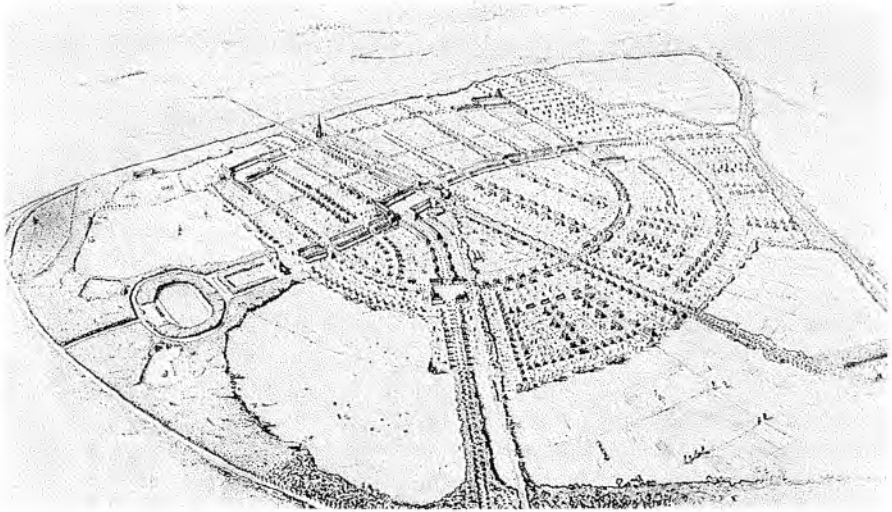


Abb. 12: Gottfried Feder, *Organische Landstadt* (1938), aus: ders., *Die neue Stadt* (Berlin 1939).

Überwindung des Stadt-Land-Gegensatzes, von überschaubaren Nachbarschaften oder Dezentralisierung in NS-Ideologie verpackt und unter dem Leitbild einer „organischen Stadt“ oder der „Ortsgruppe als Siedlungszelle“ propagiert⁶⁰. Die Pläne zur Besiedelung der eroberten Räume im Osten blieben architektonisch belanglos, die Phantasien von Breitspurbahnen für die deutschen Herrenmenschen quer durch Europa waren letztlich infantil⁶¹.

Nach 1945 beriefen sich Planer und Architekten wieder auf die deutsche Siedlungstradition seit der Jahrhundertwende und stellten diese in Parallele zum angelsächsischen Konzept der neighbourhood units⁶². Die Leitbegriffe hießen nun Stadtlandschaft, Nachbarschaft oder „gegliederte und aufgelockerte Stadt“. Dahinter steckt aber immer noch die alte Gartenstadt-Idee, die sich somit als dauerhafteste und adaptionsfähigste Architektur-Utopie im 20. Jahrhundert erweist⁶³.

⁶⁰ Horst Matzerath, Siedlungs- und Raumplanung für das „Großdeutsche Reich“, in: Klaus M. Schmals (Hrsg.), *Vor 50 Jahren ... Auch die Raumplanung hat eine Geschichte* (Dortmund 1997) 55–72; Verzeichnung der Architektur-Kontinuität zwischen Nationalsozialismus und Bundesrepublik bei Werner Durth, *Deutsche Architekten* (Braunschweig 1987).

⁶¹ Niels Gutschow, *Ordnungswahn – Architekten planen im „eingedeutschten Osten“ 1939–1945* (Basel 2001).

⁶² Vgl. Winfried Nerdinger, *Aufbrüche – Positionen der Nachkriegsarchitektur in der Bundesrepublik*, in: Irene Kistella u.a. (Hrsg.), *Städtebau – dem Ort, der Zeit, dem Menschen verpflichtet!* (Dortmund 2000) 38–44.

⁶³ Peter Hall, *Cities of Tomorrow* (Oxford 1996) 86–135.

Thomas Rohkrämer

Die Vision einer deutschen Technik

Ingenieure und das „Dritte Reich“

Das Verhältnis des Nationalsozialismus zur Technik oder allgemeiner zur Moderne, das schon Zeitgenossen diskutierten, wird von Historikern noch immer kontrovers beurteilt¹: Manche klassifizieren ihn insgesamt als antimodern, andere als Modernisierer wider Willen, wieder andere als antimoderne Weltanschauung, die mit modernen Mitteln durchgesetzt werden sollte, oder sogar als modern in Ideologie und Praxis. Diese Debatte soll hier nicht fortgeführt werden²; vielmehr interessiert in unserem Zusammenhang, warum es sich als so schwierig erweist, den Streit beizulegen. Zum einen liegt dies an der Weite, Unbestimmtheit und Widersprüchlichkeit des Nationalsozialismus gerade in diesem Bereich. Die moderne Technik besaß für ihn keinen eigenständigen Wert. Ein totalitärer Autoritarismus, Rassismus, Antikommunismus und ein sozialdarwinistisch fundierter Expansionismus waren zentrale Bestandteile der nationalsozialistischen Ideologie, während sich die Bewertung der Technik aus ihrem Verhältnis zu diesem ideologischen Kernbereich ergab. Einige völkische Nationalsozialisten, welche die Bedeutung von „Blut und Boden“ als notwendige Voraussetzung für eine ge-

¹ Während in den 50er Jahren die Meinung dominierte, der Nationalsozialismus sei eine Flucht vor der Moderne gewesen, vertraten prominente Zivilisationskritiker wie Martin Heidegger oder Friedrich Georg Jünger die Meinung, daß dieser durch den modernen Willen zur absoluten Macht bestimmt worden sei. In den 60er Jahren argumentierten Ralf Dahrendorf und David Schoenbaum, das „Dritte Reich“ habe unbeabsichtigt eine modernisierende Funktion gehabt. Zur neueren Debatte siehe (mit weiterführenden Hinweisen): *Jeffrey Herf*, *Reactionary Modernism. Technology, Culture, and Politics in Weimar and the Third Reich* (Cambridge 1984); *Rainer Zitelmann*, *Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs* (Hamburg 1987); *Michael Prinz*, *Rainer Zitelmann* (Hrsg.), *Nationalsozialismus und Modernisierung* (Darmstadt 1991); *Norbert Frei*, *Wie modern war der Nationalsozialismus?*, in: GG 19 (1993) 367–387; *Harald Welzer* (Hrsg.), *Nationalsozialismus und Moderne* (Tübingen 1993); *Hans Mommsen*, *Nationalsozialismus als vorgetäuschte Modernisierung*, in: *ders.*, *Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft* (Reinbek 1991) 312–334; *Christoph Dipper*, *Modernisierung des Nationalsozialismus*, in: NPL 36 (1991) 450–456; *Axel Schildt*, *NS-Regime, Modernisierung und Moderne. Anmerkungen zur Hochkonjunktur einer andauernden Diskussion*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXIII* (1994) 3–22.

² Siehe dazu *Thomas Rohkrämer*, *Antimodernism, Reactionary Modernism and National Socialism. Technocratic Tendencies in Germany 1890–1945*, in: *Contemporary European History* 8 (1999) 29–50.

sunde Rasse, wachsende Bevölkerungszahlen und völkische Kampfbereitschaft betonten, konnten deshalb in Industrie und moderner Technik vor allem eine Gefahr für das Volk sehen, während andere sie wie der gesamte technokratische Konservatismus als unverzichtbares Mittel zur Erstarkung Deutschlands uneingeschränkt bejahten. Zum anderen können diese Ungereimtheiten jedoch nicht als nebensächlich abgetan werden, weil das nationalsozialistische Verhältnis zur Technik in der Praxis entscheidende Bedeutung besaß. Hätten die Nationalsozialisten nicht die moderne Technik für ihre Ziele eingesetzt, so wären sie harmlose Spinner geblieben. Der Einsatz moderner Machtmittel war notwendiger Bestandteil ihrer verbrecherischen Machtpolitik.

Auch wenn einige Nationalsozialisten es nicht realisiert haben mögen, so war das „Dritte Reich“ doch auf die Mitarbeit der technischen Experten angewiesen. Während der Ingenieurstand vor 1933 eine gemischte Einstellung zur NSDAP an den Tag legte, die durchaus nicht frei von Skepsis war, erlag er, wie ich zeigen möchte, in zunehmenden Maße der fatalen Attraktion des Nationalsozialismus. Die Ingenieure wurden dabei nicht allein von der Nazipropaganda insgesamt oder der allgemeinen Aufbruchsstimmung erfaßt, obwohl diese Faktoren sicherlich nicht unterschätzt werden dürfen, sondern auch von der spezifisch auf diese Berufsgruppe zugeschnittenen Vision einer idealen „deutschen Technik“ im Einklang mit Volk und Natur. In meiner Darstellung soll herausgearbeitet werden, daß es nicht primär der ideologische und politische Kernbereich von Rassismus und Expansionismus war, der viele Ingenieure für das „Dritte Reich“ gewann, denn diese Themen spielten in den Schriften von Ingenieuren nur eine periphere Rolle, und auch nicht allein ihre beruflichen Interessen, denn die realen Erfahrungen waren nicht durchgängig positiv. Sicherlich gab es für einige Ingenieure gerade bei der Aufrüstung ganz neue Arbeitsmöglichkeiten, aber die begeisterte Mitarbeit der Masse der Ingenieure gewann das neue Regime auch dadurch, daß es oft harmlos wirkende überkommene Wunschträume zu verwirklichen schien oder den Glauben an ihre zukünftige Verwirklichung weckte. Die Nationalsozialisten befriedigten zentrale Weltanschauungsbedürfnisse von Ingenieuren, indem sie „einen großen Sprung vorwärts in eine glanzvolle Zukunft versprochen“³.

³ Michael Burleigh, *Die Zeit des Nationalsozialismus. Eine Gesamtdarstellung* (Frankfurt a. M. 2000) 13. Die von mir vollzogene Unterscheidung zwischen der Attraktion des Nationalsozialismus, welche die Ingenieure für die engagierte Mitarbeit im „Dritten Reich“ gewann, und der systemischen Funktion dieser Mitarbeit bei der Verwirklichung der verbrecherischen Politik fußt auf Jürgen Habermas' Konzept von Lebenswelt und System, vgl. Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns* (Frankfurt a. M. 1981). Diese Unterscheidung erlaubt es, im Sinne von Martin Broszat die oft wenig spektakulären Gründe für die Partizipation aus lebensweltlicher Perspektive zu verstehen, ohne der von Saul Friedländer beschworenen Gefahr der Verharmlosung der systemischen Funktion dieser Partizipation im insgesamt verbrecherischen System des „Dritten Reichs“ zu erliegen. Vgl. dazu Martin Broszat, Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus, in: ders., *Nach Hitler, Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte* (München 1988) 266–281; Saul Friedländer, *Some Reflections on the Historicization of National Socialism*, in: Peter Baldwin (Hrsg.), *Reworking the Past: Hitler, the Holocaust, and the Historians' Debate* (Boston 1990).

Seit der Industrialisierung war die Technik der stärkste Nährboden für den Glauben an eine bessere Zukunft. Kaum einer bezweifelte noch an der Wende zum 20. Jahrhundert, daß die moderne Technik den Lebensstandard steigere, und viele waren darüber hinaus überzeugt, daß die materiellen Verbesserungen den unwiderstehlichen Motor eines allgemeinen Fortschritts darstellten. Eisenbahn und Elektrizität wurden mit Hymnen der Begeisterung begrüßt, in denen oft religiöse Töne mitschwangen, die Jahrhundertwende galt vielen als Schritt in ein Jahrhundert der nahezu unbegrenzten technischen Möglichkeiten⁴, und selbst Wilhelm II. bezeichnete die Erfindung des Luftschiffs als einen „der größten Momente in der Entwicklung der menschlichen Kultur“⁵.

Allerdings meldeten sich auch besorgte Stimmen zu Wort. Über das Bildungsbürgertum hinaus provozierte die „Mechanisierung“ – so der Ausdruck von Walther Rathenau, der weite Verbreitung fand – auch Ängste. Nur wenige Außenseiter sagten Technik und Industrialisierung grundsätzlich den Kampf an, aber man äußerte Sorgen über das Entstehen einer entzweiten Klassengesellschaft mit Elend und revolutionärem Potential, über die zersetzende Wirkung der Technisierung auf überkommene Sitten, religiöse Überzeugungen und Tugenden, über die Zerstörung menschengerechter Lebensformen und den Niedergang von Kultur und Kunst. Mit der Vernichtungssorgie des Ersten Weltkriegs, der alle Akteure zu einflußlosen Zaubelerhlingen zu degradieren schien, erkannten auch weitere Kreise der Bevölkerung die Ambivalenzen des technischen Fortschritts, und die turbulente Geschichte der Weimarer Republik gab dieser Krisenstimmung weitere Nahrung. Die Notwendigkeit zum Gebrauch moderner Mittel wurde nicht ernsthaft bestritten, aber ein signifikanter Teil der Bevölkerung diagnostizierte eine destruktive Verselbständigung der Technik. Gerade die Weltwirtschaftskrise, in der man häufig die Rationalisierung für die hohe Arbeitslosigkeit verantwortlich machte, war für viele schlagender Beweis, daß die technische Entwicklung sich zu weiten Teilen gegen den Menschen wende. Zudem war die schnelle Modernisierung auch immer mit dem Bedauern über die wachsende Künstlichkeit der Existenz und romantischen Sehnsüchten nach größerer Naturnähe verbunden⁶.

Der Ingenieurstand, dessen Existenz und Status engstens mit der modernen Technik verbunden war, zeigte sich zwar keineswegs immun gegenüber zivilisationskritischen Bedenken, tendierte jedoch offensichtlich eher zur Technikverherrlichung. Im Streit über den „Kulturwert der Technik“, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts entbrannte, priesen sie nicht allein die Leistungen der Technik zur Hebung des materiellen Lebensstandards, sondern insgesamt für einen allge-

⁴ Georg Malkowsky (Hrsg.), *Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild*, 1900 (Berlin 1900); Arthur Brehmer (Hrsg.), *Die Welt in hundert Jahren* (1910).

⁵ Zitiert in Franz M. Feldhaus, *Deutsche Techniker und Ingenieure* (Kempten u. a. 1912) 188.

⁶ Vgl. etwa die Schrift von Werner Sombart, *Deutscher Sozialismus* (Berlin 1934), in der er eine Kontrolle der Sozialverträglichkeit aller technischen Innovationen forderte oder das Werk von Ludwig Klages, der eine romantische Naturnähe beschwor. Zur Zivilisationskritik vor 1933 siehe Thomas Robkramer, *Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland 1880–1933* (Paderborn 1999).

meinen Fortschritt⁷. Während Zivilisationskritiker eher den Niedergang der Künste im technischen Zeitalter befürchteten, betonten Ingenieure den Zeitgewinn durch Rationalisierung, der für kulturell wertvolle Tätigkeiten genutzt werden könne. Zudem seien Erfinder selbst Künstler und die vollendete Maschine ein Kunstwerk, in dem „mehr Geist steckt als in der zierlichsten Phrase, die Cicero gedrechselt, in dem rollendsten Hexameter, den Virgil jemals gefeilt hat“⁸.

In einer Gesellschaft, in der humanistische Bildung Status markierte, wollten Ingenieure durch Betonung des Kulturwerts der Technik ihre soziale Stellung gegenüber den etablierten akademischen Berufen verbessern und Zugang zur höheren Beamtenlaufbahn erlangen. Insgesamt fühlte sich dieser neue Beruf in Kaiserreich und Weimarer Republik mißachtet, und der 1856 gegründete „Verein Deutscher Ingenieure“ (VDI) kämpfte unablässig für ihre größere Anerkennung. So waren Ingenieure anfällig gegenüber einer neuen politischen Kraft wie dem Nationalsozialismus, der in seiner Propaganda im Gegensatz zum weltfremden Gelehrten die Bedeutung von Technik, von praktisch verwertbarem Expertenwissen und von Sachlichkeit im Dienste am Volk betonte⁹.

Der Begriff Ingenieur umspannte eine große soziale Bandbreite, von Technikern ohne Hochschulabschluß bis hin zu großen Erfindern und Leitern von Unternehmen, mit dem Gros in der Mitte als höhere Angestellte. Als Folge dieser Inhomogenität konnte der VDI, der alle diese Gruppen umfaßte, keine gewerkschaftsähnliche Interessenvertretung sein, sondern mußte betonen, daß die gesamte Gesellschaft jenseits aller sozialer Unterschiede von der Technik profitiere. Mit der Herrschaft der technischen Logik, so das Standardargument von Ingenieuren und ihren Verbänden, könnten interessenpolitische Gegensätze überwunden werden, da alle von einer sachgerechten Expertenherrschaft profitieren würden. Damit bestand bei Ingenieuren eine Affinität zu einer angeblich über politischen Gegensätzen stehenden Volksgemeinschaftsideologie und der un-demokratischen Herrschaft von Fachleuten.

Mit der Verherrlichung des Sachverstands waren Ingenieure anfällig für gemeinwirtschaftliche und technokratische Ideale. Schon vor dem Ersten Weltkrieg forderten Ingenieure die Organisation der gesamten Volkswirtschaft als eine Maschine. Die Kriegswirtschaft bedeutete dann eine immense Steigerung des Staatsinterventionismus, den die Initiatoren, die Ingenieure Walther Rathenau

⁷ Vgl. etwa die Fortschrittshymne von *Werner v. Siemens*, Das Naturwissenschaftliche Zeitalter. Vortrag, gehalten in der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte (Berlin 1886).

⁸ *Max Eyth*, Poesie und Technik, in: *ders.*, Lebendige Kräfte. Sieben Vorträge auf dem Gebiet der Technik (Berlin 1905) 3–24, hier: 17.

⁹ Zum Ingenieursstand vgl. vor allem *Cornelis Gispén*, New Profession, Old Order. Engineers and German Society, 1815–1914 (Cambridge 1989); *Gert Hortleder*, Das Gesellschaftsbild des Ingenieurs. Zum politischen Verhalten der technischen Intelligenz in Deutschland (Frankfurt a. M. 1970); *Karl Heinz Ludwig*, *Wolfgang König* (Hrsg.), Technik, Ingenieure und Gesellschaft. Geschichte des Vereins Deutscher Ingenieure 1856–1981 (Düsseldorf 1981).

und Wichard v. Moellendorff, auf Dauer stellen wollten¹⁰, und die Wirtschaftskrisen der Weimarer Zeit boten weitere Nahrung für die Forderung nach mehr Staat, der die Interessen des Gemeinwohls zur Geltung bringen sollte. Solche Meinungen erlaubten es zudem, auch in schwierigen Zeiten den Fortschrittsglauben zu bewahren. Gegen Zweifel an der Technik argumentierten viele Ingenieure, daß eine Wirtschaftsordnung Schuld sei, die der kapitalistischen Selbstsucht keine Grenzen setze. Solche Gedanken konnten zwar nicht offizielle Linie des wirtschaftsnahen VDI werden, aber angestellte Ingenieure, die den Traum von Kreativität und Entfaltungsraum durch enge Kostenkalküle zerstört sahen, beschworen gern die Vision einer gemeinnützigen Arbeit jenseits von marktwirtschaftlichen Zwängen. Ein nicht-marxistischer Antikapitalismus sowie die Forderung nach einem starken Staat und Macht für den technischen Sachverstand zur Durchsetzung des Gemeinwohls waren für Ingenieure durchaus attraktiv, wobei der idealistische Wunsch nach positiver Gestaltung der Technik unauflöslich mit der praktischen Hoffnung auf Statusverbesserung verbunden war. Der Kritik an Technik und Technikern, die mit der Weltwirtschaftskrise immer schärfer wurde, sollte mit einer besseren Gestaltung des technischen Zeitalters begegnet werden. Befreit von sachfremden Einschränkungen würde der Ingenieur, das war die Vision, mit seinem praktischen Sachverstand endgültig triumphieren und ein technisches System im Einklang mit Mensch und Natur entwickeln.

Während viele Ingenieure Sympathien für einen starken Staat des unpolitischen Sachverstands entwickelten, erkannten die innovativen Kräfte auf der extremen Rechten zunehmend die Bedeutung der modernen Technik. Spätestens der Erste Weltkrieg machte realitätsoffenen Zeitgenossen unmißverständlich klar, daß nationale Stärke nur mit rückhaltloser wirtschaftlich-technischer Modernisierung zu erreichen war. Die Frage war somit nicht mehr ob, sondern nur noch wie die Technik in die eigenen politischen Zielsetzungen integriert werden könne. Die Schuld an den wirtschaftlichen Schwierigkeiten suchte man bei dem mangelnden Sachverstand der herrschenden Eliten, während die kommende Generation alles besser machen würde. „Wir werden das gefährlich selbständig gewordene Werkzeug“, so schrieb Günther Gründel voller Optimismus im Namen der „jungen Generation“, „wieder fest in unsere Hand bekommen wie ein ins Schleudern geratenes Motorrad. Wir werden die anmaßende Technik aus souveräner *Beherrschung* heraus *überwinden*“¹¹. Mit einem perfektionierten technischen System konnten sich, wie etwa Ernst Jüngers Werke der späten Weimarer Republik zei-

¹⁰ Wichard v. Moellendorff, *Deutsche Gemeinwirtschaft* (Berlin 1916); Walther Rathenau, *Die neue Wirtschaft* (1917), in: *Gesammelte Schriften in fünf Bänden*, Bd. 5 (Berlin 1918) 179–261; ders., *Die neue Gesellschaft* (1919), in: ders., *Schriften und Reden* (Frankfurt a. M. 1964) 278–358.

¹¹ Günther Gründel, *Die Sendung der jungen Generation. Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise* (München 1933) 147. Auch er forderte die Befreiung der „Maschine aus dem Mißbrauch unbefugter und skrupellos gewinnsüchtiger Menschen“ und eine naturnahe Zivilisation durch Dezentralisierung und Förderung der Landwirtschaft (ebd. 308 ff.).

gen, weitreichende Wunschträume verbinden: die Hoffnung auf eine Überwindung von kultureller Zersplitterung und Klassegegensätzen durch die autoritäre Durchsetzung der einen technischen Rationalität, die Hoffnung auf eine Überwindung deutscher Schwäche und die Vision eines heroisch-militaristischen Zeitalters von unvorstellbarer Grandiosität. Ernst Jünger galt die Technik als höchstes Mittel des menschlichen Willens zur Macht. Er erwartete von der Zukunft eine totale Mobilisierung aller Kräfte und eine Epoche von Kriegen höchster Intensität, bis sich schließlich eine neue Ordnungsmacht durchsetzen werde. Erst dann könne sich eine neue konservative Ordnung von monumentaler Größe herausbilden, die durch Verwirklichung eines technischen Stils den als dekadent bewerteten Pluralismus der Gegenwart überwinden werde. In seiner Hoffnung auf ein grandios-heroisches Drama und einer daraus erwachsenden imperialen Ordnung gewann Ernst Jünger dem Horrorszenario eines totalen Krieges eine Bedeutung ab, die dem „soldatischen Nationalismus“ der Weimarer Republik als positiv-utopisch galt¹².

Als populistische Massenbewegung konnte und wollte der Nationalsozialismus kein konsistentes Programm vorlegen, aber es gab viele Berührungspunkte zwischen Nazipropaganda und der hier geschilderten Ingenieursideologie. Der Antisemitismus und Militarismus der Nationalsozialisten fand in den unabhängigen Zeitschriften der Ingenieure auch nach 1933 kaum Erwähnung; er scheint weder zur Attraktion noch zur Ablehnung des Nationalsozialismus wesentlich beigetragen zu haben, sondern wurde weithin kommentarlos akzeptiert. Die antikapitalistischen Töne der „linken“ Nationalsozialisten, die eine politische Kontrolle der Wirtschaft forderten, um gegen Eigennutz den Gemeinnutz durchzusetzen, konnten Ingenieure ebenso ansprechen wie das Versprechen einer Überwindung der Klassegegensätze in einer Volksgemeinschaft. Die Hoffnung bei Ingenieuren auf eine autoritäre Durchsetzung des technischen Sachverstands unterminierte die Wertschätzung einer parlamentarischen Republik, und die Ausrichtung auf hohen Wirkungsgrad und Leistungssteigerung konnte sich mit der nationalistischen Sehnsucht nach einem starken Deutschland verbinden. Zudem hatte der Ingenieurstand auch unter der hohen Arbeitslosigkeit der Weimarer Zeit gelitten; die daraus folgende Desillusionierung förderte die Bereitschaft, sich auf einen neuen Hoffnungsträger einzulassen. Jedoch teilten viele Ingenieure die Verunsicherung der Historikerkunft, wie denn der Nationalsozialismus zu Technik und Moderne stehe. Es herrschten Zweifel, ob er wirklich einer technischen Rationalität zum Durchbruch verhelfen werde. Einerseits zeigte sich der Nationalsozialismus in seiner Propaganda als jung, dynamisch und zeitgemäß, gründete 1930 den nationalsozialistischen „Kampfbund der deutschen Architekten und Ingenieure“ (KDAI) und veröffentlichte Schriften, welche die technikbejahenden Argumente

¹² Vgl. vor allem *Ernst Jünger*, Die totale Mobilmachung, in: *ders.* (Hrsg.), Krieg und Krieger (Berlin 1930) 9–30; *Ernst Jünger*, Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt (Hamburg 1932). Dazu: *Thomas Rohkrämer*, Kult der Gewalt und Sehnsucht nach Ordnung – der soldatische Nationalismus in der Weimarer Republik, in: *Sociologus* 51 (2001) 28–48.

jungkonservativer Ingenieure übernahmen¹³. Aber andererseits war auch die „Blut und Boden“-Rhetorik mit Germanen-Mythos, Agrarromantik und einer Verherrlichung des einfachen Lebens unüberhörbar. Der Nationalsozialismus war in seiner Einstellung zur Moderne viel gebrochener als ein Ernst Jünger, und auch die antikapitalistischen Töne mußten zumindest den industrienahen VDI befremden. All dies trug dazu bei, daß Ingenieure zunächst weniger stark als vergleichbare Berufsgruppen in der NSDAP vertreten waren¹⁴.

An der „Deutschen Technik“, der 1933 gegründeten Zeitschrift des KDAI, läßt sich ablesen, wie sich der Nationalsozialismus den Ingenieuren präsentierte¹⁵. Von den drei Gründern stand Paul Schultze-Naumburg für eine völkische Architektur, die den internationalen und modernistischen Stil der Weimarer Republik überwinden wollte¹⁶, Franz Lawaczek für eine radikale Reform der Stromerzeugung – er forderte eine Dezentralisierung mit vielen kleinen Kraftwerken und eine Elektrofront unter staatlicher Führung¹⁷ – und Gottfried Feder für eine „Brechung der Zinsherrschaft“ als Ablehnung des Finanzkapitalismus sowie für eine scharfe politische Kontrolle der Wirtschaft, um sie in den Dienst des Gemeinwohls zu zwingen¹⁸. Lawaczek und Feder sind damit eindeutig dem linken Flügel der NSDAP zuzurechnen, der auch sozioökonomische Veränderungen anstrebte.

In vieler Hinsicht griff die „Deutsche Technik“ Argumente und Forderungen der Ingenieure auf, indem sie das Primat der Technik über die Wirtschaft forderte. Der nationalsozialistische Slogan „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ lasse sich nur durchsetzen, wenn Ingenieuren durch eine Reichskammer der Technik stärkere Einflußmöglichkeiten auf Wirtschaft und Gesellschaft zukommen würden, wobei sich der KDAI als Ort der „Führerauslese für die kommenden großen Staats- und Wirtschaftsaufgaben“ sah¹⁹. Nur die Herrschaft des technischen Sachverständs

¹³ Peter Schwerber, Nationalsozialismus und Technik. Die Geistigkeit der nationalsozialistischen Bewegung (München 1932); Franz Lawaczek, Technik und Wirtschaft im Dritten Reich (München 1932).

¹⁴ Karl-Heinz Ludwig, Technik und Ingenieure im Dritten Reich (Düsseldorf 1974) 105ff; im folgenden zitiert: Ludwig, Technik und Ingenieure.

¹⁵ Ausführlicher zur „Deutschen Technik“: Helmut Maier, Nationalsozialistische Technikideologie und die Politisierung des „Technikerstandes“, in: Burkhard Dietz u.a. (Hrsg.), Technische Intelligenz und „Kulturfaktor Technik“. Kulturvorstellungen von Technikern und Ingenieuren zwischen Kaiserreich und früher Bundesrepublik (Münster 1996) 253–268. Ich danke Helmut Maier auch für persönliche Hinweise.

¹⁶ Paul Schultze-Naumburg, Aufgaben der Architektur im neuen Reich, in: Deutsche Technik (im folgenden zitiert: DT) 1 (1933) 105f.; ders., Fortschritt und Mode in der Baukunst, in: DT 3 (1935) 579–581.

¹⁷ Franz Lawaczek, Kapitalistische Wirtschaft – Volkswirtschaft, in: DT 1 u. 2 (1933/34) 2–5, 62f.; ders., Zur Neuordnung der Elektrowirtschaft, in: DT 2 (1934) 270–275.

¹⁸ Gottfried Feder, Deutsche Technik, in: DT 2 (1934) 321; ders., Die Technik und der Techniker im neuen Deutschland, in: DT 1 (1933) 66f. Ähnliche Meinungen vertraten: Martin Holzer, Führertum in der Technik, in: DT 1 (1933) 5–7; Eugen Diesel, Technik, Nation und Welt, in: DT 1 (1933) 110f.

¹⁹ Häfner, Die Notwendigkeit der Revolutionierung des deutschen Technikers, in: DT 2 (1934) 324f., hier: 324.

könne die ökonomischen Krisen, insbesondere die Arbeitslosigkeit, überwinden, für welche die „Deutsche Technik“ ein selbstsüchtiges Wirtschaftsdenken verantwortlich machte. Und schließlich behauptete die „Deutsche Technik“, daß unterm Nationalsozialismus ein einheitlicher Wille herrsche, der im Gegensatz zur früheren Flickschusterei endlich die Voraussetzung zur Umsetzung großer technischer Pläne schaffe²⁰.

Während solche Argumente Ingenieure ansprechen konnten, entsprachen andere weniger ihrem traditionellen Selbstbild. Das Bestreben des KDAI nach einer „Revolutionierung der deutschen Technikerschaft, ihrer Hinführung zum nationalsozialistischen Staat“²¹ bedeutete eine Politisierung des Berufsbilds, das dem Selbstverständnis vom Ingenieur als unpolitischem Fachmann widersprach. Auch teilte der VDI nicht die Radikalität der „Deutschen Technik“ bei der Forderung nach politischer Steuerung der Wirtschaft. Und schließlich schlug es Wellen in der technischen Welt, daß der Schriftleiter Gottfried Feder an dem für Ingenieure so zentralen Glauben eines unbeschränkten technischen Fortschritts zweifelte. Zwar fanden sich in der „Deutschen Technik“ unterschiedliche Meinungen zu dieser Frage, aber daß ihr anfänglich mächtigster Mann von einem „Ausklang des technischen Zeitalters“ sprach, befremdete viele Ingenieure. Feder wollte mit dieser mißverständlichen Formulierung nicht seinen Glauben an eine Zukunft ohne Technik zum Ausdruck bringen, sondern meinte vielmehr „nur“, daß der technische Fortschritt nicht endlos weitergehe. „Aus der dynamischen Epoche der Technik treten wir ein in die stationäre Epoche, in der nunmehr versucht werden muß, die gewaltigen technischen Errungenschaften der vergangenen Jahrzehnte aufs beste anzuwenden. ... Je mehr dies erkannt wird, desto zweckvoller und glücklicher können die nächsten Jahrzehnte wirtschaftstechnischer Entwicklung gestaltet werden, kann die Rückführung der in den Industriezentren zusammengeballten Menschenmassen auf das Land vollzogen werden. Nur in der Wiedervereinigung von Blut und Boden kann die Kraft der deutschen Zukunft gesucht werden.“ Diese Gedanken wie auch Feders Unterscheidung von positiven „arbeitsparenden Maschinen“ zur Erhaltung der Wettbewerbsfähigkeit und zu verbotenden „arbeitsverdrängenden Maschinen“ (etwa zur Zigarrenherstellung) waren zwar nicht grundsätzlich technikfeindlich, stießen aber bei Ingenieuren selbstredend auf heftige Ablehnung²².

Einige Ingenieure verstanden schon früh den Nationalsozialismus als Erfüllung alter Träume, so etwa Eberhard Zschimmer, der 1933 in der dritten Ausgabe seines

²⁰ Gottfried Feder, Die Technik und der Techniker im neuen Deutschland, in: DT 1 (1933) 66f.; Franz Lawaczeck, Kapitalistische Wirtschaft – Volkswirtschaft, in: DT 1 (1933) 2–5; R. Arnold, Ingenieur-Aufgaben zwischen Mensch und Maschine, in: DT 3 (1935) 481–485; Carl Weihe, Deutsche Techniker erwacht!, in: DT 2 (1934) 806–808.

²¹ Häfner, Die Notwendigkeit der Revolutionierung des deutschen Technikers, in: DT 2 (1934) 324f., hier: 324.

²² Gottfried Feder, Ende der Technik, in: DT 2 (1934) 217–219. Funkzwiesgespräch über die Zukunftsaufgaben der Technik zwischen Staatssekretär Gottfried Feder und Dr. Carl Westphal, abgedruckt in: DT 2 (1934) 283f. Auch Oswald Spengler, Werner Sombart, Eugen Diesel und Joseph Bader vertraten ähnliche Meinungen.

erstmal 1914 erschienenen Buchs zur Technikphilosophie jubelte: „Wenn irgend ein Beruf von der faschistisch-nationalsozialistischen Weltrevolution innerlich etwas zu hoffen hat, so ist es der Techniker der Wirtschaft.“²³ Aber insgesamt waren die ersten Versuche, Ingenieure für den Nationalsozialismus zu gewinnen, nicht sonderlich erfolgreich. Weder konnte der Inhalt der „Deutschen Technik“ restlos überzeugen, noch eröffneten sich für Ingenieure durch den Nationalsozialismus ganz neue Möglichkeiten. Während „social engineers“ mit gutem Grund erwarten konnten, daß der totalitäre Staat durch den Bruch mit Persönlichkeitsrechten ganz neue Zugriffs- und Handlungsmöglichkeiten eröffnen werde²⁴, gab es für Ingenieure keine vergleichbaren Hoffnungen, da technischem Handeln im engeren Sinne nicht solche Barrieren gesetzt waren. So ist es verständlich, daß Ingenieure im Vergleich zu anderen mittelständischen Berufen in der NSDAP unterrepräsentiert waren und der nationalsozialistische KDAI 1932 mit weniger als 1% des Berufsstands nur 2 000 Mitglieder umfaßte²⁵. Da die meisten gesellschaftlich aktiven Ingenieure dem VDI mit seinen 30 000 Mitgliedern treu blieben, war die Haltung dieses Vereins entscheidend für das Verhältnis von Nationalsozialismus und Ingenieuren.

Schon bei der ersten VDI-Hauptversammlung nach der „Machtergreifung“ versuchte Gottfried Feder, den Verein durch Übernahme des Vorsitzes gleichzuschalten, aber er stieß auf heftigen Widerstand. Der alte Vorstand stellte sich nicht grundsätzlich gegen den Nationalsozialismus, wehrte sich aber gegen eine Vereinnahmung. Die technisch-wissenschaftliche Gemeinschaftsarbeit des Vereins sei besser frei von direkter politischer Kontrolle zu leisten. „Nicht die Frage unserer Geltung und Bedeutung stand“ dem Vorsitzenden H. Schult zufolge „im Vordergrund, sondern allein das Bestreben, zu arbeiten und mitzuhelfen an den Zielen unseres Führers zum Wohle des gesamten Volkes“²⁶. Der Widerstand hatte Erfolg, denn Feder operierte ohne starken Rückhalt in der Partei. Der VDI-Vorstand konnte deshalb Feder ablehnen und zugleich das neue Reich bejahen. Er verpflichtete sich vorbehaltlos zum „Dienst am Volk“ auch unter der neuen politischen Führung, wußte sich aber Feder mit seinen krausen technikskeptischen und wirtschaftsfeindlichen Ideen vom Leib zu halten²⁷.

²³ Eberhard Zschimmer, *Philosophie der Technik. Einführung in die technische Ideenwelt* (Stuttgart 31933) 43.

²⁴ Siehe Lutz Raphaels Beitrag in diesem Band und den Aufsatz von *dems.*, *Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime*, in: GG 27 (2001) 5–40.

²⁵ Ludwig, *Technik und Ingenieure* 105 ff.; *ders.*, *Technik*, in: Wolfgang Benz u. a. (Hrsg.), *Enzyklopädie des Nationalsozialismus* (München 1997) 257–274, hier: 258 f.

²⁶ H. Schult, *Aufgaben der Technik im neuen Deutschland*, in: Z.VDI 78 (1934) 705–708, hier: 708. Vgl. auch Z.VDI (1933) 725–731 und Z.VDI (1934) 1337–1342; Ludwig, *Technik und Ingenieure* 113 ff.

²⁷ Die Ingenieure am Bodensee. Das Bekenntnis der deutschen Ingenieure zur neuen Staatsführung. 71 Hauptversammlung des VDI, Friedrichshafen-Konstanz, 27.–29. Mai 1933, in: Z.VDI 77 (1933) 725–731.

Trotz dieser gescheiterten Gleichschaltung vollzog sich in den nächsten Jahren eine schnelle Annäherung. 1936/37 unterstellten sich alle technischen Vereine freiwillig dem NS-Bund Deutscher Technik, und 1937 wurde dem Leiter des Autobahnbaus und späteren Reichsminister für Bewaffnung und Munition Fritz Todt der VDI-Vorsitz, nach dem Feder vergeblich gegriffen hatte, freiwillig angetragen. Damit kam der Verein unter die Führung eines mächtigen Nationalsozialisten und war im Prinzip gleichgeschaltet. Wie konnte sich nach zögerlichen Anfängen eine so schnelle Annäherung vollziehen? Sicherlich spielte, wie ich im folgenden zeigen möchte, ständepolitischer Opportunismus eine Rolle: Der VDI diente sich den neuen Herren an, indem er die Unentbehrlichkeit von Technikern und Technik für die Verwirklichung der nationalsozialistischen Ziele aufzeigte und seine Mitarbeit anbot. Aber andererseits verlor auch der antimoderne Ballast, der nicht zu den machtpolitischen Ambitionen paßte, im Nationalsozialismus zunehmend an Einfluß. Nach der Ausschaltung von Gottfried Feder entwickelte sich unter der Führung von Fritz Todt eine nationalsozialistische Technikideologie, die den schon vor 1933 entwickelten Wunschträumen der Ingenieure weitgehend entgegenkam. Das „Dritte Reich“ zeigte sich bei aller Treue zu seinen zentralen Überzeugungen als offen genug, den Visionen und Wünschen der Ingenieure in seinen Argumentationen zur Technik Rechnung zu tragen. Und schließlich konnten auch die verschiedenen technischen Maßnahmen der neuen Machthaber das „Dritte Reich“ zumindest während seiner Phase des Erfolgs konkret als Eldorado für Ingenieure erscheinen lassen.

Zunächst verlor die wirtschaftskritische Richtung im Nationalsozialismus spätestens mit der Zerschlagung der SA-Führung ihre Machtbasis. Während der VDI-Vorsitzende wie erwähnt an seiner vom KDAI kritisierten Meinung festhalten konnte, daß Wirtschaft und Technik nicht zu trennen seien²⁸, verlor Gottfried Feder 1934 Schriftleitung und Stimme in der „Deutschen Technik“. Mit der Ernennung zum Leiter des Amtes für Technik wurde der eher ausgleichende Fritz Todt zum mächtigsten Nationalsozialisten im Bereich Technik, und F. Grünig, Mitglied des Stabs von Rudolf Heß, betonte in einem Aufsatz für die Zeitschrift des VDI, daß der Nationalsozialismus um die Bedeutung der Privatwirtschaft und des Führerprinzips im Betrieb wisse²⁹.

Im Gegenzug stellte sich der VDI auf die neuen Machthaber ein. 1934 erschien in seinem Hausverlag der Sammelband „Die Sendung des Ingenieurs im neuen Staat“, in der die Sorge vor technikfeindlichen Blut- und Boden-Kräften ebenso deutlich zum Ausdruck kam wie die Hoffnung auf eine nationalsozialistische Erneuerung. Ganz im Sinne der nationalsozialistischen Wirtschafts- und Technik-Rhetorik geißelte der Herausgeber Rudolf Heiss den eigennützigen Mißbrauch der Technik in der Vergangenheit, um dann dem Glauben Ausdruck zu geben,

²⁸ H. Schult, Aufgaben der Technik im neuen Deutschland, in: Z.VDI 78 (1934) 705–708. Die Kritik betonte, daß die Technik anders als die Wirtschaft nur dem Gemeinwohl diene. Vgl. dazu auch Martin Holzer (= Joseph Bader), Freiheit des technischen Fortschritts oder Bindung an den Gemeinnutzen, in: Technik Voran! (1933) 179 f.

²⁹ F. Grünig, Der Betrieb im Rahmen der Gesamtwirtschaft, in: Z.VDI 79 (1935) 3–6.

„daß zukünftig die technische Arbeit ... dem Leben des Nächsten, des Volkes, dient“, weil nun „Gemeinnutz vor Eigennutz, das Hauptgebot der nationalsozialistischen Bewegung“ verwirklicht werde³⁰.

Während der Sammelband den Ingenieur anregen sollte, von „seiner Arbeit aus selbsttätig, angewandt nationalsozialistisch“ zu denken und zu handeln³¹, bemühte sich die Zeitschrift des VDI um den Nachweis, daß auch die scheinbar antimodernen Ziele des neuen Regimes nur mit Technik und Technikern zu erreichen seien. So betonten etwa viele Aufsätze die Bedeutung der Technik für den Agrarbereich (von Landwirtschaftsmaschinen über Kunstdünger bis hin zur Haushaltstechnik als Entlastung für die Bäuerin), die Bedeutung der Industrie zur produktiven Aufnahme des ländlichen Bevölkerungsüberschusses oder die Notwendigkeit, bei der Förderung ländlicher Siedlungen neue Techniken zur Bearbeitung kleiner Flächen zu entwickeln. Stereotyp lief die Argumentation aller Aufsätze über nationalsozialistische Zukunftsplanungen auf den Nachweis hinaus, daß die neuen Aufgaben „nicht weniger, sondern noch mehr Technik brauchen“³². Zudem übernahm der VDI auch eine nationalsozialistische Begrifflichkeit, etwa wenn er 1934 seine Hauptversammlung unter das Motto „Organische Wirtschaftsgestaltung eine Ingenieuraufgabe“ stellte, um dann wieder auf sein Hauptmotiv zurückzukommen: „Planvolle Wirtschaft und Einsatz der Technik sind nicht zu trennen; erst die organische Wirtschaftsgestaltung kann die brennenden Fragen, wie Rohstoffversorgung, Arbeitsbeschaffung, Energiewirtschaft, Siedlung u. a. m., im Sinne einer stetigen nationalsozialistischen Zukunftsentwicklung lösen. Nur auf diesem Wege ist es möglich, auch den Volksgenossen zu helfen, die als Arbeiter in Gruben und Fabriken bei kümmerlichen Verhältnissen in unseren Reihen arbeiten.“ Gegen technikkritische Stimmen stilisierte sich der VDI zum Vorkämpfer dafür, „die Möglichkeiten, die die Technik bietet, voll in den Dienst des ganzen Landes ... zu stellen“³³.

Während der „Völkische Beobachter“ im gleichen Jahr mit Genugtuung feststellen konnte, daß der VDI auf die neue politische Linie einschwenke³⁴, gewann das neue Regime zugleich Attraktivität für Ingenieure. Neben der Verdrängung von Feder durch Todt war es auch wichtig, daß der Nationalsozialismus mit den Autobahnen ein Symbol für „deutsche Technik“ fand, das verschiedenste Kräfte von zivilisationskritischen Nationalsozialisten bis hin zu technikbegeisterten Ingenieuren ansprechen und integrieren konnte³⁵. Stilisiert als „Straßen des Füh-

³⁰ Rudolf Heiss, Umriss: Wird der Nationalsozialismus die technische Kulturkrise lösen?, in: ders., Die Sendung des Ingenieurs im neuen Staat (Berlin 1934) 1–11, hier: 5.

³¹ Ebd., Einführung des Herausgebers, keine Seitenzahl.

³² J. W. Ludowici, Siedlung und Technik, in: Z.VDI 79 (1935) 425–428, hier 425.

³³ H. Schult, Organische Wirtschaftsgestaltung eine Ingenieuraufgabe, in: Z.VDI 78 (1934) 761 f.

³⁴ Zitiert in Z.VDI 78 (1934) 1337.

³⁵ Vgl. dazu Rainer Stommer (Hrsg.), Reichsautobahn. Pyramiden des Dritten Reichs. Analyse zur Ästhetik eines unbewältigten Mythos (Marburg 1982); Claudia Windisch-Hojnacki, Konzeption und Bau der Reichsautobahn, ihre ästhetischen Aspekte, sowie ihre Illustration in Malerei, Literatur, Fotografie und Plastik (Bonn Diss. 1989); Erhard Schütz, Eckhard

riers“ besaßen sie höchste Förderung. Als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme schienen die Autobahnen der Volksgemeinschaft zu dienen. Ingenieure begeisterten sich an den neuen technischen Aufgaben, vom Straßen- und Brückenbau bis hin zur Entwicklung einer passenden Automobiltechnik, wie an der rücksichtslosen Konsequenz der Planung, die sich wegen ihrer hohen Priorität über lokale Einwände hinwegsetzen konnte, während zivilisationskritische Kräfte die Einführung von Landschaftsanwälten begrüßten, welche die Ästhetik und Umweltverträglichkeit des Projekts garantieren sollten. Die Autobahnen sollten sich (aus ästhetischen wie finanziellen Gründen) dem Gelände anschmiegen, den Zugang zur deutschen Landschaft gewähren und den Blick für die Schönheiten der Heimat öffnen, weshalb sich die Planung bei der Streckenwahl den Unebenheiten des Bodens anpassen und auf einen steten Wechsel der Szenerie (etwa zwischen Wiesen und Wäldern) achten sollte. Goebbels' Forderung, die Technik zu „beseelen“³⁶, schien sich hier ebenso zu erfüllen wie die seit einem halben Jahrhundert erhobene Mahnung von Heimatschützern nach einem harmonischen Ausgleich zwischen Technik und Kulturlandschaft³⁷. „Wir leben, arbeiten und sterben für das ewige Deutschland“, schrieb Fritz Todt voller Pathos, „und wir wollen auch bei unseren technischen Eingriffen in die Natur dieser nicht nur einen augenblicklichen Gewinn ablocken, sondern auch unsere technischen Maßnahmen ... so ausrichten, daß sie den großen Gesetzen der Natur entsprechend im ewigen Deutschland Ewigkeitswert behalten.“³⁸

Mit der gegensatzaufhebenden Begriffsbildung einer deutschen Technik, die eine harmonische Vereinigung von modernen Mitteln mit Volk, Kultur und Natur erreichen werde, war für das „Dritte Reich“ eine nützliche Integrationsformel gefunden, der zivilisationskritische wie technikbejahende Kräfte in der Bewegung zustimmen konnten. Aber auch die Ingenieure des VDI's wußten die Autobahnen als Symbol einer deutschen Technik zu schätzen³⁹. Wenn es so gelang, „die Kluft zu schließen, die zwischen Naturschutz und Heimatschutz auf der einen Seite, der

Gruber, Mythos Reichsautobahn, Bau und Inszenierung der „Straßen des Führers“ 1933–1941 (Berlin 1996). Das Selbstverständnis der Autobahnbauer spiegelt sich besonders deutlich in: *Reichsministerium Speer* (Hrsg.), *Das Erlebnis Reichsautobahn* (München 1943).

³⁶ *Joseph Goebbels*, Rede zur Eröffnung der Automobilausstellung 1939, in: *Völkischer Beobachter* vom 18. 2. 1939.

³⁷ Zum Heimatschutz: *Andreas Knaut*, *Zurück zur Natur! Die Wurzeln der Ökologiebewegung*, Supplement 1 zum Jahrbuch für Naturschutz und Landschaftspflege (1993); *Edeltraut Kluebing* (Hrsg.), *Antimodernismus und Reform. Beiträge zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung* (Darmstadt 1991); *William Rollins*, *A Greener Vision of Home. Cultural Politics and Environmental Reform in the German Heimatschutz Movement, 1904–1918* (Michigan 1997).

³⁸ *Fritz Todt*, Vorwort, in: *Alwin Seifert*, *Im Zeitalter des Lebendigen. Natur – Heimat – Technik* (Dresden 1941) 6; im folgenden zitiert: *Seifert*, *Im Zeitalter des Lebendigen*.

³⁹ Allein 1934 berichtete die Z.VDI dreimal überschwänglich über die neuen Autobahnen (1033–1036, 1243–1245 u. 1305–1309). Auch das Buch des „Landschaftsanwaltes“ Seifert und seine angebliche Realisierung durch Todt fanden überschwängliches Lob, vgl. Z.VDI 85 (1941) 740.

Technik auf der anderen ein halbes Jahrhundert lang offen lag“⁴⁰, so führte dies zu einer breiteren gesellschaftlichen Akzeptanz für die Technik, welche Ingenieuren nur recht sein konnte. Nachdem in der Wirtschaftskrise Zweifel an der modernen Technik selbst Ingenieure erreicht hatte, schien sich nun für die Zukunft eine höhere Synthese abzuzeichnen. Gegen die Kritik an der Technik konnte man nun auf ihre Fortentwicklung hin zu einer idealen deutschen Technik verweisen. Auch wenn nur wenige Prestigeprojekte eine solche Synthese wirklich anstrebten, so konnte doch das Symbol Autobahn und damit eine nationalsozialistische Technik als Versprechen für die Zukunft integrative Ausstrahlungskraft entfalten.

Nach dieser gegenseitigen Annäherung konnte die Nähe von Nationalsozialismus und Technik 1935 offiziell zelebriert werden. An der VDI-Hauptversammlung, die zugleich zum ersten Tag der deutschen Technik erklärt wurde, nahmen Rudolf Heß, Fritz Todt und Alfred Rosenberg als Ehrengäste teil. In ihren Reden strichen sie das positive Verhältnis des Nationalsozialismus zur Technik heraus, um endgültig die Ingenieure für ihre Politik zu gewinnen. Rudolf Heß befürwortete zunächst explizit die Existenz des VDI und lobte dessen Führung, womit er jedem Versuch der Vereinnahmung eine Absage erteilte. Daneben betonte er, „welche Bedeutung das neue Deutschland der Technik beimißt“⁴¹. Todt meinte in seiner Rede, daß „Technik Tat ist“, „selbstloser Dienst am Volk“. Unter dem Nationalsozialismus werde, so fuhr er fort, um eine neue Technik gerungen. Sie solle dem Vorbild der Autobahnen folgend eine Form finden „entsprechend der Idee des technischen Werkes, aber auch in harmonischer Verbundenheit mit Boden, Volk und Landschaft“⁴². Vielleicht am wichtigsten war die Rede von Alfred Rosenberg, weil er eher zu den rückwärtsgewandten Nationalsozialisten zählte, deren Einstellung die Ingenieure mit Sorge erfüllte. Wer zu den wenigen gehörte, die das langatmige Hauptwerk dieses selbsternannten Chefideologen des Nationalsozialismus gelesen hatten, konnte allerdings schon wissen, daß er der modernen Technik eine positive Bedeutung abgewann, indem er ihr „einen germanischen Antrieb“ unterlegte⁴³. Auch in seiner Rede vor den Ingenieuren interpretierte er die Technik als wertvollen Bestandteil der völkischen Kultur und den Techniker als germanischen Schöpfer. „Er sieht“, so faßte die Zeitschrift des VDI befriedigt zusammen, „in der Technik – übereinstimmend mit vielen Ingenieuren, die über ihren Beruf ernstlich nachdenken – nicht einfach ein Arbeiten an der Materie, sondern einen Ausdruck schöpferischer Kräfte, derselben Regungen, die einst Kirchen bauten, Symphonien schufen und der Welt die Werke der Malerei und Plastik schenkten.“⁴⁴ Diese schöpferischen Elemente entsprangen Rosenberg zufolge dem germanischen Rassencharakter: Die Wissenschaft sei Ausdruck der „nordisch-germanische(n) Sehnsucht, der Natur ihre Gesetze abzulauschen“, die

⁴⁰ Seifert, Im Zeitalter des Lebendigen 8.

⁴¹ Technik im Dienst am Volke, in: Z.VDI (1935) 819–829, hier: 820f.

⁴² Zitiert in: Tag der deutschen Technik. Rudolf Heß, Alfred Rosenberg und Dr.-Ing. Todt über die Aufgaben der Technik im neuen Staat, in: DT 3 (1935) 367f., hier: 367.

⁴³ Alfred Rosenberg, Der Mythos des 20. Jahrhunderts (München 1930) 138f.

⁴⁴ Technik im Dienst am Volke, in: Z.VDI 79 (1935) 819–829, hier: 821.

Technik „Folge und Ergebnis einer bewundernswerten Entwicklung der Schöpferkraft der europäischen Völker“. Wohl sei die Technik der Weimarer Zeit nicht immun gewesen gegenüber der „allgemeine(n) Entartung“, aber unter dem Nationalsozialismus werde sie „wieder zum blutvollen Leben des Volkes zurückgeführt“. Die Autobahn stand einmal mehr als Symbol und Versprechen für eine neue nationalsozialistische Technik in Harmonie mit der deutschen Landschaft und der völkischen Kultur. „Während früher die Technik nicht selten die deutsche Landschaft zerstörte, entsteht heute aus dem Willen des Führers heraus eine nie dagewesene durchaus unserer Zeit angemessene mit allen technischen Mitteln des 20. Jahrhunderts ausgestattete Reichsautobahn. Alle die Kräfte, die heute in Deutschland lebendig sind, zielen darauf ab, daß Kultur und Zivilisation einschließlich der Technik nicht auseinanderzustreben brauchen, sondern immer da zusammenklingen können, wo eine einheitliche weltanschauliche Handlung vorhanden ist, die das gesamte Volkstum, den Staat und die Landschaft umschließt.“⁴⁵

Mit diesen Reden waren integrative Formeln gefunden, in denen sich alle Seiten wiederfinden konnten. Die zivilisationskritische Richtung im Nationalsozialismus hatte ja in der Masse nie an eine Zukunft ohne Technik geglaubt; jetzt fand ihre Technikkritik der Weimarer Republik ebenso Anerkennung wie ihre Forderung nach einer naturverträglichen und ästhetisch ansprechenden Technik im Einklang mit dem Menschen. Die Ingenieure dagegen hatten lange darunter gelitten, daß ein elitäres bildungsbürgerliches Denken die Funktion der Technik auf materielle Nützlichkeit reduzierte, wenn es nicht gar die „Mechanisierung“ für soziale Spannungen, Wirtschaftskrisen, künstlerischen Niedergang und individuelles Unglück verantwortlich machte. Darum wußten sie es zu schätzen, daß nun die nationalsozialistische Technikvorstellung vielleicht noch Kritik an der Technik der Vergangenheit zuließ, aber die deutsche Technik der Gegenwart zelebrierte. Nicht nur ihr materieller Dienst am Volk fand Anerkennung, sondern darüber hinaus auch ihr im Streit über den „Kulturwert der Technik“ erhobener Anspruch, Teil der Kultur zu sein. Die Technik galt nicht länger als Teil der notwendigen, aber dem Deutschen an sich fremden Zivilisation, sondern als zentraler Bestandteil der völkischen Kultur oder gar als positives Rassenmerkmal (eine Argumentation, die auch Ingenieure übernahmen⁴⁶). Zudem sparten führende Nationalsozialisten nicht mit überschwänglichem Lob für den Ingenieurstand, der sich immer mißachtet gefühlt hatte: Der gemeinnützigen Technik wurde das Primat über die durch Eigensucht gefährdete Wirtschaft eingeräumt, der Ingenieur galt als wichtiges Bindeglied zwischen Unternehmern und Arbeitern, der Wert seiner praktischen Expertise wurde gegenüber einer nutzlosen Bildung hervorgehoben. Fritz Todts Ziel einer „Durchsetzung der gesamten Technik mit nationalsozialistischer

⁴⁵ Tag der deutschen Technik, in: DT 3 (1935) 367 f., hier: 368.

⁴⁶ Rosenbergs Vorstellung von Technik als Ausdruck der germanischen Rasse fand schnell Eingang in Schriften von Ingenieuren. Vgl. etwa *Georg Nonnenmacher*, Technik – rassisch gesehen, in: DT 4 (1936) 534 f.; *Richard Grün*, Technik und Volk, in: DT 4 (1936) 57–59; *Fritz Nonnenbruch*, Politik, Technik, Geist (München 1939); Kultur und Technik. Sonderheft der „Rheinischen Blätter“ (August 1936).

Gesinnung“⁴⁷ entsprach zwar nicht der traditionellen Ingenieursvorstellung vom unpolitischen Fachmann, aber ein Rückzug auf die praktischen Aufgaben wurde vom neuen Regime in der Praxis durchaus toleriert.

Die Vorstellung von einer funktionalen, ästhetisch ansprechenden und naturnahen Technik hatte sicherlich theoretisch das Potential, allgemein zur Utopie für technische Projekte zu werden, aber realiter überwog ihre legitimatorische Funktion: Sie ebnete den Weg zur allgemeinen Akzeptanz der Technik. Von Anfang an entfaltete dieses Ideal nur in einigen Prestigeobjekten Wirkung, und mit Kriegsvorbereitung und Krieg kam es selbst hier zu Kompromissen. Mit dem Vierjahresplan setzte sich endgültig in der Praxis eine vorbehaltlose Akzeptanz moderner Mittel durch. Der Versuch, die militaristischen und rassistischen Ziele des Nationalsozialismus umzusetzen, erzwang eine möglichst weitgehende Kraftentfaltung, die sich im Konfliktfall über andere Ideale hinwegsetzte. Der Traum von einem umfassenderen technischen Denken blieb erhalten, verlagerte sich aber in eine immer unbestimmtere Zukunft. Für die Gegenwart reduzierte sich die Bedeutung einer deutschen Technik auf eine Technik im Dienst am deutschen Volk oder genauer am „Dritten Reich“. Wie F. W. Ludowici, der Siedlungsbeauftragte im Stab von Rudolf Heß, pointiert meinte: „Die Technik ist ein Instrument. Deshalb entscheidet sich ihr Wert allein in dem richtigen oder falschen Gebrauch. Richtig gebraucht können wir nie genug Technik haben. ... Die einzige Voraussetzung, welche wir bei dem vollen Einsatz des schöpferischen Geistes und des Verstandes überhaupt machen müssen, das ist ihre Unterstellung unter den politischen Willen des neuen Reiches. Es sind eben auch nur Instrumente, um diesen Willen durchzusetzen. Unter dieser Voraussetzung aber müssen wir auch erkennen, daß wir den Kampf um unsere Geltung in der Welt nur mit den deutschen Köpfen gewinnen können.“⁴⁸ Der Nationalsozialismus garantierte dieser Argumentation zufolge den positiven Einsatz der deutschen Technik. Wenn die Technik in Wirklichkeit nicht dem beim Autobahnbau postulierten Ideal nahekam, so erschien das nun als notwendiger Kompromiß im Kampf für eine bessere Zukunft, in der auch diese Ideale Wirklichkeit würden. Jede andere Meinung grenzte diese Argumentation als regimefeindlich aus.

Da Todts und Rosenbergs Ideal einer funktionalen und zugleich ästhetisch ansprechenden und naturnahen Technik durchaus den überkommenen Idealen des Technikerstands entsprach⁴⁹, mögen manche enttäuscht über die mangelnde Umsetzung gewesen sein, aber andererseits hatte diese Diskrepanz zwischen Vision und Realität für Ingenieure auch ihr Gutes: Man profitierte von dem Image einer neuen deutschen Technik, ohne durch dieses Ideal in der Handlungsfreiheit wesentlich eingeschränkt zu werden. Vor allem aber ließ die positive Entwicklung

⁴⁷ Generalinspektor Dr.-Ing Fritz Todt auf der Sondertagung des Amtes für Technik auf dem Nürnberger Parteitag 1935, in: DT 3 (1935) 477–481, hier: 479.

⁴⁸ F. W. Ludowici, Technische Aufgaben im Rahmen der Reichsplanung, in: DT 3 (1935) 371–376, hier: 371.

⁴⁹ Vgl. dazu auch *Hans Dienel*, Herrschaft über die Natur? Naturvorstellungen deutscher Ingenieure 1871–1914 (Stuttgart 1992).

für den Berufsstand über problematische Aspekte hinwegsehen. Führende Nationalsozialisten bekannten sich vorbehaltlos zur Technik, die Depression war der Vollbeschäftigung gewichen. Spätestens mit dem Vierjahresplan gab es immer mehr Aufgaben für Ingenieure. Ohne große Gedanken an die politischen Folgen unterstützte man begeistert die Aufrüstung. Ingenieure fanden reizvolle technische Aufgaben bei der Einsparung ausländischer Rohstoffe und der Entwicklung von Rüstungsgütern; der VDI erstellte Rohstoffstatistiken, testete heimische Rohstoffe und regelte mit neuen Normblättern den Einsatz von Ersatzstoffen⁵⁰. Die Zeitschrift des VDI veröffentlichte immer mehr Artikel über Kriegstechnik und Organisation der Wirtschaft im Kriegsfall, und die „Deutsche Technik“ erschien seit 1936 mit der Beilage „Betrieb und Wehr“. Nach dem ersten Kriegsjahr feierte der VDI die Verschmelzung von Technik und kriegerischer Politik: „Nicht Geist oder Waffen, sondern Geist und Waffen haben den Sieg gebracht. ... Schließlich sind die technischen Mittel des Krieges, die Waffen und Geräte, nichts anderes als formgewordener Wille einer geistigen Haltung. Auch in ihnen drückt sich der Wille eines Volkes aus, um seinen Lebensraum zu kämpfen.“⁵¹

Private Dokumente wären sicherlich ein wichtiger Beleg für die genuine Begeisterung der Ingenieure, aber der Wechsel von unsicheren Loyalitätsbekundungen nach der Machtübernahme zur Begeisterung nach 1935, die erst mit der Wende im Krieg nachließ, ist offensichtlich. Seit die Kriegsvorbereitung politisch im Zentrum stand, dominierte nicht länger die Rentabilität von Verfahren, sondern der politische Wille zur Machtsteigerung. Technik war damit, wie es sich viele Ingenieure schon lange gewünscht hatten, in kriegsrelevanten Bereichen vom Wirtschaftsdenken befreit. Zwar gab es weiterhin vielerlei Beschränkungen, aber die Mobilisierung für den Krieg führte zweifellos zu einem Boom, der Ingenieuren viele Betätigungsmöglichkeiten eröffnete. So schrieb die Zeitschrift des VDI schon 1935 voller Begeisterung: „Mit den Maßnahmen zur Arbeitsbeschaffung: Straßen- und Kanalbau, Landgewinnung und Siedlung, begann es, und heute stehen die deutschen Ingenieure mitten im Kampf um die deutsche Rohstofffreiheit und wirken tatkräftig daran mit, die neue deutsche Wehr mit guten Waffen zu versehen.“⁵² Ingenieure waren seit 1936 auf dem Arbeitsmarkt gesucht und umworben, vier Ingenieure (Porsche, Heinkel, Messerschmidt und Todt) erhielten 1938 den „Deutschen Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft“, was Ingenieure darin bestärkte, daß Erfinden endlich als schöpferisches „Kulturschaffen“ anerkannt sei⁵³, und im Krieg gelangten in Deutschland erstmals, wie lange gefordert, mit Speer und Todt Ingenieure in entscheidende poli-

⁵⁰ Vgl. etwa Z.VDI 80 (1936) 614.

⁵¹ Ein Jahr Krieg, in: Z.VDI 84 (1940) 633.

⁵² Technik ist Dienst am Volke! Rückblick auf die 73. Hauptversammlung des VDI mit dem 1. Tag der deutschen Technik und der 25-Jahrfeier der Technischen Hochschule Breslau, in: Z.VDI 79 (1935) 819–829, hier: 819.

⁵³ Der Deutsche Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft 1938. Ein Ehrentag der deutschen Technik, in: DT 6 (1938) 469–473, hier: 472.

tische Positionen⁵⁴. Mit der Hoffnung auf einen deutschen Krieg konnten sich noch weitreichende technische Pläne verbinden (etwa die Vorstellung einer „Großraumwirtschaft“⁵⁵), danach blieb allerdings nur noch, bei scharfer Ablehnung jeder Technikfeindlichkeit⁵⁶, der zunehmend verzweifelte Ruf nach Leistungssteigerung⁵⁷.

Bot der Nationalsozialismus Raum für die technischen Träume der Ingenieure? Sicherlich gab es einige Forschungsgruppen, die gegen alle wirtschaftliche Vernunft ihre Phantasien umsetzen konnten. Aber das Raketenprogramm in Peenemünde⁵⁸ blieb doch die Ausnahme, die technischen Visionen für den Osten, der zudem primär als Agrarraum genutzt werden sollte, blieben weithin abstrakt, und den guten Bedingungen für Ingenieure im Rüstungsbereich⁵⁹ müssen die Einsparungen im zivilen Bereich gegengerechnet werden. Insgesamt waren die realen Verhältnisse weit entfernt von einem technokratischen Ideal. Wohl setzten sich gewisse Modernisierungstendenzen fort, aber eine Beschleunigung fand sicherlich nicht statt. Die Zersetzung von bürokratischen Strukturen und klaren Zuständigkeiten, die unkoordinierte Eigenmächtigkeit vieler Institutionen und die hektischen Richtungsänderungen produzierten viele Reibungsverluste⁶⁰. Der Glaube an die Macht des Willens und die Suche nach dem schnellen Erfolg führten zu einer Vernachlässigung langfristiger technischer Entwicklungen, besonders im Bereich der Grundlagenforschung⁶¹. Das verbreitete Schlagwort „Gemeinnutz

⁵⁴ Das Reichsministerium für Bewaffnung und Munition erfüllte während des Krieges weithin den Ingenieurtraum eines Technikministeriums. Vgl. dazu *Ludwig*, Technik und Ingenieure 344–352; Dr. Ing. Todt, Reichsminister für Bewaffnung und Munition, in: Z.VDI 84 (1940) 228.

⁵⁵ Vgl. etwa *Richard Fischer*, Großraum-Verbundwirtschaft, in: Z.VDI 85 (1941) 711 f. Allerdings scheiterten die weiten Pläne am Egoismus deutscher Firmen, vgl. *Gerhard Hirschfeld*, German Occupation in Eastern and Western Europe – a comparison, in: *Roger Chickering* u. a. (Hrsg.), *A World at Total War. Global Conflict and the Politics of Destruction* (Cambridge, im Druck).

⁵⁶ *Ludolf Herbst*, Der totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft: Die Kriegswirtschaft im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Propaganda 1939–1945 (Stuttgart 1982) 320; im folgenden zitiert: *Herbst*, Der totale Krieg.

⁵⁷ Vgl. etwa *Werner Kneibahn*, Arbeitseinsatz und Leistung – Grenzen und Möglichkeiten, in: Z.VDI 85 (1941) 711 f.; *Erich Kupke*, Der menschliche Leistungsgrad als ein Kernproblem der Leistungssteigerung im Betriebe, in: Z.VDI 86 (1942) 761–768. Hitler erhob Anfang 1942 Rationalisierung und Leistungssteigerung zur zentralen Maxime, vgl. *Richard J. Overy*, War and Economy in the Third Reich (Oxford 1994) 343 ff.

⁵⁸ *Michael J. Neufeld*, The Rocket and the Reich. Peenemünde and the Coming of the Ballistic Missile Era (Harvard 1999).

⁵⁹ *Andreas Heinemann-Grüder*, „Keinerlei Untergang“: German armaments engineers during the Second World War and in the Service of the victorious powers, in: *Monika Renneberg*, *Mark Walker* (Hrsg.), *Science, Technology and National Socialism* (Cambridge 1994) 31–50.

⁶⁰ *Hans Mommsen*, Der Mythos von der Modernität. Zur Entwicklung der Rüstungsindustrie im Dritten Reich (Essen 1999). Vgl. weiterhin die Literatur unter Anm. 1.

⁶¹ *Ludwig*, Technik und Ingenieure 210 ff. Schon Zeitgenossen kommentierten dieses Defizit, etwa *W. Tengelmann*, Sinn und Bedeutung der technischen Forschung, in: Z.VDI 80

geht vor Eigennutz“ wurde von einer weit verbreiteten Korruption konterkariert⁶². Das „Dritte Reich“ war nicht in der Lage, einen hohen Grad der Mobilisierung zu erreichen, allerdings auch, weil ein gerade von Ingenieuren geförderter Glaube an die Wunder der Technik zu einer Produktvielfalt auf Kosten effizienter Massenproduktion führte⁶³. Nicht zuletzt mußten Ingenieure den dramatischen Rückgang von Studenten an Technischen Hochschulen bedauern. Dem Mangel an Ingenieuren begegnete das Regime mit einer Kürzung der Studienzeit und einer intensiven Werbung um Nachwuchs, aber mit Kriegsbeginn mußten viele Ingenieure trotz ihrer wichtigen Rolle in der Produktion zum Kriegsdienst⁶⁴.

Auch das Ideal einer deutschen Technik im Einklang mit Natur und Kultur bestimmte selten die Praxis. Zur Steigerung der Nahrungsmittelproduktion kam viel naturbelassenes Land wie Feuchtbiootope unter den Pflug, und eine ästhetisch ansprechende Technik, die immer schon die Ausnahme gebildet hatte, geriet mit den Notwendigkeiten des Krieges ganz ins Abseits. Schon der Bau des Westwalls folgte nur noch funktionalen Imperativen, und über den Bau weiterer Autobahnen sagte Fritz Todt im August 1940, daß wegen der militärischen Zwänge „nicht mehr eine kulturell hochwertige Friedensstraße“ anzustreben sei⁶⁵. Die Machtpolitik verdrängte somit den Versuch, eine qualitativ andere Technik zu realisieren. Nun galt die gesamte deutsche Kriegführung als „kulturerfüllte Tat“⁶⁶, was sämtliche Mittel zur Erreichung des Kriegsziels rechtfertigte.

Das Ideal einer besonders mächtigen deutschen Technik im Einklang mit Natur und Kultur war damit realiter weithin eine Utopie im wörtlichen Sinne: „nirgendwo“. Das bedeutete jedoch keineswegs, daß die Vision unwichtig gewesen wäre; der Glaube an seine zukünftige Verwirklichung hatte vielmehr eine wichtige integrative Funktion. Die Vorstellung einer deutschen Technik war so offen, daß verschiedenste gesellschaftliche Gruppen darin ihre Sorgen und Wünsche wiederfinden konnten. Sie hatte die doppelte Funktion, bei Kritikern der „Mechanisierung“ eine uneingeschränkte Akzeptanz für den Einsatz moderner Mittel in Nazideutschland zu gewinnen und Ingenieuren ein attraktives Angebot zur Mitarbeit zu machen. Kritiker der modernen Technik konnten mit der Vision die Erwartung verbinden, daß der Nationalsozialismus sich zum Versuch der Überwindung ihrer negativen Aspekte verpflichtet hatte, Ingenieure konnten darüber hinaus darauf hoffen, an der Verwirklichung einer neuen Technik mitwirken zu können. Für viele Ingenieure erschien das Konzept einer deutschen Technik als

(1936) 765–768. Mit der Wende im Krieg verbreitete sich die Kritik der Ingenieure an der Ineffizienz des „Dritten Reichs“.

⁶² Frank Bajohr, *Parvenüs und Profiteure. Korruption in der NS-Zeit* (Frankfurt a. M. 2001).

⁶³ Richard J. Overy, *Why the Allies Won* (London 1995); Herbst, *Der totale Krieg*; Mark Harrison (Hrsg.), *The Economics of World War II: Six Powers in International Comparison* (Cambridge 1998). Ich danke Richard Overy auch für persönliche Hinweise.

⁶⁴ C. Welkner, *Der Ingenieurwachstum*, in: Z.VDI 82 (1938) 689f.; Ludwig, *Technik und Ingenieure* 275 ff., 284.

⁶⁵ Zitiert in Ludwig, *Technik und Ingenieure* 343.

⁶⁶ Bruno Jansen, *Technik und Kultur*, in: DT 10 (1942) 44–47, hier: 44.

Erhöhung all ihrer Wünsche. Endlich schien anerkannt, daß die Technik dem Gemeinwohl diene, endlich schien der Techniker als wichtiger Experte die ihm gebührende soziale Achtung zu finden und eine mächtige gesellschaftliche Rolle zu spielen, endlich schien die Kluft zwischen Technik und Kultur bzw. Natur überwindbar.

Wohl entfaltete die Vision einer deutschen Technik nur in begrenzten Bereichen konkrete Wirksamkeit, aber gerade deshalb konnte sie zur fatalen Attraktion des Nationalsozialismus beitragen. Wären aus dem Ideal konkrete Anleitungen zur Veränderung des technischen Gestaltens abgeleitet worden, so hätte es nicht länger so viele verschiedene Gruppierungen zugleich ansprechen können. Jeder ernsthafte Versuch einer gesellschaftlichen Umsetzung hätte eine Konkretisierung bedeutet, welche die widersprüchlichen Vorstellungen, die sich hinter der Vision einer deutschen Technik versteckten, enthüllt und neue Konflikte geschürt hätte. Da die Kompromißformel jedoch weithin auf symbolischer Ebene verblieb, ohne daß sich der Großteil des technischen Handelns ändern mußte, war kein Preis zu zahlen. Der Ingenieur konnte ungehemmt seiner Tätigkeit nachgehen, weil für die Glaubwürdigkeit des Ideals nur wenige Prestigeprojekte standen; der Großteil des technischen Handelns fand seine Legitimierung darin, daß es dem neuen Reich diene.

Die Vorstellung einer deutschen Technik war damit weithin ein „schöner Schein“, wie er auch viele weitere Bereiche des „Dritten Reichs“ charakterisierte⁶⁷. Das Regime transformierte nicht die Realität des technischen Zeitalters, sondern die Darstellung und Wahrnehmung dieser Realität. Es herrschte Mitte der 30er Jahre offensichtlich eine so starke Aufbruchsstimmung, daß die realistische Betrachtung der Gegenwart gegenüber dem politischen Glauben an eine bessere Zukunft zurücktrat. In den ereignisreichen Jahren galt vielen der geringe Grad der Verwirklichung als unvermeidlicher und zeitlich begrenzter Kompromiß, der den Glauben an die Kraft des Nationalsozialismus zur Verwirklichung einer deutschen Technik in seiner Phase des Erfolgs anscheinend wenig tangierte⁶⁸.

Kann das Ideal einer deutschen Technik als Utopie bezeichnet werden? Wenn man die Begriffsbestimmung von Karl Mannheim zugrundelegt, muß die Frage verneint werden. Er verstand Utopie im Gegensatz zu Ideologie. Beide Denkformen sah er als interessenengebunden, aber während die Ideologie „die wirkliche Lage der Gesellschaft verdunkelt und damit stabilisiert“, sei das utopische Den-

⁶⁷ Peter Reichel, *Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus* (Frankfurt a. M. 1991).

⁶⁸ Zur Gläubigkeit, die große Teile der Bevölkerung dem Nationalsozialismus entgegenbrachten, vgl. vor allem Klaus Vondung, „Gläubigkeit“ im Nationalsozialismus, in: Hans Maier, Michael Schäfer (Hrsg.), *Totalitarismus und Politische Religion. Konzepte des Diktaturvergleichs* (Paderborn 1997) 15–28; ders., *Magic and Manipulation: ideologischer Kult und politische Religion des Nationalsozialismus* (Göttingen 1971); Wolfgang Hardtwig, *Political Religion in Modern Germany: Reflections on Nationalism, Socialism, and National Socialism*, in: *Bulletin of the German Historical Institute Washington* 28 (2001) 3–27.

ken ganz auf Veränderung gerichtet: Es sei eine „Anweisung zum Handeln“, um die bestehenden Verhältnisse zu verändern⁶⁹. Wenn ein Wunschbild gesellschaftliche Widersprüche verdecke und das Bestehende stabilisiere, bezeichnete Mannheim es als Ideologie, wenn es zu Umsturz und Verwirklichung anrege als Utopie.

Dieser Definition zufolge ist die Vorstellung einer deutschen Technik keine Utopie, sondern eine unentwirrbare Mischung von Ideologie und Utopie. Wohl entwarf sie die Vision einer besseren Zukunft, inspirierte einige technische Projekte und gewann Zustimmung für das neue Regime und seine Ziele, aber zugleich neutralisierte es die Kritik an der Technik und bewirkte für die meisten Ingenieure keine grundlegende Änderung ihrer Tätigkeit. Wohl besaß es das Potential, kritischer Maßstab zu werden, aber in der Praxis trat es weithin hinter den Notwendigkeiten der Mobilmachung zurück, die sich zudem noch wenig effizient vollzog.

Nützlicher als Karl Mannheim erweist sich zum Verständnis dieser Gemengelage der andere große Theoretiker des utopischen Denkens der Zwischenkriegszeit: Ernst Bloch. Er sah Utopie nicht im Gegensatz zu Ideologie, sondern als fundamentalen Bestandteil menschlicher Existenz. Mit viel Feingefühl spürte er utopische Elemente in verschiedensten Denkgebäuden und Phantasien auf. Wohl bestimmte er das faschistische Denken als eine Ideologie im Sinne von Mannheim, aber dennoch erkannte er in ihr auch utopische Elemente. Die fatale Attraktion dieses Denkens werde nur verständlich, so seine noch heute wichtige Argumentation, wenn man den „Überschuß über ihre bloße Ideologie“ erkenne, den „Glaubensraum“, den dieses Denken für weit verbreitete Träume biete. Konkret auf das Problem der „Mechanisierung“ bezogen meinte er: Da die moderne kapitalistische Gesellschaft den menschlichen Gefühlen keinen adäquaten Raum biete, wolle die menschliche Seele „abfließen, ja, gegen die Öde und Entmenschung explodieren“⁷⁰.

Blochs Verständnis des Utopischen ist in unserem Zusammenhang sehr hilfreich. Die Vorstellung einer deutschen Technik war nicht auf direkte Verwirklichung angelegt und stabilisierte mit ihrer weiten Integrationskraft das „Dritte Reich“, aber sie versprach zugleich einen Ausweg aus einer vielfach als krisenhaft wahrgenommenen Situation. Vielen Menschen erschien gerade in der Weltwirtschaftskrise die moderne Technik zwar als notwendiges Mittel, das aber der Kontrolle des Menschen weithin entglitten sei und neben den guten auch gefährliche Effekte produziere. Mit der Vorstellung einer deutschen Technik verband sich die Hoffnung oder der Glaube, daß man diesem krisenhaften Zustand ein Ende machen könne. Eine deutsche Technik werde sich nicht verselbständigen, sondern im Dienst des Volkes stehen, sie werde höchst wirkungsvoll sein und zugleich mit der Natur harmonieren und der Kultur dienen, sie werde rational sein und doch nicht

⁶⁹ Karl Mannheim, *Utopie und Ideologie* (Frankfurt a. M. 81995) 36; zum folgenden: ebd. 170, 178.

⁷⁰ Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Bd. 1 (Frankfurt a. M. 31976) 178, 64; *ders.*, *Erbschaft dieser Zeit*. Werkausgabe, Bd. 4 (Frankfurt a. M. 1985) 58.

die Welt entzaubern. Diese harmonistische Vision, die Spannungen und Widersprüche der modernen Technik zu überwinden, war so weit und unbestimmt, daß sie sich mit verschiedensten Einstellungen zur Technik verbinden konnte. Solange der Nationalsozialismus Erfolg hatte, gelang es ihm offensichtlich, auch im Bereich der Technik einen Glauben an eine bessere Zukunft zu schüren, der gesellschaftliche Widersprüche und Gegensätze zeitweilig überdeckte. Die oft nicht sehr weitreichenden realen Veränderungen bestimmten das Meinungsbild weniger als der hoffnungsvolle Glaube an eine bessere Zukunft. Die Aufbruchsstimmung nach der Machtübernahme konnte so auch die Zuversicht wecken, daß der Nationalsozialismus die Probleme der „Mechanisierung“ in den Griff bekommen werde.

In der Vision einer deutschen Technik konnten sich verschiedene Gruppen wiederfinden, aber keine mehr als der Ingenieurstand. Zum einen war in die Vorstellung weithin das eingegangen, was der publizistisch aktive Teil der Ingenieure seit einem halben Jahrhundert vertreten hatte, zum anderen konnte diese Berufsgruppe von einer erweiterten Akzeptanz der modernen Technik nur profitieren. Wenn Ingenieure zudem noch bessere Arbeitsbedingungen im „Dritten Reich“ fanden und erstmalig in Deutschland wichtige Positionen der politischen Macht erreichten, so kann das Fazit der Zeitschrift des VDI noch nach zehn Jahren nationalsozialistischer Herrschaft nicht überraschen. „Wir haben es dem Führer ganz besonders zu danken, daß er gerade unserer Arbeit einen neuen, viel weiteren Sinn gegeben hat. Er hat erkannt, welche entscheidende Rolle die Technik für ein Volk zu spielen vermag, und hat danach gehandelt. Die Technik wurde eins der wichtigsten Mittel der Staatsführung. ... Damit ist auch im Ingenieurberuf selbst eine Wandlung eingetreten. Mußte früher der Ingenieur mühsam um die Anerkennung seines Schaffens kämpfen, so steht er heute von selbst im Vordergrund, weil jeder sieht, welche Verantwortung der Führer auf die Schultern der Ingenieure legt. Nach den bedrückenden Zeiten tiefsten Niederganges ist es wieder eine Freude, Ingenieur zu sein.“⁷¹

⁷¹ Männer der deutschen Technik, in: Z.VDI 87 (1943) 33.



Doris Kaufmann

Eugenische Utopie und wissenschaftliche Praxis im Nationalsozialismus

Zur Wissenschaftsgeschichte der Schizophrenieforschung

Im Jahr 1929 veröffentlichte der sowjetische Genetiker Aleksander Serebrovskij einen programmatischen Artikel, in dem er ein humangenetisches Sofortprogramm forderte, das die Zusammenhänge zwischen Genen und gesellschaftlich wichtigen menschlichen Eigenschaften aufklären und die geographische Verteilung positiver und negativer Gene in der sowjetischen Bevölkerung kartieren sollte¹. Serebrovskijs Forschungsprogramm zur Erfassung und späteren Verbesserung der Erbeigenschaften der Bevölkerung seines Landes korrespondierte in Erkenntnisinteresse und Vorgehensweise mit zum Teil auch bereits begonnenen Projekten von Genetikern anderer europäischer Länder und aus den USA. Dies verkannte Serebrovskij nicht, grenzte sich aber scharf gegenüber der westlichen Genetik bzw. ihrer angewandten Form der Eugenik ab. Eugenik sei, so Serebrovskij, im Sozialismus Wissenschaft, im bürgerlichen Westen aber Utopie im Sinne einer „fruchtlosen, inhaltsleeren Phantasterei“², da dort die praktische Politik ihre Umsetzung in die Lebenspraxis nicht durchsetzen könne und die Eugenik sich deshalb gewissermaßen zurückbilde und verkümmere.

Hier hätten deutsche Genetiker vehement widersprochen. Unbestritten war in der internationalen scientific community jedoch die Feststellung des sowjetischen Kollegen, daß zwischen Vererbungsforschung und der Anwendung ihrer Ergebnisse eine enge, ja untrennbare Beziehung bestand. Anwendung hieß ein medizinisch-therapeutischer Eingriff in eine umschriebene Population – so der Sprach-

¹ Aleksander Serebrovskij, Anthropogenetik und Eugenik in der sozialistischen Gesellschaft (1929), in: *Ludger Weiß* (Hrsg.), *Die Träume der Genetik. Gentechnische Utopien von sozialem Fortschritt* (Nördlingen 1989) 120–129; im folgenden zitiert: *Serebrovskij*, Anthropogenetik. Zur Geschichte der Genetik in der Sowjetunion siehe *Ludger Weiß*, Einleitung, a.a.O. 54–69; *Mark B. Adams*, Eugenics in Russia 1900–1940, in: *ders.* (Hrsg.), *The Wellborn Science. Eugenics in Germany, France, Brazil, and Russia* (Oxford 1990) 153–216; *Kirill Rossijanow*, Gefährliche Beziehungen. Experimentelle Biologie und ihre Protektoren, in: *Dietrich Beyrau* (Hrsg.), *Im Dschungel der Macht. Intellektuelle Professionen unter Stalin und Hitler* (Göttingen 2000) 340–359.

² *Serebrovskij*, Anthropogenetik 126.

gebrauch der Pflanzengenetiker – bzw. in den Volkskörper – so die Humangenetiker. Dafür bestanden in der Weimarer Republik gesetzliche, administrative und auch noch kulturelle Schranken. Ernst Rüdin, einer der Begründer und führenden Vertreter der psychiatrisch-erbbiologischen Forschung seit ihren Anfängen in den 1910er Jahren, seit 1928 Direktor der außeruniversitären Eliteinstitution Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie (Kaiser-Wilhelm-Institut) lobte dann auch nach 1933 die „geniale, die politischen Widerstände überwindende Tat des Führers, den Ideen der rassenhygienischen Forschung in einem besonderen Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses Bahn“³ zu brechen. Rüdin hatte an dem Zustandekommen dieses Gesetzes wesentlichen Anteil und verfaßte den offiziellen medizinischen Kommentar⁴. Mit Selbstbewußtsein verwies er auf die „jahrelange Vorarbeit“⁵ der Schaffung wissenschaftlicher Grundlagen, die nun auf politisch-staatlicher Ebene umgesetzt wurden.

In der Tat konnten Anfang der 1930er Jahre die Vertreter des Wissensfeldes der Eugenik, das sich unter Beteiligung vor allem von lebenswissenschaftlichen Disziplinen – insbesondere der Medizin, Psychiatrie, Anthropologie und Biologie – seit Beginn des 20. Jahrhunderts konstituiert hatte, auf beachtliche Erfolge zurückblicken. Die Eugenik oder im deutschen Sprachgebrauch auch Rassenhygiene⁶, die sich nach der Definition von Francis Galton als Wissenschaft „mit allen Einflüssen befaßt, welche die angeborenen Eigenschaften einer Rasse verbessern und welche diese Eigenschaften zum größtmöglichen Vorteil der Gesamtheit zu Entfaltung bringen“⁷, hatte sich auf internationaler Ebene und unabhängig von politischem System und politischer Option der beteiligten Wissenschaftler nicht in erster Linie als umschriebene und institutionell von anderen Disziplinen abgegrenzte neue Disziplin, sondern als ein umfassendes interdisziplinäres For-

³ Ernst Rüdin, Über rassenhygienische Forschung, in: Sueddeutsche Monatshefte 1 (1935) 23–28, hier: 23; im folgenden zitiert: Rüdin, Über rassenhygienische Forschung.

⁴ Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933, bearb. u. erläutert v. Arthur Gütt, Ernst Rüdin, Falk Rutke (München 1934). Zu Rüdin siehe Matthias M. Weber, Ernst Rüdin. Eine kritische Biographie (Berlin, Heidelberg, New York 1993); im folgenden zitiert: Weber, Rüdin. Volker Roelcke, Psychiatrische Wissenschaft im Kontext nationalsozialistischer Politik und „Euthanasie“. Zur Rolle von Ernst Rüdin und der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie/Kaiser-Wilhelm-Institut, in: Doris Kaufmann (Hrsg.), Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung, Bd. 1 (Göttingen 2000) 112–150; im folgenden zitiert: Roelcke, Psychiatrische Wissenschaft; und: Kaufmann, Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.

⁵ Rüdin, Über rassenhygienische Forschung.

⁶ Die jeweilige zeitgenössische Begriffsverwendung weist auf die verschiedenen politischen Lager hin, der die eugenischen Bewegungen in der Weimarer Republik angehörten, siehe Peter Weingart, Jürgen Kroll, Kurt Bayertz, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland (Frankfurt a.M. 1992) u.a. 246–253; im folgenden zitiert: Weingart, Kroll, Bayertz, Rasse. Paul Weindling, Health, Race and German Politics between National Unification and Nazism, 1870–1945 (Cambridge 1989) 480–484; im folgenden zitiert: Weindling, Health.

⁷ Francis Galton, Eugenics, its Definition, Scope and Aims (1904). Zitiert nach Fritz Lenz, Menschliche Erblehre und Rassenhygiene (Eugenik) (München 1932) 252; im folgenden zitiert: Lenz, Menschliche Erblehre.

schungsprogramm entwickelt⁸. Im Mittelpunkt stand ein rassenhygienisches Paradigma, das Vertreter verschiedener Wissenschaften zu einem Denkkollektiv mit einem gemeinsamen Denkstil verband, den der Wissenschaftshistoriker und Mediziner Ludwik Fleck 1935 als „gerichtetes Wahrnehmen mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen“⁹ definierte. Was wurde nun genau „gerichtet wahrgenommen“ und „sachlich verarbeitet“?

Der rassenhygienische wissenschaftliche Denkstil formierte sich als Antwort auf eine zeitgenössisch breit im Bürgertum empfundene Krise oder Problemlage, nämlich die Annahme eines allgemeinen gesellschaftlichen und kulturellen Niedergangs durch die Auswirkungen der „Sozialen Frage“ – gekennzeichnet durch eine beobachtete Zunahme von Armut, Kriminalität, Asozialität, Krankheitsverbreitung, Prostitution und Alkoholismus. Eine Problemlage, die – ein nicht zu vernachlässigender Faktor – durch die eugenische oder rassenhygienische wissenschaftliche Betrachtungsweise, also ihre spezifische Interpretation und Neuordnung der Wirklichkeit, auch wiederum verstärkt und zum Teil überhaupt erst hergestellt wurde. Für die genannten Krisenphänomene wurde im eugenischen Denken eine fortschreitende sogenannte Entartung des Erbguts oder – modern ausgedrückt – des Anlagen- bzw. des Genpools der Bevölkerung verantwortlich gemacht. Der Hauptprotagonist der deutschen Rassenhygiene im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert Alfred Ploetz behauptete auf dem 1. Deutschen Soziologentag 1910, daß das Fundament aller gesellschaftlichen Bildungen der „überindividuelle Lebensstrom“ sei, d. h. die Rasse, die einen einheitlichen Körper darstelle¹⁰. Dieser Körper sei – wie das Individuum als sein winziger vergänglicher Teil – den Regeln von Vererbung, Variabilität und Auslese unterworfen. Durch den „kontraselektischen“ Effekt von Sozialpolitik, Sozialgesetzgebung und moderner Medizin werde die Neuentstehung und Ausbreitung krankhafter Erbanlagen gefördert. Nur deren flächendeckende Feststellung und Erfassung mit dem Ziel einer Fortpflanzungskontrolle könne der fortschreitenden geistigen und körperlichen Verschlechterung der Nachkommenschaft gegensteuern.

Als konkrete Maßnahme wurde daher eine staatlich reglementierte Verhinderung sogenannter schlecht veranlagter Individuen an der Fortpflanzung gefordert. Dazu gehörten Eheberatungen ebenso wie ganz Deutschland umfassende erbstatistische Erhebungen mit Angaben über die sogenannte Erbwertigkeit jeder Einzelperson, die u. a. der geographischen Ortung der „schlechten Erbströme“ dienen sollten, aber auch Eingriffe in die Vorgänge der Vererbung selbst, d. h. in die

⁸ Siehe ausführlich *Doris Kaufmann*, Eugenik – Rassenhygiene – Humangenetik. Zur lebenswissenschaftlichen Neuordnung der Wirklichkeit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: *Richard van Dülmen* (Hrsg.), *Die Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500–2000* (Wien, Köln, Weimar 1998) 347–365, auch für das Folgende.

⁹ *Ludwik Fleck*, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv (erstmalig 1935) (Frankfurt a. M. 1980) 130.

¹⁰ *Alfred Ploetz*, Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und einige damit zusammenhängende Probleme, in: *Verhandlungen des 1. Deutschen Soziologentages 1910 in Frankfurt* (ND Frankfurt a. M. 1969) 111–136, Debatte 137–165.

Keimbahn, was zu diesem Zeitpunkt noch als Forschungsaufgabe formuliert werden mußte¹¹. Eine vererbungswissenschaftlich begründete und angeleitete rationale Fortpflanzungskontrolle und ein zukünftig zu leistender gentherapeutischer Eingriff in die Vorgänge der Vererbung bildeten den Kern der eugenischen Forschungsstrategie und Krisenlösung, die auf eine „devianzfreie“ Gesellschaft und im letzten Schritt auf die Schaffung eines Neuen Menschen zielte. Das biologische Kollektiv des Volkskörpers war im rassenhygienischen Denken die oberste normative Instanz, an der sich der Wert des einzelnen Menschen über die Bestimmung seiner individuellen Erbanlagen maß. Daraus folgte die Behauptung der erbbedingten Ungleichheit aller Menschen. Die Interessen des Individuums und seiner politischen Vertretungen hatten sich den Interessen des Volkskörpers unterzuordnen, und die sogenannten minderwertigen angeblich mit unerwünschten genetischen Eigenschaften versehenen Menschen mußten wissenschaftlich identifiziert, erfaßt und an der Fortpflanzung gehindert werden.

Im Selbstverständnis der Forscher des rassenhygienischen Denkkollektivs war die „Melioration der menschlichen Gesellschaft in ihrer Gesamtheit“¹² eine ausdrücklich oberhalb der Politik angesiedelte nationale Aufgabe. Aus ihrer Zeitdiagnose der sich rapide verschlechternden Zusammensetzung des Gen- oder Anlagenpools der deutschen Bevölkerung, d.h. letztlich von Leben oder Tod des Volkskörpers sowie der gesamten zivilisierten Menschheit in absehbarer Generationenfolge, resultierte auch der vermeintliche Zeitdruck, unter dem die wissenschaftlichen und politischen Exponenten der Rassenhygiene agierten. Die Umgestaltung der Gesellschaft nach rassenhygienischen Kriterien kulminierte schließlich im Verlauf des nationalsozialistischen Regimes in einer Genozidpolitik und einer Vernichtungspolitik gegenüber psychisch Kranken und Behinderten¹³.

Eine Untersuchung der Genese und Entwicklung des Wissensgebiets Eugenik/Rassenhygiene zeigt, daß hier mehrere Felder besetzt und zusammengebunden wurden: kulturelle Annahmen und Deutungen des Gesellschaftsprozesses, naturwissenschaftliche Vererbungsforschung und (ein Vorgriff auf) eine staatliche Herrschaftspraxis zur Realisierung der eugenischen Forschungsprogramme und

¹¹ Ausführlich siehe u.a. *Weindling*, *Health*, bes. 61–154; *ders.*, *The Survival of Eugenics in 20th Century Germany*, in: *American Journal of Human Genetics* 52 (1993) 643–649; *Weingart*, *Kroll*, *Bayertz*, *Rasse*; *Hans-Walter Schmuhl*, *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung „lebensunwerten“ Lebens 1890–1945* (Göttingen 1992); im folgenden zitiert: *Schmuhl*, *Rassenhygiene*. *Diane B. Paul*, *Controlling Human Heredity, 1865 to the Present* (Atlantic Highlands 1995); *Stefan Kühl*, *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert* (Frankfurt a. M. 1997).

¹² So *Hans Luxenburger*, *Erbbiologische Geschichtsbetrachtung, psychiatrische Eugenik und Kultur*, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 118 (1929) 685–710, hier: 709.

¹³ Siehe *Detlev Peukert*, *Die Genesis der „Endlösung“ aus dem Geist der Wissenschaft*, in: *ders.*, *Max Webers Diagnose der Moderne* (Göttingen 1989) 102–121; *Schmuhl*, *Rassenhygiene*; *Robert Proctor*, *Racial Hygiene. Medicine under the Nazis* (Cambridge 1988).

-ergebnisse. Es ist dieses deutliche Ineinandergreifen von gesellschaftlich-kulturellen, wissenschaftlichen und staatlich-politischen Bereichen, das die meisten Historiker veranlaßt hat, der Eugenik/Rassenhygiene den Status einer „richtigen“ Wissenschaft abzusprechen. Dazu kommt, daß die enge Verbindung dieses Wissensfeldes nach 1933 in Deutschland mit der nationalsozialistischen Rassen- und Vernichtungspolitik vollends als Überschreiten der angenommenen notwendigen Systemgrenze zwischen Wissenschaft und Politik beurteilt wurde. Ebenfalls hat die ethische Entgrenzung der Forschung durch Wissenschaftler des rassenhygienisch-genetischen Denkkollektivs, die die neuen politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Bedingungen, die der Nationalsozialismus ihnen bot, zu einem mörderischen Zugriff auf sogenanntes menschliches Material – KZ-Insassen, Kriegsgefangene, Krankenhaus- und Anstaltspatienten – nutzten¹⁴, dieses Wissensfeld im Urteil von Historikern und Wissenschaftshistorikern von der Zugehörigkeit zum Untersuchungsgegenstand Naturwissenschaft ausgeschlossen. Eugenik oder Rassenhygiene gilt zumeist als Pseudowissenschaft, die ausschließlich von ideen- oder ideologiegeschichtlichem Interesse ist¹⁵.

Sehen wir uns das Denkmodell hinter dieser Beurteilung genauer an. Demnach gehören Wissenschaft und Politik bzw. Gesellschaft zwei verschiedenen sozialen Räumen, Feldern oder Kulturen an. Der Staat hat die Autonomie der Wissenschaftswelt, d.h. ihrer institutionellen Organisationsformen, ihres Normengefüges, ihrer Funktionsregeln, ihrer Kommunikations- und Verhaltensformen zum gegenseitigen Vorteil zu garantieren. Diese Autonomie der wissenschaftlichen Sphäre gilt als unabdingbare Voraussetzung für die Entfaltung der inneren Rationalität einer nach professionellen Regeln betriebenen Wissenschaft¹⁶.

Nicht zufällig sprach 1965 etwa der Biologe Georg Melchers vom „nationalsozialistischen Mißbrauch scheinbarer Wissenschaftlichkeit“¹⁷ und charakterisierte damit die Arbeiten von Kollegen, die in die nationalsozialistische Bevölkerungs- und Rassenpolitik involviert gewesen waren.

¹⁴ Dazu u.a. Benno Müller-Hill, *Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933–1945* (Reinbek 1984).

¹⁵ Vgl. die anregende Kritik der vorliegenden Untersuchungen zum Zusammenhang von Rassenhygiene/Genetik und Holocaust von Mario Biagioli, *Science, Modernity, and the „Final Solution“*, in: Saul Friedlander (Hrsg.), *Probing the Limits of Representation. Nazism and the „Final Solution“* (Cambridge 1992) 185–205; Herbert Mehrtens, *Das Dritte Reich in der Naturwissenschaftsgeschichte. Literaturbericht und Problemskizze*, in: ders., *Steffen Richter* (Hrsg.), *Naturwissenschaft, Technik und NS-Ideologie. Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte des Dritten Reiches* (Frankfurt a.M. 1980) 15–87; Doris Kaufmann, *Wissenschaft im Nationalsozialismus*, in: *Max-Planck-Gesellschaft* (Hrsg.), *Ethos der Forschung. Ringberg-Symposium* (München 1999) 11–23; im folgenden zitiert: Kaufmann, *Wissenschaft*.

¹⁶ Über die Historizität der Vorstellungen über die Beziehung von Naturwissenschaft und Gesellschaft Lorraine Daston, *Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität*, in: Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), *Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft: Einheit – Gegensatz – Komplementarität?* (Göttingen 1998) 9–39.

¹⁷ Georg Melchers, *Biologie und Nationalsozialismus*, in: Andreas Flitner (Hrsg.), *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus. Eine Vortragsreihe der Universität Tübingen* (Tübingen 1965) 59–72, hier: 69; im folgenden zitiert: Flitner, *Geistesleben*.

Auf unser Thema bezogen stellt sich damit die Frage, ob die Forschung und wissenschaftliche Praxis der Vererbungswissenschaft/Eugenik/Rassenhygiene – die Benennung macht bereits eine Option deutlich – überhaupt nach wissenschaftlichen Regeln funktionierte? Dies gilt insbesondere nach 1933, als die weltanschauliche Übereinstimmung zwischen den Wissenschaftlern des rassenhygienischen Denkkollektivs und den nationalsozialistischen Gesellschaftsplanungen offensichtlich wurde, d.h. die nationalsozialistische Rassen- und Vernichtungspolitik sich auf das rassenhygienische Paradigma der selektierenden Definition, Erfassung und Bewertung von Menschen und Bevölkerungsgruppen nach Erbmerkmalen von Abweichung anhand eines medizinisch-biologischen Regel- und Normsystems stützte. Lutz Raphael hat kürzlich auf die fatalen Konsequenzen dieser Rückkoppelung von wissenschaftlichem Denkstil und politisch kontrolliertem rassistischen Deutungsspektrum der sozialen Welt hingewiesen und u.a. die Standardabsenkung bei Begriffsbildung und Prüfung von Ergebnissen angeführt¹⁸.

Dies ist sehr bedenkenswert, muß aber für den Bereich der naturwissenschaftlichen Erkenntnisproduktion im Nationalsozialismus noch historisch untersucht werden. Zugespitzt formuliert wird es im folgenden um die Frage gehen, inwieweit angesichts der gemeinsamen weltanschaulichen Prämissen von nationalsozialistischer Rassenpolitik und vererbungswissenschaftlichem Erkenntnisinteresse die eropathologische-rassenhygienische wissenschaftliche Erkenntnisproduktion im „Dritten Reich“ noch den innerwissenschaftlichen Grundsätzen folgte bzw. überhaupt folgen konnte. Genannt seien für diese innerwissenschaftlichen Regeln: eine internationale und nationale Diskussion und der Austausch von Ergebnissen, eine von außen unbehinderte innerwissenschaftliche Validitäts- und Standardkontrolle durch das gesamte Spektrum der Fachgemeinschaft, die Existenz unabhängiger wissenschaftlicher Publikationsorgane. Diese professionellen Regeln waren im Selbstverständnis der später auf die NS-Zeit zurückblickenden Wissenschaftler notwendige Rahmenbedingungen für die Entfaltung der inneren Rationalität der wissenschaftlichen Arbeit, die gewissermaßen eine erkenntnistheoretische Resistenz gegenüber einer sich im Nationalsozialismus vollziehenden Politisierung und Indienstnahme der Wissenschaften begründete¹⁹.

Es wäre lohnend, human- und pflanzen genetische, eropathologische, anthropologische, psychiatrische und psychologische universitäre und außeruniversitäre Forschungsprogramme in der Zwischenkriegszeit, die explizit und implizit

¹⁸ Lutz Raphael, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime, in: GG 27 (2001) 5–40.

¹⁹ So z.B. Hans Rothfels, Die Geschichtswissenschaft in den Dreißiger Jahren, in: Flitner, Geistesleben 105f: „Es gab ... eine spezifisch geschichtswissenschaftliche Form des Widerstandes, nicht an und für sich gegen ein verbrecherisches Regime gerichtet, dessen Totalitätsanspruch noch immer weitgehend verkannt wurde, sondern ans Ressort gebunden und somit partiell. Immerhin: vom Freihalten des eignen Bereichs und von der fachinternen Opposition her ergab sich die Möglichkeit des Übergangs ins Prinzipielle, in die kritische Auseinandersetzung mit Grundfragen des Systems.“ Dazu auch Kaufmann, Wissenschaft.

mit der Kategorie Rasse arbeiteten oder sich auf politisch vermittelte Bedeutungsfelder von Rasse bezogen, auf den angesprochenen Problemkomplex hin zu untersuchen²⁰. Angesichts von fast gänzlich fehlenden geschichtswissenschaftlichen Arbeiten über naturwissenschaftliche Erkenntnisproduktion während des Nationalsozialismus im Kontext nationalsozialistischer Rassenpolitik bei gleichwohl bestehenden starken Thesen über die deutsche Vererbungs-forschung als Pseudowissenschaft oder weit hinter den internationalen Forschungsstand zurückgefallenes Unternehmen²¹ soll hier zunächst damit begonnen werden, einen Ausschnitt von wissenschaftlicher Praxis im Spannungsfeld von eugenischer Utopie und vererbungswissenschaftlichem Wissen in den Blick zu nehmen.

Im folgenden wird die Schizophrenieforschung als wichtiger Teil der erbpathologischen Forschungen an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie, die 1924 als Kaiser-Wilhelm-Institut für Psychiatrie mit mehreren Abteilungen weitergeführt wurde²², unter Ernst Rüdin im Mittelpunkt stehen. Quellen waren zum einen Publikationen auf den verschiedenen Ebenen des wissenschaftlichen Diskurses, d. h. psychiatrische und neurologische Fachzeitschriftenaufsätze und Monographien, Handbücher, Lehrbücher, Lexika und Berichte von nationalen und internationalen Konferenzen. Zum anderen wurden publizierte Reden insbesondere von Rüdin vor nationalsozialistischen Politikern, Juristen, Ärzten, Fürsorgern und Medizinalbeamten und allgemeine Presseartikel aus den 1930er Jahren analysiert sowie die Historiographie der Genetik nach 1945 ausgewertet. Die folgende Untersuchung der wissenschaftlichen Praxis der psychiatrischen Erbforschung behandelt die Konstruktion des Gegenstandsbereichs, die dazugehörigen Methoden der „empirischen Erbprognose“ und der Zwillingsforschung und ihren Bezug zur internationalen Forschungsentwicklung. Abschließend wird kurz auf den Transfer dieser Forschung und ihrer Ergebnisse in die außerwissenschaftliche Öffentlichkeit eingegangen.

Ernst Rüdin wurde 1917 Leiter der Genealogisch-Demographischen Abteilung an der im gleichen Jahr errichteten Deutschen Forschungsanstalt. Er war ehemaliger Assistent ihres Gründers und ersten Direktors Emil Kraepelin, dessen Neuordnung der psychiatrischen Diagnostik noch immer gültig ist und der die naturwissenschaftliche Orientierung der deutschen Psychiatrie entscheidend forcierte²³. Rüdins internationaler wissenschaftlicher Ruf gründete sich auf seine

²⁰ Allgemein zur Wissenschaftsgeschichte der Rassenforschung die genannten Arbeiten von Weindling, Weingart, Paul, Proctor, Roelcke, Roth, Schmuhl, Müller-Hill, Kühl, Mazumdar; ebenfalls *Heidrun Kaupen-Haas, Christian Saller* (Hrsg.), *Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften* (Frankfurt a. M. 1999); im folgenden zitiert: *Kaupen-Haas, Rassismus*.

²¹ Zum Beispiel bei *Peter Propping, Bernd Heuer*, Vergleich des „Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ (1904–1933) und des „Journal of Heredity“ (1910–1939). Eine Untersuchung zu Hans Nachtshims These von der Schwäche der Genetik in Deutschland, in: *Medizinhistorisches Journal* 226 (1991) 78–93.

²² *Weber, Rüdin* 114–124, 135–138.

²³ Siehe *Volker Roelcke*, *Biologizing Social Facts: An early 20th Century Debate on Kraepe-*

Arbeit über die „Vererbung und Neuentstehung der Dementia praecox“ (Schizophrenie) von 1916, in der er sein Verfahren der empirischen Erbprognose entwickelt hatte²⁴. Diese Methode versuchte, die Erblichkeit von psychischen Störungen nach Mendelschen Regeln durch Untersuchungen ihrer Häufigkeit über mehrere Generationen von Probandenfamilien aus großen Populationsstichproben nachzuweisen. Die empirische Erbprognose – ergänzt durch Sippen-, Familien- und Zwillingsuntersuchungen – wurde auf alle psychischen Störungen in der Gesamtbevölkerung und schließlich auf „das gesamte Erbgut der Nation“ ausgedehnt und bestimmte die Arbeit der Rüdinschen Abteilung bis in die 1950er Jahre²⁵. Schon vor 1933 stand diese im expliziten Bezug zu einer eugenisch fundierten Sozial- und Gesundheitspolitik. Beträchtliche Mittel erhielt Rüdin im von der „Rockefeller Foundation“ von 1930 bis 1934 geförderten „Gemeinschaftsprojekt zur Untersuchung der anthropologischen Verhältnisse Deutschlands“ und zwar für die Untersuchung der „Verteilung erblicher pathologischer Eigenschaften“ in ausgewählten geographischen Regionen²⁶. Geographisch orientierte oder eine bestimmte soziale Gruppe wie Werkmeister oder Beamte erfassende „inventarisierende“ Untersuchungen von Krankheits- und Erbanlagen machten ebenso wie die Mitte der 1930er Jahre begonnenen physisch-anthropologischen Bevölkerungsuntersuchungen über „Konstitution und Rasse“ einen wichtigen Teil der Forschungen an der Deutschen Forschungsanstalt aus²⁷. Einen weiteren Schwerpunkt bildeten Arbeiten zur psychiatrischen Erbpathologie. Als vordringliche Aufgabe wurden hier die Erbgänge der Psychosen, der Epilepsie, des sogenannten angeborenen Schwachsinn und zum Teil damit identisch von Psychopathie,

lin's Concepts of Culture, Neurasthenia, and Degeneration, in: *Culture, Medicine and Psychiatry* 21 (1997) 383–403.

²⁴ *Ernst Rüdin*, Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen. Zur Vererbung und Neuentstehung der Dementia praecox (Berlin 1916).

²⁵ Nach der Amtsenthebung Rüdins 1945 wurde die Abteilung von dessen Mitarbeiter Bruno Schulz bis 1954 und danach von Rüdins Tochter Edith Zerbini-Rüdin bis zur deren Pensionierung 1986 weitergeführt, dazu *dies.*, Zur Geschichte der Genealogisch-Demographischen Abteilung der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie (Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Institut) in München 1918–1986, in: *Herold-Jahrbuch* (N.F., 1/1996) 174–183.

²⁶ *Weber*, Rüdin 161 f.; *Karl-Heinz Roth*, „Erbbiologische Bestandsaufnahme“ – ein Aspekt „ausmerzender“ Erfassung vor der Entfesselung des Zweiten Weltkriegs, in: *ders.* (Hrsg.), Erfassung zur Vernichtung. Von der Sozialhygiene zum „Gesetz über Sterbehilfe“ (Berlin 1984) 57–100.

²⁷ Als Auswahl: *Bruno Schulz*, Zur Belastungsstatistik der Durchschnittsbevölkerung. Geschwister und Eltern von 100 Krankenhauspatienten, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 136 (1931) 386–411; *Hans Grobzig*, Psychiatrische und neurologische Erkrankungen einer Auslesebevölkerung. Zugleich eine Krankheits- und Begabungsprognose für die Kinder einer Bevölkerungsauslese. Aus Untersuchungen in einer gehobenen Durchschnittsbevölkerung: Werkmeister (2 Teile), in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 172 (1941) 1–119, 181–307; *Albert Harrasser*, Konstitution und Rasse bei oberbayerischen endogenen Psychotikern, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 158 (1937) 471–80; *ders.*, Wege und Ausblicke im Konstitutionsproblem und ihre Beziehungen zur Rassenforschung, in: *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* 35 (1941) 368–426.

insbesondere der sogenannten verbrecherischen oder kriminellen Psychopathie sowie auf der anderen Seite einer „Erbswertigkeitsskala“ die Hochbegabung zu rekonstruieren versucht²⁸.

Ziel und „Ehrenamt“ des Psychiaters müsse es sein, schrieb Rüdin in seinem Leitartikel anlässlich des Eintritts in den Schriftführerkreis des führenden Fachorgans „Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie“ 1938 an die Adresse der Kollegen, „seiner Nation mit exakten, subjektiver Willkür entrückten Ziffern ... sagen zu können, nicht bloß, wo zur Fortpflanzung unerwünschte Erbkrankte, sondern auch wo erbgesunde Einzelpersonen und Sippen sind, auf deren Vermehrung die Nation mit allen geistigen und materiellen Mitteln hinarbeiten muß“²⁹. Diese Aufgabe sei zugleich Zeichen des Wandels der Disziplin Psychiatrie selbst von der „oft verächtlich gemachten Irrenheilkunde“ zu einer modernen – genetisch orientierten – Psychiatrie. Diese neue Psychiatrie arbeite „mit allen verfügbaren objektiven Methoden moderner medizinischer Technik“ und ziehe „zur Diagnosefindung wie zur Klärung der Umwelt- und Erbbeziehungen alle medizinischen und Naturwissenschaften heran“³⁰. Vorbild seien insbesondere die Methoden und Ergebnisse der botanischen und zoologischen Genetik. Anstelle des dort möglichen vom Wissenschaftler geleiteten Experiments zur Analyse der Vererbung von Merkmalen und von Merkmalsveränderungen oder Mutationen in einer Population müsse die psychiatrische Genetik allerdings mit dem bereits vorhandenen Ergebnis des Experiments der Natur mit dem Menschengeschlecht vorlieb nehmen. Beim Stand der Forschung könne es derzeit nur Aufgabe sein, empirisch den Beweis der vorwiegenden Erbbedingtheit der Endmerkmale von Krankheit oder „Defektheit“ zu erbringen. Die Rekonstruktion der angenommenen konkreten Mendelschen Erbgänge, von Genotypen und von umweltbedingten Ursachen für die Entstehung einer Erbstörung müsse zukünftiger Forschung vorbehalten bleiben. Explizit beschränkte sich Rüdin auf die mathematische Errechnung der Verteilung von Krankheitsmerkmalen und der Wahrscheinlichkeit ihres Auftretens in großen Populationen. Dies stand im Einklang mit internationalen humangenetischen Forschungen der 1930er Jahre, wo seine Methode der empirischen Erb-

²⁸ Für den Zusammenhang von „Schwachsinnigkeits-“ und Hochbegabungsforschung siehe *Adele Juda*, Über Anzahl und psychische Beschaffenheit der Nachkommen von schwachsinnigen und normalen Schülern, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 151 (1934) 244–313; *dies.*, Psychiatrisch-genealogische Untersuchungen an einer Serie von 392 Hilfsschulzwillingen und deren Familien, in: *Der Erbarzt* 8 (1940) 150–166; *dies.*, Über das Vorkommen von gleichen und ähnlichen Begabungsanlagen in den Familien von hochbegabten Künstlern und etwaige Korrelationen zu anderen hervorstechenden Begabungen, in: *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und ihre Grenzgebiete* 116 (1940) 1–20; *dies.*, Höchstbegabung. Ihre Erbverhältnisse sowie ihre Beziehungen zu psychischen Anomalien (München 1953). Eine Bibliographie von Arbeiten aus der Dt. Forschungsanstalt bei *Weber*, Rüdin 306–323.

²⁹ *Ernst Rüdin*, Die empirische Erbprognose, die Zwillingsmethode und die Sippenforschung in ihrer Bedeutung für die psychiatrische Erbforschung und für die Psychiatrie überhaupt, in: *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und ihre Grenzgebiete* 107 (1938) 3–20, hier: 16.

³⁰ Ebd. 6.

prognose rezipiert und zum Teil übernommen wurde³¹. Der britische Populationsgenetiker J. B. S. Haldane, der in der Geschichtsschreibung der Genetik als einer ihrer Pioniere gilt, verglich den Stellenwert von statistischen Methoden in der Humangenetik mit dem grundlegenden technischer Instrumente in der experimentellen Mutationsforschung³².

Die von Rüdin und seinen Mitarbeitern immer wieder betonte voraussetzungslose empirische Beobachtung von Krankheitszeichen in Generationsabfolgen und Verwandtschaftsrelationen als Kernbestand der empirischen Erbprognostik hatte jedoch durchaus eine Voraussetzung. Sie basierte auf der Mendelschen Theorie der Vererbung, die Transfers von konstanten, identisch bleibenden Merkmalseinheiten nach allgemeinen Gesetzmäßigkeiten beschrieb, die in einem mathematisch-formalen System darstellbar waren³³. Die ausgewählten Merkmale wurden aus ihrer Verbindung mit der Gesamterscheinung gelöst – in unserem Fall von dem einzelnen Individuum und seiner Krankheitsgeschichte – und als biologische Einheiten behandelt. Die Umwandlung von Krankheitssymptomen in diese transmittierenden Einheiten ging von der unmittelbaren Zuordnung von Gen und Merkmal aus, d. h. es wurde eine unmittelbare Korrelation von genetischer Veränderung oder Mutation und Merkmalsausprägung angenommen. Diese Zuordnung wurde Ende der 1920er Jahre durch die Ergebnisse der experimentellen Strahlen-genetik in Frage gestellt. Die Röntgenbestrahlung von Fruchtfliegenpopulationen ergab, daß kein Gen allein wirkte, sondern Kombinationen von Genen, daß die Position oder der Ort von Genen auf der Chromosomenmatrix entscheidend war und daß es auch natürliche Reparaturvorgänge gab, also künstlich ausgelöste Mutationen wieder verschwinden konnten. Die Frage, wie Mutationen, also Erbänderungen, zustande kamen, mußte damit neu gestellt werden. Gleichzeitig wurden mit Hilfe der statistischen Methode konstante Mutationsraten in einer Population entdeckt, für die defekte Genvarianten oder Allele, die sich rezessiv und mischerbig (heterozygot) vererbten, verantwortlich gemacht wurden³⁴.

Diese Entwicklung der internationalen genetischen Forschung bis Anfang der 1940er Jahre wurde in einem zentralen Forschungsfeld der Deutschen For-

³¹ Siehe für England *Pauline Mazumdar*, *Eugenics, Human Genetics and Human Failings*. The Eugenics Society, its sources and its critics in Britain (London, New York 1992) 204 ff.; im folgenden zitiert: *Mazumdar*, *Eugenics*; für die USA *Stefan Köhl*, *The Nazi Connection*. Eugenics, American Racism, and German National Socialism (Oxford 1994) 20 ff.; im folgenden zitiert: *Köhl*, *Nazi Connection*.

³² *Daniel J. Kevles*, *In the Name of Eugenics. Genetics and the Uses of Human Heredity* (Cambridge 1995) 198.

³³ Dazu einführend *Werner Sohn*, Zur Regulierung der Vererbung nach Mendel, in: *Biologisches Zentralblatt* 115 (1996) 85–90; *François Jacob*, Die Logik des Lebenden. Von der Urzeugung zum genetischen Code (Frankfurt a. M. 1972) 195–264; im folgenden zitiert: *Jacob*, *Logik*.

³⁴ *Karl-Heinz Roth*, Schöner neuer Mensch. Der Paradigmenwechsel der klassischen Genetik und seine Auswirkungen auf die Bevölkerungsbiologie des „Dritten Reichs“, in: *Heidrun Kaupen-Haas* (Hrsg.), *Der Griff nach der Bevölkerung* (Nördlingen 1986) 11–63; im folgenden zitiert: *Roth*, *Neuer Mensch*.

schungsanstalt reflektiert und mitvollzogen, nämlich in der erbpsychiatrischen Schizophrenieforschung von Hans Luxenburger, Assistent und späterer Stellvertreter Rüdins, seit 1934 außerordentlicher Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Der Schizophrenie gehörte in den 1920er Jahren zentrale Aufmerksamkeit der deutschsprachigen klinisch-psychiatrischen ebenso wie der medizinisch-anthropologisch orientierten Forschung³⁵. Sie gewann auch in anderen wissenschaftlichen Fächern wie der Völkerkunde und Kunstgeschichte als Ausgangsbegriff für die Diskussion über allgemeingültige seelische Grundstrukturen, Denkweisen und Weltbilder Bedeutung und wurde zum Dispositiv „des Primitiven“. Darüber hinaus war der Schizophreniebegriff als Zustandsbeschreibung eines zerrissenen wahrgenommenen gesellschaftlichen und individuellen Seins auch im kulturellen Diskurs der Weimarer Republik präsent³⁶.

Die psychiatrischen Erbpathologen des rassenhygienischen Denkkollektivs der Zwischenkriegszeit zählten sie zu den wichtigen noch unentschlüsselten Erbkrankheiten. Die große Beachtung der Schizophrenie stand in gewisser Diskrepanz zur Anzahl der Betroffenen; etwa ein halbes bis ein Prozent der Bevölkerung galt als an Schizophrenie erkrankt³⁷. Da kein materielles Substrat etwa im Gehirn als Ursache gefunden werden konnte und die Krankheitsdiagnose auf der Existenz mehrerer Symptomgruppen beruhte – wie psychomotorische und Affektstörungen, das Nicht-mehr-zusammenführen-können von innerer und äußerer Welt – wurde die Existenz einer Krankheitseinheit Schizophrenie, die Kraepelin und seine Schule behaupteten, in der medizinischen Diskussion immer wieder bestritten³⁸.

Hans Luxenburger, der seit Mitte der 1920er Jahre Schizophrenie unter rassenhygienischen Fragestellungen untersuchte³⁹, hielt „gegen alle Auflösungsversuche“ an der (erb)biologischen Einheit der Schizophrenie als taugliche Hypothese für die Forschungsarbeit fest⁴⁰. Er versuchte jedoch, seinen statistischen erbpathologischen Berechnungen das Mittel zwischen sehr weit – unter Einschluß von psychischen Störungen – und klinisch sehr eng – ausschließlich körperlich be-

³⁵ Siehe z. B. die aufgeführten Titel im Literaturverzeichnis von *Hans Luxenburger*, Erbpathologie der Schizophrenie, in: *Berthold Kihn, ders.*, Die Schizophrenie (Leipzig 1940) 286–294.

³⁶ Beispiel dafür ist die zeitgenössische Diskussion der Sammlung und des Buchs von *Hans Prinzhorn*, Bildneri der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung (erstmalig 1922) (ND Wien 1994).

³⁷ Rüdin gibt im medizinischen Kommentar zum Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses (Anm. 4) auf Seite 97 die Zahl von 280 000 manifest Erkrankten an; *Lenz*, Menschliche Erblehre 533, nennt 650 000 Personen oder ein Prozent der deutschen Bevölkerung gefährdet, zu erkranken.

³⁸ Bereits in den 1910er Jahren z. B. von Kraepelins Antipoden, dem Zürcher Professor und Direktor der Anstalt Burghölzli Eugen Bleuler, dazu *Pauline Mazumdar*, Two Models for Human Genetics. Blood Grouping and Psychiatry in Germany between the World Wars, in: *Bulletin for the History of Medicine* 70 (1996) 609–657, hier: 640 ff.

³⁹ Siehe *Weber*, Rüdin 142–144.

⁴⁰ *Hans Luxenburger*, Der wesentliche Fortschritt auf dem Gebiete der psychiatrisch-neurologischen Erbforchung, in: *Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie und ihrer Grenzgebiete* 10 (1938) 44–50.

gründeten – Definitionen der Schizophrenie zu Grunde zu legen⁴¹. In Luxenburgers wissenschaftlichen Publikationen kam es nicht zu einer zunächst zu vermutenden Praxis, auch sozial unangepaßtes Verhalten als schizophrenes und erbliches Krankheitszeichen zu deuten – etwa analog zur sich ausweitenden Anwendung der Diagnose der Schwachsinnigkeit in den 1930er Jahren. Dem widersprach zum einen die soziale Ortung der Schizophrenie als vorzugsweise in den Mittel- und Oberschichten verbreitet⁴². Zum anderen war für Luxenburger vor allem die Annahme einer direkten Korrelation zwischen einer genetischen Mutation – also einer Erbänderung – und einem phänotypischen Merkmal kein Thema mehr. An die Diskussion in der experimentellen Genetik, insbesondere an die Ergebnisse des russischen Genetikers am Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung Nicolaj Timoféeff-Ressovsky⁴³ anknüpfend, interessierte sich Luxenburger für die Frage, warum eine Erbveränderung auftrat und was die Ursachen für die Häufigkeit, das Ausmaß an Ausprägung und die morphologische Spezifität, d.h. die körperliche Gestalt der Genmutation waren. Auf sein Arbeitsgebiet bezogen hieß das: Warum manifestierte sich die Mutation, die der Schizophrenie zugrunde lag, wurde also in Krankheitssymptomen sichtbar, warum aber war dies durchaus nicht durchgängig der Fall. Da Luxenburgers eigene Forschung aus den 1920er Jahren die rezessive und heterozygote (mischerbige) Vererbung der Schizophrenie aufgezeigt hatte, war an sich klar, daß es zum einen Träger gab, die den angenommenen vollständigen Anlagesatz (dessen materielles Substrat noch unbekannt war) besaßen und zum anderen solche, die nur Teilanlagen hatten. Manifest wurde, d.h. zum Ausbruch kam die Schizophrenie jedoch auch nicht notwendigerweise bei den Personen mit der angenommenen vollständigen Genkonstellation. Dies war das Ergebnis von Luxenburgers Zwillingsstudien⁴⁴. Mit der Zwillingsforschung hatte er die

⁴¹ *Hans Luxenburger*, Die Schizophrenie und ihr Erbkreis, in: Handbuch der Erbbiologie des Menschen Bd. 5 (Erbbiologie und Erbpathologie nervöser und psychischer Zustände und Funktionen, Berlin 1939) hrsg. v. *Günther Just*, 769–876, bes. 771–776.

⁴² *Hans Luxenburger*, Berufsgliederung, soziale Schichtung und seelische Erbleiden, in: *ders.*, Psychiatrische Erblehre (München 1938) 135–140.

⁴³ *Ute Deichmann*, Biologen unter Hitler. Porträt einer Wissenschaft im NS-Staat (Frankfurt a. M. 1995) 159–168; *Helga Satzinger*, Die blauäugige Drosophila. Ordnung, Zufall und Politik als Faktoren der Evolutionstheorie bei Cécile und Oskar Vogt und Elena und Nikolaj Timoféeff-Ressovsky am Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung Berlin 1925–1945, in: *Rainer Brömer* u. a. (Hrsg.), Evolutionstheorie von Darwin bis heute (Berlin 1999) 161–195; *Roth*, Neuer Mensch; *Hans Friedrich-Freksa*, Genetik und biochemische Genetik in den Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der Max-Planck-Gesellschaft, in: *Die Naturwissenschaften* 48 (1961) 10–22. Als Gesamtdarstellung bis 1933 gewinnbringend *Jonathan Harwood*, *Styles of Scientific Thought. The German Genetics Community 1900–1933* (Chicago 1993).

⁴⁴ *Hans Luxenburger*, Vorläufiger Bericht über psychiatrische Serienuntersuchungen an Zwillingen, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 116 (1928) 297–326; *ders.*, Die wichtigsten neueren Ergebnisse der Empirischen Erbprognose und der Zwillingsforschung in der Psychiatrie, in: *Der Erbarzt* 3 (1936) 129–133; *ders.*, Untersuchungen an schizophrenen Zwillingen und ihren Geschwistern zur Prüfung der Realität von Manifestationsschwankungen. Mit einigen Bemerkungen über den Begriff und die Bedeutung der zy-

zweite Hauptmethode der Erbpathologie – nach der empirischen Erbprognose – angewandt, die das Verhältnis von Umwelteinflüssen und Erbanlagen aufdecken sollte. Luxenburger untersuchte eineiige Zwillinge, von denen ein Zwilling an Schizophrenie erkrankt war. Sein Ergebnis war bemerkenswert: Die Wahrscheinlichkeit, daß der genetisch identische Zwillingspartner nicht an Schizophrenie erkrankte, betrug immerhin zwischen 20 bis 30 Prozent⁴⁵. Was waren also die Ursachen für den Ausbruch der Krankheit? Luxenburger schlug drei Problemkomplexe zur weiteren Untersuchung dieser sogenannten Manifestationsschwankung der Schizophrenie vor: erstens die Bedeutung der Umwelt, also die besonderen äußeren Einwirkungen, d.h. „das Zusammenspiel der Umweltreize in einem für die Entfaltung der Anlage günstigen Sinne“⁴⁶ stärker zu erforschen; zweitens das innere Genmilieu, d.h. die Genkombination und -konstellation und drittens die Bedeutung des Zytoplasmas, also die Veränderungen im genetischen Material selbst zu untersuchen⁴⁷. Diesen letzten Weg sollte die genetische biochemische Forschung international in den 1940er Jahren weitergehen⁴⁸.

Im humangenetischen Diskurs zeichnete sich Ende der 1930er Jahre auch in Deutschland eine gewisse vorsichtige Abwendung von der einseitigen Betonung determinierender, quantitativ zu messender Erbanlagen ab. Gleichzeitig mit Luxenburgers Arbeitsaufforderung, in der Frage der Krankheitsmanifestation den Umwelteinfluß stärker zu berücksichtigen⁴⁹, gerieten z.B. mit diesem Argument auch die Arbeiten des Mitarbeiters an der Deutschen Forschungsanstalt, Friedrich Stumpfl, über das Verhältnis zwischen „psychopathischer“ genetischer Anlage und Umweltursachen für Kriminalität, in denen er der Erbanlage als letztgültige Ursache behauptete, in die Fachkritik⁵⁰.

toplasmatischen Umwelt im Rahmen des Gesamtmilieus, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 154 (1936) 351–394.

⁴⁵ *Hans Luxenburger*, Fortschritte im schizophrenen und zyklotomen Erbkreis, in: *Fortschritte der Erbpathologie, Rassenhygiene und ihrer Grenzgebiete* 1 (1938) 49–77; Luxenburger gibt auf Seite 67 die Prozentangabe mit „einem oberen Grenzwert von 36%“ an.

⁴⁶ *Hans Luxenburger*, Die rassenhygienische Bedeutung der Lehre von den Manifestationsschwankungen erblicher Krankheiten, in: *Der Erbarzt* 3 (1936) 33–36, hier: 33; im folgenden zitiert: *Luxenburger*, Bedeutung.

⁴⁷ *Hans Luxenburger*, Die erbbiologische Stellung der schizophrenen Psychosen, in: *Christel H. Roggenbau* (Hrsg.), *Gegenwartsprobleme der psychiatrisch-neurologischen Forschung* (Stuttgart 1939) 88–100.

⁴⁸ *Jacob*, *Logik* 244–317; *Hans-Jörg Rheinberger*, Virusforschung an den Kaiser-Wilhelm-Instituten für Biochemie und für Biologie, in: *Kaufmann*, *Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft* 667–698.

⁴⁹ Dies ist wichtig für die Nachkriegsdiskussion über die mögliche Kriegsverursachung von Psychosen. Mit Bezug auf Luxenburgers Zwillingsforschungen *Walter Schulte*, Äußere Einflüsse auf neurologisch-psychiatrische Krankheiten. Ein Vergleich mit den Ersten Weltkriegserfahrungen, in: *Ärztliche Wochenschrift* 1 (1947) 550–563, bes. 561.

⁵⁰ *Friedrich Stumpfl*, Erbanlage und Verbrechen. Charakterologische und psychiatrische Sippenuntersuchungen (Berlin 1935); *ders.*, Die Ursprünge des Verbrechens. Dargestellt am Lebenslauf von Zwillingen (Leipzig 1936). Kritisch *Hans W. Grubbe*, Die Erforschung und Behandlung des Verbrechers in den Jahren 1938 bis 1940 (2 Teile), in: *Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie und ihrer Grenzgebiete* 14 (1942) 123–144, 145–168. Siehe zum Gesamt-

Dies bedeutete jedoch keineswegs eine Abwendung von dem rassenhygienischen Paradigma der Vererbungsforschung. So antwortete Luxenburger den Gegnern der „praktischen Maßnahmen der auszumerzenden Erbgesundheitspflege“, die die festgestellten Manifestationsschwankungen erblicher Krankheiten anführten, um auf die Zwecklosigkeit der Sterilisation der manifest Erkrankten bei ungehinderter Fortpflanzung der unerkannten nicht-manifesten Träger des vollen Anlagensatzes hinzuweisen, daß gerade dieses Argument den „besonderen Ernst und Nachdruck“ begründe, „die Ausschaltung der wirklich erkennbaren Anlage-träger“ zu betreiben – „sei es durch Unfruchtbarmachung der Kranken, sei es durch Eheverbote“⁵¹. Luxenburgers zahlreiche Arbeiten über die Bedeutung, die Verteilung und die Anzahl der Anlageträger, bei denen die Krankheit Schizophrenie nicht manifest wurde, erschlossen und beschrieben eine weitere Zielgruppe, die nach rassenhygienischer Logik den „Anlage- oder Genpool“ der Bevölkerung verschlechterte und zwar mit zunehmender Tendenz, da durch die Mischerbigkeit der Schizophrenie immer mehr Menschen sogenannte Defektallele ansammeln konnten. Mit der in der Sprache der Erbpsychiatrie verborgenen „schweren Erbschädigungskraft“ der nicht-kranken Anlageträger oder Heterozygoten konnten beträchtliche Ängste vor dieser Form der inneren, nicht sichtbaren Bedrohung des nationalsozialistischen Volkskörpers mobilisiert werden⁵². In seinem medizinischen Kommentar zum Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses hatte Ernst Rüdin 1934 noch bedauernd konstatiert, daß dieses Gesetz erst einen „Anfang“ bedeute. Die „gesunden Erbträger“ von Erbkrankheiten könnten noch nicht vom Gesetz erfaßt werden, weil „das Volk nur allmählich mit dem ganzen Umfang der Tatsachen bekannt gemacht werden“ könne und „weitere Fortschritte in der menschlichen Erbforschung abzuwarten“ seien⁵³.

Die Ergebnisse Luxenburgers und anderer Mitarbeiter des Rüdinschen Instituts standen in der Öffentlichkeit für diese angekündigten Fortschritte in der Erbforschung. Sie wurden rezipiert, wie eine Entscheidung des Reichsgerichts vom 30. Juli 1936 zeigte, die das Recht zur Anfechtung der Ehe auch bei nicht-manifesten krankhaften Erbanlagen eines Ehepartners begründete⁵⁴. Bei manifesten Erb-leiden und geistigen Störungen war dies in der Folge des Ehegesundheitsgesetzes von 1935 schon gegeben⁵⁵. In der Begründung des Reichsgerichts vom Juli 1936

kontext *Richard Wetzell*, *Inventing the Criminal. A History of German Criminology, 1880–1945* (Chapel Hill, London 2000) 179 ff., zu Stumpf 191–209.

⁵¹ *Luxenburger*, *Bedeutung* 33, 36.

⁵² So z.B. *Ernst Rüdin*, *Bedeutung der Forschung und Mitarbeit von Neurologen und Psychiatern im nationalsozialistischen Staat*, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 165 (1939) 7–17.

⁵³ Vgl. den in Anm. 4 angeführten Kommentar von Rüdin; die Zitate finden sich auf Seite 81.

⁵⁴ *Juristische Wochenschrift* (1936) 3043; zit. nach *Hans Luxenburger*, *Zur Frage der Anfechtung der Ehe wegen krankhafter Erbanlagen. (Einige rechnerische Überlegungen)*, in: *Zeitschrift für psychische Hygiene* 10 (1938) 185; im folgenden zitiert: *Luxenburger*, *Anfechtung*.

⁵⁵ Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes (Ehegesundheitsgesetz)

hieß es, „... daß ein Ehegatte, auch wenn bei ihm selbst keine Anzeichen einer geistigen Erkrankung hervorgetreten sind, Träger einer sich auf die Nachkommen-schaft vererbenden und diese erbkrank machenden Anlage ... sein kann. ... Das Vorhandensein einer solchen Anlage begründet, wenn die übrigen Voraussetzungen des § 1333 BGB gegeben sind, das Anfechtungsrecht. Auch wenn es während der Ehe nicht zum Ausbruch der Geisteskrankheit gekommen ist.“⁵⁶

Dieser Rechtsentscheidung wurde von Hans Luxenburger vehement widersprochen. In der Zeitschrift für psychische Hygiene kritisierte er, daß die Juristen die Unterscheidung zwischen nicht-kranken Trägern des gesamten schizophränen Genotyps – Luxenburgers Berechnungen nach zwei bis drei von 1000 Erwachsenen – auf der einen Seite und mischerbigen Teilanlageträgern – rund 19% der erwachsenen Gesamtbevölkerung, also jeder Fünfte – auf der anderen Seite, nicht gemacht hätten⁵⁷. Dies bedeute, daß in 38,4% aller Ehen einer der Ehegatten Anlageträger sei und damit jede „zweite bis dritte Ehe allein aus Gründen der Belastung eines gesunden Ehegatten mit schizophränen Anlagen auflösungsbedürftig ist, nicht mehr bestehen sollte und nur deshalb noch besteht, weil keine Anfechtungsklage erhoben wurde“⁵⁸. In Verteidigung „des Ansehens der Rassenhygiene“, der durch sie „geschützten Ehe“ und „der Zukunft des Volkes“⁵⁹ erhob Luxenburger Einspruch und forderte ein Anfechtungsrecht allein für die Ehepartner möglicher Träger des vollen schizophränen Anlagensatzes und zwar nach einer Einzelfallprüfung durch den erbbiologischen Sachverständigen, also den medizinischen Experten. In Luxenburgers Artikel machte sich der Arger des Wissenschaftlers über die inkorrekte Adaption wissenschaftlicher Ergebnisse durch die Juristen des Reichsgerichts zum Schaden der gemeinsamen rassenhygienischen Aufgabe deutlich Luft. Zugleich zeigt Luxenburgers Reaktion, wie er das Verhältnis von Vererbungswissenschaft und rassenhygienischer Politik sah: Letztere hatte sich nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung zu richten. Genauso wie er Mitte der 1930er Jahre im rassenhygienischen „Erbarzt“ konstatiert hatte, daß „die Tatsache der Manifestationsschwankungen erblicher Leiden eine Realität“ sei, „mit der heute nun einmal gerechnet werden muß. Die wissenschaftliche Forschung hat sie nachgewiesen. Sie kann nicht wegdisputiert werden. Sie bringt einen Ausfall an verhütbaren Erbkranken, der – wenn auch weit überschätzt – nicht geleugnet werden kann“⁶⁰, führte er in seiner Kritik des Reichsgerichts „die Erbbiologie“ als letzte normative Autorität an, die „gegen die Entscheidung des obersten Gerichts Einspruch zu erheben“ habe. Die Bedeutung der Wissenschaft für einzelne nationalsozialistische Rassenpolitiker hatte Luxenburger schon 1934 überschätzt, als er in einem Telegramm an das Reichsinnenministe-

vom 18. Oktober 1935, abgedruckt in: *Ingo von Münch* (Hrsg.), *Gesetze des NS-Staates. Dokumente eines Unrechtssystems* (Paderborn 1994) 117f.

⁵⁶ S.o. Anm. 54.

⁵⁷ *Luxenburger*, Anfechtung 186–189.

⁵⁸ Ebd. 187.

⁵⁹ Ebd. 187, 189.

⁶⁰ *Luxenburger*, Bedeutung 36.

rium die vom fränkischen Gauleiter Julius Streicher auf einer Veranstaltung vertretene „Imprägnationstheorie“ zurückwies. Streicher hatte als Antwort auf und Kritik an Luxenburgers Vortrag über Erbkrankheiten behauptet, eine „arische“ Frau könne nach dem Geschlechtsverkehr mit einem „nichtarischen“ Mann niemals wieder „arische“ Kinder zur Welt bringen⁶¹. Es gelang Rüdin in den nachfolgenden Auseinandersetzungen Luxenburger zu halten, aber dieser erlitt zwei Jahre später wiederum eine ähnliche Niederlage. Seine wissenschaftliche Kritik an dem Inhaber des Münchener Lehrstuhls für Rassenhygiene Lothar Törla, der geltende Grundsätze der Genetik bestritt, mußte er auf Druck von dessen nicht-akademischen „high ranking allies“ zurücknehmen⁶².

Luxenburgers Forschungsergebnisse wiesen keineswegs simplifizierend in Richtung auf eine verschärfte reproduktive „Ausschaltung“ oder „Ausmerze von Erbunwerten“, und er vermittelte sie auch nicht in diesem Sinn popularisierend an die außerwissenschaftliche Öffentlichkeit. Dies tat Rüdin, der in den 1930er Jahren als Redner, Publizist und Wissenschaftsmanager die Ergebnisse seines Instituts in dieser Weise der nationalsozialistischen Rassenpolitik andiente⁶³. Es erscheint wie eine Arbeitsteilung, daß Luxenburger durch seine dem zeitgenössischen wissenschaftlichen Kenntnisstand und den wissenschaftlichen Regeln folgende Argumentation für eine Akzeptanz und Verankerung der rassenhygienischen erbpsychiatrischen Forschung in akademischen Kreisen und im Fach Psychiatrie sorgte. Er – nicht Rüdin – veröffentlichte die einschlägigen Beiträge über psychiatrische Erblehre für die großen psychiatrischen Handbücher von Eugen Bleuler und Oswald Bumke⁶⁴.

Luxenburgers Arbeiten insbesondere über Schizophrenie, deren Fragestellungen, Methoden und Ergebnisse zeitgenössisch international rezipiert wurden⁶⁵ und Gemeinsamkeiten mit der in England vorherrschenden biometrisch orientierten Genetik aufwiesen, fehlen in der allerdings noch wenig entwickelten

⁶¹ Siehe Weber, Rüdin 240.

⁶² Siehe Weindling, Health 511. Nach dem internen Einflußverlust Rüdins zugunsten des SS-Ahnenerbes, das 1939 als Geldgeber in die DFA einstieg, wurde Luxenburger – so Weber, Rüdin 241, 264 – systematisch von den SS-Stipendiaten u. a. wegen seiner „blutleeren Spekulationen“ und „Spielereien mit Zahlen und Wahrscheinlichkeiten“ kritisiert und ihm 1940 nahegelegt, auszuscheiden. Er wechselte 1941 zum Sanitätskorps der Luftwaffe.

⁶³ Siehe z. B. Ernst Rüdin, Erblichkeit, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik, in: Münchener Medizinische Wochenschrift 81 (1934) 1049–1052; ders., Bedingungen und Rolle der Eugenik in der Prophylaxe der Geistesstörungen, in: Zeitschrift für psychische Hygiene 10 (1937) 99–108; ders., Eugenik der Geistesstörungen, in: Congrès International de la Population. VII: Facteurs et Conséquences de l'Évolution Démographique (Paris 1938) 206–214; ders., 20 Jahre menschliche Erbforschung an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München, Kaiser Wilhelm-Institut, in: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 32 (1938) 193–204.

⁶⁴ Hans Luxenburger, Eugenische Prophylaxe. Kurzer Abriss der Psychiatrischen Erblehre und Erbgesundheitspflege, in: Eugen Bleuler, Lehrbuch der Psychiatrie (Berlin 1937) 130–178; ders., Die Vererbung der psychischen Störungen, in: Oswald Bumke (Hrsg.), Handbuch der Geisteskrankheiten. Ergänzungsband (Berlin 1939) 1–133.

⁶⁵ Mazumdar, Eugenics 228, 243 f.; Roelcke, Psychiatrische Wissenschaft 120.

Geschichtsschreibung der Humangenetik⁶⁶. Die Rüdinsche Schule erinnert die genetische scientific community offenbar zu sehr an die enge Verbindung von eugenischer Utopie und vererbungswissenschaftlicher genetischer Praxis, die unter den besonderen politischen, sozialen und kulturellen Bedingungen des „Dritten Reiches“ als applied science zur Leitwissenschaft für die nationalsozialistische Rassenpolitik wurde. Die Ablehnung dieser nationalsozialistischen Politik war der Hauptgrund, der in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre die internationale genetische community auf Distanz zur deutschen Humangenetik gehen ließ⁶⁷.

Das Beispiel Luxenburger zeigt, daß die Zugehörigkeit zum rassenhygienischen wissenschaftlichen Denkkollektiv überdurchschnittliche Forschung – gemessen am zeitgenössischen internationalen Standard – keineswegs ausschloß. Es zeigt ebenfalls, daß diese Forschung ganz im Sinne des eugenischen utopischen Forschungsprogramms und Ziels – der Herstellung einer „devianzfreien“ Gesellschaft über die Erfassung und reproduktive Ausschaltung von „erbkranken“ bzw. genetisch „minderwertigen“ Bevölkerungsgruppen – eine neue Zielgruppe, die der nicht-kranken Anlageträger von Schizophrenie, sichtbar und damit die Ausweitung nationalsozialistischer rassenpolitischer Maßnahmen möglich machte. Das Beispiel Luxenburger zeigt in einem sehr kleinen Ausschnitt weiter, daß es aber auch Unvereinbarkeiten zwischen rassenhygienischer Vererbungswissenschaft, die keinen monolithischen Block darstellte, und rassenhygienischer Politik geben konnte, daß die nationalsozialistische Politik bei der Interpretation und Umsetzung von Ergebnissen der Erbforschung keineswegs umstandslos bereit war, der proklamierten obersten Autorität der Wissenschaft bei dem „Heilversuch am Volkskörper“⁶⁸ zu folgen.

⁶⁶ Als Standardwerk gilt *Daniel J. Kevles, In the Name of Eugenics. Genetics and the Uses of Human Heredity* (Cambridge, London 1995), in dem Luxenburger nicht und Rüdin nur in einer Fußnote (S. 354) erwähnt wird. Das seit Mitte der 1990er Jahre erwachte Interesse in der amerikanischen Psychiatrie an Rüdins „Munic School of Psychiatric Genetics“, siehe Heft 4 des *American Journal of Medical Genetics* 67 (1996), deutet auf ihre wissenschaftliche Anerkennung bzw. auf ihr Einbeziehen in das Gedächtnis des Fachs hin. Darauf hat Roelcke, *Psychiatrische Wissenschaft* (S. 116) erstmals hingewiesen.

⁶⁷ Kühl, *Nazi Connection*; ders., *Die soziale Konstruktion von Wissenschaftlichkeit und Unwissenschaftlichkeit in der internationalen eugenischen Bewegung*, in: *Kaupen-Haas, Rassismus* 111–121; *Elazar Barkan, The retreat of scientific racism. Changing concepts of race in Britain and the United States between the world wars* (Cambridge, New York 1992) 279–340.

⁶⁸ Ernst Rüdin, *Das deutsche Sterilisationsgesetz. (Medizinischer Kommentar)*, in: ders. (Hrsg.), *Erblehre und Rassenhygiene im völkischen Staat* (München 1934) 150–174, hier: 150.



Lutz Raphael

Sozialexperten in Deutschland zwischen konservativem Ordnungsdenken und rassistischer Utopie (1918–1945)¹

Seit dem Kaiserreich war Sozialreform ein klassisches Thema von Gelehrtenpolitik. Das Engagement von Akademikern für eine bessere soziale Ordnung war ein Leitmotiv in den Anfängen deutscher Sozialstaatlichkeit. Die Fachleute der Wohlfahrtsverbände, die Beamten der Sozialministerien, schließlich die Sozialmediziner, Volkswirte und Juristen, die qua Beruf Experten für die Gestaltung sozialer Einrichtungen waren, traten in der Zwischenkriegszeit das Erbe dieser bürgerlichen Sozialreformbewegung an. Ihres Wissens bedienten sich im 20. Jahrhundert alle politischen Regimes in Deutschland. Die Verwendung humanwissenschaftlichen Wissens in Verwaltungen, Unternehmen und Verbänden ging einher mit der Entstehung spezifischer Interventionsformen in die soziale Welt, für die das englische Wort des „social engineering“ oder im Deutschen die Rede vom „Sozialingenieur“ steht. Mit Blick auf die kognitiven Folgen dieser Prozesse kann von einer „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ gesprochen werden.

„Sozialingenieure“ bzw. Sozialexperten und die von ihnen entwickelten und vorgeschlagenen „Sozialtechniken“ standen und stehen im Spannungsfeld zwischen Politik, öffentlicher Verwaltung und Wissenschaft. Wir werden deshalb im folgenden nicht pauschal Juristen, Mediziner oder Sozialwissenschaftler als „Experten“ und „Sozialingenieure“ behandeln, sondern uns auf solche Vertreter dieser und benachbarter Disziplinen beschränken, die einen anerkannten „Expertenstatus“ besaßen und als solche in entsprechenden Organisationen (Kommissionen, Planungsstäben, Expertenkommissionen, Ministerien) beschäftigt waren. Es geht um Sozial- und Arbeitsrechtler, um Sozialwirte, Raumplaner und empirische Sozialforscher im Umfeld von Reformplänen und hoheitlichen Eingriffen auf dem Feld der Sozialpolitik. Dabei ist „Bevölkerungspolitik“² der umfassendere

¹ Der folgende Beitrag knüpft an Überlegungen meines Aufsatzes an: *Lutz Raphael*, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime, in: GG 27 (2001) 5–40; im folgenden zitiert: *Raphael*, Ordnungsdenken.

² *Heidrun Kaupen-Haas*, Der Griff nach der Bevölkerung. Aktualität und Kontinuität nazistischer Bevölkerungspolitik (Nördlingen 1986); vgl. aus zeitgenössischer Sicht *Friedrich*

Begriff, mit dem die Maßnahmen und Vorhaben der Sozialpolitik in den Jahrzehnten zwischen 1914 und 1945 auf den unterschiedlichen Teilgebieten von Gesundheits-, Familien- und Sozialpolitik am besten in ihrem Zusammenhang erfasst werden. Der großen Reichweite solcher „Sozialpolitik“, die das engere Feld sozialer Sicherung mit den beiden Säulen Sozialversicherung und Fürsorge weit hinter sich ließ und Aspekte präventiver Gesundheitspolitik, Planung und Gestaltung sozialer Räume, vor allem jedoch die Steuerung der Bevölkerungsentwicklung in den Blick nahm, entspricht eigentlich nur der bei uns eher selten gebrauchte Terminus „Humanwissenschaften“. Er erlaubt es, den Kreis der im folgenden betrachteten „Experten“ entsprechend den realen Vernetzungen der Zeit weit genug zu fassen und die fächerübergreifenden Kooperationen zwischen Sozialforschern, Geisteswissenschaftlern, Juristen und Medizinern in den Blick zu nehmen.

Wissenschaftlich fundierte Expertise, auf empirische Sozialforschung gestützte Politikberatung dieser „Experten“, markierte im Selbstverständnis der Beteiligten, aber auch im Alltagsverständnis von Politikern oder Betroffenen, das Gegenteil „utopischer“ Gestaltungsträume und „pauschaler“ Gegenentwürfe zu einer kritisierten Gegenwart.

Diesem zeitgenössischen und alltagspraktisch bis heute nachwirkenden Vorverständnis von „Sozialexpertise“ haben sich zahlreiche Historiker eher beiläufig angeschlossen, wenn sie über die Rolle von Sozialexperten, namentlich von Sozialwissenschaftlern, Ökonomen oder Verwaltungsjuristen bei der Gestaltung sozialer Zustände im Nationalsozialismus geschrieben haben. Zunächst scheint die Frage nach dem „Utopiegehalt“ an die falsche Adresse gerichtet, wenn man ausgerechnet bei dieser Berufsgruppe substantielle Beiträge zur Entfaltung utopischer Elemente der NS-Herrschaft erwartet. Der klassische Ansatz verweist auf den rein technischen Charakter der Zuarbeit: Sozialexperten wurden wegen ihres Sachverständnisses, ihrer technischen Rationalität gebraucht – sie beteiligten sich aus Opportunismus, politischer Loyalität, aber nur wenige aus fanatischem Glauben an die Rassenutopie der von „jüdischer Zersetzung“ befreiten „arischen“ Volksgemeinschaft. Ganz im Gegenteil, so die These C. Klingemanns, erforderte gerade der diffuse Charakter des NS-Rassenwahns und der weltanschaulich verbrämten Heilsversprechen den nüchternen Tatsachenblick der Experten, um erfolgreich Politik zu machen und sich an der Macht zu behaupten. „Die eigene Weltanschauung ersetzte kein Fachwissen. Die Aufbereitung entscheidungsrelevanter Daten (Politikberatung, Planung, Prognose) wurde (auch) von Sozialforschern übernommen.“³ Gern wird in diesem Zusammenhang auf die elementare Gemeinsamkeit all dieser Wissensformen verwiesen, die in ihrem technisch-zweckrationalen Zugriff identifiziert wird. Zweifellos haben sie jenseits der politisch-propagandistischen Ebene der NS-Weltanschauung mit ihren vieldeutigen Schlagwörtern,

Burgdörfer, Art. Bevölkerungspolitik und Bevölkerungsstatistik, in: Handwörterbuch der Wohlfahrtspflege. Dritte, völlig neu bearbeitete Auflage, hrsg. v. *Hermann Althaus* u. *Werner Betcke* (Berlin 1937–1939) 158–178.

³ *Carsten Klingemann*, Soziologie im Dritten Reich (Baden-Baden 1996) 289; im folgenden zitiert: *Klingemann*, Soziologie.

scharf gezeichneten, aber wechselnden Feindbildern und vagen Leitideen Begriffe und Verfahren bereitgestellt, die in Arbeitsroutinen von Verwaltungen oder Gerichten umzusetzen waren. In diesem Sinn leisteten alle diese Berufsgruppen unersetzliche Arbeit als Spezialisten für die Weiterentwicklung, Verfeinerung und situative Anpassung von „Technologien des Rassismus“⁴. Gleichzeitig ist zu beobachten, daß Forscher wie Planer Sozialtechniken bereitstellten, die mit den unterschiedlichen politischen Leitbildern wie auch mit den konkreten Handlungsprioritäten der wechselnden politischen Regime in Deutschland zwischen 1918 und 1990 vereinbar waren. Gerade die personellen und sachlichen Kontinuitäten über die politischen Zäsuren hinweg unterstreichen das Erklärungspotential dieses ersten Erklärungsmodells. In dieser Perspektive kommt allein die Funktion der Sozialexperten als Beschaffer von verwaltungsadäquatem, quantifizierbarem Wissen über die komplexe soziale Welt in den Blick. Ihre eigenen planerischen Projekte werden als Gegenpol utopischen Denkens beschrieben, insofern Sachbezug, Realitätszwänge und Umsetzungsprobleme ihr professionelles Wissen und Handeln bestimmen.

Dem steht eine Deutungsrichtung gegenüber, die rationalitätskritischer die Sozialexpertise als „Medium utopischer Intentionen“⁵ analysiert. Hier erscheinen Sozialexperten als Wegbereiter radikaler, in der Regel gewaltsamer und häufig realitätsferner Zukunftslösungen, die den politischen Machthabern der NS-Diktatur immer wieder die Machbarkeit ihrer radikalen Ziele vor Augen führten und bei erfolgtem politischen Auftrag auch dafür sorgten, daß sich solch gewaltsame Eingriffe gegen Menschengruppen bzw. Sozialmilieus in den Bahnen geordneten Verwaltungshandelns und wissenschaftlich kontrollierter Planung vollzogen. Die neuere Forschung hat diese Konstellation als „wechselseitige Dynamisierung“⁶ umschrieben. Die rassenhygienischen Projekte des Regimes (von der Zwangssterilisation bis zur Euthanasie im Fall der Psychiatrie, der Zwangssterilisation bzw. Entmannung und KZ-Inhaftierung für Verbrecher bzw. Asoziale im Fall der Kriminalbiologie) bieten vielfältiges Anschauungsmaterial für die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes⁷. Insbesondere Detlev Peukert hat frühzeitig auf die zeittypischen Konstellationen aufmerksam gemacht, in denen „das hartnäckige Projekteschmie-

⁴ Alan Beyerchen, *Rational Means and Irrational Ends: Thoughts on the Technology of Racism in the Third Reich*, in: *Central European History* 30 (1997) 386–402, hier: 395.

⁵ Richard Saage, *Zum Stand der sozialwissenschaftlichen Utopieforschung in der BRD* 1, in: *NPL* 38 (1993) 221–238; 2, in: *NPL* 39 (1994) 55–97, hier: 68; im folgenden zitiert: *Saage, Utopieforschung* 1 u. 2.

⁶ Götz Aly, *Susanne Heim, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung* (Frankfurt a.M. 1993) 158; im folgenden zitiert: *Aly, Heim, Vordenker*.

⁷ Gisela Bock, *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus: Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik* (Opladen 1986); Hans-Walther Schmuhl, *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie* (Göttingen 1987); Wolfgang Ayaß, *„Asoziale“ im Nationalsozialismus* (Stuttgart 1995); Michael Zimmermann, *Rassenutopie und Genozid: die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage“* (Hamburg 1996).

den der wissenschaftlichen Fachleute“⁸ den „Endlösungsutopien“ der NS-Politiker zuarbeitete. Neben der in Alltagsroutinen vielfach bestärkten Einbettung in gemeinsame rassistische Deutungsmuster bewirkten dies die wissenschaftsgläubigen Fortschrittsutopien, die auf die sozialtechnische Ausgrenzung aller Gegenkräfte und Gegenbilder zur „schönen neuen Welt“ drängten und unter den Bedingungen von Kriegsniederlage und Weltwirtschaftskrise in Deutschland einen enormen Radikalisierungsschub erfuhren. Gestützt wird diese Interpretation durch die genauere Erforschung solcher Experten, die auf der Grundlage eigener rassienhygienischer, antisemitischer oder anderer rassistischer Konstrukte den Wahnvorstellungen Hitlers und seiner Paladine zuarbeiteten. Vernunft und Wahn, Utopie und Wissenschaft verloren in dieser Betrachtung ihre scharfen Grenzbestimmungen. Der weltanschauliche Eifer und die regimetreue Radikalität zahlreicher Humanwissenschaftler werden nicht mehr beschönigt und bagatellisiert, die Listen der eng mit den rassistischen Ordnungszielen des NS-Regime verbundenen Wissenschaftler sind immer länger geworden⁹.

Vor dem Hintergrund dieser Kontroversen über die Zusammenhänge zwischen Weltanschauung und Wissenschaft, zwischen Deutungsmustern sozialer Gegenwart und sozialwissenschaftlicher Konstruktion von Problemen, Gegenständen und Untersuchungsverfahren, schließlich auch über die Wirkmächtigkeit verbreiteter Metaphern und Leitbegriffe zur Beschreibung sozialer Gebilde („Volksgemeinschaft“, „Volkskörper“¹⁰) wird der folgende Beitrag zu prüfen versuchen, in welchem Umfang und in welchen Formen Experten für Fragen der Sozialgestaltung in ihrer Berufsausübung in der Zeit des Nationalsozialismus utopischen Denkmustern folgten bzw. eigene Sozialutopien zu realisieren versuchten. In der wissenssoziologischen Denktradition, der hier gefolgt werden soll, ist mit diesem Begriff eher ein Denkstil als ein festes Denkgebäude zu verstehen¹¹. Bei einer solchen weiten Definition bleibt als hinreichend eingrenzbarer Bezugspunkt Mannheims Definitionselement der „wirklichkeitstranszendenten Orientierung“. Unterscheidungskriterium zu bloß ideologischem, „falschem“ Bewußtsein ist bei ihm „ihre umwälzende Wirksamkeit“¹² mit dem Fluchtpunkt des Wunschbildes eines „neuen Menschen“ und ihm zugeschriebener „neuer sozialer, politischer oder kultureller Gebilde“. In dieser wissenssoziologischen Perspektive können

⁸ Detlev J. K. Peukert, Rassismus und „Endlösungs“-Utopie. Thesen zur Entwicklung und Struktur der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik, in: Nicht nur Hitlers Krieg: der Zweite Weltkrieg und die Deutschen, hrsg. v. Christoph Kleßmann (Düsseldorf 1989) 71–81, hier: 79. Genereller: Zygmunt Bauman, Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust (Hamburg 1992).

⁹ Vgl. hierzu detaillierter Raphael, Ordnungsdenken 11–23.

¹⁰ Moritz Föllmer, Der „kranke Volkskörper“. Industrielle, hohe Beamte und der Diskurs der nationalen Regeneration in der Weimarer Republik, in: GG 27 (2001) 41–67.

¹¹ Lucian Hölscher, Art. Utopie, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hrsg. v. Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck, Bd. 6 (Stuttgart 1990) 733–788; im folgenden zitiert: Hölscher, Utopie; Vgl. auch Saage, Utopieforschung 1 u. 2.

¹² Karl Mannheim, Ideologie und Utopie (Frankfurt a.M. 31952) 169.

für die hier verfolgte Frage einige Kriterien gewonnen werden, um im weiten Feld der Deutungsmuster der sozialen Welt „utopische“ Denkfiguren zu unterscheiden. Hier sind zu nennen: die Idee eines radikalen Neuanfangs, eine geschichtsteleologische Begründung eigener Absichten und Vorschläge, der Vorrang politischer Gestaltungsziele vor zweckrationalen Erwägungen, schließlich die ausgestaltete Antizipation der Zukunft. Für die konkreten Handlungszusammenhänge sind folgende Indikatoren heranzuziehen: der Entwurf von drängenden, in naher Zukunft zu realisierender „Endlösungen“ für eigene Interventionen in die Sozialwelt, die Ausweitung der Zeithorizonte und Größenverhältnisse für solche Eingriffe und drittens der Trend zu Gewalt, Zwang und Tempo.

In der neueren Utopieforschung ist das bei Mannheim entworfene Gegensatzpaar Ideologie-Utopie in den Hintergrund getreten, die Übergänge haben sich als allzu fließend erwiesen, statt dessen ist die Variante der geschlossenen, autoritären Systemutopie, bei der neben den Glücksverheißungen einer „schönen neuen Welt“ der geschlossene Entwurf einer perfekten Sozialordnung und die Verfahren rationaler Zukunftsgestaltung von oben entscheidendes Gewicht haben, in den Vordergrund gerückt worden. Gerade beim Nationalsozialismus schwankt typischerweise die Etikettierung der Deutungsmuster zwischen den beiden Begriffspolen hin und her; ob von „Ideologie“, „Weltanschauung“, „Wahn“ oder „Sozialutopie“ die Rede ist, ist letztlich für die inhaltlichen Ausführungen der einschlägigen Untersuchungen unerheblich geblieben. Eindeutig lassen sich im Weltanschauungsfeld des Nationalsozialismus klassische Elemente utopischen Denkens isolieren: die religiöse Sprache politischer Heilsversprechen und „Erlösungen“, chiliastische Erwartungen an die Machtausübung, wissenschaftsgläubige Zukunftsbilder einer arischen Volksgemeinschaft und vieles mehr. In den Weltdeutungen bzw. Privatreligionen der führenden Nationalsozialisten spielten sie eine zentrale Rolle¹³.

Die unterschiedlichen Deutungsansätze zum Verständnis der Selbstmobilisierung deutscher Humanwissenschaftler im Nationalsozialismus legen es nahe, sich zunächst Klarheit zu verschaffen über die Beziehungen zwischen utopischem Denken und den Denkstilen von Sozialexperten in Deutschland während der Zwischenkriegszeit einerseits und über die grundlegenden Verbindungen zwischen Utopie und Planung andererseits.

1. Zukunftsvorstellungen, Planung und Utopie

Zwischen dem Pol der bloß zweckrationalen Optimierung vorgegebener Mittel zur punktuellen Veränderung einer im übrigen fraglos bzw. als positiv hingenommenen sozialen Wirklichkeit und der ausgestalteten Utopie, die auf dem revolutionären Bruch mit oder dem gedanklichen Sprung aus den gegenwärtigen Ver-

¹³ Siehe hierzu den Beitrag von *Kroll* in diesem Band.

hältnissen der sozialen Welt beruhten, siedelten sich spätestens seit der Jahrhundertwende Formen der Sozialintervention an, die eine offene Zukunft struktureller Veränderungen bewußt zu gestalten suchten. Für einen mittleren Zeithorizont wurden Ablaufpläne öffentlicher Eingriffe in die soziale Welt entworfen. Zu solchem Planen gehörten wissenschaftliche, politische, juristische und administrative Aspekte, deren Koordination typischerweise Expertenstäben mit ihren jeweiligen Kommissionen usw. Planungsausschüssen oblag. Für die Planungspraxis der Zwischenkriegszeit ist eher typisch, daß eine ausgesprochene Gemengelage kurzfristiger, „realitätsnaher“ und „begrenzter“ Planungen einerseits und weitreichenden Zielbeschreibungen, Globalentwürfen und Absichtserklärungen andererseits zu beobachten ist. Die neuen Sozialwissenschaften und die mit ihnen verbundenen neuen Sozialberufe stehen in engster Beziehung mit der Ausdehnung des Zukunftshorizonts: In seiner Geschichte der Zukunft charakterisiert Lucian Hölscher die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts als Höhepunkt gesteigerter Zukunftsorientierung¹⁴. Im Zeichen beschleunigter technischer Innovation weitete sich die Rede von der „neuen Gesellschaft“, verließ das Ghetto der Sozialisten und Anarchisten, erfaßte bürgerliche Kreise und wurde Erwartungshorizont von Planern, Politikern und Wissenschaftlern.

„Mit dieser Verankerung in der Gegenwart gewann die ‚neue Gesellschaft‘ einen höheren Grad an Konkretheit, wurde zur realen Beschreibung bestehender Einrichtungen und Zustände.“¹⁵ Solche Verschiebungen im Verhältnis von Gegenwartswahrnehmung und Zukunftsbildern gaben dem sozialwissenschaftlichen Expertentum neues Gewicht und neue Gestaltungsaufträge. Die Offenheit der Zukunft in der Erfahrungswelt der Zeitgenossen wurde noch durch die unvorhergesehenen Großereignisse des Ersten Weltkrieges und der Weltwirtschaftskrise radikalisiert. Ausgehend von der Stadtplanung¹⁶, bei der bereits frühzeitig die Bereitschaft zur Zerstörung alter Quartiere einherging mit dem Entwurf einer neuen urbanen Gesellschaft, läßt sich der Siegeszug konkreter, aber radikaler Reformabsichten in anderen Bereichen der Sozialgestaltung beobachten. Sie wurden in der Mehrzahl der Fälle von Architekten und Sozialexperten entworfen. Klarsten Ausdruck fand diese in ganz Europa zu beobachtende Tendenz in der Formel Otto Neuraths, der angesichts von Kriegserfahrungen und Revolution „Utopien als Gesellschaftstechnik“ zu rationalisieren suchte¹⁷. Wir müssen bei der Eingrenzung

¹⁴ Lucian Hölscher, *Die Entdeckung der Zukunft* (Frankfurt a.M. 1999) 129–216.

¹⁵ Ebd. 175.

¹⁶ Kristina Hartmann, *Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform* (München 1976); Werner Durth, *Städtebau und Weltanschauung*, in: Rosmarie Beier (Hrsg.), *Aufbau West – Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit* (Berlin 1997) 35–49; im folgenden zitiert: Beier, *Aufbau*; Adelheid von Saldern, „Statt Kathedralen die Wohnmaschine“. Paradoxien der Rationalisierung im Kontext der Moderne, in: *Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne*, Detlev Peukert zum Gedenken, hrsg. von Frank Bajohr, Werner Johe u. Uwe Lohalm (Hamburg 1991) 168–192; im folgenden zitiert: Saldern, *Kathedralen*.

¹⁷ Otto Neurath, *Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion*, in: *ders.*, *Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft* (München 1919) 230f., zitiert in: Hölscher, *Utopie*

spezifisch „utopischer“ Elemente uns dieser epochenspezifischen Grundtendenz bewußt bleiben. Anders als es die These von der primär oder ausschließlich zweckrationalen Funktionalität humanwissenschaftlichen Wissens unterstellt, bildeten die Sozialexperten keineswegs den Gegenpol bloß empirisch ausgerichteter, an den Tatsachen und den Strukturen der Gegenwart arbeitender „Wirklichkeitswissenschaften“, sondern sie waren mit ihren eigenen Kategorien und Zugriffsweisen in die heftigen zeitgenössischen Kämpfe um die Deutung der sozialen Welt, ihrer Trends in der Zukunft involviert. Der neu entstehende „Tatsachenblick“ war vielfach und aus heutiger Rückschau in überraschend kruder Weise mit irrationalen Wunschbildern verbunden, die statistisch verfahrenende Sozialforschung produzierte „Realitätsträume“¹⁸. Neben neuen wissenschaftsgestützten Erkenntnissen, Tendenzbeschreibungen und Zukunftsprognosen waren in Deutschland etwa die Ideen und Motive der Reformbewegungen ideelle Triebkräfte für die Abkehr vieler Sozialexperten vom engen Zukunftsbild des liberalen Fortschrittsdenkens. Im politisch-ideologischen Feld partizipierten insbesondere sozialistische und kommunistische nationalkonservative und nationalistische bzw. faschistische Strömungen daran. Das rechte Meinungsspektrum hat dabei in Deutschland in besonderem Maße einen Schub hin zur Ausgestaltung utopischer Zukunftsentwürfe und radikaler Reformpläne vollzogen¹⁹. Allein Vertreter orthodox liberaler Positionen hielten sich auffallend lange fern von gesteigerten Zukunftserwartungen und elaborierteren Zukunftsvorstellungen. Erst die Weltwirtschaftskrise und die Krise der liberalen Demokratie in den dreißiger Jahren führten zu einer Revision dieser Position und einer intensiveren Beschäftigung mit neuen Gegenentwürfen zu den bereits erkennbaren Planungen rechter wie linker Diktaturen.

Alle Expertendiskurse waren in der Regel geprägt von Gestaltungsoptimismus und Sendungsbewußtsein, deren harter Kern im Glauben an die Gestaltungskompetenz, die Fortschrittsmission und die Realitätstüchtigkeit des eigenen Faches ausgemacht werden kann. Diese jeder politischen Tendenz vorgeordnete Wissenschaftsgläubigkeit rückt in dieser frühen Phase sozialplanerisches Denken in eine deutliche Nähe zu utopischen Denkformen autoritärer Prägung.

Die Erweiterung des Zukunftshorizonts läßt sich gut veranschaulichen anhand des Viererschemas, das Freyer entworfen hat²⁰, um die Dimensionen des Utopischen in seiner Gegenwart zu erfassen: die ersten drei Aspekte, die „Machbarkeit der Sachen“, die „Organisierbarkeit der Arbeit“ und die „Zivilisierbarkeit des Menschen“ gehörten zweifellos in den weiten Handlungshorizont des Planungsdenkens der Sozialexperten der Zwischenkriegszeit. Das vierte Element „die Voll-

787; zu Neurath siehe *Peter Wagner*, Sozialwissenschaften und Staat. Frankreich, Italien, Deutschland 1870–1980 (Frankfurt a.M., New York 1990) 314f.

¹⁸ *Hanns Wienold*, Blicke der Macht. Sozialstatistik und empirische Sozialforschung als Staatsaktion, in: *Anton Andreas Guha, Sven Papcke* (Hrsg.), Entfesselte Forschung. Die Folgen einer Wissenschaft ohne Ethik (Frankfurt a.M. 1987) 67–86, hier: 76.

¹⁹ *Christoph H. Werth*, Sozialismus und Nation. Die deutsche Ideologiediskussion zwischen 1918 und 1945 (Opladen 1996).

²⁰ *Hans Freyer*, Theorie des gegenwärtigen Zeitalters (Stuttgart 1956) 31–78.

endbarkeit der Geschichte“ wurde zur Naherwartung vieler Zeitgenossen, seine politische Gestaltung wurde zum Kampfplatz der politischen Ideologien. Dabei besaßen die rechten wie linken Diktaturen zumindest bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in den Augen zahlreicher Beobachter aus den Kreisen der Sozialexperten einen ausgesprochenen Vertrauensbonus wegen ihrer vermeintlichen Fähigkeit, die eigenen Gesellschaften für die Zukunftsziele zu mobilisieren und „neue Epochen“ der Geschichte zu erzwingen. Angesichts dieser Rahmenkonstellation ist bei der Untersuchung des „Utopiegehalts“ der Tatsache Rechnung zu tragen, daß der Weg von der empirischen Sozialberichterstattung zur Sozialreform aus einem Guß und zum visionären Zukunftsentwurf kürzer wurde. In Deutschland kommt ein Weiteres hinzu: Den erweiterten Zukunftshorizonten, an deren Öffnung sich nicht zuletzt auch Reformer der Jugendpflege, des Gesundheitswesens oder Städteplaner mit eigenen Vorschlägen beteiligten, stand auf der Seite administrativ-politischen Handelns in den Jahren zwischen 1914 und 1929 ein vorrangig kurzfristiges soziales Krisenmanagement gegenüber. Nur wenige Sektoren des Sozialwesens erlebten zum Beispiel nach dem programmatischen Versprechungen und Hoffnungen der Jahre 1914–1919 den Übergang zu einer Phase planerisch gestalteter Reform: der städtische Wohnungsbau ist hier als große Ausnahme zu nennen. Die Inflationskrise 1923, schließlich die Weltwirtschaftskrise seit 1929 vereitelten bekanntlich einen kontinuierlichen Ausbau des Weimarer Sozialstaats: Dieses Spannungsverhältnis zwischen Erwartungen und Realisierungen, aber auch zwischen neuen, verbesserten administrativen Rahmenbedingungen und unrealisierten Reformvorhaben muß mit bedacht werden, wenn man den Vertrauensvorschuß verstehen will, den weite Kreise der bürgerlichen Sozialexperten der neu etablierten NS-Diktatur 1933/34 entgegenbrachten. Die Ausschaltung der Parlamente wurde als Chance für eigene Vorhaben und Ideen verstanden, autoritär-etatistische Traditionen sozialkonservativer Ministerialbeamten verbanden sich hier mit technokratischen Gestaltungsansprüchen von Medizinern, Juristen oder Sozialwissenschaftlern. Der nationalsozialistische Agrarwissenschaftler und Raumplaner Konrad Meyer etwa sah in der Verwissenschaftlichung weiterreichender gegenwartstranszendierender Gestaltungswünsche den spezifischen Vorteil der NS-Diktatur, die gegenüber den Beschränkungen der liberalen Ära durch Markt und organisierte Partikularinteressen den Planungsexperten Gestaltungsmacht im Rahmen eindeutiger politischer Ziele gewähre: „Die Aufgabenstellung für den einzelnen Plan ergab sich aus technischen Notwendigkeiten, z. B. aus Raumangel für Bauten, aus Wohnraumfehlbeträgen, aus Wassernot usw. Es fehlte die tragende Idee im Staatswesen und die treibende politische Willensausrichtung der Volksgemeinschaft, die diesen Teilaufgaben die ihnen zukommende Rangstellung gibt und den großen Gedanken eines gesamtvolkischen Wunschbildes als Fernziel entwirft.“²¹ Man feierte die Befreiung von kurzatmiger,

²¹ *Anonymus* (Konrad Meyer), Reichsplanung und Raumordnung im Lichte der volkspolitischen Aufgabe des Ostaufbaus (o.O. o.J.) 8; im folgenden zitiert: *Anonymus*, Reichsplanung.

weil mittelabhängiger und zu Kompromissen mit bestehenden Sozialinteressen und Knappheit genötigter Sozialplanung als „Aushilfe“ bzw. „Notplanung“. Gleichzeitig verstand man die Gleichschaltung des öffentlichen Lebens als Vorbedingung für eigene langfristige und systematische Planung.

Nach dem Umsturz von 1933, der dann gern auch geschichtsphilosophisch als Ende der liberalen Epoche gedeutet wurde, nahm der Utopiegehalt des Planungsdiskurses nach den oben vorgeschlagenen Kriterien deutlich zu. Eindeutig und bereitwillig unterwarfen sich die nach den Berufsverböten 1933/34 im Amt verbliebenen bzw. zu neuen Aufgaben drängenden Sozialplaner dem Primat politischer Zieldefinition. Die Brücke zur Utopie in dieser Art des Planungsdenkens hat Hans Freyer selbst 1933 entworfen: Planung erschien ihm unter den Bedingungen der Gegenwart als Ausdruck des radikalen politischen Gestaltungswillens, als Konkretisierung des „politischen Willens“: „Gerade darauf beruht die Rolle der Herrschaft für Planung. Diese Rolle besteht nicht nur darin, daß die Herrschaft ein einigermaßen konstantes Machtsubjekt schafft, das die Planung durchführen kann. Sondern: die Herrschaft setzt den Raum, sie schafft den Status, für den allererst geplant werden kann. Planung kann diesen Raum höchstens gestalten. Und sie könnte nicht einmal das, wenn Herrschaft ihn nicht präformiert hätte.“²² Dabei beanspruchten die Sozialplaner durchaus einen angemessenen Platz in den neuen Hierarchien des Führerstaats: „Alles Planen einer Ordnung ist daher ein Beitrag zum Staat, wobei das ‚Planen‘ nicht nur den Wunschkildentwurf umfaßt, sondern auch Bestandteil der Führung und Lenkung der Kräfte und Mittel, also der Politik schlechthin ist.“²³

So und ähnlich artikuliert sich nach 1933 immer wieder die neue Planungs-ideologie, deren Attraktivität für den gesamten Bereich der Sozialpolitik nicht zuletzt darin lag, die grandiosen Zukunftsversprechungen der Propaganda in den mittleren Zeithorizont von Behörden und Expertenleben zu übersetzen. Der in den meisten Bereichen der Sozialpolitik inkompetente „Sozialismus der Tat“ der NSDAP benutzte gern diesen Idealismus der Experten, um die immer wieder drohende Vertrauenslücke angesichts der Diskrepanzen zwischen Realität und Versprechen zu schließen.

Schließlich ist zu beobachten, daß Konzeption, Umfang und sprachliche Präsentation der wissenschaftlichen Planungen im Krieg immer mehr dazu tendierten, umfassende und dauerhafte Lösungen vorzuschlagen: Dies galt sowohl für die negativen Maßnahmenkataloge, die alle unter der Zielvorstellung der Verhütung von Gefahren, der Prävention gestanden hatten, und die nun in größerem Umfang, in schnellerem Zugriff und in radikalerer Weise umgesetzt werden sollten, als auch für die positiven Sozialprogramme, die umfassender, kostenaufwendiger und radikaler entworfen wurden als in den Anfangsjahren. Auf dem Höhe-

²² Hans Freyer, *Herrschaft und Planung. Zwei Grundbegriffe der politischen Ethik* (1933), in: *Herrschaft, Planung und Technik. Aufsätze zur politischen Soziologie*, hrsg. u. kommentiert v. Elfriede Üner (Weinheim 1987) 1–43, hier: 40.

²³ *Anonymus*, *Reichsplanung* 2.

punkt der militärischen Erfolge des Regimes entfaltete sich eine uns heute unheimlich anmutende Planungseuphorie unter den deutschen Humanwissenschaftlern²⁴. Die Wortführer der Planungsstäbe interpretierten ihre Aufträge zur Ausgestaltung imperialer Rassenherrschaft als „Planungsfreiheit“: „Von entscheidender Bedeutung für die Wirkungsmöglichkeiten der Planung ist das Ausmaß und die Beschaffenheit des zur Verfügung stehenden Raumes. Man kann den Spielraum, in dem sich die Planung bewegen kann, als den Grad der Planungsfreiheit (im Original gesperrt) bezeichnen.“²⁵

Der Generalplan Ost ist das bekannteste und extremste Beispiel der hier bezeichneten Ideenkonstellation²⁶. Die Vertreibung und Ermordung von Juden, Polen, Weißrussen und allen anderen nach den Kategorien der NS-Rassenpolitik selektierten Menschen im Planungsraum wird in der Planungsarbeit der Sozialingenieure und Raumplaner einer deutschen bzw. germanischen Ostsiedlung einfach vorausgesetzt, die vielfach technokratisch-technizistische Planungslogik der erhaltenen Teilpläne und Studien beginnt dort, wo die wahnhaftige Rassenutopie des NS mörderische Realität geworden ist. Die utopische Zielsetzung völkischer Raumpolitik (z. B. bei der Agrarordnung oder dem Siedlungsprogramm) wird im zeitgenössischen Jargon zum „Wunschbild“ bzw. Planwunschbild“. „Planungseuphorie“ wäre in diesem Sinne die genauere Bezeichnung für das „utopische“ Element im Denkhauhalt und Diskurszusammenhang der Sozialingenieure im Osten.

2. Utopische Elemente der Sozialexpertise

Wir haben festgestellt: Bis 1933 waren Ziele und Mittel der Sozialintervention unter den beteiligten Experten höchst umstritten, die Kontroversen der Fachleute weisen enge Verbindungen zu den weltanschaulichen Kontroversen der politischen Hauptströmungen im zeitgenössischen Deutschland auf. Für die Weiterentwicklung nach 1933 ist es wichtig festzuhalten, daß die nationalistische Rechte, darunter auch die Nationalsozialisten, kaum eigenständige Positionen in diesem Meinungs- und Expertenfeld besetzt hatten und lange Zeit nur gegen die unterschiedlichen Verfahren und Zustände der etablierten Sozialpolitik polemisierten. Mit der Machtübernahme sahen sie sich gezwungen, das Erbe unterschiedlicher

²⁴ Ein Beispiel bieten die rastlosen Planungsaktivitäten von F. Arlt und G. Ziegler in den annektierten Gebieten Oberschlesiens. Aly und Heim notieren – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – folgende Pläne: „den Industrielenkungs- und -flächenplan, den Kohlenabbau-, Elektro-, Wasser- und den Eisenerzeugungsplan, den Dorfaufrüstungsplan und den Nahrungs-, Genußmittel-, Siedlungs- und Städtebauplan“. Aly, Heim, Vordenker 175.

²⁵ Anonymus, Reichsplanung 11.

²⁶ Bruno Wasser, Himmlers Raumplanung im Osten. Der Generalplan Ost in Polen 1940–1944 (Basel, Boston, Berlin 1993); Aly, Heim, Vordenker 394–440; Mechthild Rössler, Sabine Schleiermacher (Hrsg.), Der „Generalplan Ost“. Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik (Berlin 1993).

Tendenzen bzw. zeitgenössischer Gesamttrends zu übernehmen. Personell schlug sich dies unter anderem in einer Kontinuität vor allem nationalkonservativer, nationalliberaler, katholischer, ja sogar sozialdemokratischer Experten in den Sozialverwaltungen nieder. Die Wirkmächtigkeit des neuen nationalsozialistischen Weltanschauungsfeldes²⁷ beruhte im Fall der Sozialpolitik ganz wesentlich darauf, daß dessen Leit- und Leerformeln wie Volksgemeinschaft und Führerstaat, Volkskörper und Lebensraum anschlußfähig waren für Denkmuster und Handlungsziele der meisten etablierten Sozialexperten. Für die Theorie und Praxis der Sozialpolitik des NS-Regimes sind auf diesem Wege einige Elemente wirksam geworden, die bereits vor 1933 in enger Verbindung mit „Utopien“ standen.

Mindestens drei solcher utopischen Elemente, die gleichzeitig Knotenpunkte von Denktraditionen und Argumentationsmustern unterschiedlicher Herkunft darstellen und in denen sich die gesteigerten Zukunftserwartungen von Sozialplanern kondensierten, sind hier zu nennen.

Zum einen gewann der „Gesundheits“-Diskurs in der Zwischenkriegszeit utopische Züge: Er verließ bereits am Vorabend des Ersten Weltkriegs den engeren Erörterungszusammenhang sozialreformerisch oder sozialdemokratisch inspirierter Expertise zu den gesundheitlichen Folgen der Arbeits- und Lebensbedingungen industriell-städtischer Bevölkerungsgruppen und rückte in das Umfeld imperialistischer Konkurrenzperspektiven auf Bevölkerungsressourcen²⁸. Die Niederlage im Ersten Weltkrieg stellte dann unter der Leitmetapher der „Gesundung des Volkes“ die Verbesserung nicht nur im engeren medizinischen Sinn gesundheitlicher, sondern ebenfalls sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Lebensverhältnisse in eine direkte Beziehung zur Revision der außenpolitischen Position des Deutschen Reiches. Rassenhygiene bzw. Eugenik lieferten dabei die konkreten Programme, welche die Brücke von den negativ bewerteten Zuständen der sozialen Gegenwart zum utopischen Zukunftsentwurf liefern sollten. Der Aufstieg der Rassenhygiene zur Leitwissenschaft von Sozialexpertise im Nationalsozialismus muß vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen in der Weimarer Republik gesehen werden. Utopische Züge gewann der Gesundheitsdiskurs vor allem dadurch, daß er den Kontrast zwischen Wunschbildern kollektiver Zukunft und kritischer Gegenwartsdiagnose pointiert hervorhob und zeitlich dramatisierte: der „Zeitraffereffekt“ utopischen Denkens trat ein und veränderte grundlegend den Stellenwert eugenischer bzw. rassenhygienischer Argumente. Zeitliche und sozialpolitische Zuspitzung fand dies in der „destruktiven Utopie einer inne-

²⁷ Zu diesem Konzept vgl. *Oliver Lepsius*, Die gegensatzaufhebende Begrifflichkeit. Methodenentwicklungen in der Weimarer Republik und ihr Verhältnis zur Ideologisierung der Rechtswissenschaft im Nationalsozialismus (München 1994). Zusammenfassend: *Raphael*, Ordnungsdenken 15f.

²⁸ *Paul Weindling*, Die Verbreitung rassenhygienischen/eugenischen Gedankenguts in bürgerlichen und sozialistischen Kreisen in der Weimarer Republik, in: *Medizinhistorisches Journal* 22 (1987) 352–368.

ren Reinigung durch den Fortpflanzungsausschluß aller potentiellen Träger von sozial und medizinisch für deviant erklärten Erbanlagen“²⁹. Eugenische und rasenhygienische Denkmodelle waren eine wichtige Voraussetzung dafür, daß die verbreitete, anthropologisch begründete Utopieskepsis in sozialkonservativen Expertenkreisen nach 1933 kaum noch Wirkungen zeigte. Die sozialbiologische Selektion der „Minderwertigen“ versprach die Beseitigung aller Hindernisse auf dem Weg zur politischen, moralischen und medizinischen „Gesundung“ des deutschen Volkes. Im „Minderwertigen“, „Fremdrassigen“ wie im „Gemeinschaftsfremden“ fanden die Humanwissenschaftler des Regimes die geeigneten Verkörperungen der zahlreichen Gefährdungen, die sie halbwegs realistisch auch bei den Entwürfen ihrer Sozialutopien in Rechnung stellten. „Auslese“ und „Ausmerze“ wurden die Standardformeln für die repressiv-terroristische Seite dieser Ordnungsentwürfe für Stadtquartiere, Siedlungsräume, Industrieorte und Regionen.

Das zweite Element utopischen Denkens im Argumentationshaushalt von Sozialexperten stellt das „Gemeinschafts“-Syndrom dar³⁰. Diese Kritik an Kapitalismus, liberaler Rechtsordnung und Gesellschaft speiste sich bekanntlich aus vielen Quellen und bildete das Fundament rechter wie linker Fundamentalkritik an der Gesellschaftsverfassung Weimars, aber darüber hinausgehend der modernen Kultur und Sozialwelt. Kernpunkt der Gemeinschaftsutopie war die Überwindung der Klassegegensätze, deren Realität unter den Bedingungen des Ersten Weltkriegs kraß zu Tage getreten war und die das politische und soziale Alltagsleben der Weimarer Republik durchzogen. Für die Sozialexpertise wurde das utopische Gegenbild der Gemeinschaft vor allem auf den Feldern der Arbeitsbeziehungen, der Wohnungsreform und des Siedlungswesens relevant: In den Konzepten und Leitideen der Bodenreform und Gartenstadtbewegung fanden rechte wie linke politische Positionen zusammen, wenn es darum ging, die industriellen Ballungszentren zu kritisieren und sozialhygienische Reformforderungen mit gemeinschaftszentrierten Gegenentwürfen neuen Wohnens und Lebens zu verbinden. In diesem Fall wurden mit Musterplanungen und Siedlungsexperimenten „klassische“ Wege zur Realisierung einer konkreten Utopie beschritten. Daran wirkten Sozialexperten in vielfältigen Rollen mit. Gleichzeitig antworteten betriebliche Sozialplaner auf den Rationalisierungsdruck der Zwanziger Jahre und die Entfaltung gewerkschaftlicher Gegenmacht mit vielfältigen neuen Initiativen zur Einhegung des industriellen Konflikts via gemeinschaftsbildender betrieblicher Sozialpolitik: Eindeutiges Leitbild war dabei der konfliktfreie Betrieb ohne gewerkschaftliche Gegenmacht – konzipiert als Organismus und Gemeinschaft, die dank

²⁹ Winfried Süß, Gesundheitspolitik, in: Hans Günter Hockerts (Hrsg.), *Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich* (München 1998) 55–97, hier: 58.

³⁰ Kurt Sontheimer, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933* (München 1992) 244 ff.; Paul Nolte, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert* (München 2000) 168–171.

der neuen Verfahren der Arbeitswissenschaften und der Betriebspsychologie zugleich auch als durchrationalisierte „Leistungsgemeinschaft“ entworfen wurde.

Die Gemeinschaftsutopie blieb vor und nach 1933 offen für unterschiedliche Zukunftsprognosen und Wunschbilder künftiger Sozialordnung. Sozialkonservative Modelle rigider Hierarchisierung standen neben Modellen völkisch gebändigter, aber auch auf Marktmechanismen beruhender Leistungsgesellschaft. Die Ambivalenzen sozialbiologischer Deutungsmuster kamen hier zu breiter Entfaltung und sorgten für anhaltenden Streit unter den Experten. Dabei konkurrierten insbesondere zwei Leitideen. Das weltanschaulich vorgegebene, aber wissenschaftsgestützte Modell eines rassenhygienisch „gereinigten“ Volkskörpers, dessen Leistungsfähigkeit auch intern auf Konkurrenz und Auslese beruhte, koexistierte mit dem Modell einer im Innern pazifizierten Volksgemeinschaft, deren wirtschaftliche und soziale Dynamik politisch gebündelt und kontrolliert werden sollte. In vielen Zukunftsbildern von Sozialexperten trat ein Widerspruch hervor: Zum einen zeichneten sie eine ausgesprochen dynamische Industriegesellschaft, in der zwar die Marktkräfte durch einen starken Staat gebündelt und der beschleunigte soziale Wandel durch permanente Sozialbetreuung und weitsichtige Sozialplanung eingehegt werden sollten. Andererseits tendierten zahlreiche Entwürfe dazu, immer wieder Endlösungen als Erlösungen aus den Realitäten sozialer Konflikte und ungezügelter sozialer Entwicklungen zu entwerfen: Besonders die „Ränder“ der Gemeinschaft, ihre „Grenzen“ nach innen und außen wurden im Muster rigider und dauerhafter Schließung geplant, die wiederum mit den erweiterten Mitteln polizeilich-terroristischer Gewalt „gesichert“ werden sollten.

Das dritte utopische Element stellte die vor allem völkisch inspirierte Agrarromantik dar, aus der dann die nationalsozialistische Blut und Boden-Ideologie als eines der aufdringlichsten und sichtbarsten Propagandaelemente des Regimes nach 1933 hervorging³¹. In engster Berührung mit rassenhygienischen und rassenanthropologischen Denkfiguren stehend und gleichzeitig durchdrungen von den Gemeinschaftsutopien beeinflusste sie neben der Raumplanung und dem Siedlungswesen vor allem sozialfürsorgerische und sozialpädagogische Konzepte. Landschulheime, freiwilliger Arbeitsdienst bzw. freiwilliges Landjahr verbanden die Jugendfürsorge der Zeit aufs engste mit den hohen utopischen Erwartungen, welche die Experten an eine Revitalisierung durch Jugend und Landleben knüpften. Der Trias von „Jugend, Arbeit und Boden“ trauten die Sozialexperten unterschiedlichster Herkunft deutlich mehr zu, als ihr sonst sichtbar werdender pragmatischer Berufshabitus in Alltagsfragen der Fürsorge erwarten ließ³².

In mehrfacher Hinsicht veränderte die Präsenz dieser drei utopischen Elemente Argumentationsmuster und Selbstverständnis von Sozialexperten seit dem Ersten Weltkrieg: Einigendes Band, Fluchtpunkt aller drei Denkmuster war die direkte

³¹ *Gustavo Corni, Horst Gies*, „Blut und Boden“. Rassenideologie und Agrarpolitik im Staat Hitlers (Idstein 1994).

³² *Christoph Sachße, Florian Tennstedt*, Der Wohlfahrtsstaat im Nationalsozialismus (Stuttgart, Berlin, Köln 1992) 8f.

Bezugnahme auf die Nation. Machtpolitische Stellung, gesellschaftliche Rahmenordnung und politische Verfassung des Deutschen Reiches rückten damit näher heran an die Tagesthemen der Sozialpolitik, setzen auch für Gutachten, Untersuchungen und Vorschläge der Experten neue Prioritäten. Aus dem Primat nationaler Belange folgte aber bis weit ins sozialdemokratische und sozialliberale Lager hinein eine deutliche Akzentverschiebung hin zu expertengestützten Lösungen „von oben“ – die wechselseitige Bestätigung technokratisch-autoritärer und sozialreformerisch-utopischer Elemente ist bereits vor 1933 zu beobachten.

3. Utopie und radikales Ordnungsdenken

Diese Leitbilder sozialer Ordnung wurden nach 1933 immer wieder bemüht, wenn es darum ging, sozialpolitische Vorschläge zu legitimieren. Die Verbindung mit weiteren Versatzstücken der Propagandasprache staatlicher und parteiamtlicher Stellen ließ rasch einen recht gleichförmigen Diskurs entstehen, an den sich die unterschiedlichen Strömungen der Sozialexpertise anschmiegten.

In deutlichem Kontrast zu solchen utopischen Denkfiguren ging jedoch auch ein dezidiert anti-utopisches, sozialkonservatives Moment in die Planung und Verwaltung der NS-Zeit ein: Unter dem Eindruck gesteigerter Tagesforderungen nach Ausweitung von sozialer Sicherung und sozialer Reform und vor dem Hintergrund sozialistischer Endziele in der Revolution 1918 formulierten sozialliberale und sozialkonservative Experten scharfe Kritik an der vermeintlichen Anspruchsinflation im neuen „Volksstaat“ und betonten die Notwendigkeit, Leistungen etwa des Fürsorgesystems und der Sozialversicherungen zu beschränken. Politische Wirksamkeit entfaltete dann diese Kritik am Ausbau des Weimarer „Wohlfahrtsstaats“ während des Krisenmanagements der Präsidialkabinette: Zentrumsnahe und konservative Experten im Reichsarbeitsministerium sorgten dafür, daß das Sozialversicherungssystem auf reduzierter Basis stabilisiert, die Fürsorgeleistung des Reiches eingeschränkt wurde. Dieser Selbstbeschränkung sozialstaatlicher Intervention entsprach ein radikaler Realismus aus enttäuschten Reformwartungen bei anderen Sozialexperten. Unter dem Eindruck verengter fiskalischer Handlungsspielräume und wachsender Aufgaben zweifelte ein Teil auch der gemäßigten Sozialreformer an den eigenen Integrationszielen und der Fortschreibung langfristiger Zeithorizonte für das eigene Handeln. Im Fall der Jugendfürsorge und der Anstaltspsychiatrie gewannen jene Stimmen zunehmend an Gewicht, die auf die rasche Durchführung von Zwangsmaßnahmen und strenge Selektion der Betroffenen drängten³³.

³³ Uwe Lohalm, Die Wohlfahrtskrise 1930–1933. Vom ökonomischen Notprogramm zur rassenhygienischen Neubestimmung, in: Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne, Detlev Peukert zum Gedenken, hrsg. von Frank Bajohr, Werner Johe, Uwe Lohalm (Hamburg 1991) 193–225.

Das Spannungsverhältnis zwischen utopischen und antiutopischen Elementen blieb im gesamten Zeitraum erhalten, die Leerformeln der NS-Weltanschauung überdeckten die Unterschiede, konnten sie aber keineswegs eindeutig lösen. Die Kampfstellung gegen Liberalismus und Marxismus prägte jedoch die Sprachregelungen. Utopisches Denken kennzeichnete aus dieser Sicht gerade das Denken der politischen Gegner, blieb Kennzeichen liberaler oder marxistischer Zukunftsentwürfe³⁴. Rationalistische Argumentationsmuster und Begrifflichkeit mußten immer mit der Kritik im Namen holistischer Denkfiguren rechnen. Die „völkisch-organische“ Sozialtechnik wurde zu einem Schlagwort, dessen sich die unterschiedlichsten Stellungnahmen bedienten³⁵. Die projektive Rückbindung von Zukunftsbildern sozialer Ordnung an soziale Zustände einer positiv bewerteten Vergangenheit des eigenen Volkes wurde zum gemeinsamen Bezugspunkt sozialer Planung. Nur in verkannter Form wirkten so utopische Wunschbilder im Denkmodell der konkreten Ordnungen. Es ist zunächst von juristischer Seite entwickelt worden, um die Eingriffe der neuen Machthaber in die weiterbestehende Rechtsordnung zu legitimieren und der sich entwickelnden Rechtspraxis der Diktatur eine theoretische Grundlage zu geben. Diese juristische Argumentationsfigur bot Wissensformen und Interventionsmodellen der regimenahen Sozialexperten vielfältige Anknüpfungspunkte zur Rechtfertigung und Rationalisierung der eigenen Praxis. Dabei wurden soziale Wirklichkeiten wie Familie, Betrieb, Dorf oder ähnliches als spezifische Ordnungsgefüge mit besonderem Normgehalt und Realitätsbezug konstruiert. Diese „normativen Wirklichkeiten“, in denen die Leitfloskeln des NS-Regime wie Volksgemeinschaft, Führerschaft u. a. ihre „Substanz“ fanden, wurden zugleich auch zur Gestaltungsaufgabe und Zielvorgabe für die regimenahen Experten. Der Bezug zu den „konkreten Ordnungen“ bedeutete nämlich praktisch die genaue wissenschaftliche Bestandsaufnahme der aktuellen Zustände wie auch die planerische Umgestaltung dieser Gebilde entsprechend ihrer eigentlichen „völkischen“ Substanz. Festzuhalten ist dennoch, daß dieses Ordnungsdenken klare begriffliche Trennlinien zwischen Sein und Sollen, zwischen Gegenwartsanalyse und Planungsziel auflöste und zugleich eine dezidiert sozialkonservative Färbung erhielt. „Die konzeptionellen Einbruchstellen lagen zwar nicht in der Utopie des Plan- und Machbaren im Zeichen der Rationalisierung – wie bei den Funktionalisten –, dafür aber in der ebenfalls fatal wirkenden konservativen Utopie, die in der Vorstellung gipfelte, daß eine ‚heile Moderne‘ machbar sei, d. h. eine Moderne, in und mit der die konservativen bzw. reaktionären Vorstellungen über Mensch, Gesellschaft und Staat realisiert werden könnten.“³⁶

³⁴ Die strukturellen Homologien zur „konservativen Utopie“ der politischen Romantik als Antwort auf die Französische Revolution sind vielfältig und frappant: *Mannheim*, Ideologie 202.

³⁵ Vgl. Jörg Gutberger, Volk, Raum und Sozialstruktur: Sozialstruktur- und Sozialraumforschung im „Dritten Reich“ (Beiträge zur Geschichte der Soziologie 8, Münster 1996) 203–216; im folgenden zitiert: Gutberger, Volk.

³⁶ Saldern, Kathedralen 177.

4. Radikalität und Pragmatik in der NS-Sozialpolitik

Der Planungsdiskurs gewann nach 1933 wachsende Bedeutung für die Handlungsfelder von Sozialexperten. Wir haben bereits am Beispiel des „Generalplan Ost“ zu zeigen versucht, in welchem Maß Krieg und Expansion Reichweite und Radikalität der Pläne und der Expertendiskurse steigerten. Aber bereits vorher hatten die Herrschaftsstrukturen im Führerstaat die an grandiosen Plänen und großen Zukunftsversprechen interessierten Stellen anschwellen lassen und für entsprechende Nachfrage gesorgt. In welchem Maß sind nun die utopischen Zukunftspläne für die konkreten Handlungsmuster und Lösungen in Bereichen wie Wohnungsbau, Sozialversicherungen, Lohngestaltung oder Wohlfahrtspflege relevant geworden? Bekanntlich gehört die Diskrepanz zwischen politischen Versprechungen und grandiosen Planungen einerseits, improvisierten Maßnahmen und blockierten Vorhaben andererseits zu den hervorstechenden Merkmalen des NS-Regimes, gerade wenn es um diese Felder der Sozialpolitik ging. Andere Politikbereiche hatten Priorität, schließlich sorgten die Zielvorgaben der Kriegsvorbereitung und der Kriegführung für weiter wachsende Diskrepanzen. Diese Konstellation erfordert es, abschließend noch einmal kritisch nach der Praxisrelevanz, der konkreten Wirkmächtigkeit der utopischen Elemente jenseits der Publikationen der Fachleute und jenseits der Verlautbarungen des Regimes zu fragen.

Scharf zeichnet sich dabei eine Polarisierung ab zwischen radikalen Tendenzen und pragmatischen Zügen entsprechend den beiden Polen nationalsozialistischer Bevölkerungspolitik, Vernichtung und Förderung. Generell ist festzuhalten, daß Holocaust, Euthanasie und ethnische Säuberungen im besetzten Europa zur Brutalisierung und Radikalisierung repressiver Sozialpolitik gegenüber anderen Gruppen innerhalb der deutschen Gesellschaft beitrugen³⁷. Untrennbar traten dabei in den Kriegsjahren, speziell ab 1942, situationsgebundene Faktoren hinzu, so daß Gewaltsamkeit und Terror sozialpolitischer Maßnahmen dieser Phase nicht als unmittelbare Realisierungen rassistischer Sozialutopien gedeutet werden sollten. Die Entfesselung von Terror und Gewalt speiste sich auch aus dem wachsenden Druck, dem sich das Regime ausgesetzt sah und dem es durch Mobilisierung und Radikalisierung der eigenen Kräfte zu begegnen suchte.

Erkennbar wird, daß nur auf dem Feld negativer Maßnahmen entsprechend der rassenhygienischen und rassenanthropologischen Leitideen eine Radikalisierung zu beobachten ist. Wo es galt, arbeitsteilig Verfahren der „Sanierung“ von Sozialräumen, Menschen, Gebäuden oder Regionen zu organisieren, steigerte die mitlaufende rassistische Bewertung (konkret: Selektion) von Menschen, die in diesen sozialen Zusammenhängen lebten und arbeiteten, die Radikalität der Ziele und die Gewaltförmigkeit der Maßnahmen. Für den gesamten Sektor der öffentlichen Wohlfahrt haben Sachße/Tennstedt zeigen können, daß hier seit 1938 eine entsprechende Radikalisierung parallel zum institutionellen Vordringen von NSV und SS/Polizei in die Bereiche staatlicher oder kommunaler Fürsorge sich voll-

³⁷ Zusammenfassend Sachße, Tennstedt, Wohlfahrtsstaat 218–272.

zog³⁸. Durchweg beteiligten sich die Experten in den Behörden und Planungsstäben aktiv an dieser Radikalisierung. Solche Maßnahmen wie Gesetzesvorhaben („Euthanasie“ und „Gemeinschaftsfremde“) oder Aktionen zur Ausgrenzung weiterer Bevölkerungskategorien aus der „Volksgemeinschaft“ zeigen vielfache Parallelen zu den Planungen und Maßnahmen, die Raum- und Siedlungsplaner mit unmittelbar praktischen Folgen im Osten entwarfen. Dort ging es darum, Räume und Gruppen mit strikter sozialer Hierarchisierung zu erzeugen, die den funktionalen Arbeitsteilungen der neuen rassistischen Kolonialwelt des Ostens entsprachen. In den annektierten polnischen Gebieten Oberschlesiens etwa sollte nach den Plänen Arlts die Vermischung bäuerlicher und industrieller Existenzweisen radikal aufgelöst, die entsprechende Bevölkerung „entmischt“ und nach rassistischen Kriterien in neue soziale Existenzbedingungen versetzt werden. Ein solcher Gesamtplan war zugleich auch richtungsweisend für die konkreten Planungsziele während des Krieges: Hier setzte der Ausbau der Industrieanlagen des Konzentrationslagers Auschwitz die wesentlichen Rahmenbedingungen³⁹.

Die eroberten Ostgebiete wurden dabei in einem ganz konkreten Sinn zur *Tabula rasa* für nationalsozialistische Siedlungsexperten, Raumplaner und Bevölkerungswissenschaftler⁴⁰. Zum einen sollten alle „unerwünschten“, als „fremdvölkisch“ kategorisierten und „überzähligen“ Teile der dort ansässigen Bevölkerung verschwinden: Deportation und Ermordung wurden bekanntlich als übliche Mittel praktiziert. De facto waren von den Siedlungsplänen neben den entrechteten „Fremdvölkern“ zunächst die „Volksdeutschen“ betroffen, die seit 1940 zum „arischen“ Menschenmaterial für Himmlers Siedlungspläne und Raumplaner wurden. Gleichzeitig wurde die konkret vorgefundene Landschaft, der Sozialraum städtischer wie ländlicher Siedlungen einer radikalen Neubewertung unterzogen: die Beseitigung aller Spuren einer unerwünschten Vergangenheit und die vollständige Neugestaltung war das zweite utopische Element dieser Planungen. „Wir sind aber doch zu unserer Behauptung berechtigt, weil dieses gesamte Gebiet überall von deutschen Kulturlandschaftsformen durchdrungen ist und weil sich die slawischen Kulturformen wie ein leicht zu beseitigender Firnis auf den Raum gelegt haben. Diese slawischen Kulturformen haben sich nicht mit dem Raum zu einer festen Einheit zusammenschmieden lassen. Sie wirken als Fremdkörper, die wieder beseitigt werden können.“⁴¹ Walter Christallers Theorie der „zentralen Orte“ und sein Modell idealtypisch vereinfachter Grundstrukturen der Siedlung gewannen für die Bewältigung konkreter Raumplanung in den „leeren Räumen“ des kolonialen Ostens Attraktivität. Sie ermöglichten zum einen eine großräumige kartographische Umsetzung der Zukunftsplanungen im „deutschen

³⁸ Ebd.

³⁹ Aly, *Heim*, Vordenker 168–185.

⁴⁰ Michael G. Esch, „Ohne Rücksicht auf historisch Gewordenes“. Raumplanung und Raumordnung im besetzten Polen 1939–1944, in: Modelle für ein deutsches Europa. Ökonomie und Herrschaft im Großwirtschaftsraum (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 10, Berlin 1992) 77–123.

⁴¹ Walter Geisler, Ostdeutschland als geographischer Raum (Posen o.J.) 35.

Osten“, zum andern mündeten seine Überlegungen in ganz konkreten Vorschlägen für die Detailplanung, so etwa wenn er Städteneu Gründungen grandiosen Ausmaßes empfahl: So brauche Oberschlesien noch eine Metropole mit 450 000 Einwohnern – eine Stadt, durch die gleichzeitig „eine Brücke Breslau – Wien geschlagen wäre“⁴².

Auffällig ist, daß trotz der insgesamt zu beobachtenden Radikalisierung seit 1938 der Pol fördernder Sozialmaßnahmen jenseits der grandiosen Friedenspläne eher in den Bahnen pragmatischer Lösungen verblieb. Selbst in einem Bereich wie den Neu Gründungen und Neugestaltungen sowohl städtischer als auch ländlicher Siedlungen⁴³ im „Alt reich“, der prädestiniert war für die Realisierung der utopischen Ideen, setzten sich die radikalen Positionen etwa der agrarromantischen Großstadtkritik nicht durch. Die bekanntesten Beispiele für Stadtneu Gründungen sind Wolfsburg als Stadt-des-KdF-Wagens und Salzgitter (Stadt-der-Herrmann-Göring-Werke). Beide wurden gebaut als Industriestädte nach dem Leitbild einerseits der „Stadt im Grünen“, andererseits nach den funktionalen Gesichtspunkten industrieller Standortplanung⁴⁴. Ähnlichen Pragmatismus legten die Sozialexperten auch an den Tag, wenn es darum ging, die soziale Zusammensetzung der Belegschaften zu gestalten. Die „völkisch-organische“ Sichtweise legte gerade eine besondere Beachtung „landsmannschaftlicher Bindungen“ nahe, Untersuchungen des Arbeitswissenschaftlichen Instituts in Industrieorten Mitteldeutschlands (Dessau, Bitterfeld) schlugen denn auch vorsichtige, kleinteilige Lösungen vor. Den regimeoffiziellen „utopischen“ Hoffnungen auf die Segenswirkungen der politischen Volksgemeinschaft bei der Integration von Arbeitsmigranten unterschiedlicher Herkunft wollten die Sozialplaner nicht blind folgen⁴⁵.

Brüchig erwies sich auch der Weg von der verordneten Agrarromantik des Reichsnährstandes und seines Führers Darré zur Praxis ländlicher Raumplanung und Sozialpolitik. In den insgesamt nach 1933 zurückgehenden Projekten innerer Kolonisation gewann die Demonstrationsabsicht erheblich an Bedeutung: Die Auswahl der Neusiedler erfolgte nach rassischen Kriterien („Erbtätigkeit“), die beteiligten Planungsstäbe setzten alles daran, Modelle bodenständiger bäuerlicher Mittelbetriebe und Gutshöfe erstehen zu lassen und vor allem in Szene zu setzen⁴⁶. Praktisch setzten sich aber andere Ziele und Mittel für die Verbesserung der Sozial- und Wirtschaftsstruktur ländlicher Regionen durch. Vor allem in den

⁴² Walter Christaller, *Die zentralen Orte in den Ostgebieten und ihre Kultur- und Marktbereiche* (Leipzig 1941) 22 ff., zitiert in: *Aly, Heim, Vordenker* 162.

⁴³ Joachim Petsch, *Baukunst und Stadtplanung im Dritten Reich* (München 1976); *Stadt und Raum 1933–1949*, hrsg. von Folckert Lüken-Isberner, *Arbeitsgruppe Stadtbaugeschichte* (Beiträge zur Planungs- und stadtbaugeschichtlichen Forschung 2, Kassel 1991); *Roswitha Mattausch*, *Siedlungsbau und Stadtneu Gründungen im deutschen Faschismus*, dargestellt anhand exemplarischer Beispiele (Frankfurt a.M. 1981).

⁴⁴ Vgl. Beier, *Aufbau*; Marie-Luise Recker, *Die Großstadt als Wohn- und Lebensbereich im Nationalsozialismus. Zur Gründung der „Stadt des KdF-Wagens“* (Frankfurt a.M. 1981).

⁴⁵ Vgl. Gutberger, *Volk* 212 f.

⁴⁶ Jan G. Smit, *Neubildung deutschen Bauerntums. Innere Kolonisation im Dritten Reich* (Kassel 1983).

Plänen für die ländlichen „Rückstandsgebiete“ des Deutschen Reiches wie Rhön, Erzgebirge, Emsland oder Eifel rückten die regionalen Sozialexperten und Raumplaner unter dem Druck von Schwierigkeiten und Widerständen ab von dem Ziel, möglichst viele Erbhofstellen zu schaffen. Armut und Rückständigkeit waren besser durch Verkehrserschließung und Gewerbeansiedlung zu bekämpfen. Konventionelle Modernisierungsziele im „Altreich“ wie Flurbereinigung, Gewerbeansiedlung und Aussiedlung am Ort wurden aber, das muß festgehalten werden, planerisch mit den rassistischen Neusiedlungsprogrammen im Osten verknüpft. Nur in wenigen Regionen sind die regionalen Rahmenpläne bis auf Ortsebene konkretisiert worden⁴⁷.

Typischerweise sah sich ein dezidiert Verfechter agrarromantischer Neuordnungsziele wie Günter Ipsen bei seinen Untersuchungen zur Sanierung der Sozialstruktur Württembergs gezwungen, von seinem radikalen Programm einer Erneuerung des Bauerntums Abstand zu nehmen und der Tatsache Rechnung zu tragen, daß in dem von ihm untersuchten Südwesten eine unentwirrbare Gemengelage industrieller und agrarischer Strukturen existierte. Radikale Eingriffe in diese historisch gewachsene Struktur entsprechend der eigenen Zukunftsvision lehnte Ipsen in seiner Expertise ausdrücklich ab: „Die Ordnungen des Landvolks sind nicht mehr ständisch geschlossen, sondern grenzenlos offen und wesensfremden Gestaltungen eingemischt und verfilzt; insbesondere liegen dann zumeist das ländliche Dasein und der industrielle Lebensraum in ungeschiedenem Gemenge, die Gestalten des Bauerntums und des Arbeitertums verflüssigen sich gegeneinander.“⁴⁸ Die vorsichtigeren, indirekte Steuerung künftiger Entwicklung auf der Grundlage der bestehenden Sozialstrukturen hatte eindeutig Vorrang. Solche Kompromisse mit vorgegebenen Strukturen lassen sich vielfach beobachten; zugleich verweisen solche Verfahren und Lösungen auch auf die Beharrungskraft sozialkonservativer Positionen in den Fachverwaltungen.

Insgesamt betrachtet nahmen die Sozialplanungen, die sich mit den Lebenslagen der „Volksgenossen“ im „Altreich“ beschäftigten, je mehr sie sich der Realisierung näherten, viel stärker Rücksicht auf vorhandene Interessenlagen und Sozialstrukturen. Landsmannschaftliche Bindungen, Anreize für individuelle Leistungsentfaltung, Herstellung angemessener Rahmenordnungen (Markt-, Tarifordnungen) beschäftigten in diesem Fall die Sozialingenieure – ganz im Einklang mit dem vorsichtigeren sozialpolitischen Kurs des Regimes, dessen oberster Kriegsherr und Führer alles vermeiden wollte, was einen zweiten „Dolchstoß“ der deutschen Arbeiterschaft auslösen konnte. Die sozialkonservativen Kräfte in der Verwaltung wirkten ebenfalls in Richtung auf pragmatische bzw. dezidiert konservative Lösungen. Deren Behauptung im Konflikt um die Neugestaltung der Sozialversicherung belegt die Ambivalenzen auch in der Phase der Radikali-

⁴⁷ Friedrich Kann, Die Neuordnung eines Dorfes auf Grund des Wunschbildes, in: Raumforschung und Raumordnung 5 (1941) 361–365 (am Fall eines Dorfes in der Eifel).

⁴⁸ Günther Ipsen, Landvolk und industrieller Lebensraum im Neckarland, in: Zeitschrift für Raumordnung und Raumforschung 5 (1941) 243–269, hier: 243.

sierung⁴⁹. Das Geflecht der Interessengegensätze und Widerstände war besonders groß, wenn Fragen der betrieblichen Sozialpolitik und der Arbeitsverhältnisse verhandelt wurden. Konservative bzw. technokratisch-pragmatische Gegenströmungen unter den Sozialexperten blieben einflußreich.

Der Blick auf die Ebene der Detailplanung und Einzelmaßnahmen zwingt also dazu, die Antworten auf die Frage nach dem „Utopiegehalt“ der Sozialpolitik für die Jahre 1933–45 geographisch und sektoral zu differenzieren: Die „Planungsfreiheit“ der braunen Jahre führte überall dort zu einer Verbindung von Rassenutopien und Planungslogik, wo zum einen die Außengrenzen des Deutschen Reiches überschritten und neue koloniale Räume zu gestalten waren, oder wo zum anderen die deutsche Volksgemeinschaft durch Aussonderung rassenhgienisch definierter Gruppen „geschützt“ werden sollte. Dagegen blieb der Zusammenhang zwischen den utopischen Erwartungen an Gemeinschaft und Jugend, Arbeit und Boden, und den praktischen Vorhaben auf den engeren Feldern von Sozialpolitik lose. Die Ambivalenzen verwissenschaftlichter Sozialpolitik zwischen den utopischen Ansprüchen totaler Kontrolle bzw. autoritärer Schaffung neuer Sozialwelten einerseits und zweckrationaler Fortschreibung bestehender Trends und Zustände andererseits durchziehen auch die Jahre 1933–1945.

⁴⁹ *Martin H. Geyer*, Die Reichsknappschaft. Versicherungsreformen und Sozialpolitik im Bergbau 1900–1945 (München 1987).

Register

Bearbeitet von Alexander Thomas

Das Register verzeichnet Personen (ohne nähere Angaben) und Stichwörter zu den systematischen Gesichtspunkten. Die Stichworte entsprechen zum Teil den im Text vorkommenden Begriffen, zum Teil fassen sie komplexe Zusammenhänge zusammen. Vollständigkeit ist nicht angestrebt, das Register konzentriert sich auf die für das Thema zentralen Begriffe. Die Anmerkungen wurden nur berücksichtigt, wenn sie Ausführungen enthalten, die über Literatur- und Quellenangaben hinausgehen. Die Anmerkungen der Einleitung wurden vollständig aufgenommen, da hier einführend auf Themenkomplexe hingewiesen wird. Fundstellen aus den Anmerkungen sind *kursiv* gesetzt.

Personenregister

- Abbé Grégoire 123
Adenauer, Konrad 255
Alexander II. 121
Altendorf, Werner 216
Altrichter, Helmut 5, 10f.
Anacker, Heinrich 216
Anders, Günther s. Stern, Günther
Arendt, Hannah 95
Arlt, Fritz 343; 336
Augustus 112f.

Baade, Fritz 226
Baader, Joseph 294
Baumler, Alfred 194, 197, 213, 216; 197
Balfour, Arthur James 124, 126
Bar Kochba 122
Baršč, Michail 65, 69
Bärsch, Claus-Ekkehard 4
Bäumer, Gertrud 200
Barth, Max 211
Bartning, Otto 274
Baumann, Hans 216
Baumann, Zygmunt 37
Bebel, August 172, 221
Becker, Carl Heinrich 188; 193
Bednyj, Demjan 37
Behne, Adolf 272, 274
Bellamy, Edward 124, 172
Belograd, Andrej 61

Ben-Ami, Itamar 122
Benjamin, Walter 156; 164
Benn, Gottfried 218
Benois, Alexandre 59
Ben-Yehuda, Elizer 122
Berdichevsky, Micha Josef 122
Berdjaev, Nikolaj 13
Bernfeld, Siegfried 184f., 208
Bernstein, Eduard 221, 225; 153
Best, Werner 139
Beyer, Justus 253
Beyrau, Dietrich 5, 8, 5f., 11
Bialkowski, Stanislaus 267
Birkenholz, Peter 276f.
Bismarck, Otto von 57, 247
Bleuler, Eugen 324; 319
Bloch, Ernst 4, 149, 154, 156–158, 164,
166–168, 171, 209, 257, 306; 149, 154–158,
164, 166, 168, 170, 173
Bogdanov, Aleksandr 16; 87
Borinski, Fritz 166
Bottai, Giuseppe 116
Bourdieu, Pierre 166
Bovenschen, Albert von 226
Brandecker, Ferdinand 189
Brauer, Theodor 243
Braun, Adolf 223f.
Braun, Bernhard 148f.; 4
Brauweiler, Heinz 251

- Brenner, Josef Chajim 122
 Brenner, Michael 5f., 9
 Breuer, Stefan 260
 Brežnev, Leonid I. 16
 Briki, Ossip M. 60
 Brod, Max 127–129, 131
 Broszat, Martin 141, 143; 288
 Browning, Christopher 138
 Brunner, Otto 4
 Buber, Martin 129, 153f.; 153f., 164
 Bumke, Oswald 324
 Burleigh, Michael 4
 Buryškin, David P. 61

 Čajanov, Aleksandr V. 69
 Campanella, Tomaso 125, 187
 Campigli, Massimo 117
 Camus, Albert 185
 Carrà, Carlo 117
 Černyšev, Sergej S. 74
 Cholod (Genosse) 44f.
 Christaller, Walter 343f.
 Christen, Anton 154
 Chruščev, Nikita S. 16
 Cicero 290
 Ciucci, Giorgio 113
 Clark, Katerina 85
 Claudius, Hermann 206f.
 Clauss, Ludwig Ferdinand 260f.; 261
 Cohen, Max 247–249
 Conze, Werner 218; 4
 Cornelius, Hans 204
 Corni, Gustavo 4f., 10f.

 Dahrendorf, Ralf 3; 287
 Darré, Richard Walter 100–102, 118, 195,
 258, 261–263, 265, 267, 344
 Darwin, Charles 287, 190
 Davidson, Donald 147; 147
 De Felize, Renzo 97
 De Stea, Cesare 106
 Delbrück, Hans 200, 202, 204
 Depretis, Agostino 111
 Diederichs, Eugen 199f.
 Diesel, Eugen 294
 Dokučajev, Nikolaj V. 60
 Dominik, Hans 267
 Doren, Alfred 159, 162, 166; 166
 Dühring, Eugen 57
 Dunkmann, Karl 161

 Ebenezer, Howard 67
 Eckart, Dietrich 228; 4

 Edison, Thomas A. 172
 Efendi, E. M. s. Lichtenstaedter, Siegfried
 Eggers, Kurt 228
 Eisler, Menachem 119
 Elterlein, Uttmann von 213
 Engels, Friedrich 14, 57, 69, 155
 Erhard, Ludwig 255
 Eschmann, Ernst Wilhelm 215f., 251
 Eucken, Walter 255
 Eulenberg, Herbert 200f.
 Eval'd, Viktor V. 59

 Fadeev, Aleksandr A. 24
 Feder, Gottfried 284, 286, 293–297
 Feidel-Mertz, Hildegard 189
 Feininger, Lyonel 273
 Fest, Joachim 1; 1, 257
 Fetscher, Iris 156
 Fidus 200
 Figs, Orlando 91
 Filipčenko, Jurij A. 91
 Finsterlin, Hermann 274
 Fischer, Karl 200
 Fleck, Ludwik 311
 Fleischer, Helmut 79, 79
 Flex, Walter 203
 Foerster, Friedrich Wilhelm 209
 Fogarasi, Adalbert 160; 160
 Fomin, Igor I. 59
 Ford, Henry 282
 Forel, Auguste 200
 Foucault, Michel 146f.; 147, 178
 Franz, Günther 218
 Frauendorfer, Max 252
 fred s. Schmid, Alfred
 Frei, Norbert 3; 3
 Freud, Siegmund 130
 Freund, Michael 160
 Freyer, Hans 4f., 149, 161–164, 166–168,
 170f., 239f., 247, 333f., 335; 5, 161f., 166,
 171, 173
 Frick, Wilhelm 260
 Friedländer, Saul 288
 Fülöp-Miller, René 81, 87

 Galton, Francis 310
 Gastej, Aleksej 16, 90; 68
 Geiger, Theodor 214
 Gerlach, Hellmuth von 153
 Gerlich, Fritz 159; 159
 Getty, J. Arch 96
 Ginzburg, Moisej 60, 69
 Giovannoni, Gustavo 111

- Gloeden, Erich 277
 Goebbels, Joseph 134, 216, 258, 264, 298;
 4, 134, 266
 Goethe, Johann Wolfgang von 181
 Goetz, Walter 200
 Goldhagen, Daniel J. 139, 141
 Golosov, Ilja 66f.
 Gor'kij, Maksim 16, 43
 Gorbačev, Michael 16
 Göring, Herrmann 344
 Gorny, Yosef, 125
 Graf, Rüdiger 4, 7, 11
 Gregor, James 97
 Gropius, Walter 273f., 279–282
 Groys, Boris 55f., 81, 93
 Gruber, Max von 200, 204
 Grünberg, Carl 150
 Gründel, Günther 291
 Grünig, F. 296
 Günther, Hans Friedrich Karl 195, 260f.
 Gundlach, Gustav 244f.
 Gurlitt, Ludwig 200, 204f., 208; 200

 Haam, Achad 124
 Haan, Jacob Israel de 130
 Haase, Rudolf 252
 Haase, Roland 166
 Habermas, Jürgen 146; 288
 Hadomi, Leah 127
 Haldane, John Burdon Sanderson 318
 Hardtwig, Wolfgang 3f., 8
 Hartnacke, Wilhelm 190
 Hasenclever, Wilhelm 221
 Hauptmann, Gerhart 200
 Hayek, Friedrich August von 181
 Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 93, 183,
 239
 Hehlmann, Wilhelm 196f.
 Heidegger, Martin 195, 287
 Heinkel, Ernst H. 302
 Heiss, Rudolf 296
 Heiß, Robert 161
 Heller, Hermann 166, 248
 Hellpach, Willy 153
 Henckell, Karl 204
 Herbert, Ulrich 139
 Herf, Jeffrey 234
 Hermand, Jost 257
 Herrfahrdt, Heinrich 249
 Hertzka, Theodor 124, 169
 Herzl, Theodor 119–131
 Heß, Rudolf 296, 299, 301
 Heydrich, Reinhard 139

 Hilberseimer, Ludwig 277–279
 Hildebrand, Klaus 2, 2
 Hilferding, Rudolf 241, 246
 Himmler, Heinrich 135, 139, 343
 Hirsch, Baron Maurice de 121
 Hitler, Adolf 12, 96, 98, 101, 112, 115, 133–
 144, 197f., 230, 250, 253, 258, 263–266,
 283, 300, 307, 310, 330; 1, 4f., 108, 196,
 244, 265, 303
 Hölscher, Lucian 3, 148f., 169, 332; 3f., 9,
 11, 148
 Hoernle, Edwin 188
 Holitscher, Arthur 127
 Horkheimer, Max 160; 160
 Huber, Ernst R. 140, 218
 Husserl, Edmund 260

 Ibsen, Henrik 184; 184
 Ipsen, Günter 345

 Jaroslavskij, Emeljan 16
 Jaspers, Karl 215
 Jodl, Friedrich 199, 202, 204
 Jünger, Ernst 260, 291–293
 Jünger, Friedrich Georg 287
 Jung, Edgar Julius 260

 Kärner, Dietrich 267
 Kafka, Franz 127
 Kampffmeyer, Hans 269
 Kampffmeyer, Paul 224f.
 Kandinskij, Vassily 60
 Kanitz, Otto F. 188
 Kaufmann, Doris 5; 5
 Kautsky, Karl 155, 220, 221; 155
 Kerschensteiner, Georg 200, 204
 Kershaw, Ian 2, 2, 12
 Kirchenheim, Arthur von 150f.
 Kirov, Sergej M. 58; 59
 Klages, Ludwig 200–202; 289
 Kleinwächter, Friedrich von 151
 Klingemann, Carsten 328
 Knilling, Eugen von 207
 Köbel, Eberhard 212
 Köhler, Bernhard 252
 Koenen, Gerd 94f.
 Körber, Norman 211
 Koestler, Arthur 8
 Kopejkin (ParteiSekretär) 43; 43
 Koselleck, Reinhart 4, 171
 Kotkin, Stephen 74f.
 Kracauer, Siegfried 160, 164; 149, 160
 Kracke, Arthur 199f.

- Kraeplin, Emil 315, 319; 319
 Kraus, Karl 120f.
 Kriek, Ernst 194, 216
 Krinskij, Vladimir F. 60
 Kroll, Frank-Lothar 3; 3f.
 Kroutikov, Georgiu 272
 Küenzlen, Gottfried 5
 Kulagin (Funktionär) 43 f.; 43
 Kuz'min, Nikolaj 61, 67f.
 Kuznecov (Funktionär) 43 f., 44

 Ladovskij, Nikolaj. A. 60f.
 Lamprecht, Karl 200
 Landauer, Gustav 4, 7, 149, 152–155, 164,
 167, 171; 153f., 167f., 173
 Landauer, Karl 125
 Lasker-Schüler, Else 131
 Lassalle, Ferdinand 221
 Lawaczek, Franz 293
 Le Corbusier 279; 279
 Lederer, Emil 240f.
 Lenin, Wladimir I. 14–16, 21–25, 27, 35,
 57f., 69, 74, 91; 37, 158
 Lewin, Moshe 85
 Ley, Robert 253
 Lichtenstaedter, Siegfried 125
 Liebknecht, Karl 221; 158
 Lietz, Hermann 178
 Lilien, Ephraim Moses 122
 Lion, Ferdinand 258
 Lisagor, Solomon A. 61
 Lisickij, L. s. Lissitzky, El
 Lissitzky, El 59; 272
 Litt, Theodor 184, 186
 Löwenstein, Kurt 186, 189; 189
 Löwith, Karl 13
 Longanesi, Leo 103
 Ludowici, F. W. 301
 Luhmann, Niklas 244
 Lukács, Georg 156, 164; 156, 158, 170, 173
 Lunačarskij, Anatoli V. 32f.
 Luxemburg, Rosa 221
 Luxenburger, Hans 319–325; 321, 324
 Lysenko, Trofim D. 31

 Maccari, Mino 102, 113
 Maier, Hans 4, 8
 Majakovskij, Vladimir 16, 24; 37
 Makarenko, Anton S. 16, 31, 91, 185
 Malaparte, Curzio 103
 Malevič, Kasimir 59; 272
 Malia, Martin 77
 Manheim, Ernst 166

 Mannheim, Karl 4, 6, 7, 11, 146, 149, 154,
 158–168, 170f., 282, 305f., 330f.; 6f., 11,
 149, 158, 160f., 163–165, 168, 173, 184
 Marck, Siegfried 161
 Marcuse, Herbert 160; 160
 Markovnikov, Nikolaj 61f.
 Marx, Karl 14, 25, 57, 89, 129, 155, 219,
 221; 155, 157, 160
 Mauthner, Fritz 153
 May, Ernst 74, 282
 Melchers, Georg 313
 Melnikov, Konstantin 61, 63–65
 Mendel, Gregor 316–318
 Menzel, Adolf 161
 Menzel, Herybert 216
 Merckenschlager, Friedrich 258
 Messerschmidt, Wilhelm 302
 Meumann, Ernst 190
 Meyer, Hannes 275f.
 Meyer, Konrad 334
 Michelucci, Giovanni 116
 Miljutin, Nikolaj A. 70, 72
 Moellendorff, Wichard von 291
 Moeller van den Bruck, Arthur 204, 228,
 260
 Mohl, Robert von 150
 Mommsen, Hans 2, 134, 142; 2
 Montessori, Maria 180, 192; 192
 Morus, Thomas 119, 125, 133, 145, 159;
 145f.
 Moses 129
 Mosse, George L. 97
 Most, Johann 221
 Muckermann, Hermann 258
 Müller, Adam 241
 Müller-Armack, Alfred 255
 Müller-Lyer, Franz 280
 Münster, Arno 149; 154
 Müntzer, Thomas 157f.; 154, 158
 Mundt, Theodor 151
 Murtfeld, Rudolf 193
 Mussolini, Benito 98–100, 102, 104–106,
 110–113, 115–117, 115

 Naphtali, Fritz 247
 Napoleo 158
 Nathanson, Hugo 152
 Natorp, Paul 200, 202–204
 Naumann, Friedrich 200
 Naumov, Oleg N. 96
 Nell-Breuning, Oswald von 244–246,
 254f.
 Nelson, Leonard 179, 201; 179f.

- Nerdinger, Winfried 5, 10f.
 Neufert, Ernst 282f.
 Neurath, Otto 155, 160, 169–171, 332; 156, 160, 169f., 173
 Neutatz, Dietmar 8; 4–6
 Niekisch, Ernst 260
 Nietzsche, Friedrich 15, 122, 271, 273; 195, 272
 Noah, Mordechai Immanuel 121
 Nolte, Paul 3; 3, 11
 Noppel, Constantin 243
 Nordau, Max 122

 Obrist, Hermann 204
 Ochitovič, Michail A. 69
 Oestreich, Paul 187, 187
 Ol', Andrej A. 61
 Oppenheimer, Franz 165, 169; 153
 Orano, Paolo 111
 Orwell, George 56, 127
 Osterberg Verakoff, Max Ernst 119
 Ostrovskij, Nikolaj A. 24
 Otto, Berthold 198
 Owens, Robert 177

 Pagano, Mario 117f.
 Palanti, Mario 115
 Paulsen, Friedrich 279
 Pavlov, Ivan P. 16, 31
 Peres, Shimon 131
 Pestalozzi, Johann Heinrich 176
 Petersen, Peter 192; 192
 Peukert, Detlev 329
 Pfahler, Gustav 191
 Piacentini, Marcello 111, 113–115, 117f.
 Pieper, August 243
 Pinsker, Leon 121
 Pius XI. 245
 Platon 2, 125, 184, 269
 Plenge, Johann 161, 170; 161
 Plessner, Helmut 185
 Ploetz, Alfred 311
 Pöhlmann, Robert von 200, 204
 Porsche, Ferdinand 302
 Prellwitz, Gertrud 205–207

 Quabbe, Georg 164
 Quidde, Ludwig 208

 Radványi, Ladislaus 159
 Raphael, Lutz 5, 314; 4–6, 9–11
 Rasch, Bodo 277
 Rasch, Heinz 277

 Rathenau, Walther 289–290
 Rauch, Karl 217
 Renteln, Theodor Adrian von 252
 Reulecke, Jürgen 4, 9
 Ritter, Gerhard A. 247f.
 Ritter, Gerhard 197
 Rodčenko, Aleksandr M. 60
 Röhm, Ernst 258, 264
 Rohkrämer, Thomas 5, 11
 Rohrwasser, Michael 8
 Rosenberg, Alfred 258, 261–266, 299–301; 4, 300
 Rothschild, Walter 124
 Rousseau, Jean J. 175f.; 176
 Rüdín, Ernst 310, 315–319, 322, 324f.; 316, 319, 322, 324

 Saage, Richard 1, 148f.; 1f., 7
 Sabsovič, Leonid M. 70
 Sachße, Christoph 342
 Saint-Exupéry, Antoine de 217
 Salomo 124
 Salten, Felix 127
 Schäfer, Michael 4, 8
 Scheibert, Peter 91
 Scheidemann, Philipp 221–223
 Scheler, Max 210
 Schieder, Theodor 215, 218
 Schirach, Baldur von 216
 Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 176f.; 176
 Schlittenbauer, Sebastian 207
 Schlögel, Karl 8; 4, 6f., 11
 Schmid, Alfred 212; 212
 Schmitt, Carl 184, 247, 249f., 260; 245
 Schmitt, Eugen Heinrich 150
 Schmoller, Gustav 240
 Schoenbaum, David 287
 Schönberg, Arnold 127
 Scholem, Gershom 164
 Schultze-Naumburg, Paul 293
 Schulz, Bruno 316
 Schulze, Winfried 231
 Schumann, Gerhard 216
 Schumann, Wolfgang 156; 156, 170
 Ščusev, Aleksej V. 59, 70
 Serebrovskij, Aleksander 309
 Serpieri, Arrigo 102
 Šestakov, Sergej S. 70
 Siemens, Werner von 172; 290
 Simmel, Georg 166f., 239; 166, 170
 Sinzheimer, Hugo 248; 248
 Sironi, Mario 106, 116f.; 117

- Sizikov, Pavel 42
 Šklovskij, Viktor 89
 Sobolev, Ivan N. 61
 Sörgel, Hermann 283–285
 Sohnrey, Heinrich 200
 Sombart, Werner 172; 153, 253, 289, 294
 Spann, Othmar 239, 241, 243, 245, 249, 253; 241
 Specht, Minna 179f.
 Speer, Albert 115, 136, 283, 302
 Speier, Hans 160
 Spencer, Herbert 190
 Spengler, Oswald 137, 162, 260, 283; 294
 Sperber, Manés 8, 11
 Spranger, Eduard 183f.
 Stachanov, Aleksej G. 19
 Stählin, Wilhelm 210f., 215
 Stalin, Josef W. 13–17, 19, 20, 22f., 25f., 31, 34–36, 38, 56f., 81, 86, 93, 96; 5
 Stampfer, Friedrich 224f.
 Stein, Ludwig 151
 Steiner, Rudolf 180; 180
 Stern, Günther 160
 Stites, Richard 83f., 86f.
 Strasser, Gregor 213, 258, 264
 Strasser, Otto 258
 Streicher, Julius 324
 Struck, Hermann 129f.
 Stumpf, Friedrich 321
 Sturm, Karl Friedrich 196f., 216; 197
 Suchanova (Komsomolzin) 49; 49
 Suhrkamp, Peter 213

 Talmon, Jacob 12
 Tatarin-Tarnheyden, Edgar 248f.; 249
 Taut, Bruno 269–274, 283
 Tennstedt, Florian 342
 Tenorth, Heinz-Elmar 5; 9f.
 Terragni, Giuseppe 116
 Thoma, Ludwig 200, 203f.
 Thompson, E. P. 18
 Tillich, Paul 156, 161, 166; 156, 160, 166
 Timofëeff-Ressovsky, Nikolaj 320
 Tirala, Lothar 324
 Todt, Fritz 296–302, 304; 298
 Tolstoj, Aleksej N. 16
 Tolstoj, Lew N. 67, 72
 Tönnies, Ferdinand 239f.; 153, 170
 Treves, Anna 107f.
 Trocenko, Viktor K. 61

 Trockij, Leo D. 16, 25f.
 Troeltsch, Ernst 168, 235; 170
 Tschernikowsky, Schaul 122
 Tucholsky, Kurt 211
 Tucker, Robert 83
 Turkus, Michail A. 61
 tusk s. Köbel, Eberhard
 Tverskoj, Lew M. 61

 Ueding, Gert 149

 Verne, Jules 124
 Vesnin, Aleksandr 60
 Vesnin, Viktor 60
 Vierkandt, Alfred 239
 Virgil 290
 Vladimirov, Vjačeslav 65
 Voegelin, Eric 4, 13; 258, 261
 Vogeler, Heinrich 187
 Voigt, Andreas 4, 149, 151–154; 151f., 154
 Vollmar, Georg von 221
 Vondung, Klaus 209
 Vosskamp, Wilhelm 2

 Wagner, Richard 88
 Weber, Alfred 200, 205, 208; 165
 Weber, Max 140, 238–240; 170, 238
 Weil, Herbert 125
 Weisl, Wolfgang von 127
 Wiese, Leopold von 154
 Wilhelm II. 204, 289
 Wittfogel, Karl August 160; 160
 Wittmayer, Leo 248
 Woldring, Henk E. 164
 Wolf, Paul 277
 Wrobel, Ignaz s. Tucholsky, Kurt
 Wyneken, Gustav 200, 205–208, 210; 206

 Youon, Konstantin 272

 Zamjatin, Evgenij 34
 Zarathustra 271
 Zehrer, Hans 169, 215f., 247, 251, 260; 261
 Zerbin-Rüdin, Edith 316
 Ziegler, G. 336
 Žoltovskij, Ivan V. 59
 Zschimmer, Eberhard 294f.
 Zunino 103
 Zweig, Arnold 129–131, 208

Sachregister

- Antisemitismus 120f., 138, 141–143, 198, 264–266, 282, 292, 328, 330; 249
- Apokalypse 2, 7f., 37, 82f., 94, 201f., 209; 170
- Bildung, Bildsamkeit 30–32, 38, 48f., 59, 68, 92, 139, 166, 168, 175, 177, 181, 183–185, 187–196, 199, 202, 212, 216, 260, 289f., 300; 166, 176, 179, 181, 186–188
- Bürgertum, bürgerlich 8, 16, 18, 22, 25, 27, 29–31, 33f., 58, 67, 88, 90, 99, 112, 126, 160, 178f., 185, 188, 201, 207, 211, 213, 217, 220f., 224, 234f., 237, 239f., 243, 247, 281, 289, 300, 309, 311, 327; 187
- Chiliasmus 2, 7, 83, 89, 159, 166, 168, 233, 255, 331; 7, 157f.
- Diktatur 4, 18, 20, 22, 29, 97, 110, 217, 329, 333f., 341; 4
- Erziehung 9, 29, 31, 33, 35, 45, 48, 52, 175–198, 209, 212, 216f.; 176, 180, 182, 188, 194, 197f.
- Eugenik, Rassenhygiene 91, 190, 309–326, 329, 338f., 342, 346; 172, 310, 313
- Europa 1, 7, 9, 29f., 38, 77f., 81–84, 103, 116, 120–130, 134–136, 141f., 145, 170, 173, 177, 182, 227f., 233, 235, 237, 241f., 254, 283f., 286, 300, 332, 342
- Eschatologie 2f., 7, 83, 162; 156, 180
- Experte, Sozialexperte 5, 35, 113, 170, 172, 238, 240, 244, 249f., 252, 288, 290, 300f., 305, 323, 327–330, 332–346; 172, 250
- Faschismus 1, 9–11, 78, 97–118, 137, 216, 235, 241, 246, 249, 295, 306, 333; 117
- Fordismus 31, 34, 90, 282f.
- Fortschritt 3, 14f., 34, 37, 41, 54, 57, 219, 223, 243, 246, 269, 289–291, 294, 330, 333; 290
- Gegenwart 3, 5, 7f., 14, 16, 131, 158f., 162, 171, 175–177, 183, 185f., 189, 192, 196f., 224, 226, 228–330, 237–239, 247, 259, 262, 265, 272, 292, 300f., 305, 333, 341; 162, 177, 238
- Geschichtskonzepte 1, 3f., 8, 10f., 14–16, 37, 78, 83, 89, 94, 112, 149, 151–154, 157f., 160–162, 169f., 196, 213, 220, 225–227, 229–231, 239, 242, 262, 264–266, 331, 334f.; 1–3, 78, 158, 266
- Glaube 8, 125, 137, 180, 189, 216f., 219, 226, 236, 288f., 291, 294, 296, 303–307, 328, 330, 333; 162, 305
- Ideal, Idealismus 1, 5, 7, 10, 15, 24, 48, 53, 57, 118, 123f., 126–130, 157, 178, 183f., 197, 201, 211, 213, 217, 236, 242, 254, 262, 269, 273–275, 279, 288, 291, 299, 301, 303–305, 335; 186, 197
- Idee 10, 15, 26f., 41, 58, 77f., 82, 89, 92, 110f., 118f., 125f., 129f., 134, 157, 163, 178–180, 184, 196f., 214, 233–236, 246f., 250, 253, 258, 261, 263f., 269, 273, 284, 286, 295, 299, 310, 313, 331, 333f.; 11, 117, 153, 156, 179f., 248
- Ideologie 3f., 6, 13f., 22, 36, 77–80, 82, 88f., 93, 97f., 100f., 103f., 106, 108, 115f., 138, 140–144, 157–161, 163f., 202, 204, 242, 250, 253–255, 258–261, 267, 287f., 290, 299, 305f., 313, 330f., 333f., 335, 339; 3f., 6f., 11, 149, 160, 257
- Ingenieur 24, 33–35, 117, 141, 156, 267, 284, 287–307, 345; 87, 288, 290, 300, 304
- Intellektuelle, intellektuell 5, 7f., 10f., 14, 16f., 19, 21, 24, 32, 36, 38, 103, 113, 117, 135, 137, 141, 145, 147, 149, 153–155, 160, 164–167, 169–171, 173, 209, 211, 234, 236, 242f., 245f., 250, 255, 257f., 260; 85, 154, 158, 160, 165, 172f.
- Intelligenz, Intelligenzija 30f., 33, 83–85, 90, 92, 168, 171; 5, 83, 190f.
- Jugend 4, 9, 24, 44, 92, 107, 140, 155, 161, 166, 169, 186, 178f., 181, 187, 189, 195, 197, 199–218, 247, 250, 291–293, 334, 339f., 346; 5
- Kommunismus, kommunistisch 7, 23, 25, 30, 33, 35f., 44, 48f., 53, 57, 59, 73, 77f., 80f., 88, 92, 94, 159, 168, 173, 185f., 192, 223, 230, 249, 272, 281, 287, 333; 8, 17, 78f., 85, 158f.
- Konservative Revolution 37, 154, 186, 215, 240, 251, 259f.; 198
- Konservatismus 1, 7, 31, 59, 87, 118, 159, 161, 173, 176, 186, 207, 236, 248, 250f., 254, 282, 288, 292f., 327, 333f., 337–341, 345f.; 161, 190, 241, 257, 341

Kontingenz 7, 10, 14, 78 f., 172 f.

Krieg

- allgemein, andere 25 f., 38, 72, 93–96, 114, 135, 142, 178, 202 f., 225, 230, 284, 290, 292; 85, 156
- Bürgerkrieg in Rußland 9, 15, 20, 22, 25–27, 45, 69, 85 f., 89–91; 91
- Dreißigjähriger Krieg 197
- Erster Weltkrieg 9, 15, 18, 20, 37 f., 58, 68, 85, 89–91, 98, 104, 111, 114, 126 f., 129, 135, 144, 170, 172 f., 207 f., 211–214, 218, 221–228, 230, 235, 243, 246 f., 259, 269 f., 272–275, 289 f., 291, 330, 332, 337–339; 2, 170, 173
- Kalter Krieg 84
- Zweiter Weltkrieg 9 f., 12, 35, 38 f., 101, 107, 115, 117, 134, 136, 141 f., 213 f., 227, 267, 301–304, 334, 342 f.; 304, 321

Krise

- allgemein, weitere 8 f., 20, 41, 53, 71, 89, 104, 131, 153, 167–171, 184, 235, 254, 262, 294, 300, 306, 311, 334; 167, 168
- Glaubenskrise 137
- Krise der Moderne 37, 170
- Krise der Weimarer Republik 99, 136 f., 140, 167, 340
- Krise des Denkens 168
- Krise des Geschichtsbewußtseins 2
- Krise des Historismus 3, 168
- Krise des Kapitalismus 20, 37 f., 167, 220, 225
- Krise des Parlamentarismus 184, 215
- Krisenerfahrung, Krisenwahrnehmung 9, 149, 169 f., 173, 289, 311
- Weltwirtschaftskrise 9, 98, 251, 275, 289, 291, 299, 300, 306, 330, 332–334

Liberalismus, liberal 6, 9, 86, 99 f., 103, 111, 126, 154, 158 f., 163, 197, 199, 201, 207, 213, 228, 230, 241, 244, 247, 249, 255, 333–335, 337 f., 340 f.; 181, 190, 197, 248

Marxismus, marxistisch 8 f., 15, 21 f., 24, 83, 155, 157, 160, 164 f., 167, 219–221, 228 f., 240, 252, 257, 291, 341; 97, 155, 157

Moderne, Modernität 2–5, 11, 17, 25, 29–31, 35, 37, 39, 54, 61, 73, 81 f., 92 f., 97 f., 100, 102 f., 105, 108, 111 f., 116 f., 118, 122, 137, 136 f., 140, 144, 149, 167, 170, 175–177, 187, 191, 195, 201, 203, 207, 229, 231, 233–237, 239–241, 244, 246, 251, 253 f., 287–289, 291–293, 296–299, 301,

303 f., 307, 311, 317, 338, 341, 345; 4, 109, 117, 238 f., 287.

Nation, national, Nationalismus, nationalistisch 8, 11, 28, 30 f., 57 f., 107, 110, 114, 120, 122, 124, 127 f., 137, 140 f., 143 f., 196, 198, 201–204, 210 f., 216, 227, 242 f., 258 f., 264 f., 270, 282, 292, 302, 312, 314, 316 f., 336 f., 340; 2, 187, 197, 249

Nationalsozialismus 1–3, 7, 9, 11 f., 36–39, 51, 55, 81, 95, 97–102, 104, 115 f., 133–144, 182 f., 191–198, 213–216, 228, 230 f., 236, 242, 245, 250–254, 257–268, 274, 287–307, 309–326, 328–331, 334, 336 f., 339, 341–343; 2–5, 8, 179, 192, 194, 198, 287 f., 305

Neuer Mensch 1, 16, 24, 35, 41–48, 52 f., 56, 59, 90 f., 97, 122, 127, 129, 178 f., 187, 203, 206, 212, 217, 262, 274, 280–282, 312, 330; 5

Planen, Planung (s. auch Stadtplanung) 4, 8, 11, 14, 20, 28, 34 f., 41–47, 54 f., 58, 67 f., 70 f., 74, 94, 112 f., 114 f., 118, 139, 162, 172, 220, 222, 270, 279, 282, 284, 286, 297 f., 301 f., 327–329, 331–346; 85, 169, 197, 303, 336

Prognose, Prognostik 3, 5, 219 f., 228 f., 280, 317 f., 328, 333; 220

Propaganda 3, 20, 28, 31–33, 35, 41–43, 53, 55 f., 99 f., 104 f., 111 f., 114, 134, 139 f., 140, 142, 188, 211 f., 264, 282, 288, 290, 292, 328, 335, 339 f.; 200

Rasse, rassisch, rassistisch 2, 4, 9, 11 f., 36–38, 97, 100, 102–104, 133, 135–144, 190–197, 202, 210, 213, 217, 242, 251, 257–268, 287 f., 299–301, 310–316, 319, 322 f., 325, 327–330, 336–339, 342–346; 190, 194, 259, 261, 266, 300

Rassenhygiene s. Eugenik

Raum 6, 10, 14–16, 36, 55, 78, 83, 110, 113, 118, 136, 141, 175 f., 178, 183, 197 f., 267, 284, 286, 302 f., 306, 327 f., 334–336, 338 f., 343–346; 113, 173

Reform, Reformbewegung

– allgemein 18, 177, 179, 185 f., 198, 202, 221, 226, 230 f., 236, 293, 327, 332–334, 338

– Lebensreform 85, 90, 172, 179, 203, 205, 211, 274

– Reformpädagogik 9, 177–181, 185, 188, 190, 192, 197, 205; 181, 196

- Sozialreform 212, 327, 337, 340; 151
- Religion 4, 8, 13, 15-17, 28, 30, 34, 36f., 67, 72, 111, 114f., 120, 124, 126, 144, 156f., 167, 180, 205, 207, 226-228, 263, 331; 4f., 8, 159, 166
- Revolution
 - allgemein, weitere 7-9, 19, 20-24, 27f., 32, 35, 37, 57, 83f., 86, 88, 95f., 99, 103, 116, 123, 153f., 156, 158, 164, 168, 171-173, 186, 211, 218f., 272f., 289, 294, 331f.; 153, 158, 171
 - „Nationale Revolution“ 7, 9, 213
 - Französische Revolution 2, 123; 341
 - kosmologische Revolutionen 227
 - Kulturrevolution 85, 92
 - Revolution, Deutschland 1918 129, 173, 223, 226, 247, 340; 170, 173
 - Revolutionen der Technik 227
 - Revolutionen in Europa 1917-1920 7, 173
 - Russische Revolution 8f., 14-16, 18-22, 26f., 32f., 58, 72f., 82, 84f., 88, 90f., 170, 172, 272f., 275; 85, 173
 - sozialistische Revolution 219, 220f., 223, 225f.
 - Weltrevolution 28, 295
- „social engineering“ 5, 295, 327, 336
- Sozialdemokratie, sozialdemokratisch 125, 155, 188f., 202, 219-228, 230, 240, 247f., 280, 337, 340; 179, 187
- Sozialismus, sozialistisch 1, 6f., 9, 13f., 16, 19, 21-24, 28, 31-33, 35f., 41, 44-47, 49, 53f., 56-58, 63, 67, 70, 72, 74f., 77, 83f., 96, 126, 129, 152, 155f., 159, 168, 177, 180, 186, 188f., 198, 201f., 219-230, 235, 237, 241, 247, 252, 258, 264f., 280, 309, 332f., 340; 4, 18, 36, 157, 166, 186, 188, 248, 272
- Sozialpolitik 5, 9, 311, 327, 335-338, 340, 342, 344-346
- Sozialtechnik 35, 156, 172, 329f., 341
- Stadtplanung 10f., 57-59, 67, 70, 72-74, 108-111, 115f., 332, 334
- Stalinismus 13, 24, 81, 86-88, 92, 96, 185
- Taylorismus 31, 34, 282
- Technik, technisch, Technologie 5, 11, 18, 20, 30-35, 42f., 45, 47, 54f., 57f., 60, 85, 90, 92, 102f., 117f., 144, 171f., 175, 177, 182, 188, 191, 193, 195, 201, 203, 227f., 233f., 237, 262, 267, 269, 274f., 279, 282-284, 287-307, 329, 332, 334, 336; 109, 289, 293, 300
- Technokratie, technokratisch 33, 35, 106, 118, 139, 250, 288, 290, 303, 334, 336, 340, 346
- Totalitarismus 4, 11-14, 30, 82, 92-95, 127, 194, 245, 249, 254, 295; 4f., 8
- Utopie
 - Antiutopie, Gegenutopie 1, 34, 81, 86, 96, 152, 186, 192, 283, 328f., 340f.; 162
 - Begriff 1-3, 6, 7, 10, 15f., 36, 41, 77-79, 86-88, 92-95, 127, 133, 145f., 148, 154, 159, 162, 186, 192-195, 214, 305f., 328-331, 346; 1, 4, 7, 149, 153f., 161, 164, 177
 - Erziehungutopie 9, 175-198; 196-198
 - klassische Utopie 1f., 6, 10f., 14, 86, 125, 127, 133, 175, 197
 - moderne Utopie 2, 6, 10f.
 - Rasse(n)utopie 133-144, 328, 330
 - Sozialutopie 209, 212, 214, 338, 342; 149
 - Verwirklichung von Utopie 2, 5f., 9f., 12, 16-19, 36f., 41, 45, 52f., 56, 74, 77-79, 87, 90, 92, 118f., 125, 129, 131, 133-135, 137, 139-144, 171f., 177, 193, 195f., 199, 217f., 222, 224, 259, 268, 274f., 280, 282, 288, 301, 304f., 338, 342, 344f.; 2, 156, 158, 288
- Vergangenheit 3, 14, 73, 86, 123, 131, 135, 171, 183, 220, 227, 229, 231, 237, 239, 262, 296, 300, 341, 343; 3, 157
- Volk 17f., 20-22, 27-32, 36f., 57, 67, 83f., 92, 95, 100, 120, 129, 134, 139, 141, 143, 166, 168, 192f., 196-199, 202, 210, 212, 214, 216f., 222, 241, 243, 245-247, 252f., 260, 262, 265, 270f., 275, 277, 290, 292, 295, 297f., 300-302, 310, 312, 319, 322f., 325, 330f., 334, 337, 339-341, 343-345; 17, 108, 182, 188, 265f.
- völkisch 11, 100, 115, 138f., 140, 142, 196f., 210, 213, 251f., 259, 266, 287f., 293, 297, 299f., 306f., 334, 336, 339, 341, 343f.
- Wissenschaft
 - Humanwissenschaft 5, 9, 172, 190, 327f., 330f., 333, 336, 338; 5, 172
 - Naturwissenschaft 33, 35, 144, 182, 190f., 194, 227, 260, 263, 312-315, 317; 190, 313
 - Sozialwissenschaft, Soziologie 1f., 4f., 9, 11, 19, 23, 91, 146, 148f., 153f., 157f., 160-163, 165, 167, 169-173, 183-185, 191,

- 194, 208, 214, 228, 236–239, 241, 249f.,
280, 311, 327f., 330, 332; 2, 4f., 159, 164,
172, 238
- Wissenschaft und Utopie 5, 9f., 14, 31,
34, 36, 38, 57f., 83, 121, 145, 153, 155f.,
161f., 164, 167, 170f., 178f., 181, 183,
186, 190f., 194–196, 209, 216, 221, 234,
238f., 253, 259f., 295, 299, 302, 309–335,
339, 341, 346
- Zeitkonzepte 4–10, 15f., 36, 41, 47, 55,
88f., 113, 175f., 182, 184f., 192, 196, 198,
201, 206, 217, 219f., 223, 227f., 230, 247,
275, 331f., 335, 337, 340; 9, 171, 176, 197
- Zionismus, zionistisch 1, 6, 8f., 11, 119–
131
- Zukunft 3, 5f., 8f., 11, 14, 16–18, 37, 54, 69,
71, 73, 87, 91, 119f., 122, 125, 127, 131,
133, 135, 140, 144, 148, 156, 161f., 169,
171f., 175–177, 182–186, 188, 193, 196–
202, 204–206, 208f., 213–215, 217, 219–
224, 226–229, 231, 233, 235–237, 239f.,
242–246, 248, 250, 253–255, 257–259, 262,
265–267, 269, 272–274, 280f., 288f., 292,
294, 297, 299f., 304–307, 323, 329, 331–
335, 337, 339, 341–343, 345; 155, 157, 162,
177, 183

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 1 *Heinrich Lutz* (Hrsg.): Das römisch-deutsche Reich im politischen System Karls V., 1982, XII, 288 S. ISBN 3-486-51371-0
- 2 *Otto Pflanze* (Hrsg.): Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches, 1983, XII, 304 S. ISBN 3-486-51481-4 *vergriffen*
- 3 *Hans Conrad Peyer* (Hrsg.): Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittelalter, 1983, XIV, 275 S. ISBN 3-486-51661-2 *vergriffen*
- 4 *Eberhard Weis* (Hrsg.): Reformen im rheinbündischen Deutschland, 1984, XVI, 310 S. ISBN 3-486-51671-X
- 5 *Heinz Angermeier* (Hrsg.): Säkulare Aspekte der Reformationszeit, 1983, XII, 278 S. ISBN 3-486-51841-0
- 6 *Gerald D. Feldman* (Hrsg.): Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche Geschichte 1924–1933, 1985, XII, 407 S. ISBN 3-486-52221-3 *vergriffen*
- 7 *Jürgen Kocka* (Hrsg.): Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich, 1986, XVI, 342 S. ISBN 3-486-52871-8 *vergriffen*
- 8 *Konrad Repgen* (Hrsg.): Krieg und Politik 1618–1648. Europäische Probleme und Perspektiven, 1988, XII, 454 S. ISBN 3-486-53761-X *vergriffen*
- 9 *Antoni Mączak* (Hrsg.): Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, X, 386 S. ISBN 3-486-54021-1
- 10 *Eberhard Kolb* (Hrsg.): Europa vor dem Krieg von 1870. Mähtekonstellation – Konfliktfelder – Kriegsausbruch, 1987, XII, 216 S. ISBN 3-486-54121-8
- 11 *Helmut Georg Koenigsberger* (Hrsg.): Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, XII, 323 S. ISBN 3-486-54341-5
- 12 *Winfried Schulze* (Hrsg.): Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, 1988, X, 416 S. ISBN 3-486-54351-2
- 13 *Johanne Autenrieth* (Hrsg.): Renaissance- und Humanistenhandschriften, 1988, XII, 214 S. mit Abbildungen ISBN 3-486-54511-6
- 14 *Ernst Schulin* (Hrsg.): Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), 1989, XI, 303 S. ISBN 3-486-54831-X
- 15 *Wilfried Barner* (Hrsg.): Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung, 1989, XXV, 370 S. ISBN 3-486-54771-2
- 16 *Hartmut Boockmann* (Hrsg.): Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern, 1992, X, 264 S. ISBN 3-486-55840-4
- 17 *John C. G. Röhl* (Hrsg.): Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte, 1991, XIII, 366 S. ISBN 3-486-55841-2 *vergriffen*

- Kraeplin, Emil 315, 319; 319
 Kraus, Karl 120f.
 Krieck, Ernst 194, 216
 Krinskij, Vladimir F. 60
 Kroll, Frank-Lothar 3; 3f.
 Kroutikov, Georgiu 272
 Küenzlen, Gottfried 5
 Kulagin (Funktionär) 43f.; 43
 Kuz'min, Nikolaj 61, 67f.
 Kuznecov (Funktionär) 43f., 44

 Ladovskij, Nikolaj. A. 60f.
 Lamprecht, Karl 200
 Landauer, Gustav 4, 7, 149, 152–155, 164, 167, 171; 153f., 167f., 173
 Landauer, Karl 125
 Lasker-Schüler, Else 131
 Lassalle, Ferdinand 221
 Lawaczeck, Franz 293
 Le Corbusier 279; 279
 Lederer, Emil 240f.
 Lenin, Wladimir I. 14–16, 21–25, 27, 35, 57f., 69, 74, 91; 37, 158
 Lewin, Moshe 85
 Ley, Robert 253
 Lichtenstaedter, Siegfried 125
 Liebknecht, Karl 221; 158
 Lietz, Hermann 178
 Lilien, Ephraim Moses 122
 Lion, Ferdinand 258
 Lisagor, Solomon A. 61
 Lisickij, L. s. Lissitzky, El
 Lissitzky, El 59; 272
 Litt, Theodor 184, 186
 Löwenstein, Kurt 186, 189; 189
 Löwith, Karl 13
 Longanesi, Leo 103
 Ludowici, F. W. 301
 Luhmann, Niklas 244
 Lukács, Georg 156, 164; 156, 158, 170, 173
 Lunačarskij, Anatoli V. 32f.
 Luxemburg, Rosa 221
 Luxenburger, Hans 319–325; 321, 324
 Lysenko, Trofim D. 31

 Maccari, Mino 102, 113
 Maier, Hans 4, 8
 Majakovskij, Vladimir 16, 24; 37
 Makarenko, Anton S. 16, 31, 91, 185
 Malaparte, Curzio 103
 Malevič, Kasimir 59; 272
 Malia, Martin 77
 Manheim, Ernst 166

 Mannheim, Karl 4, 6, 7, 11, 146, 149, 154, 158–168, 170f., 282, 305f., 330f.; 6f., 11, 149, 158, 160f., 163–165, 168, 173, 184
 Marck, Siegfried 161
 Marcuse, Herbert 160; 160
 Markovnikov, Nikolaj 61f.
 Marx, Karl 14, 25, 57, 89, 129, 155, 219, 221; 155, 157, 160
 Mauthner, Fritz 153
 May, Ernst 74, 282
 Melchers, Georg 313
 Melnikov, Konstantin 61, 63–65
 Mendel, Gregor 316–318
 Menzel, Adolf 161
 Menzel, Herybert 216
 Merckenschlager, Friedrich 258
 Messerschmidt, Wilhelm 302
 Meumann, Ernst 190
 Meyer, Hannes 275f.
 Meyer, Konrad 334
 Michelucci, Giovanni 116
 Miljutin, Nikolaj A. 70, 72
 Moellendorff, Wichard von 291
 Moeller van den Bruck, Arthur 204, 228, 260
 Mohl, Robert von 150
 Mommsen, Hans 2, 134, 142; 2
 Montessori, Maria 180, 192; 192
 Morus, Thomas 119, 125, 133, 145, 159; 145f.
 Moses 129
 Mosse, George L. 97
 Most, Johann 221
 Muckermann, Hermann 258
 Müller, Adam 241
 Müller-Armack, Alfred 255
 Müller-Lyer, Franz 280
 Münster, Arno 149; 154
 Müntzer, Thomas 157f.; 154, 158
 Mundt, Theodor 151
 Murtfeld, Rudolf 193
 Mussolini, Benito 98–100, 102, 104–106, 110–113, 115–117, 115

 Naphtali, Fritz 247
 Napoleo 158
 Nathanson, Hugo 152
 Natorp, Paul 200, 202–204
 Naumann, Friedrich 200
 Naumov, Oleg N. 96
 Nell-Breuning, Oswald von 244–246, 254f.
 Nelson, Leonard 179, 201; 179f.

- Nerdinger, Winfried 5, 10f.
 Neufert, Ernst 282f.
 Neurath, Otto 155, 160, 169–171, 332; 156, 160, 169f., 173
 Neutatz, Dietmar 8; 4–6
 Niekisch, Ernst 260
 Nietzsche, Friedrich 15, 122, 271, 273; 195, 272
 Noah, Mordechai Immanuel 121
 Nolte, Paul 3; 3, 11
 Noppel, Constantin 243
 Nordau, Max 122

 Obrist, Hermann 204
 Ochitovič, Michail A. 69
 Oestreich, Paul 187, 187
 Ol', Andrej A. 61
 Oppenheimer, Franz 165, 169; 153
 Orano, Paolo 111
 Orwell, George 56, 127
 Osterberg Verakoff, Max Ernst 119
 Ostrovskij, Nikolaj A. 24
 Otto, Berthold 198
 Owens, Robert 177

 Pagano, Mario 117f.
 Palanti, Mario 115
 Paulsen, Friedrich 279
 Pavlov, Ivan P. 16, 31
 Peres, Shimon 131
 Pestalozzi, Johann Heinrich 176
 Petersen, Peter 192; 192
 Peukert, Detlev 329
 Pfahler, Gustav 191
 Piacentini, Marcello 111, 113–115, 117f.
 Pieper, August 243
 Pinsker, Leon 121
 Pius XI. 245
 Platon 2, 125, 184, 269
 Plenge, Johann 161, 170; 161
 Plessner, Helmut 185
 Ploetz, Alfred 311
 Pöhlmann, Robert von 200, 204
 Porsche, Ferdinand 302
 Prellwitz, Gertrud 205–207

 Quabbe, Georg 164
 Quidde, Ludwig 208

 Radványi, Ladislaus 159
 Raphael, Lutz 5, 314; 4–6, 9–11
 Rasch, Bodo 277
 Rasch, Heinz 277

 Rathenau, Walther 289–290
 Rauch, Karl 217
 Renteln, Theodor Adrian von 252
 Reulecke, Jürgen 4, 9
 Ritter, Gerhard A. 247f.
 Ritter, Gerhard 197
 Rodčenko, Aleksandr M. 60
 Röhm, Ernst 258, 264
 Rohkrämer, Thomas 5, 11
 Rohrwasser, Michael 8
 Rosenberg, Alfred 258, 261–266, 299–301; 4, 300
 Rothschild, Walter 124
 Rousseau, Jean J. 175 f.; 176
 Rüdín, Ernst 310, 315–319, 322, 324f.; 316, 319, 322, 324

 Saage, Richard 1, 148 f.; 1f., 7
 Sabsovič, Leonid M. 70
 Sachße, Christoph 342
 Saint-Exupéry, Antoine de 217
 Salomo 124
 Salten, Felix 127
 Schäfer, Michael 4, 8
 Scheibert, Peter 91
 Scheidemann, Philipp 221–223
 Scheler, Max 210
 Schieder, Theodor 215, 218
 Schirach, Baldur von 216
 Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 176 f.; 176
 Schlittenbauer, Sebastian 207
 Schlögel, Karl 8; 4, 6f., 11
 Schmid, Alfred 212; 212
 Schmitt, Carl 184, 247, 249 f., 260; 245
 Schmitt, Eugen Heinrich 150
 Schmoller, Gustav 240
 Schoenbaum, David 287
 Schönberg, Arnold 127
 Scholem, Gershom 164
 Schultze-Naumburg, Paul 293
 Schulz, Bruno 316
 Schulze, Winfried 231
 Schumann, Gerhard 216
 Schumann, Wolfgang 156; 156, 170
 Ščusev, Aleksej V. 59, 70
 Serebrovskij, Aleksander 309
 Serpieri, Arrigo 102
 Šestakov, Sergej S. 70
 Siemens, Werner von 172; 290
 Simmel, Georg 166 f., 239; 166, 170
 Sinzheimer, Hugo 248; 248
 Sironi, Mario 106, 116 f.; 117

- Sizikov, Pavel 42
 Šklovskij, Viktor 89
 Sobolev, Ivan N. 61
 Sörgel, Hermann 283–285
 Sohnrey, Heinrich 200
 Sombart, Werner 172; 153, 253, 289, 294
 Spann, Othmar 239, 241, 243, 245, 249, 253; 241
 Specht, Minna 179f.
 Speer, Albert 115, 136, 283, 302
 Speier, Hans 160
 Spencer, Herbert 190
 Spengler, Oswald 137, 162, 260, 283; 294
 Sperber, Manés 8, 11
 Spranger, Eduard 183f.
 Stachanov, Aleksej G. 19
 Stählin, Wilhelm 210f., 215
 Stalin, Josef W. 13–17, 19, 20, 22f., 25f., 31, 34–36, 38, 56f., 81, 86, 93, 96; 5
 Stampfer, Friedrich 224f.
 Stein, Ludwig 151
 Steiner, Rudolf 180; 180
 Stern, Günther 160
 Stites, Richard 83f., 86f.
 Strasser, Gregor 213, 258, 264
 Strasser, Otto 258
 Streicher, Julius 324
 Struck, Hermann 129f.
 Stumpfl, Friedrich 321
 Sturm, Karl Friedrich 196f., 216; 197
 Suchanova (Komsomolzin) 49; 49
 Suhrkamp, Peter 213

 Talmon, Jacob 12
 Tatarin-Tarnheyden, Edgar 248f.; 249
 Taut, Bruno 269–274, 283
 Tennstedt, Florian 342
 Tenorth, Heinz-Elmar 5; 9f.
 Terragni, Giuseppe 116
 Thoma, Ludwig 200, 203f.
 Thompson, E. P. 18
 Tillich, Paul 156, 161, 166; 156, 160, 166
 Timoféeff-Ressovsky, Nikolaj 320
 Tirala, Lothar 324
 Todt, Fritz 296–302, 304; 298
 Tolstoj, Aleksej N. 16
 Tolstoj, Lew N. 67, 72
 Tönnies, Ferdinand 239f.; 153, 170
 Treves, Anna 107f.
 Trocenko, Viktor K. 61

 Trockij, Leo D. 16, 25f.
 Troeltsch, Ernst 168, 235; 170
 Tschernikowsky, Schaul 122
 Tucholsky, Kurt 211
 Tucker, Robert 83
 Turkus, Michail A. 61
 tusk s. Köbel, Eberhard
 Tverskoj, Lew M. 61

 Ueding, Gert 149

 Verne, Jules 124
 Vesnin, Aleksandr 60
 Vesnin, Viktor 60
 Vierkandt, Alfred 239
 Virgil 290
 Vladimirov, Vjačeslav 65
 Voegelin, Eric 4, 13; 258, 261
 Vogeler, Heinrich 187
 Voigt, Andreas 4, 149, 151–154; 151f., 154
 Vollmar, Georg von 221
 Vondung, Klaus 209
 Vosskamp, Wilhelm 2

 Wagner, Richard 88
 Weber, Alfred 200, 205, 208; 165
 Weber, Max 140, 238–240; 170, 238
 Weil, Herbert 125
 Weisl, Wolfgang von 127
 Wiese, Leopold von 154
 Wilhelm II. 204, 289
 Wittfogel, Karl August 160; 160
 Wittmayer, Leo 248
 Woldring, Henk E. 164
 Wolf, Paul 277
 Wrobel, Ignaz s. Tucholsky, Kurt
 Wyneken, Gustav 200, 205–208, 210; 206

 Youon, Konstantin 272

 Zamjatin, Evgenij 34
 Zarathustra 271
 Zehrer, Hans 169, 215f., 247, 251, 260; 261
 Zerbin-Rüdin, Edith 316
 Ziegler, G. 336
 Žoltovskij, Ivan V. 59
 Zschimmer, Eberhard 294f.
 Zunino 103
 Zweig, Arnold 129–131, 208

Sachregister

- Antisemitismus 120f., 138, 141–143, 198, 264–266, 282, 292, 328, 330; 249
- Apokalypse 2, 7f., 37, 82f., 94, 201f., 209; 170
- Bildung, Bildungsamkeit 30–32, 38, 48f., 59, 68, 92, 139, 166, 168, 175, 177, 181, 183–185, 187–196, 199, 202, 212, 216, 260, 289f., 300; 166, 176, 179, 181, 186–188
- Bürgertum, bürgerlich 8, 16, 18, 22, 25, 27, 29–31, 33f., 58, 67, 88, 90, 99, 112, 126, 160, 178f., 185, 188, 201, 207, 211, 213, 217, 220f., 224, 234f., 237, 239f., 243, 247, 281, 289, 300, 309, 311, 327; 187
- Chiliasmus 2, 7, 83, 89, 159, 166, 168, 233, 255, 331; 7, 157f.
- Diktatur 4, 18, 20, 22, 29, 97, 110, 217, 329, 333f., 341; 4
- Erziehung 9, 29, 31, 33, 35, 45, 48, 52, 175–198, 209, 212, 216f.; 176, 180, 182, 188, 194, 197f.
- Eugenik, Rassenhygiene 91, 190, 309–326, 329, 338f., 342, 346; 172, 310, 313
- Europa 1, 7, 9, 29f., 38, 77f., 81–84, 103, 116, 120–130, 134–136, 141f., 145, 170, 173, 177, 182, 227f., 233, 235, 237, 241f., 254, 283f., 286, 300, 332, 342
- Eschatologie 2f., 7, 83, 162; 156, 180
- Experte, Sozialexperte 5, 35, 113, 170, 172, 238, 240, 244, 249f., 252, 288, 290, 300f., 305, 323, 327–330, 332–346; 172, 250
- Faschismus 1, 9–11, 78, 97–118, 137, 216, 235, 241, 246, 249, 295, 306, 333; 117
- Fordismus 31, 34, 90, 282f.
- Fortschritt 3, 14f., 34, 37, 41, 54, 57, 219, 223, 243, 246, 269, 289–291, 294, 330, 333; 290
- Gegenwart 3, 5, 7f., 14, 16, 131, 158f., 162, 171, 175–177, 183, 185f., 189, 192, 196f., 224, 226, 228–330, 237–239, 247, 259, 262, 265, 272, 292, 300f., 305, 333, 341; 162, 177, 238
- Geschichtskonzepte 1, 3f., 8, 10f., 14–16, 37, 78, 83, 89, 94, 112, 149, 151–154, 157f., 160–162, 169f., 196, 213, 220, 225–227, 229–231, 239, 242, 262, 264–266, 331, 334f.; 1–3, 78, 158, 266
- Glaube 8, 125, 137, 180, 189, 216f., 219, 226, 236, 288f., 291, 294, 296, 303–307, 328, 330, 333; 162, 305
- Ideal, Idealismus 1, 5, 7, 10, 15, 24, 48, 53, 57, 118, 123f., 126–130, 157, 178, 183f., 197, 201, 211, 213, 217, 236, 242, 254, 262, 269, 273–275, 279, 288, 291, 299, 301, 303–305, 335; 186, 197
- Idee 10, 15, 26f., 41, 58, 77f., 82, 89, 92, 110f., 118f., 125f., 129f., 134, 157, 163, 178–180, 184, 196f., 214, 233–236, 246f., 250, 253, 258, 261, 263f., 269, 273, 284, 286, 295, 299, 310, 313, 331, 333f.; 11, 117, 153, 156, 179f., 248
- Ideologie 3f., 6, 13f., 22, 36, 77–80, 82, 88f., 93, 97f., 100f., 103f., 106, 108, 115f., 138, 140–144, 157–161, 163f., 202, 204, 242, 250, 253–255, 258–261, 267, 287f., 290, 299, 305f., 313, 330f., 333f., 335, 339; 3f., 6f., 11, 149, 160, 257
- Ingenieur 24, 33–35, 117, 141, 156, 267, 284, 287–307, 345; 87, 288, 290, 300, 304
- Intellektuelle, intellektuell 5, 7f., 10f., 14, 16f., 19, 21, 24, 32, 36, 38, 103, 113, 117, 135, 137, 141, 145, 147, 149, 153–155, 160, 164–167, 169–171, 173, 209, 211, 234, 236, 242f., 245f., 250, 255, 257f., 260; 85, 154, 158, 160, 165, 172f.
- Intelligenz, Intelligenzija 30f., 33, 83–85, 90, 92, 168, 171; 5, 83, 190f.
- Jugend 4, 9, 24, 44, 92, 107, 140, 155, 161, 166, 169, 186, 178f., 181, 187, 189, 195, 197, 199–218, 247, 250, 291–293, 334, 339f., 346; 5
- Kommunismus, kommunistisch 7, 23, 25, 30, 33, 35f., 44, 48f., 53, 57, 59, 73, 77f., 80f., 88, 92, 94, 159, 168, 173, 185f., 192, 223, 230, 249, 272, 281, 287, 333; 8, 17, 78f., 85, 158f.
- Konservative Revolution 37, 154, 186, 215, 240, 251, 259f.; 198
- Konservativismus 1, 7, 31, 59, 87, 118, 159, 161, 173, 176, 186, 207, 236, 248, 250f., 254, 282, 288, 292f., 327, 333f., 337–341, 345f.; 161, 190, 241, 257, 341

Kontingenz 7, 10, 14, 78 f., 172 f.

Krieg

- allgemein, andere 25 f., 38, 72, 93–96, 114, 135, 142, 178, 202 f., 225, 230, 284, 290, 292; 85, 156
- Bürgerkrieg in Rußland 9, 15, 20, 22, 25–27, 45, 69, 85 f., 89–91; 91
- Dreißigjähriger Krieg 197
- Erster Weltkrieg 9, 15, 18, 20, 37 f., 58, 68, 85, 89–91, 98, 104, 111, 114, 126 f., 129, 135, 144, 170, 172 f., 207 f., 211–214, 218, 221–228, 230, 235, 243, 246 f., 259, 269 f., 272–275, 289 f., 291, 330, 332, 337–339; 2, 170, 173
- Kalter Krieg 84
- Zweiter Weltkrieg 9 f., 12, 35, 38 f., 101, 107, 115, 117, 134, 136, 141 f., 213 f., 227, 267, 301–304, 334, 342 f.; 304, 321

Krise

- allgemein, weitere 8 f., 20, 41, 53, 71, 89, 104, 131, 153, 167–171, 184, 235, 254, 262, 294, 300, 306, 311, 334; 167, 168
- Glaubenskrise 137
- Krise der Moderne 37, 170
- Krise der Weimarer Republik 99, 136 f., 140, 167, 340
- Krise des Denkens 168
- Krise des Geschichtsbewußtseins 2
- Krise des Historismus 3, 168
- Krise des Kapitalismus 20, 37 f., 167, 220, 225
- Krise des Parlamentarismus 184, 215
- Krisenerfahrung, Krisenwahrnehmung 9, 149, 169 f., 173, 289, 311
- Weltwirtschaftskrise 9, 98, 251, 275, 289, 291, 299, 300, 306, 330, 332–334

Liberalismus, liberal 6, 9, 86, 99 f., 103, 111, 126, 154, 158 f., 163, 197, 199, 201, 207, 213, 228, 230, 241, 244, 247, 249, 255, 333–335, 337 f., 340 f.; 181, 190, 197, 248

Marxismus, marxistisch 8 f., 15, 21 f., 24, 83, 155, 157, 160, 164 f., 167, 219–221, 228 f., 240, 252, 257, 291, 341; 97, 155, 157

Moderne, Modernität 2–5, 11, 17, 25, 29–31, 35, 37, 39, 54, 61, 73, 81 f., 92 f., 97 f., 100, 102 f., 105, 108, 111 f., 116 f., 118, 122, 137, 136 f., 140, 144, 149, 167, 170, 175–177, 187, 191, 195, 201, 203, 207, 229, 231, 233–237, 239–241, 244, 246, 251, 253 f., 287–289, 291–293, 296–299, 301,

303 f., 307, 311, 317, 338, 341, 345; 4, 109, 117, 238 f., 287.

Nation, national, Nationalismus, nationalistisch 8, 11, 28, 30 f., 57 f., 107, 110, 114, 120, 122, 124, 127 f., 137, 140 f., 143 f., 196, 198, 201–204, 210 f., 216, 227, 242 f., 258 f., 264 f., 270, 282, 292, 302, 312, 314, 316 f., 336 f., 340; 2, 187, 197, 249

Nationalsozialismus 1–3, 7, 9, 11 f., 36–39, 51, 55, 81, 95, 97–102, 104, 115 f., 133–144, 182 f., 191–198, 213–216, 228, 230 f., 236, 242, 245, 250–254, 257–268, 274, 287–307, 309–326, 328–331, 334, 336 f., 339, 341–343; 2–5, 8, 179, 192, 194, 198, 287 f., 305

Neuer Mensch 1, 16, 24, 35, 41–48, 52 f., 56, 59, 90 f., 97, 122, 127, 129, 178 f., 187, 203, 206, 212, 217, 262, 274, 280–282, 312, 330; 5

Planen, Planung (s. auch Stadtplanung) 4, 8, 11, 14, 20, 28, 34 f., 41–47, 54 f., 58, 67 f., 70 f., 74, 94, 112 f., 114 f., 118, 139, 162, 172, 220, 222, 270, 279, 282, 284, 286, 297 f., 301 f., 327–329, 331–346; 85, 169, 197, 303, 336

Prognose, Prognostik 3, 5, 219 f., 228 f., 280, 317 f., 328, 333; 220

Propaganda 3, 20, 28, 31–33, 35, 41–43, 53, 55 f., 99 f., 104 f., 111 f., 114, 134, 139 f., 140, 142, 188, 211 f., 264, 282, 288, 290, 292, 328, 335, 339 f.; 200

Rasse, rassisch, rassistisch 2, 4, 9, 11 f., 36–38, 97, 100, 102–104, 133, 135–144, 190–197, 202, 210, 213, 217, 242, 251, 257–268, 287 f., 299–301, 310–316, 319, 322 f., 325, 327–330, 336–339, 342–346; 190, 194, 259, 261, 266, 300

Rassenhygiene s. Eugenik

Raum 6, 10, 14–16, 36, 55, 78, 83, 110, 113, 118, 136, 141, 175 f., 178, 183, 197 f., 267, 284, 286, 302 f., 306, 327 f., 334–336, 338 f., 343–346; 113, 173

Reform, Reformbewegung

– allgemein 18, 177, 179, 185 f., 198, 202, 221, 226, 230 f., 236, 293, 327, 332–334, 338

– Lebensreform 85, 90, 172, 179, 203, 205, 211, 274

– Reformpädagogik 9, 177–181, 185, 188, 190, 192, 197, 205; 181, 196

- Sozialreform 212, 327, 337, 340; 151
- Religion 4, 8, 13, 15-17, 28, 30, 34, 36 f., 67, 72, 111, 114 f., 120, 124, 126, 144, 156 f., 167, 180, 205, 207, 226-228, 263, 331; 4 f., 8, 159, 166
- Revolution
 - allgemein, weitere 7-9, 19, 20-24, 27 f., 32, 35, 37, 57, 83 f., 86, 88, 95 f., 99, 103, 116, 123, 153 f., 156, 158, 164, 168, 171-173, 186, 211, 218 f., 272 f., 289, 294, 331 f.; 153, 158, 171
 - „Nationale Revolution“ 7, 9, 213
 - Französische Revolution 2, 123; 341
 - kosmologische Revolutionen 227
 - Kulturrevolution 85, 92
 - Revolution, Deutschland 1918 129, 173, 223, 226, 247, 340; 170, 173
 - Revolutionen der Technik 227
 - Revolutionen in Europa 1917-1920 7, 173
 - Russische Revolution 8 f., 14-16, 18-22, 26 f., 32 f., 58, 72 f., 82, 84 f., 88, 90 f., 170, 172, 272 f., 275; 83, 173
 - sozialistische Revolution 219, 220 f., 223, 225 f.
 - Weltrevolution 28, 295
- „social engineering“ 5, 295, 327, 336
- Sozialdemokratie, sozialdemokratisch 125, 155, 188 f., 202, 219-228, 230, 240, 247 f., 280, 337, 340; 179, 187
- Sozialismus, sozialistisch 1, 6 f., 9, 13 f., 16, 19, 21-24, 28, 31-33, 35 f., 41, 44-47, 49, 53 f., 56-58, 63, 67, 70, 72, 74 f., 77, 83 f., 96, 126, 129, 152, 155 f., 159, 168, 177, 180, 186, 188 f., 198, 201 f., 219-230, 235, 237, 241, 247, 252, 258, 264 f., 280, 309, 332 f., 340; 4, 18, 36, 157, 166, 186, 188, 248, 272
- Sozialpolitik 5, 9, 311, 327, 335-338, 340, 342, 344-346
- Sozialtechnik 35, 156, 172, 329 f., 341
- Stadtplanung 10 f., 57-59, 67, 70, 72-74, 108-111, 115 f., 332, 334
- Stalinismus 13, 24, 81, 86-88, 92, 96, 185
- Taylorismus 31, 34, 282
- Technik, technisch, Technologie 5, 11, 18, 20, 30-35, 42 f., 45, 47, 54 f., 57 f., 60, 85, 90, 92, 102 f., 117 f., 144, 171 f., 175, 177, 182, 188, 191, 193, 195, 201, 203, 227 f., 233 f., 237, 262, 267, 269, 274 f., 279, 282-284, 287-307, 329, 332, 334, 336; 109, 289, 293, 300
- Technokratie, technokratisch 33, 35, 106, 118, 139, 250, 288, 290, 303, 334, 336, 340, 346
- Totalitarismus 4, 11-14, 30, 82, 92-95, 127, 194, 245, 249, 254, 295; 4 f., 8
- Utopie
 - Antiutopie, Gegenutopie 1, 34, 81, 86, 96, 152, 186, 192, 283, 328 f., 340 f.; 162
 - Begriff 1-3, 6, 7, 10, 15 f., 36, 41, 77-79, 86-88, 92-95, 127, 133, 145 f., 148, 154, 159, 162, 186, 192-195, 214, 305 f., 328-331, 346; 1, 4, 7, 149, 153 f., 161, 164, 177
 - Erziehungutopie 9, 175-198; 196-198
 - klassische Utopie 1 f., 6, 10 f., 14, 86, 125, 127, 133, 175, 197
 - moderne Utopie 2, 6, 10 f.
 - Rasse(n)utopie 133-144, 328, 330
 - Sozialutopie 209, 212, 214, 338, 342; 149
 - Verwirklichung von Utopie 2, 5 f., 9 f., 12, 16-19, 36 f., 41, 45, 52 f., 56, 74, 77-79, 87, 90, 92, 118 f., 125, 129, 131, 133-135, 137, 139-144, 171 f., 177, 193, 195 f., 199, 217 f., 222, 224, 259, 268, 274 f., 280, 282, 288, 301, 304 f., 338, 342, 344 f.; 2, 156, 158, 288
- Vergangenheit 3, 14, 73, 86, 123, 131, 135, 171, 183, 220, 227, 229, 231, 237, 239, 262, 296, 300, 341, 343; 3, 157
- Volk 17 f., 20-22, 27-32, 36 f., 57, 67, 83 f., 92, 95, 100, 120, 129, 134, 139, 141, 143, 166, 168, 192 f., 196-199, 202, 210, 212, 214, 216 f., 222, 241, 243, 245-247, 252 f., 260, 262, 265, 270 f., 275, 277, 290, 292, 295, 297 f., 300-302, 310, 312, 319, 322 f., 325, 330 f., 334, 337, 339-341, 343-345; 17, 108, 182, 188, 265 f.
- völkisch 11, 100, 115, 138 f., 140, 142, 196 f., 210, 213, 251 f., 259, 266, 287 f., 293, 297, 299 f., 306 f., 334, 336, 339, 341, 343 f.
- Wissenschaft
 - Humanwissenschaft 5, 9, 172, 190, 327 f., 330 f., 333, 336, 338; 5, 172
 - Naturwissenschaft 33, 35, 144, 182, 190 f., 194, 227, 260, 263, 312-315, 317; 190, 313
 - Sozialwissenschaft, Soziologie 1 f., 4 f., 9, 11, 19, 23, 91, 146, 148 f., 153 f., 157 f., 160-163, 165, 167, 169-173, 183-185, 191,

- 194, 208, 214, 228, 236–239, 241, 249f.,
280, 311, 327f., 330, 332; 2, *4f.*, 159, 164,
172, 238
- Wissenschaft und Utopie 5, 9f., 14, 31,
34, 36, 38, 57f., 83, 121, 145, 153, 155f.,
161f., 164, 167, 170f., 178f., 181, 183,
186, 190f., 194–196, 209, 216, 221, 234,
238f., 253, 259f., 295, 299, 302, 309–335,
339, 341, 346
- Zeitkonzepte 4–10, 15f., 36, 41, 47, 55,
88f., 113, 175f., 182, 184f., 192, 196, 198,
201, 206, 217, 219f., 223, 227f., 230, 247,
275, 331f., 335, 337, 340; 9, *171*, *176*, *197*
- Zionismus, zionistisch 1, 6, 8f., 11, 119–
131
- Zukunft 3, 5f., 8f., 11, 14, 16–18, 37, 54, 69,
71, 73, 87, 91, 119f., 122, 125, 127, 131,
133, 135, 140, 144, 148, 156, 161f., 169,
171f., 175–177, 182–186, 188, 193, 196–
202, 204–206, 208f., 213–215, 217, 219–
224, 226–229, 231, 233, 235–237, 239f.,
242–246, 248, 250, 253–255, 257–259, 262,
265–267, 269, 272–274, 280f., 288f., 292,
294, 297, 299f., 304–307, 323, 329, 331–
335, 337, 339, 341–343, 345; *155*, *157*, *162*,
177, *183*

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 1 *Heinrich Lutz* (Hrsg.): Das römisch-deutsche Reich im politischen System Karls V., 1982, XII, 288 S. ISBN 3-486-51371-0
- 2 *Otto Pflanze* (Hrsg.): Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches, 1983, XII, 304 S. ISBN 3-486-51481-4 vergriffen
- 3 *Hans Conrad Peyer* (Hrsg.): Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittelalter, 1983, XIV, 275 S. ISBN 3-486-51661-2 vergriffen
- 4 *Eberhard Weis* (Hrsg.): Reformen im rheinbündischen Deutschland, 1984, XVI, 310 S. ISBN 3-486-51671-X
- 5 *Heinz Angermeier* (Hrsg.): Säkulare Aspekte der Reformationszeit, 1983, XII, 278 S. ISBN 3-486-51841-0
- 6 *Gerald D. Feldman* (Hrsg.): Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche Geschichte 1924–1933, 1985, XII, 407 S. ISBN 3-486-52221-3 vergriffen
- 7 *Jürgen Kocka* (Hrsg.): Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich, 1986, XVI, 342 S. ISBN 3-486-52871-8 vergriffen
- 8 *Konrad Repgen* (Hrsg.): Krieg und Politik 1618–1648. Europäische Probleme und Perspektiven, 1988, XII, 454 S. ISBN 3-486-53761-X vergriffen
- 9 *Antoni Maczak* (Hrsg.): Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, X, 386 S. ISBN 3-486-54021-1
- 10 *Eberhard Kolb* (Hrsg.): Europa vor dem Krieg von 1870. Mächtekonstellation – Konfliktfelder – Kriegsausbruch, 1987, XII, 216 S. ISBN 3-486-54121-8
- 11 *Helmut Georg Koenigsberger* (Hrsg.): Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, XII, 323 S. ISBN 3-486-54341-5
- 12 *Winfried Schulze* (Hrsg.): Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, 1988, X, 416 S. ISBN 3-486-54351-2
- 13 *Johanne Autenrieth* (Hrsg.): Renaissance- und Humanistenhandschriften, 1988, XII, 214 S. mit Abbildungen ISBN 3-486-54511-6
- 14 *Ernst Schulin* (Hrsg.): Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), 1989, XI, 303 S. ISBN 3-486-54831-X
- 15 *Wilfried Barner* (Hrsg.): Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung, 1989, XXV, 370 S. ISBN 3-486-54771-2
- 16 *Hartmut Boockmann* (Hrsg.): Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern, 1992, X, 264 S. ISBN 3-486-55840-4
- 17 *John C. G. Röhl* (Hrsg.): Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte, 1991, XIII, 366 S. ISBN 3-486-55841-2 vergriffen

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 18 *Gerhard A. Ritter* (Hrsg.): Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, 1990, XXI, 461 S. ISBN 3-486-55641-X
- 19 *Roger Dufraisse* (Hrsg.): Revolution und Gegenrevolution 1789–1830. Zur geistigen Auseinandersetzung in Frankreich und Deutschland, 1991, XVIII, 274 S. ISBN 3-486-55844-7
- 20 *Klaus Schreiner* (Hrsg.): Laienfrömmigkeit im späten Mittelalter. Formen, Funktionen, politisch-soziale Zusammenhänge, 1992, XII, 411 S. ISBN 3-486-55902-8
- 21 *Jürgen Miethke* (Hrsg.): Das Publikum politischer Theorie im 14. Jahrhundert, 1992, IX, 301 S. ISBN 3-486-55898-6
- 22 *Dieter Simon* (Hrsg.): Eherecht und Familiengut in Antike und Mittelalter, 1992, IX, 168 S. ISBN 3-486-55885-4
- 23 *Volker Press* (Hrsg.): Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit? 1995, XII, 254 S. ISBN 3-486-56035-2
- 24 *Kurt Raaflaub* (Hrsg.): Anfänge politischen Denkens in der Antike. Griechenland und die nahöstlichen Kulturen, 1993, XXIV, 454 S. ISBN 3-486-55993-1
- 25 *Shulamit Volkov* (Hrsg.): Deutsche Juden und die Moderne, 1994, XXIV, 170 S. ISBN 3-486-56029-8
- 26 *Heinrich A. Winkler* (Hrsg.): Die deutsche Staatskrise 1930–1933. Handlungsspielräume und Alternativen, 1992, XIII, 296 S. ISBN 3-486-55943-5
- 27 *Johannes Fried* (Hrsg.): Dialektik und Rhetorik im früheren und hohen Mittelalter. Rezeption, Überlieferung und gesellschaftliche Wirkung antiker Gelehrsamkeit vornehmlich im 9. und 12. Jahrhundert, 1997, XXI, 304 S. ISBN 3-486-56028-X
- 28 *Paolo Prodi* (Hrsg.): Glaube und Eid. Treueformeln, Glaubensbekenntnisse und Sozialdisziplinierung zwischen Mittelalter und Neuzeit, 1993, XXX, 246 S. ISBN 3-486-55994-X
- 29 *Ludwig Schmugge* (Hrsg.): Illegitimität im Spätmittelalter, 1994, X, 314 S. ISBN 3-486-56069-7
- 30 *Bernhard Kölver* (Hrsg.): Recht, Staat und Verwaltung im klassischen Indien, 1997, XVIII, 257 S. ISBN 3-486-56193-6
- 31 *Elisabeth Fehrenbach* (Hrsg.): Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848, 1994, XVI, 251 S. ISBN 3-486-56027-1
- 32 *Robert E. Lerner* (Hrsg.): Neue Richtungen in der hoch- und spätmittelalterlichen Bibelexegese, 1996, XI, 191 S. ISBN 3-486-56083-2
- 33 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.): Das Deutsche Reich im Urteil der Großen Mächte und europäischen Nachbarn (1871–1945), 1995, X, 232 S. ISBN 3-486-56084-0
- 34 *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, 1995, X, 282 S. ISBN 3-486-56085-9

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 35 *Peter Krüger* (Hrsg.): Das europäische Staatensystem im Wandel. Strukturelle Bedingungen und bewegende Kräfte seit der Frühen Neuzeit, 1996, XVI, 272 S. ISBN 3-486-56171-5
- 36 *Peter Blickle* (Hrsg.): Theorien kommunaler Ordnung in Europa, 1996, IX, 268 S. ISBN 3-486-56192-8
- 37 *Hans Eberhard Mayer* (Hrsg.): Die Kreuzfahrerstaaten als multikulturelle Gesellschaft. Einwanderer und Minderheiten im 12. und 13. Jahrhundert, 1997, XI, 187 S. ISBN 3-486-56257-6
- 38 *Manlio Bellomo* (Hrsg.): Die Kunst der Disputation. Probleme der Rechtsauslegung und Rechtsanwendung im 13. und 14. Jahrhundert, 1997, 248 S. ISBN 3-486-56258-4
- 39 *František Šmahel* (Hrsg.): Häresie und vorzeitige Reformation im Spätmittelalter, 1998, XV, 304 S. ISBN 3-486-56259-2
- 40 *Alfred Haverkamp* (Hrsg.): Information, Kommunikation und Selbstdarstellung in mittelalterlichen Gemeinden, 1998, XXII, 288 S. ISBN 3-486-56260-6
- 41 *Knut Schulz* (Hrsg.): Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, 1999, XIX, 313 S. ISBN 3-486-56395-5
- 42 *Werner Eck* (Hrsg.): Lokale Autonomie und römische Ordnungsmacht in den kaiserzeitlichen Provinzen vom 1. bis 3. Jahrhundert, 1999, X, 327 S. ISBN 3-486-56385-8
- 43 *Manfred Hildermeier* (Hrsg.): Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung / Stalinism before the Second World War. New Avenues of Research, 1998, XVI, 345 S. ISBN 3-486-56350-5
- 44 *Aharon Oppenheimer* (Hrsg.): Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: Vom alten zum neuen Schürer, 1999, XI, 275 S. ISBN 3-486-56414-5
- 45 *Dietmar Willoweit* (Hrsg.): Die Begründung des Rechts als historisches Problem, 2000, 345 S. ISBN 3-486-56482-X
- 46 *Stephen A. Schuker* (Hrsg.): Deutschland und Frankreich. Vom Konflikt zur Aussöhnung. Die Gestaltung der westeuropäischen Sicherheit, 1914–1963, 2000, XX, 280 S. ISBN 3-486-56496-X
- 47 *Wolfgang Reinhard* (Hrsg.): Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse, 1999, XVI, 375 S. ISBN 3-486-56416-1
- 48 *Gerhard Besier* (Hrsg.): Zwischen „nationaler Revolution“ und militärischer Aggression. Transformationen in Kirche und Gesellschaft unter der konsolidierten NS-Gewaltherrschaft (Herbst 1934 bis Herbst 1935) (mit Beiträgen von D. L. Bergen, G. Besier, A. Chandler, J. S. Conway, T. Fandel, F. Hartweg, H. Kiesel, H.-M. Lauterer, K.-M. Mallmann, H. Mommsen, I. Montgomery, G. Ringshausen, J. Schoeps, K. Schwarz, J. Smolik, M. Wolffsohn) 2001, XXVIII, 276 S. ISBN 3-486-56543-5

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 49 *David Cohen* (Hrsg.): Demokratie, Recht und soziale Kontrolle im klassischen Athen (mit Beiträgen von D. Cohen, J. Comaroff, J. Elster, C. A. Faraone, L. Foxhall, K.-J. Hölkamp, A. Maffi, J. Martin, W. I. Miller, C. Patterson, G. Thür, H. Versnel) 2002, VI, 206 S. ISBN 3-486-56662-8

- 50 *Thomas A. Brady* (Hrsg.): Die deutsche Reformation zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit (mit Beiträgen von Th. A. Brady, C. Fasolt, B. Hamm, S. C. Karant-Nunn, H. A. Oberman, H. R. Schmidt, E. Schubert, M. Schulze, T. Scott, H. Wenzel) 2001, XXII, 258 S. ISBN 3-486-56565-6

- 51 *Harold James* (Hrsg.): The Interwar Depression in an International Context (mit Beiträgen von Ch. Buchheim, F. Capie, P. Clavin, B. Eichengreen, G. D. Feldman, C.-L. Holtfrerich, H. James, A. Ritschl, M. Rosengarten, D. Rothermund, R. Skidelsky, S. Solomou) 2002, XVIII, 192 S. ISBN 3-486-56610-5

- 52 *Christof Dipper* (Hrsg.): Deutschland und Italien, 1860–1960 (mit Beiträgen von F. Bauer, G. Corni, Chr. Dipper, L. Klinkhammer, B. Mantelli, M. Meriggi, L. Raphael, F. Rugge, W. Schieder, P. Schiera, H.-U. Thamer, U. Wengenroth, R. Wörsdörfer) (in Vorbereitung)

- 53 *Frank-Rutger Hausmann* (Hrsg.): Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945 (mit Beiträgen von M. G. Ash, J. Court, H.-J. Dahms, H. Dainat, J. Elvert, A. Gerhard, F.-R. Hausmann, C. Knobloch, J. Lerchenmüller, L. Mertens, O. G. Oexle, W. Pape, K. L. Pfeiffer, H. W. Schaller) 2002, XXVIII, 373 S. ISBN 3-486-56639-3

- 54 *Frank Kolb* (Hrsg.): Chora und Polis (mit Beiträgen von J. Bintliff, M. Brunet, J. C. Carter, L. Foxhall, H.-J. Gehrke, U. Hailer, Ph. Howard, B. Iplikcioğlu, M. H. Jameson, F. Kolb, H. Lohmann, Th. Marksteiner, P. Ørsted, R. Osborne, A. Şanlı, S. Saprykin, Ch. Schuler, A. Thomsen, M. Wörrle) 2004, ca. 385 S., ca. 134 Abb. ISBN 3-486-56730-6

- 55 *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.): Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts (mit Beiträgen von A. Doering-Manteuffel, E. François, K. Gabriel, S. Kott, C. S. Maier, H. Möller, J. Paulmann, D. Pollack, M. Sabrow, H.-P. Schwarz, H. Siegrist, M. Szöllösi-Janze, D. Willoweit, H. F. Zacher) 2004, ca. 350 S. ISBN 3-486-56768-3

- 56 *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.): Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit (mit Beiträgen von H. Altrichter, D. Beyrau, M. Brenner, G. Corni, R. Graf, W. Hardtwig, L. Hölscher, D. Kaufmann, I. Kershaw, F.-L. Kroll, W. Nerdinger, D. Neutatz, P. Nolte, L. Raphael, J. Reulecke, Th. Rohkrämer, K. Schlögel, E. Tenorth) 2003, X, 356 S. ISBN 3-486-56642-3

- 57 *Diethelm Klippel* (Hrsg.): Naturrecht und Staat. Politische Funktionen des europäischen Naturrechts (17.–19. Jahrhundert) (in Vorbereitung)

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 58 *Jürgen Reulecke* (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert (mit Beiträgen von U. A. J. Becher, H. Bude, B. Giesen, G. Hardach, U. Herbert, U. Herrmann, T. A. Kohut, B. Lindner, H. Mommsen, L. Niethammer, B. A. Rusinek, A. Schildt, P. Schulz-Hageleit, D. Wierling, J. Zinnecker) 2003, XVIII, 300 S. ISBN 3-486-56747-0
- 59 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.): Zwischen Politik und Religion. Studien zur Entstehung, Existenz und Wirkung des Totalitarismus (mit Beiträgen von G. Besier, U. Freitag, K. Hildebrand, M. Hildermeier, H. G. Hockerts, L. Klinkhammer, K. Schreiner) 2003, XIV, 156 S. ISBN 3-486-56748-9
- 60 *Marie-Luise Recker* (Hrsg.): Parlamentarismus in Europa im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland, England und Frankreich im Vergleich (mit Beiträgen von A. Biefang, A. Kaiser, A. Kimmel, M. Kittel, M. Kreuzer, H. Oberreuter, W. Pyta, M.-L. Recker, U. Thaysen, A. Wirsching) (in Vorbereitung)
- 61 *Helmut Altrichter* (Hrsg.): Geschichte im Transformationsprozeß Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas (in Vorbereitung)
- 62 *Jürgen Trabant* (Hrsg.): Sprache der Geschichte (mit Beiträgen von T. Borsche, G. Cacciatore, K. Ehlich, H. D. Kittsteiner, B. Lindorfer, Ch. Meier, T. Müller, W. Oesterreicher, St. Otto, U. Raulff) (in Vorbereitung)
- 63 *Anselm Doering-Manteuffel* (Hrsg.): Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts (in Vorbereitung)
- 64 *Jan-Dirk Müller* (Hrsg.): Text und Kontext: Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik (in Vorbereitung)
- 65 *Peter Schäfer* (Hrsg.), *Grounding the Mystic: Social, Cultural, and Geographical Perspectives on the History of Jewish and Christian Mysticism* (in Vorbereitung)

Sonderveröffentlichung

Horst Fuhrmann (Hrsg.): Die Kaulbach-Villa als Haus des Historischen Kollegs. Reden und wissenschaftliche Beiträge zur Eröffnung, 1989, XII, 232 S. ISBN 3-486-55611-8

Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 1 *Heinrich Lutz*: Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit. Fragen nach dem Gelingen und Scheitern deutscher Einheit im 16. Jahrhundert, 1982, IV, 31 S. vergriffen
- 2 *Otto Pflanze*: Bismarcks Herrschaftstechnik als Problem der gegenwärtigen Historiographie, 1982, IV, 39 S. vergriffen
- 3 *Hans Conrad Peyer*: Gastfreundschaft und kommerzielle Gastlichkeit im Mittelalter, 1983, IV, 24 S. vergriffen
- 4 *Eberhard Weis*: Bayern und Frankreich in der Zeit des Konsulats und des ersten Empire (1799–1815), 1984, 41 S. vergriffen
- 5 *Heinz Angermeier*: Reichsreform und Reformation, 1983, IV, 76 S. vergriffen
- 6 *Gerald D. Feldman*: Bayern und Sachsen in der Hyperinflation 1922/23, 1984, IV, 41 S. vergriffen
- 7 *Erich Angermann*: Abraham Lincoln und die Erneuerung der nationalen Identität der Vereinigten Staaten von Amerika, 1984, IV, 33 S. vergriffen
- 8 *Jürgen Kocka*: Traditionsbindung und Klassenbildung. Zum sozialhistorischen Ort der frühen deutschen Arbeiterbewegung, 1987, 48 S.
- 9 *Konrad Repgen*: Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie, 1985, 27 S. vergriffen
- 10 *Antoni Mączak*: Der Staat als Unternehmen. Adel und Amtsträger in Polen und Europa in der Frühen Neuzeit, 1989, 32 S.
- 11 *Eberhard Kolb*: Der schwierige Weg zum Frieden. Das Problem der Kriegsbeendigung 1870/71, 1985, 33 S. vergriffen
- 12 *Helmut Georg Koenigsberger*: Fürst und Generalstände. Maximilian I. in den Niederlanden (1477–1493), 1987, 27 S. vergriffen
- 13 *Winfried Schulze*: Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit, 1987, 40 S. vergriffen
- 14 *Johanne Autenrieth*: „Litterae Virgilianae“. Vom Fortleben einer römischen Schrift, 1988, 51 S.
- 15 *Tilemann Grimm*: Blickpunkte auf Südostasien. Historische und kulturenthropologische Fragen zur Politik, 1988, 37 S.
- 16 *Ernst Schulin*: Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert. Probleme und Umrisse einer Geschichte der Historie, 1988, 34 S.
- 17 *Hartmut Boockmann*: Geschäfte und Geschäftigkeit auf dem Reichstag im späten Mittelalter, 1988, 33 S. vergriffen
- 18 *Wilfried Barner*: Literaturwissenschaft – eine Geschichtswissenschaft? 1990, 42 S.

Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 19 *John C. G. Röhl*: Kaiser Wilhelm II. Eine Studie über Cäsarenwahnsinn, 1989, 36 S. vergriffen
- 20 *Klaus Schreiner*: Mönchsein in der Adelsgesellschaft des hohen und späten Mittelalters. Klösterliche Gemeinschaftsbildung zwischen spiritueller Selbstbehauptung und sozialer Anpassung, 1989, 68 S. vergriffen
- 21 *Roger Dufraisse*: Die Deutschen und Napoleon im 20. Jahrhundert, 1991, 43 S.
- 22 *Gerhard A. Ritter*: Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, 1989, 72 S.
- 23 *Jürgen Miethke*: Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort, 1990, 48 S.
- 24 *Dieter Simon*: Lob des Eunuchen, 1994, 27 S.
- 25 *Thomas Vogtherr*: Der König und der Heilige. Heinrich IV., der heilige Remaklus und die Mönche des Doppelklosters Stablo-Malmedy, 1990, 29 S.
- 26 *Johannes Schilling*: Gewesene Mönche. Lebensgeschichten in der Reformation, 1990, 36 S. vergriffen
- 27 *Kurt Raaflaub*: Politisches Denken und Krise der Polis. Athen im Verfassungskonflikt des späten 5. Jahrhunderts v. Chr., 1992, 63 S.
- 28 *Volker Press*: Altes Reich und Deutscher Bund. Kontinuität in der Diskontinuität, 1995, 31 S.
- 29 *Shulamit Volkov*: Die Erfindung einer Tradition. Zur Entstehung des modernen Judentums in Deutschland, 1992, 30 S.
- 30 *Franz Bauer*: Gehalt und Gestalt in der Monumentalsymbolik. Zur Ikonologie des Nationalstaats in Deutschland und Italien 1860–1914, 1992, 39 S.
- 31 *Heinrich A. Winkler*: Mußte Weimar scheitern? Das Ende der ersten Republik und die Kontinuität der deutschen Geschichte, 1991, 32 S.
- 32 *Johannes Fried*: Kunst und Kommerz. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Wirtschaft im Mittelalter vornehmlich am Beispiel der Kaufleute und Handelsmessen, 1992, 40 S.
- 33 *Paolo Prodi*: Der Eid in der europäischen Verfassungsgeschichte, 1992, 35 S.
- 34 *Jean-Marie Moeglin*: Dynastisches Bewußtsein und Geschichtsschreibung. Zum Selbstverständnis der Wittelsbacher, Habsburger und Hohenzollern im Spätmittelalter, 1993, 47 S.
- 35 *Bernhard Kölver*: Ritual und historischer Raum. Zum indischen Geschichtsverständnis, 1993, 65 S.
- 36 *Elisabeth Fehrenbach*: Adel und Bürgertum im deutschen Vormärz, 1994, 31 S.

Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 37 *Ludwig Schmugge*: Schleichwege zu Pfründe und Altar. Päpstliche Dispense vom Geburtsmakel 1449–1533, 1994, 35 S.
- 38 *Hans-Werner Hahn*: Zwischen Fortschritt und Krisen. Die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Durchbruchphase der deutschen Industrialisierung, 1995, 47 S.
- 39 *Robert E. Lerner*: Himmelsvision oder Sinnendelirium? Franziskaner und Professoren als Traumdeuter im Paris des 13. Jahrhunderts, 1995, 35 S.
- 40 *Andreas Schulz*: Weltbürger und Geldaristokraten. Hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert, 1995, 38 S.
- 41 *Wolfgang J. Mommsen*: Die Herausforderung der bürgerlichen Kultur durch die künstlerische Avantgarde. Zum Verhältnis von Kultur und Politik im Wilhelminischen Deutschland, 1994, 30 S.
- 42 *Klaus Hildebrand*: Reich – Großmacht – Nation. Betrachtungen zur Geschichte der deutschen Außenpolitik 1871–1945, 1995, 25 S.
- 43 *Hans Eberhard Mayer*: Herrschaft und Verwaltung im Kreuzfahrerkingreich Jerusalem, 1996, 38 S.
- 44 *Peter Blickle*: Reformation und kommunaler Geist. Die Antwort der Theologen auf den Wandel der Verfassung im Spätmittelalter, 1996, 42 S.
- 45 *Peter Krüger*: Wege und Widersprüche der europäischen Integration im 20. Jahrhundert, 1995, 39 S.
- 46 *Werner Greiling*: „Intelligenzblätter“ und gesellschaftlicher Wandel in Thüringen. Anzeigenwesen, Nachrichtenvermittlung, Raisonement und Sozialdisziplinierung, 1995, 38 S.

Schriften des Historischen Kollegs: Dokumentationen

- 1 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Erste Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1984, VI, 70 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 2 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Horst Fuhrmann, Das Interesse am Mittelalter in heutiger Zeit. Beobachtungen und Vermutungen – Lothar Gall, Theodor Schieder 1908 bis 1984, 1987, 65 S. *vergriffen*
- 3 Leopold von Ranke: Vorträge anlässlich seines 100. Todestages. Gedenkfeier der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft am 12. Mai 1986, 1987, 44 S. *vergriffen*
- 4 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Zweite Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1987, 98 S., mit Abbildungen
- 5 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Thomas Nipperdey, Religion und Gesellschaft: Deutschland um 1900, 1988, 29 S. *vergriffen*
- 6 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Christian Meier, Die Rolle des Krieges im klassischen Athen, 1991, 55 S.
- 7 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Dritte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1991, 122 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 8 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Historisches Kolleg 1980–1990. Vorträge anlässlich des zehnjährigen Bestehens und zum Gedenken an Alfred Herrhausen, 1991, 63 S.
- 9 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Karl Leyser, Am Vorabend der ersten europäischen Revolution. Das 11. Jahrhundert als Umbruchszeit, 1994, 32 S.
- 10 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Vierte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1993, 98 S., mit Abbildungen
- 11 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Rudolf Smend, Mose als geschichtliche Gestalt, 1995, 23 S.
- 12 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Über die Offenheit der Geschichte. Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs, 20. und 21. November 1992, 1996, 84 S.

Vorträge und Dokumentationen sind nicht im Buchhandel erhältlich; sie können über die Geschäftsstelle des Historischen Kollegs (Kaulbachstraße 15, 80539 München) bezogen werden.

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1995:

Arnold Esch

Rom in der Renaissance. Seine Quellenlage als methodisches Problem

Manlio Bellomo

Geschichte eines Mannes: Bartolus von Sassoferrato und die moderne europäische Jurisprudenz

František Šmahel

Das verlorene Ideal der Stadt in der böhmischen Reformation

Alfred Haverkamp

„... an die große Glocke hängen“. Über Öffentlichkeit im Mittelalter

Hans-Christof Kraus

Montesquieu, Blackstone, De Lolme und die englische Verfassung des 18. Jahrhunderts

1996, VIII, 180 S. ISBN 3-486-56176-6

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1996:

Johannes Fried

Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte

Manfred Hildermeier

Revolution und Kultur: Der „Neue Mensch“ in der frühen Sowjetunion

Knut Schulz

Handwerk im spätmittelalterlichen Europa. Zur Wanderung und Ausbildung von Lehrlingen in der Fremde

Werner Eck

Mord im Kaiserhaus? Ein politischer Prozeß im Rom des Jahres 20 n. Chr.

Wolfram Pyta

Konzert der Mächte und kollektives Sicherheitssystem: Neue Wege zwischenstaatlicher Friedenswahrung in Europa nach dem Wiener Kongreß 1815

1997, VIII, 202 S. ISBN 3-486-56300-9

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1997:

Eberhard Weis

Hardenberg und Montgelas. Versuch eines Vergleichs ihrer Persönlichkeiten und ihrer Politik

Dietmar Willoweit

Vom alten guten Recht. Normensuche zwischen Erfahrungswissen und Ursprungslegenden

Aharon Oppenheimer

Messianismus in römischer Zeit. Zur Pluralität eines Begriffes bei Juden und Christen

Stephen A. Schuker

Bayern und der rheinische Separatismus 1923–1924

Gerhard Schuck

Zwischen Ständeordnung und Arbeitsgesellschaft. Der Arbeitsbegriff in der frühneuzeitlichen Policey am Beispiel Bayerns

1998, VIII, 167 S. ISBN 3-486-56375-0

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1998:

Peter Pulzer

Der deutsche Michel in John Bulls Spiegel: Das britische Deutschlandbild im 19. Jahrhundert

Gerhard Besier

„The friends ... in America need to know the truth ...“

Die deutschen Kirchen im Urteil der Vereinigten Staaten (1933–1941)

David Cohen

Die Schwestern der Medea. Frauen, Öffentlichkeit und soziale Kontrolle im klassischen Athen

Wolfgang Reinhard

Staat machen: Verfassungsgeschichte als Kulturgeschichte

Lutz Klinkhammer

Die Zivilisierung der Affekte. Kriminalitätsbekämpfung im Rheinland und in Piemont unter französischer Herrschaft 1798–1814

1999, 193 S. ISBN 3-486-56420-X

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1999:

Jan Assmann

Ägypten in der Gedächtnisgeschichte des Abendlandes

Thomas A. Brady

Ranke, Rom und die Reformation: Leopold von Rankes Entdeckung des Katholizismus

Harold James

Das Ende der Globalisierung: Lehren aus der Weltwirtschaftskrise

Christof Dipper

Helden überkreuz oder das Kreuz mit den Helden. Wie Deutsche und Italiener die Heroen der nationalen Einigung (der anderen) wahrnahmen.

Felicitas Schmieder

„... von etlichen geistlichen leyen“. Definitionen der Bürgerschaft im spätmittelalterlichen Frankfurt

2000, VI, 199 S., 7 Abb. ISBN 3-486-56492-7

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2000:

Winfried Schulze

Die Wahrnehmung von Zeit und Jahrhundertwenden

Frank Kolb

Von der Burg zur Polis

Akkulturation in einer kleinasiatischen „Provinz“

Hans Günter Hockerts

Nach der Verfolgung

Wiedergutmachung in Deutschland: Eine historische Bilanz 1945–2000

Frank-Rutger Hausmann

„Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“

Die ‚Deutschen Wissenschaftlichen Institute‘ (DWI) im Zweiten Weltkrieg (1940–1945)

Ulrike Freitag

Scheich oder Sultan – Stamm oder Staat?

Staatsbildung im Hadramaut (Jemen) im 19. und 20. Jahrhundert

2001, 250 S., 16 Abb. ISBN 3-486-56557-5

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2001:

Michael Stolleis

Das Auge des Gesetzes. Materialien zu einer neuzeitlichen Metapher

Wolfgang Hardtwig

Die Krise des Geschichtsbewußtseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus

Diethelm Klippel

Kant im Kontext. Der naturrechtliche Diskurs um 1800

Jürgen Reulecke

Neuer Mensch und neue Männlichkeit.

Die „junge Generation“ im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

Peter Burschel

Paradiese der Gewalt. Martyrium, Imagination und die Metamorphosen des nachtridentinischen Heiligenhimmels

2002, VI, 219 S. ISBN 3-486-56641-5

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2002:

Wolfgang Reinhard

Geschichte als Delegation

Jürgen Trabant

Sprache der Geschichte

Marie-Luise Recker

„Es braucht nicht niederreißende Polemik, sondern aufbauende Tat.“

Zur Parlamentskultur der Bundesrepublik Deutschland

Helmut Altrichter

War der Zerfall der Sowjetunion vorauszusehen?

Andreas Rödter

„Durchbruch in Kaukasus“? Die deutsche Wiedervereinigung und die Zeitgeschichtsschreibung

2003, VI, 179 S., 2 Abb. ISBN 3-486-56736-5